Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Hundertsiebenter Band.

Mit den Portraits von:
Hermann Stehr, Clara Viebig, Jakob Wassermann, radirt von
Johann Lindner in München.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 107. Bandes.

Oktober — November — December.

1903.

Inhalt des 107. Bandes.

Mit den Portraits von:
Hermann Stehr, Clara Viebig, Jakob Wassermann.
radirt von Johann Lindner in München.





Preis pro Heft 2 M., pro Quartal (3 Hefte) 6 M.
pro Jahr (12 Hefte) 24 M. (Zeitungs-Preisliste Nr.



An unsere Abonnenten!



Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

können entweder in komplett **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrat reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band CVII (Oktober bis Dezember 1903), wie auch zu den früheren Bänden I—CVI stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Frankatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

.... Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI, LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX., LXXI., LXXII., LXXIII., LXXIV., LXXV., LXXVI., LXXVII., LXXVIII., LXXIX., LXXX., LXXXI., LXXXII., LXXXIII., LXXXIV., LXXXV., LXXXVI., LXXXVII., LXXXVIII., LXXXIX., XC., XCI., XCII., XCIII., XCIV., XCV., XCVI., XCVII., XCVIII., IC., C., CI., CII., CIII, CIV, CV, CVI., CVII.

elegant broschirt zum Preise von *M.* 6.— pro Band (= 3 Hefte)
fein gebunden zum Preise von *M.* 8.— pro Band.

.... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 236, 237, 238, 239, 240, 241, 242, 243, 244, 245, 246, 247, 248, 249, 250, 251, 252, 253, 254, 255, 256, 257, 258, 259, 260, 261, 262, 263, 264, 265, 266, 267, 268, 269, 270, 271, 272, 273, 274, 275, 276, 277, 278, 279, 280, 281, 282, 283, 284, 285, 286, 287, 288, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 295, 296, 297, 298, 299, 300, 301, 302, 303, 304, 305, 306, 307, 308, 309, 310, 311, 312, 313, 314, 315, 316, 317, 318, 319, 320.

zum Preise von *M.* 2.— pro Heft.

Einbanddecke zu Bd. CVII. (Oktober bis Dezember 1903).

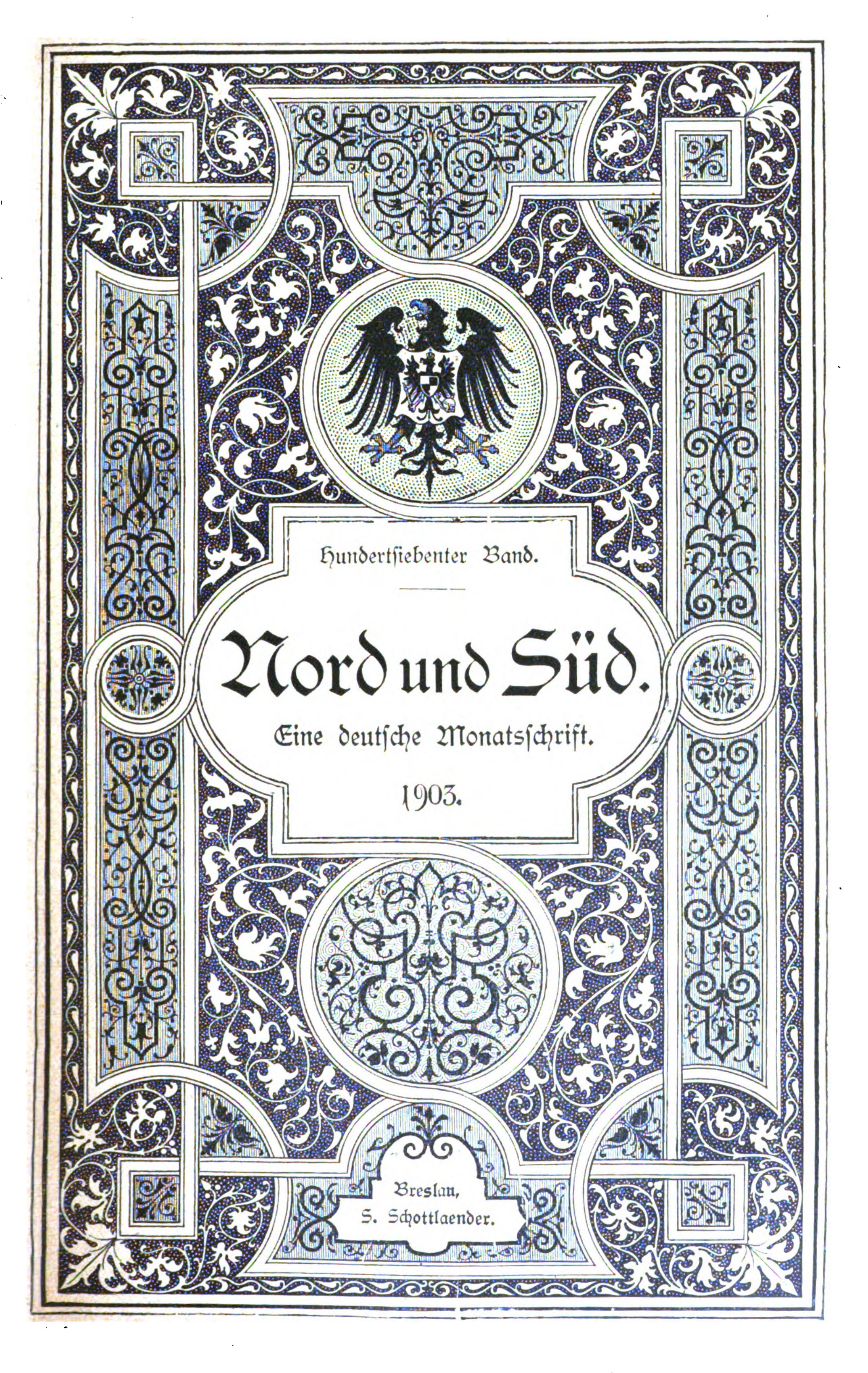
.... Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII.. XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX., LXXI., LXXII., LXXIII., LXXIV., LXXV., LXXVI., LXXVII., LXXVIII., LXXIX., LXXX., LXXXI., LXXXII., LXXXIII., LXXXIV., LXXXV., LXXXVI., LXXXVII., LXXXVIII., LXXXIX., XC., XCI., XCII., XCIII., XCIV., XCV., XCVI., XCVII., XCVIII., IC., C., CI., CII, CIII, CIV, CV, CVI.

zum Preise von *M.* 1.50 pro Decke.

Wohnung: .... Name: ....

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.



Hundertsiebenter Band.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
1903.
Breslau,
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

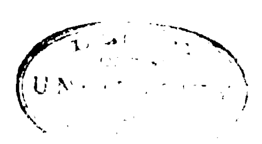
Paul Lindau.

CVII. Band. — Oktober 1903. — Heft 319.

Mit einem Portrait in Radirung: Hermann Stehr.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Oktober 1903.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Hermann Stehr.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.



Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.





Der Maler.

Novelle.

Von

Hellmuth Mielke.

— Barmen. —

Durch die Räume des Kunstsalons wandernd, war er schon müde und abgespannt von dem vielen Sehen geworden. Die Reise nach dem Norden, die er jetzt in den Schulferien angetreten, hatte ihn auf der Rückfahrt über die Reichshauptstadt geführt, der er Jahre lang fern geblieben war. Auf der großen Tour durch die Sehenswürdigkeiten des Berliner Lebens war er nun durch seine Wißbegierde verleitet worden, auch einen der öffentlichen Märkte zu besuchen, wo er die Wunder und Wunderlichkeiten der neuesten „Kunstmode" studiren konnte, von denen er in seiner kleinen Heimatstadt hinten in der Provinz in den großen Tagesblättern so oft gelesen hatte.

Im Anfang hatten ihn die stilistischen Kapriolen und die Farbenzusammenstellungen dieser secessionistischen Kunstwerke in Staunen versetzt, dann hatte er sich geärgert, halb über sich, daß er hierher gekommen, und halb über das, was seine Augen sahen und nicht begreifen konnten, und schließlich flimmerte und tanzte der ganze Secessions-Farbenzauber wie ein Haufen zuckender Sonnenflecken vor seinen Blicken, daß er verzweiflungsvoll sich nach irgend einem dunklen Gegenstand umsah, um seinen ermüdeten Sehnerven eine Erholung zu gönnen.

Dabei fiel sein Blick auf ein groteskes Etwas, das in einer Ecke, nur matt von dem Licht des Vormittags beleuchtet, an der Wand aufgehängt war, und so abgespannt er war, dieses Etwas gab seiner Aufmerksamkeit einen neuen Ruck. Er riß ordentlich weit die Augen auf — ein so seltsames Bild war es.

Eigentlich nicht ein Bild, sondern deren drei, von einem kolossalen geschnitzten, holzbraunen Rahmen gemeinsam eingeschlossen und durch zwei schmale Leisten getrennt. Mitten aus der oberen Rahmenleiste sprang in plastischer Holzarbeit ein gelblicher Bonzenkopf hervor, nach unten hin sich zu einer Büste mit zwei kleinen Händen erweiternd, die über den Rahmen hinausragten und sich wie segnend über das Gemälde breiteten.

Er hätte beinahe laut gelacht, als er diesen Kopf sah, der mit seinen geschlitzten Augen den Eindruck machte, als sei er zur Bewachung des Bildes bestellt und über diesem ermüdenden Amt wider Willen im Einschlafen begriffen.

Dann versuchte er die Bilder selbst in Augenschein zu nehmen. Weiße, rote und blaue Blumen verschlangen sich hier und da zu einem bunten, kaleidoskopartigen Durcheinander, so daß es schwer war, außer ihnen auf dem Gemälde noch etwas Anderes zu erkennen. Aber soviel sah er doch sogleich, daß der Maler hier nicht allein auf ein Blumenstück ausgegangen war; es gab auch Bäume auf diesen Bildern, und ihnen sollten augenscheinlich die Blumen angehören, und wiederum zeigten sich zwischen den Bäumen auch schemenhafte Figuren, die irgend etwas vorstellen und bedeuten sollten.

Dennoch wollte er schon auf ein weiteres Studium der Schönheiten und des Sinnes dieses absonderlichen Gemäldes verzichten, als ihm auf dem weißen Zettel der Name des Malers auffiel: Gustav Bendler, Berlin. Er spürte ein neues Zucken der Ueberraschung durch seine Nerven. Sollte der es sein — sein Jugendgenosse und Jugendfreund?

Lange war es her, daß sie zusammen die Schulbank gedrückt hatten. Was war nicht seitdem Alles geschehen? — Und in trüber Erinnerung an die Vergangenheit fühlte er, wie seine tiefste Lebenswunde wieder leise zu bluten begann.

Das war ja vorbei, auf ewig vorbei! Warum sich nur immer wieder an das herbe Leid mahnen?

Er sagte es sich selbst und in der Mischung von schmerzlicher Erinnerung und neugieriger Anteilnahme wandte er sich wieder der Betrachtung dieser Bilder zu, um ihren Charakter und Sinn zu enträtseln.

Das zur Linken sollte wohl einen Garten vorstellen. Von dem Blumengeranke hob sich die aufrechte, knallrote Gestalt eines Jünglings ab, den ein Greis im weißen Gewande demütig ansprach. Neben dem Jüngling auf der andern Seite zeigte sich in gelber Kutte ein kahlgeschorener Mann und deutete auf einen grünlich schimmernden Leichnam an der Erde und auf eine in sich gesunkene jammernde Gestalt, bei der nicht zu erkennen war, ob sie Mann oder Weib sein sollte.

In noch grelleren Farben bei kaum deutlicherer Zeichnung der Umrisse erschien das Mittelgemälde. In der blumenreichen Landschaft saß ein Jüngling in gelblicher Tracht vor einer Höhle, den Kopf gesenkt in tiefem Sinnen, ohne Obacht zu geben auf drei nackte weibliche Schönheiten, die

ihre Hände nach ihm reckten, während ein fratzenhafter, scheußlicher Dämon ihm die Hand auf die Schulter legte und grinsend auf die drei Holden oder Unholden wies. Im Hintergrund dieser Scenerie gab es sogar dickes, schwarzes Gewölk, von einem flammenden Blitzstrahl geteilt. Pahl mußte an die Versuchung des heiligen Antonius denken, mit welcher das Motiv eine gewisse Aehnlichkeit haben konnte, nur daß der Jüngling ihn nicht an den Wüstenheiligen und sein graues Haupt erinnerte.

Das dritte Bild war wiederum einfacher gehalten, und indem Pahl sich darin vertiefte, vermochte er nicht, sich ganz dem eigenartigen idyllischen Reiz dieser Landschaft zu entziehen, die merklich abstach von der nervösen, grotesken Phantastik der beiden andern. Ein starker, breitästiger Baum breitete sich in der sanften Abendluft aus; er übergoß mit seinen zahllosen wie kleine Lichtkelche glühenden Blüten die Gestalt eines unter ihm sitzenden gereiften Mannes wie mit einem purpurnen Hauch der Verklärung. Seitwärts von dieser Figur standen vier andere Männer mehr in zerstreuter Beleuchtung. In dem Bilde lag Stimmung, die Stimmung eines schweren, sommerlichen Abendfriedens, der noch mit dem Ueberrest der Tageshitze drückt.

So viel erriet der Gymnasiallehrer in dem Beschauer, daß der Bonzenkopf des Rahmens den Buddha Indiens darstellen und daß folgerichtig die drei Bilder Scenen aus Buddhas Leben wiedergeben mußten. Eine weitere Erläuterung suchte er vergebens; sie blieb dem Wissen des Publikums überlassen.

Indessen entdeckte er in dem Rahmen doch noch etwas wie eine Umschrift. Mühsam entzifferte er die schmalen schwarz eingetragenen Majuskeln, die sich zu einem Sinnspruch zu formen schienen.

„Alles Entstandene ist vergänglich; strebt nach der Erlösung ohn' Unterlaß!"

So lautete die Umschrift — sie konnte nichts Anderes sein, als eine Lehre des indischen Religionsstifters, und der Maler hatte sie seinem Bilde eingefügt, wobei es ungewiß war, ob als Charakteristik seines Helden oder als eine Mahnung an Alle, die es betrachteten.

Sollte das wirklich Gustav Bendler, sein Freund Gustav gemalt haben? Dann mußte er sich sehr verändert haben.

Es war ihm nur erinnerlich, daß Gustav Bendler sich als Portraitmaler einen Ruf erworben hatte. In Kunstberichten hatte er früher gelesen, wie die Damenbildnisse seines Jugendfreundes als Muster einer feinen, eleganten Technik herausgestrichen wurden, und er hatte sich jedesmal gefreut, wenn er den Namen des Schulkameraden so rühmend erwähnt fand. Aber er erinnerte sich auch, daß dies seit Längerem nicht mehr der Fall gewesen war. Weiter wußte er nichts mehr von ihm seit dem Tage des Abiturientenexamens, an welchem das Leben ihnen Beiden verschiedene Wege zeigte, die sie zu wandeln hatten.

„Eheu Postume, Postume, fugaces labuntur anni!“ Das Horazische Citat glitt ihm durch den Sinn. Zwanzig Jahre waren seitdem vergangen, mehr als zwanzig, sie hatten wohl Beide ihre Schicksale gehabt, ohne daß der Eine von dem Andern viel wußte. Während der Philologe auf kleinen Universitäten studirte, ging der Maler nach Düsseldorf, München und Berlin. In den Ferien sah man sich nicht wieder, da Gustav keine Eltern mehr, sondern nur noch einen Vormund hatte; zwischen den Beiden bestanden nicht die besten Beziehungen; so blieb der Maler stets da, wo er war, und mied die Heimat. Nur Postkarten hatten sie sich gelegentlich geschrieben mit fidelen Biergrüßen, bald aber hörten auch die auf. Der Eine machte sein Examen, wurde Lehrer in einer kleinen Stadt und nahm ein Weib, das ihm ein Kind schenkte, um danach im Schoße kleinstädtischen Wohlbehagens und Glückes Weib und Kind wieder zu verlieren, ein Mann, den die Hand des Schicksals schwer schlug, so daß ihm das Leben für immer zum Leid und zur Last geworden zu sein schien und sein schmerzvoller Blick die Sonne bisweilen fragte, warum sie ihm überhaupt noch aufgehe. Der Andere war ein Maler geworden, von dem die großstädtische Welt sprach als einem berufenen Künstler; von seinen sonstigen Erlebnissen wußte sie jedoch nichts in die kleine Provinzialstadt zu melden. Die einstigen freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Knaben und Jünglingen hatte die Zeit zerrissen, als Männer waren sie einander fremd geworden.

Und Pahl dachte der schönen Jugendzeit, ihrer gemeinsamen Streiche, bei denen der tolle, lustige Freund gewöhnlich Erfinder und Anführer gewesen war, er dachte an die lateinischen Aufsätze und die griechischen Exercitien, die er für den Anderen gemacht, der Alles eher gewesen war als ein fleißiger Schüler. Er sah den alten weißbärtigen Ordinarius der Prima, wie er verzweiflungsvoll über irgend eine unmögliche Konstruktion des Freundes in der Lateinstunde die Hände emporstreckend mit seiner dünnen Stimme quiekte: „Sie Nagel zu meinem Sarge!“ Es hatten sich gar manche Nägel zu dem Sarge gefunden, in welchem sie den alten Lehrer schließlich begruben, daß ihre Zahl wohl nicht zu zählen gewesen wäre; hätte er, der getreue, gottesfürchtige Christ und Pädagoge aber diese gemalte Buddha-Verherrlichung des ehemaligen räudigen Schafes Gustav Bendler noch erlebt, er hätte darin keinen imaginären Sargnagel, sondern einen wirklichen Stoß in sein gutes, wackeres Lehrerherz empfunden.

Ein melancholisches Lächeln ging bei dem Gedanken durch die Seele des Beschauers. Was weiß der Mensch, wenn er seinen Weg beginnt, wohin ihn dieser führt?

Also Gustav Bendler war bei der Secession und beim Buddhismus angelangt!

Wenn es wirklich Gustav Bendler, sein Jugendfreund war! — Der Name Bendler war am Ende nicht so selten, und auf die Art und Manier des geleckt-sauberen Portraitisten, von der die Zeitungen geschrieben hatten,

deutete diese hastig nervös hingeworfene Pinselei kaum. Vielleicht gab es zwei Künstler desselben Namens.

Sein Interesse für den Jugendfreund war so rege geworden, daß er sich nicht enthalten konnte, als er jetzt dem Ausgang des Kunstsalons sich zuwandte, zuvor im Bureau Erkundigungen über den Maler des wunderlichen Triptichons einzuziehen. Ein schwarzbärtiger eleganter Herr gab ihm auf seine Fragen bereitwillig Auskunft.

Das Bild solle 4000 Mark kosten, natürlich sei es nur für einen Liebhaber geeignet, aber Gustav Bendler habe immer noch — auf dieses „immer noch" legte sich ein gewisser Nachdruck — einen sehr guten Ruf, trotz oder auch vielleicht gerade wegen seiner Absonderlichkeiten, in die er sich neuerdings verloren.

„Ist es etwa der bekannte Portraitmaler?" fragte Pahl. „Seine Damenportraits waren, soviel ich weiß, früher sehr geschätzt."

„Derselbe. Nur malt er schon seit einigen Jahren keine Damenportraits mehr."

Der schwarzbärtige Bureauherr schien dabei leise zu lächeln, wie dem Gymnasiallehrer auffiel. Doch widerstrebte es ihm, müßige Neugier an den Tag zu legen, und indem er bemerkte, daß er den Maler persönlich kenne und ihn gegenwärtig bei seinem Berliner Besuch gern sprechen möchte, fragte er nach der Adresse Bendlers, die ihm der Andere, nachdem er ein dickes Buch aufgeschlagen, ohne Zögern und in liebenswürdiger Weise mitteilte. Es sei garnicht weit von dem Kunstsalon, in der Nähe des Potsdamer Bahnhofes; wann der Künstler aber zu Hause anzutreffen sei, darüber vermöge Niemand etwas zu sagen. Und ein leicht ironisches Achselzucken begleitete wiederum diese Angabe.

Pahl dankte und wurde mit einer kurzen, höflichen Verbeugung entlassen. Als er draußen im Geschwirr und Gewoge des Verkehrs stand, der den langen Straßenzug der Potsdamer- und Leizigerstraße erfüllte, wirkten der helle graue Ton der Häuserreihen und die frische Luft fast wohltuend auf seine überreizten Augennerven. Er hatte von all den Bildern, die er gesehen, kaum noch bestimmte Erinnerungen, nur der schläfrige Buddhakopf in seiner grotesken Eigenart tauchte deutlich in seinem Gedächtniß wieder auf, als hätte das kleine Scheusal sich darin am tiefsten eingegraben.

Er schwankte jetzt, ob er den Jugendfreund wirklich aufsuchen sollte. Unschlüssig erinnerte er sich, daß es wohl Zeit sei, seinen leiblichen Menschen etwas zu restauriren, da die Mittagsstunde schon ziemlich vorgerückt war, und so trat er in ein nahes Weinrestaurant und bestellte sich dort beim Kellner, der eilfertig auf ihn zugesprungen kam, etwas zu essen und zu trinken.

Während er sich erfrischte, dachte er nach. Für den Nachmittag hatte er eigentlich, da es ein schöner, warmer Sommertag war, einen Ausflug

in die Umgegend vorgesehen, ganz allein und auf eigene Faust. Es wäre ihm auch nicht lieb gewesen, in mehr oder weniger gleichgiltiger Gesellschaft seine Exkurse in und um Berlin zu unternehmen. Er fühlte sich immer allein am wohlsten, und seine aus tiefem Leid erwachsene Scheu vor den Menschen hatte sich in dem Trubel der Weltstadt, wie er sich selbst bekannte, nur darum etwas gelegt, weil er sicher war, daß hier nicht wie in seiner Heimatstadt die Straße sich mit seiner Person beschäftigte. Hier konnte er sich in das dichteste Menschengedränge wagen, ohne Furcht, von einer bekannten Seele festgehalten zu werden; er sah kaum die Passanten, da er nur an die Dinge dachte, und wenn auch der Lärm und Trubel des Verkehrs ihm bisweilen auf die Nerven fielen, er hatte doch in dem großstädtischen Getriebe das wohlige und heilende Gefühl, dessen er sich auf seiner Nordlandsfahrt kaum in dem gleichen Maße hatte erfreuen können, wirklich einmal ganz allein und für sich zu sein.

Und darum zauderte er, den Jugendfreund aufzusuchen, dem er doch von seiner leidvollen Vergangenheit erzählen mußte und der bei allem Mitgefühl ihm doch seine Gesellschaft, wenn nicht gar die irgend welcher andern Personen aufdringen würde. Vielleicht war es doch besser, er ließ Jugendfreund Jugendfreund sein und nahm Berlin als das, was es ihm war, als einen ungeheuren Bildersaal, in welchem es nur ein ästhetisches und kein persönliches Interesse für ihn gab.

Als er sein Mahl beendet hatte, sah er nach der Uhr. Es war die zweite Mittagstunde und für den Ausflug bei der Hitze am Ende noch zu früh. Wenn er in einer halben Stunde diesen Besuch nun doch wagte — er brauchte sich ja nicht lange aufzuhalten. Nur sich wiedersehen und ein paar Worte freundschaftlicher Erinnerungen austauschen, um zu erfahren, wie es dem Freunde überhaupt ging. Er konnte ja jeden Augenblick unter irgend einem Vorwand sich frei machen. Nur daß die Unlust, sein Leid in ein fremdes Haus zu tragen, seinen Entschluß doch wieder lähmte. Nein, er wollte lieber verzichten.

Er stand auf und rief den Kellner, um zu zahlen. Draußen schlenderte er die Straße entlang in der Absicht, nach dem Bahnhof zu gehen. Er wußte nicht recht Bescheid und fragte einen Schutzmann, der ihm eine Schilderung des Weges gab, aber indem er der Weisung folgte, geriet er in allerlei Quer- und Nebenstraßen, die jener nicht genannt hatte, und auf einmal entdeckte sein suchender Blick auf dem blauen Schild an der Ecke den Straßennamen, welchen der Kunsthändler ihm genannt hatte. Er sah nach der Nummer, nur wenige Häuser weiter herauf, und er stand vor der Wohnung des Freundes.

Es mußte wohl doch Bestimmung sein, und seine Scheu und sein Schwanken unterlagen dieser Fügung des Zufalles.

Das Haus war abgeschlossen, aber auf das Ziehen des breiten Knopfes öffnete sich die Tür und ließ ihn ein. Er suchte noch im Flur

an der Wand nach dem stummen Portier, der nach Berliner Art Auskunft über die Mietsparteien enthält, als vom Hofe her ein älterer Mann mit schlurrendem Tritt nahte und ihn mißtrauisch musterte. Er war im bloßen Kopf und mit einer blauen Schürze angetan, die Pahl bereits als das Abzeichen der Cerberusse gewöhnlicher Mietshäuser kennen gelernt hatte.

„Herr Bendler wohnt hier im Haus? Wieviel Treppen?"

Auf diese Frage deutete der Mann mit der blauen Schürze nur stumm auf die links im Hausflur liegende, verschlossene Entreetür, ohne aber vom Platze zu weichen, als unterstände hier jeder Besuch seiner Kontrolle.

Auf dem Schild unter der Klingel las der Oberlehrer den Namen seines Freundes — im nächsten Augenblick läutete er.

Ein wenig beunruhigte es ihn doch, wie dies Wiedersehen ausfallen würde, am Ende konnte auch auf der Seite des Freundes die Freude recht gemischt sein.

Er vernahm ein Geräusch hinter der Tür, die im nächsten Augenblick zurückschlug. Aus dem Spalt hervor lugte der Kopf eines jungen Mädchens, und zwei blaue, schöne Augen richteten sich fragend auf den Besucher. Das einfache graue Kleid und die weiße Schürze konnten auf eine dienende Stellung des jungen Mädchens hinweisen, dennoch hatte der Oberlehrer sofort den Eindruck, daß keine Küchenfee vor ihm stehe.

„Ist Herr Bendler vielleicht zu Hause?" fragte er.

„Herr Bendler hält gerade Mittagsruhe. Könnten Sie nicht zu einer anderen Zeit wiederkommen?"

Ganz eigenartig und sonderbar berührte ihn der Klang dieser Stimme, daß er fast zusammenzuckte. Es war eine volle, trotz der dialektischen Färbung weiche Altstimme, die zu ihm sprach. Auf dem Gesicht des jungen Mädchens stand dabei ein freundliches Lächeln wie eine stille Bitte um Zustimmung. Er sah nun, daß es ein anmutiges, gesundes Gesicht war, mit einem runden hübschen Kinn, mit einem etwas breiten, aber roten Mund voll weißer Zähne und mit dunklen Brauen über den blauen Augen. Diese Brauen zogen sich bis fast zur Wurzel des geraden, kräftigen Näschens, über dem wie eine weiße Platte die breite, von braunen Löckchen umrahmte Stirn sich abhob.

Eine warme Ruhe und Klarheit und zugleich eine gewisse Bestimmtheit lag in dem Blick des Mädchens und zugleich nicht minder in ihrem Ton, der in ihm einen Nachhall seiner schmerzenreichen Vergangenheit wachgerufen hatte.

War es am Ende nur eine Selbsttäuschung?

Er sah sie wieder an, das Gesicht war ihm vollkommen fremd. Und die Augen seiner Frau waren ja nicht blau, sondern braun gewesen. Auch daran dachte er.

„Es wäre mir lieb, wenn ich Herrn Bendler jetzt sprechen könnte," sagte er wider Willen rasch. „Ich weiß sonst nicht, ob ich noch Gelegenheit haben werde, wieder vorzusprechen. Ich bin in Berlin nur auf der Durchreise, und da Herr Bendler ein Jugendfreund von mir ist, so möchte ich ihn gern begrüßen."

Gleichzeitig überreichte er ihr seine Karte. Sie nahm sie, ohne einen Blick darauf zu werfen.

„Wenn es so ist, wird es Herr Bendler wohl entschuldigen. Bitte sehr!"

Sie ließ ihm Platz zum Eintritt. In dem halbdunklen Raum stolperte er leicht.

„Es sind einige Stufen — geben Sie Acht!" warnte sie freundlich.

Er hob den Fuß und schritt an ihr vorüber, da sie ihn vorgehen ließ, und in dem schmalen, dunklen Durchgang des kleinen Treppenaufganges streifte sein Körper den ihrigen. Er hatte die unbestimmte Empfindung von etwas Weichem und Wohligem, mit dem er in Berührung komme, und er erschrak fast, als er spürte, daß diese Empfindung ihm wiederum die Vergangenheit zurückbrachte.

„Bitte, links!"

Sie öffnete eine Tür und hieß ihn eintreten. Dann neigte sie kurz den braunen Kopf.

„Ich werde Herrn Bendler benachrichtigen. Nehmen Sie gefälligst einen Augenblick Platz."

Ihre liebliche Erscheinung füllte einen Augenblick den Türrahmen, daß er sie jetzt im Fensterlicht des Zimmers noch einmal mustern konnte. Nein, ein Haus- oder Stubenmädchen war sie nicht. Vielleicht hätte sie die Tochter des Hauses sein können, wenn sie nicht von dem Maler wie einem Fremden gesprochen hätte.

Ehe er noch ihre Höflichkeit mit einem „Danke!" erwidern konnte, hatte das junge Mädchen die Tür hinter sich geschlossen und war verschwunden.

Er sah sich in dem salonartig eingerichteten Zimmer um, das außer einigen Oelgemälden an den Wänden nichts Künstlerisches zeigte. Aber es schimmerte und glänzte von Sauberkeit, so abgenutzt und von der Zeit mitgenommen die Möbel zum Teil bereits erschienen, daß hier unverkennbar eine weibliche Hand mit besonderem Eigensinn ihres Amtes walten mußte. Und zum ersten Mal kam ihm der Gedanke, daß sein Jugendfreund verheiratet sein könnte. Es war ihm selbst wunderbar, daß, was doch ganz natürlich schien, ihm nicht eher in den Sinn gefallen war.

Wer anders konnte denn das junge Mädchen sein als etwa eine Verwandte der Frau?

Er nahm die Bilder an der Wand in Augenschein. Es waren ein paar Landschaften und nicht von Bendler gemalt; nicht ein einziges trug

die Signatur des Freundes. Augenscheinlich waren es Widmungen von anderen Künstlern, und der Maler verschmähte es, in seinem Besuchszimmer mit Werken von der eigenen Hand zu prunken. Nicht einmal ein Porträt von sich hatte er hier aufgehängt, und die wenigen Photographieen, die zwischen den Bildern zerstreut hingen, zeigten Pahl völlig unbekannte Köpfe, sämmtlich männlichen Charakters, wahrscheinlich Abbilder der Stifter von den Oelgemälden, deren feinen, künstlerischen Wert auch er immer von Neuem bewunderte.

Bis er in dieser Betrachtung durch eine laute Stimme jählings unterbrochen wurde:

„Richard, Menschenskind — bist Du es wirklich?"

Und da schloß ihn auch schon ein hagerer, mittelgroßer Mann in seine Arme, ein Mann, den er nicht kannte und in dessen Gesicht er doch während des Händeschüttelns und Begrüßens die Züge des Jugendfreundes wiederfand. Und während sie Beide ganz nebensächliche Fragen mit einander austauschten, blickten sie sich immer wieder gegenseitig an.

„Janz noch der Alte!" schrie der Maler mit seiner lauten Stimme, deren Accent deutlich etwas von dem Berliner Dialekt angenommen hatte. „Wahrhaftig, beim Buddah! Janz noch der Alte."

„Bis auf mein angegrautes Haar," meinte Richard lächelnd.

„Ah, pah — schau mich an, Menschenskind. Die Weisheit kommt Einem mit den Jahren."

Und Richard sah die langen, weißen Fäden in dem Kinn- und Backenbart des Freundes, die überall verräterisch zwischen den braunen hervorschimmerten. Auch der war alt geworden, die Zeit blieb an Keinem stehen.

Was ihm aber noch mehr auffiel, waren die Falten in dem schmalen Gesicht des Andern, die schweren Schatten um die Augen, und vor Allem diese Augen selbst, die tief in ihren Höhlen lagen und deren Lider nervös zwinkerten und zuckten. Eine stete Unruhe schien überhaupt auf diesem Gesicht und in diesem Geist zu wohnen; alle Bewegungen des Malers waren heftig und unharmonisch, die Hände fuhren lebhaft durch die Luft, er bog und schaukelte den Oberkörper, während er sprach mit seinem forcirt lauten Organ, dessen Ton von den Wänden wieder zurückkam.

„Ja, mein alter Junge, die Welt da draußen hat schön an mir herumgekratzt," fuhr der Maler fort. „Aber nun komm, Du trinkst natürlich Kaffee mit mir. Ich wette, die Helene hat ihn bereits fertig. Die hext, Menschenskind!"

„Ich habe Dich leider in Deiner Mittagsruhe gestört," sagte Richard. „Die junge Dame wollte mich beinahe abweisen."

Ein heiteres, fast glückliches Lachen kam aus dem Mund des Malers.

„Ja, mein Schlaf ist ihr heilig. Aber nun komm, Menschenskind."

Er nahm ihn beim Arm und zog ihn durch die Seitentür, die er öffnete, in das Nebenzimmer.

Bei dem Eintritt der Beiden erhob sich am Fenster aus einem Schlummersessel eine ältere Dame, die hier still vor sich hingenickt haben mochte, und blickte etwas blöde und verwundert ihnen entgegen.

„Das ist Tante Schöllchen, Leiterin meines Hausstandes,“ sagte Gustav, der Maler, in seiner burschikosen Manier, und da er sah, wie der Oberlehrer sich verneigte und etwas sagen wollte, fügte er hinzu: „Bemühe Dich nicht, Menschenskind — die Alte ist so gut wie taubstumm.“

Er selbst trat an die Person heran, die still und steif aufrecht dastand, und während er auf Richard und dann auf sich deutete, schrie er ihr mit voller Lunge in's Ohr: „Gut Freund!“

Das ältere Wesen lächelte nun freundlich wie zum Zeichen, daß sie es verstanden habe, und reichte Richard die Hand, freilich nicht ohne ihn mit ihren großen, starren Augen dabei mißtrauisch zu mustern, sodaß ihm unwillkürlich der Cerberus vom Korridor wieder einfiel.

„Tante Schöllchen — Kaffee!“ kommandirte der Maler und führte dabei mit den Händen eine heftige Gestikulation aus, die der Tante seinen Wunsch verdeutlichen sollte.

„Gleich — Helene bringen!“

Unartikulirt und stammelnd brachte sie die Laute vor, während das freundliche Lächeln auf einen Augenblick aus ihrem Gesicht verschwand. Dann lächelte sie wieder, nickte und verließ das Zimmer, worauf man nebenan ein lautes Hundegekläff vernahm.

„Jolly hat auch ausgeschlafen und begrüßt seine Herrin!“ erläuterte der Maler den Vorgang. „Aber nun, Menschenskind, setze Dich.“ Er stellte eilfertig ein paar Stühle an den Tisch, über welchem eine rote, etwas verschossene Sammetdecke mit einem gestickten Läufer lag. „Und erzähle 'mal, wie geht's Dir, was machst Du? Bist Du schon Oberschulrat, oder wirst Du es nächstens? Daß Du mich aber einmal aufsuchst — beim Buddah! — das ist famos von Dir!“

„Dein Buddah-Bild ist so ziemlich die Veranlassung gewesen,“ sagte Pahl ehrlich, „Ich sah es in der Ausstellung. Du malst ja merkwürdige Bilder jetzt.“

„Bist Du denn d'raus klug geworden?“

„Offen gestanden — nicht ganz. Es sind doch Scenen aus Buddhas Leben?“

„Na weeßte —“ bisweilen flocht der Maler, wie es schien, mit absichtlicher Vorliebe einen Ausdruck des Berliner Dialekts in seine Rede — „als Schulmeister bist Du wirklich nicht ganz verständnißlos.“ Und den Ton wechselnd, mit fast feierlichen Handbewegungen fuhr Gustav fort: „Das Bild ist ein Altarbild zu Ehren des Buddha. In drei Scenen verherrlicht es sein Leben. In der ersten zeige ich, wie Prinz Siddháto — das ist nämlich der Buddha — durch einen Greis, einen Leichnam und

einen Asketen zur Erkenntniß von der Nichtigkeit und Vergänglichkeit der Welt gebracht wird. In der zweiten Scene schildere ich seine Versuchung durch Maro, den Fürsten der Welt, der über alle Leidenschaften herrscht und sie auf den Menschen loshetzt, und die dritte stellt seinen Tod inmitten seiner Jünger dar. Alles Entstandene ist vergänglich; strebt nach Erlösung ohne Unterlaß! Buddha, Buddha, Du weißt es! Stimmt, sage ich!"

Er schrie die letzten Worte wieder und schlug mit der Hand heftig auf die Tischdecke, als wollte er jeden Widerspruch unterdrücken. Das Feierliche, Komische und Ironische in seinem Wesen lief dabei so grotesk in einander, daß Richard sich wunderlich berührt fühlte. Aber er hatte doch den Eindruck, als könnte es dem Maler mit seinen Aeußerungen nicht ganz ernst sein. Er erwiderte Einiges, was er vom Buddhismus wußte, und leugnete nicht die eigenartige Weltauffassung dieser asiatischen Religion.

„Aber es ist keine Religion für uns Europäer — diese Lehre der klösterlich-weltentsagenden Lebensverneinung!" meinte er. „Sie ist aus einem träumerischen, tatenarmen Volk hervorgegangen, das sich in der Welt fremd fühlt, in der es doch seine Heimat sehen und lieben sollte. Gewiß, das Leben ist reich an Leiden und Schmerzen, — wenn Einer es weiß, so weiß ich es," — er sagte es mit kaum verhaltener Bewegung — „aber nicht dadurch überwinden wir das Leid, daß wir uns ganz vom Leben lossagen, obwohl eine Zeit innerer und äußerer Einsamkeit gut zur Heilung ist, was ich gewiß nicht leugnen will, — sondern nur dadurch, daß wir —"

Aber der Maler unterbrach ihn hier mit lebhaftem Protest.

„Hör' auf, Menschenskind, ich weiß — Deine Melodie, die Du mir vorleiern willst. Bah, Du redest eben — nimm's nicht übel — wie ein Schulmeister. Na, sei nicht empfindlich. Dein Recept kenn' ich. Arbeite, schufte Dich ab — nicht wahr, damit heilt man sich, das schafft die Erlösung? Menschenskind, das ist die Wundersalbe für Holzhacker, aber nicht für Menschen wie unsereins, für Künstler. Ach, wenn Du wüßtest, wie Buddha auf mich eingewirkt hat, wie es Licht in mir geworden und doch die Nacht noch nicht vertrieben ist, wie der in mir, der noch immer in mir tätig ist, der Andere, den man nicht los wird."

Er flüsterte die letzten Worte fast und sah mit stieren Augen vor sich hin. Die ganze Nervosität und Erregtheit seines Wesens schien sich plötzlich in dumpfe Lethargie zu verwandeln, als machte sich in seinem Gemüt ein schwerer, unheimlicher Druck fühlbar, dem er widerstandslos verfallen sei.

Richard wußte nicht, was er sagen sollte. Die Derbheit des Freundes hatte ihn erst verletzt, der Umschlag in die Melancholie beunruhigte ihn. Er saß schweigend da, bis der Andere aus seiner Stimmung wieder auftauchte und unvermittelt fragte:

„Sag' mal — bist Du eigentlich verheiratet?"

„Ich war es!“ versetzte Richard, und mit etwas schwerer Zunge fügte er hinzu: „Seit zwei Jahren bin ich Wittwer. Frau und Kind sind mir gestorben.“

„Armer Kerl!“ sagte der Maler, ihm die Hand reichend. Er fragte nichts weiter, aber dies schweigende Gefühl der Teilnahme tat Richard wohl.

Die taube Frau Schöllchen erschien in diesem Augenblick wieder, um den Kaffeetisch zurechtzumachen. Sie nahm Decke und Läufer ab, holte ein weißes Tischtuch herbei und klapperte eifrig mit Kaffeetassen.

„Und Du, Gustav?“

„Ich?“ Der Maler machte eine seiner heftigen Handbewegungen.

„Ich sah mich schon um, ob nicht irgend ein weibliches Porträt hinge, das Deine Gattin vorstellen könnte,“ sagte der Oberlehrer. „Aber weder nebenan noch hier ein einziges Frauenbildniß. Und wie ich gehört und öfter gelesen habe, hattest Du ja als Damenmaler einen besonderen Ruf.“

„Ja, ich war mal so ein geleckter Salonschmierfink und strich das sogenannte Ewig-Weibliche heraus. Bis mir das Alles zum Ekel wurde — das glatte Pinseln und die Weiber. Pfui! Wie sagte unser alter Professor in der Prima: diem et oleum perdidi! Nur die Weiber sind daran schuld, daß ich nicht geworden bin, was ich hätte werden müssen.“

„So bist Du ein Weiberfeind geworden?“ Und ein schmerzliches Lächeln ging über Richards Lippen.

Aber er erschrak fast, als er die Frage geäußert hatte, denn mit einem Male brach der Maler in nervöser Erregtheit los. Eine Flut drastischer Schimpfwörter auf das weibliche Geschlecht strömte aus seinem Munde, dabei lachte er in höhnisch-sarkastischer Weise und fuchtelte mit den Händen durch die Luft. Die ordinärsten Ausdrücke, die der Berliner Jargon nur kannte, häufte er zusammen, und er kümmerte sich dabei nicht im Geringsten um die Beschwichtigungsversuche und die Zwischenreden des Jugendfreundes. Vom Stuhl aufgesprungen, lief er im Zimmer umher und schimpfte weiter, als hätte er halb den Verstand eingebüßt — Alles in Gegenwart der unbekümmert wirtschaftenden Frau Schöllchen, deren Taubheit es ihm freilich erlaubte, keine Rücksicht zu nehmen.

Richard gab es auf, zu widersprechen. Kopfschüttelnd und entsetzt mochte er gar nicht mehr hören, was der Andere in seinem Sarkasmus durch einander schimpfte, als der Maler ebenso jäh abbrach und mitten im Satz verstummte.

Die Tür war aufgegangen, und das junge Mädchen, das Richard geöffnet hatte, kam herein, ein großes Präsentirbrett mit der Kaffeekanne tragend. Ihre Wangen waren leicht gerötet wie vom Maschinenfeuer, und indem Richard aufsprang, sah er in ihren Augen, die vordem so sicher und ruhig geblickt hatten, einen scheuen, fast ängstlichen Ausdruck. Einen Augen-

blick schien es sogar, als wollte sie an der Tür stehen bleiben und als traute sie sich gar nicht herein.

Es war Richard peinlich, zu denken, daß sie wider Willen vielleicht im Nebenraum etwas von dem schimpfenden Geschwätz des Malers gehört hätte, das ihr Geschlecht in Grund und Boden verdammte.

Da sah er Gustav wieder an. Das Gesicht des Malers, noch soeben in nervöser, zuckender Bewegung, hatte sich zu einem fast sonnigen Lächeln beruhigt, sein Blick hing an der jugendlich-anmutigen Erscheinung.

„Ah, Fräulein Helene!“ Es klang Richard fast wie ein Stoßseufzer innerer Befreiung, den der Freund da ausstieß. „Hurra, es giebt Kaffee! Na, um Euch vorzustellen — mein Jugendfreund und Pennalbruder — wissen Sie, was ein Pennalbruder ist, Fräulein Helene? — Oberlehrer Richard Pahl — Fräulein Sturen, die Nichte von Frau Schöllchen, unsrer Haustante.“

Der Oberlehrer verneigte sich leicht. Die blauen Augen des jungen Mädchens tauchten in die seinen, diesmal wieder ruhig und sicher, nur, wie ihm vorkam, mit einer leise forschenden Frage.

Man setzte sich zum Kaffee. Der Maler hatte sein früheres, burschikoses Wesen, das einen Zug von Gemütlichkeit tragen konnte, zurückgewonnen. Er sprach von der Vergangenheit ihrer Jugenderinnerungen, von den kleinen Abenteuern ihres früheren Schullebens, von dem alten Professor der Prima mit humoristischer Gesprächigkeit, wobei er oft laut und herzhaft lachte, wenn er irgend eine Schulhistorie zum Besten gab. Von seiner Laune angesteckt, half Richard öfter ein; es gab kleine Meinungsverschiedenheiten, da die Erinnerungen bisweilen von einander abwichen, und wohl auch einen kleinen Streit, den der Oberlehrer indessen geschickt nie aus seinem heiteren Gebiet herausgehen ließ.

Tante Schöllchen, die von Allem nichts hörte, sprach nichts, trank viel Kaffee und aß viel Kuchen, wobei sie jedoch nicht vergaß, sich um die Tassen der Herren zu kümmern. Helene unterstützte sie dabei und bediente die Tante selbst; nur selten mischte das junge Mädchen ein Wort in die Unterhaltung. Tat sie es, so war es freundlich und artig und mit jenem weichen Alt, der dem Ohr Richards immer wie eine süße, ferne Stimme der Vergangenheit erklang, so oft er ihn vernahm.

Der Maler hatte Cigarren herbeigebracht und paffte eine schwere Havanna mit unverkennbarem Behagen.

„Ja, beim Buddha — es war eine verdammt harmlose Zeit!“ schloß er eine neue Erinnerung aus den Schuljahren. „Menschenskind, Du warst doch ein guter, treuer Kerl! Meine Exercitien und Aufsätze wußten davon zu erzählen. Mit Deinem Geist habe ich mich allein durch das grauenhafte Abiturientenexamen hindurch gemogelt. O Jotte doch! Und ist es möglich, daß man sich so Jahre lang nicht wiedersehen kann! Warum hast Du mich früher nicht einmal aufgesucht?“

„Es machte sich nicht — wie's so kommt!"

„Ja, wie's so kommt. Was kommt Einem nicht Alles?" Und unvermittelt sprang der Maler wieder von dem Thema ab. „Wie lange bleibst Du noch in Berlin?"

„Vielleicht drei oder vier Tage. Ich möchte noch ein zweites Mal die Nationalgalerie und die Museen besuchen. Davon muß ich nachher lange zehren," versetzte der Oberlehrer. „In meinem kleinen Nest fristet die Kunst nur in Oeldruckblättern und Photographien ein sehr bescheidenes Dasein."

Der Maler zog bei der Erwähnung der Nationalgalerie ein Gesicht.

„Ich mag den ollen Kunstspeicher nicht leiden. Es ist ja besser geworden — na, Fräulein Helene hier schwärmt ja auch dafür. Kunst für Euch Beide."

„Sie waren wohl schon öfter in der Nationalgalerie, Fräulein?" richtete Richard an das junge Mädchen das Wort.

„Nur ein einziges Mal! Es war wunderschön — und ich möchte gern wohl wieder einmal dahin."

„So geht doch zusammen hin — morgen Vormittag oder Nachmittag!" schlug der Maler ohne Weiteres vor, und als ob er jeden Widerspruch von vornherein unterdrücken wollte, setzte er humoristisch hinzu: „Sie können ruhig mit meinem Freunde gehen, Fräulein Helene. Er ist völlig harmlos und außerdem so gelehrt, daß er Ihnen Alles viel schöner expliciren kann, als so ein Pinselfritze wie ich, der nur nach technischen Dingen guckt."

„Wenn Sie, mein Fräulein, sich meiner Führung anvertrauen wollen?" sagte Richard mit einem Blick auf das junge Mädchen, das ohne Ziererei freundlich nickte. „Aber vielleicht kommst Du auch mit, Gustav? Du als Fachmann könntest uns auf Manches aufmerksam machen, was ein Laie gewöhnlich übersieht."

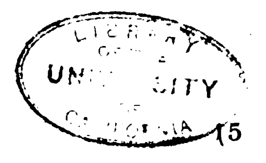
„Nee, nee, Kinder, geht nur alleine. Zum Marktausrufer bin ich nicht geeignet!" winkte Gustav ab. „Aber weeßte, Menschenskind, ein paar Pullen Rheinwein müssen wir mal nächstens miteinander zusammen ausstechen, da bin ich dabei."

„Erlaubt es denn Buddha? Ich denke, Buddha hat vor Allem Enthaltsamkeit gepredigt."

Der Maler lachte über den Scherz und fuhr mit der Hand über seinen Scheitel, an dem sich bereits eine kahle Platte auszubilden begann.

„Wir sind allzumal Sünder. Es wird wohl zu dem Uebrigen gehen. Ich bringe der Freundschaft ein Opfer."

Und es wurde danach verabredet, daß Richard das junge Mädchen am nächsten Tage Vormittags abholen sollte. Sein Hotel lag in der Nähe — am Leipziger Platz — sodaß er keinen großen Umweg zu machen hatte. Es gab danach noch ein kleines Gelächter, denn Helene bestand darauf,



vorher die Tante um Erlaubniß zu fragen; die Verständigung mit der alten Dame aber gelang zuerst nicht, da sie aus den Geberden und dem lauten Geschrei des Malers mißverständlich schloß, der fremde Herr wolle mit ihrer Nichte auf und davon gehen, und darüber ein äußerst verblüfftes Gesicht machte, bis man sie allmählich beruhigte.

* * *

Erst am Spätnachmittage verließ Richard die Wohnung des Jugendfreundes.

Der Maler hatte ihn für den Abend in eine größere Gesellschaft schleppen wollen, allein er hatte dankend abgelehnt mit der Begründung, daß er sich in einem solchen fremden Kreise nicht wohl fühlen würde; er hoffe vielmehr auf das gemütliche Zusammensein an einem der nächsten Abende.

Für den Ausflug war es nun doch zu spät geworden, und er nahm daher den Weg zu seinem Hotel. Er war in einer ganz eigenen Stimmung. Er bereute es nicht, den Jugendfreund aufgesucht zu haben, und er verstand es kaum noch, wie er sich vor diesem Besuch hatte fürchten können, hatte ihn doch dieses Wiedersehen aufrichtig erfreut. Alles, was ihn schmerzlich berühren konnte, hatte der Andere anzuschlagen taktvoll vermieden, und sie hatten nur in jenen harmlosen Erinnerungen der Schuljugend geschwelgt, die Beiden nicht wehe tun konnten.

Freilich, in mancher Beziehung war dies Wiedersehen doch anders ausgefallen, als er es sich vorgestellt hatte. So viel Jahre dazwischen lagen, die Veränderung, die mit dem Jugendfreund vor sich gegangen, war doch seltsam. Er schien ja ein vollkommen nervöser und zerfahrener Mensch geworden zu sein, selbst seine burschikose Gemütlichkeit hatte einen peinlichen Zug. Sein sprunghaftes Wesen, seine verworrenen Ideen und sein bitterer Sarkasmus deuteten darauf hin, daß auch er sein Schicksal gehabt haben müsse, das ihn zu Stunden an den Himmlischen und an den Menschen verzweifeln ließ. Was dies aber war, darüber hatte der Maler sich jede Andeutung versagt, nur daß Richard fühlte, daß auch Gustav ein unglücklicher Mensch geworden sei.

Und er dachte wieder der Jugendjahre, wo er zu dem Freunde trotz dessen geringem Schulwissen wie zu einem Genie aufgesehen hatte, dem als einem Sonnensohn dieser Erde Glück und Ruhm zufallen mußten.

Das Leben — das Leben! — Wie sehr hatte sie es Beide enttäuscht. —

Aber neben dem Bild des Freundes tauchte das anmutige Gesicht des jungen Mädchens mit den warmen, blauen Augen vor ihm auf, in denen so viel Güte, so viel Freundlichkeit und doch auch ruhige Entschiedenheit sich ausprägten. Und ihre Stimme sprach zu ihm, — ihre Stimme, der

Teuren, Unvergeßlichen, als hätte sie aus den Nebeln eines fernen Geisterreiches sich eine andere irdische Gestalt gesucht, um wieder mit dem geliebten Gatten zu reden.

Wie dies junge Mädchen in das Haus des Malers gekommen, hatte er nicht erfahren. Die taubstumme, alte Person war ihre Tante, die den Haushalt des Malers führte, der also unverheiratet war. Mehr wußte er nicht. —

Und plötzlich fiel ihm wieder der Blick des jungen Mädchens ein, als sie in das Zimmer getreten war, dieser scheue, furchtsame, fast ängstliche Blick, mit dem sie den Maler gestreift hatte, und die Umwandlung in den Zügen jenes — wie das nervöse Zucken sich in einem milden Lächeln beruhigte, und der erregte Mund, der soeben noch von grotesken Schimpfworten gegen das weibliche Geschlecht übersprudelte, ein heiteres Wort fand! Wie gutartig und freundlich hatte sich der Maler in ihrer Gegenwart am Tisch benommen, während sie für eine Hausgenossin merkwürdig zurückhaltend sich zeigte.

Das konnte auch nur Bescheidenheit gewesen sein, und alles Andere erklärte sich ebenso natürlich. Nur, daß ihre Stimme ihn immer wieder in die Vergangenheit zurückrief. So schwand auch ihr Bild den Abend über, den er still im Hotel mit der Ordnung seines Tagebuches verbrachte, ihm nicht aus dem Sinn.

Am anderen Vormittag zog er zur festgesetzten Zeit den Türknopf des Hauses. Am Eingang öffnete ihm diesmal nicht, wie er erwartet hatte, Helene, sondern die Tante, die, im Morgenrock und bänderreicher Haube, ihn unter allerlei gelallten Ausdrücken, von denen er nicht einen verstand, in die Wohnung einließ.

Er wollte in dem Besuchzimmer warten, aber die Tante winkte ihm, ihr zu folgen, wobei sie ihre unartikulirten Töne mit der freundlichsten Miene ausstieß. „Tommen — bitte — tommen!“ wiederholte sie wie ein kleines Kind, mit den grotesken Handbewegungen der Taubstummen. Aehnliche Bewegungen hatte, wie Richard auffiel, bisweilen auch der Maler; am Ende hatte er sie sich durch den Umgang mit der Person nur angewöhnt.

Sie führte ihn durch einen Gang in ein geräumiges Gemach, das sein Licht durch ein paar nach dem Garten hinaus liegende Fenster empfing. Auf den ersten Blick sah Richard, daß es das Atelier des Malers war, das man ihm gestern nicht gezeigt hatte und das jetzt um so mehr sein Interesse erregte.

Aber er konnte nicht lange Umschau halten, denn schon stand der Maler vor ihm und begrüßte ihn herzlich. Er hatte an einem mit Büchern und Blättern bedeckten Tisch gesessen und hielt noch den Zeichenstift in der Hand.

„Ich bin Dir dankbar, daß ich nun einmal Dein Atelier zu sehen bekomme," sagte Richard. „Zeig' mir doch, woran Du gerade arbeitest?"

Der Maler stieß ein kurzes, knurrendes Lachen aus.

„Schund ist's — nichts als Schund! Da!" er hielt ihm ein Blatt unter die Nase. „Rate, Menschenskind, was das ist?"

„Ich weiß nicht," versetzte Richard angesichts der krausen Linien, auf die sein Auge fiel, etwas verlegen.

„Entwurf zu einem Buchdeckel. Was, erhabene Idee? Bringt aber Geld, Menschenskind, für ein Prachtalbum bestimmt. O Jotte doch — meinst Du denn, ein Künstler brauchte keene Miete zu bezahlen. So was fabricir' ich nun dutzendweis wie der Bäcker die Semmeln. Wird auch so bezahlt."

Richard sah etwas erstaunt und zugleich verlegen um sich. Das Atelier entsprach nicht ganz den glänzenden Vorstellungen, die er sich von einem Berliner Künstlerheim gemacht hatte. Es war ungemein kahl. In zwei Ecken stand je eine Staffelei ohne Leinwand. An den Wänden waren einige große Skizzenblätter und ein paar Photographien aus Italien angebracht. Auf dem nur mit Linoleum belegten Fußboden trieb sich ein Haufen großer Papierrollen umher, zum Teil zerknüllt und fast sämmtlich beschmutzt.

Der Maler schien sich an der Verlegenheit des Anderen geradezu zu ergötzen.

„Nicht wahr, janz wie beim Buchbinder. Der Kleisterpott ist auch da!" Er wies auf das auf dem Tisch stehende Geschirr.

„Hast Du denn nicht etwas, was Du mir vorführen kannst. Du sollst doch so großartige Portraits gemalt haben."

„Die sind schon sämmtlich an den Mann oder besser an das Weib gebracht!" versetzte Gustav höhnisch. „Beim Buddha, ich bin froh darüber, daß ich dies Katzengeschlecht nicht mehr zu pinseln brauche."

Richard hatte sich gebückt und eine der umherliegenden Rollen aufgenommen und gradegebogen. Es war ein mit dem Zeichenstift ausgeführter Entwurf, wie es schien, zu einem Bilde. Allerlei Gestalten drängten sich darin in einem Chaos durcheinander; ein paar Köpfe erschienen ihm so wundervoll gezeichnet, daß er sie mit einem Ausruf der Ueberraschung betrachtete.

„Und was ist denn dies hier, Gustav? das ist ja brillant."

Mit einer heftigen Geberde riß ihm der Maler die Rolle aus der Hand, zerknitterte sie und schleuderte sie in eine Ecke.

„Miserabler Schund ist's, Menschenskind!" schrie er mit einer wahren Donnerstimme. „Schund, oder richtiger, eine Leiche. Lauter Leichen sind das da —" er fuhr mit dem Fuß jäh in den Rollen herum — „Leichen, nichts als Leichen, alle hingemordet, abgemurkst von mir. Ich hab' die ganze Gesellschaft abgeschlachtet, wie eine Mutter ihre Kinder umbringt." Er

lächelte ihn höhnisch an. „Bah, Du denkst gewiß, ich bin verrückt! Nee, Menschenskind, soweit sind wir noch nicht. Aber laß die Toten nur ruhig liegen, für ihr Leben giebt doch Keiner mehr zehn Pfennige. Das sollte mal was werden und ist nichts geworden. Warte, ich will Dir lieber was Anderes zeigen."

Er kramte in einem kleinen Schränkchen herum, das in einer Ecke aufgestellt war, besetzt mit einigen gleichgiltigen Gypsmodellen, und entfaltete gleich darauf vor Richards Blicken eine Leinwand.

Es war das Portrait des jungen Mädchens, in noch frischen, leuchtenden Farben, das Gesicht etwas von der Seite genommen, die blauen Augen schauten mild und gütig und doch mit einem leisen Anflug von Wehmut darein; die Züge trugen ein unverkennbar reiferes Gepräge als das Original. Die Hand des Malers hatte die etwas herbe Mädchenanmut in eine fast frauenhafte Weichheit verwandelt.

„O wie schön! — Das ist ja das Fräulein!" rief Richard aus.

„Ja, die Helene. – Das wäre am Ende noch ein Bild geworden."

„Aber es ist ja eins, Gustav."

„Es ist nicht fertig," versetzte der Maler rauh, „und es wird am Ende nie fertig werden."

„So mach Dich doch daran, es ist wundervoll, Gustav. Und diese Auffassung! — Ich weiß nicht — so merkwürdig. Woran erinnert es mich nur?"

Aber der Maler faßte den stillen Gedanken des Freundes anders auf.

„An eine barmherzige Samariterin, Menschenskind, so meinst Du es doch. Die könnte zu Jesu und Buddhas Füßen gesessen haben. Eine, die vom Erlöser den Segen des Erlösens empfangen hat."

Verwundert blickte Richard ihn an, es war etwas in den Worten des Malers, in ihrem Ton und Ausdruck, was fernab von seiner gewöhnlichen burschikosen Art lag — eine stille Feierlichkeit und Ruhe, als übe schon der Anblick des Bildes auf ihn einen besänftigenden Eindruck.

„Du solltest es vollenden," meinte er.

Gustav schüttelte den Kopf.

„Es wird doch nichts," sagte er mit einem stillen Seufzer. „Sie will mir nicht sitzen. O, eitel ist sie nicht, obgleich es sonst Alle sind."

„Und warum nicht?"

„Weiß ich's? Das Ding da habe ich aus dem Gedächtniß gemalt unter Anlehnung an eine Photographie, die mir die Tante gab. Nur ein einziges Mal hat sie stillgehalten, dann bat sie mich, davon Abstand zu nehmen. Es sei ihr zu komisch, sagte sie, so dazusitzen." Und der Maler lachte wieder sein lautes Lachen. „Zu komisch! Menschenskind, ist es zu begreifen? Und das bei mir, dem Gräfinnen und Millionärstöchter gesessen haben. Aber es ist so — ich fühle, ich weiß es: sie hat etwas gegen mich."

„Aber was sollte das Fräulein gegen Dich haben?"

Der Maler antwortete nicht, sondern rollte das Bild zusammen und warf es in das Schränkchen, das er hastig verschloß.

Richard wollte seine Frage wiederholen, als der Eintritt der Frau Schöllchen ihre Unterhaltung unterbrach. Die Taubstumme begann auf ihre Art ein Zwiegespräch mit dem Maler, worauf dieser sich an den Freund wandte.

„Fräulein Helene erwartet Dich, Menschenskind. Nun geh' und unterhalte das Mädchen. Ich denke, bei Tisch sehen wir uns hier wieder."

Richard wollte sein Ansuchen erneuern, daß er sie Beide begleiten sollte, aber der Maler wehrte ab.

„Nee, nee! In den ollen Kunstspeicher kriegt Ihr mich nicht. Außerdem muß ich meinen Buchdeckel fertig bauen. Erst das Geschäft und dann das Vergnügen, sagt der Berliner."

Im Vorderzimmer traf der Oberlehrer das junge Mädchen, zum Ausgang gerüstet, im grauen Jackett und einem schlichten Hütchen. Sie errötete leicht bei seiner Begrüßung, aber als sie draußen auf der Straße zusammengingen, war sie unbefangen und einfach wie am Tage zuvor. Und sein Ohr trank ihre Stimme wieder mit leisem Schauer.

Zugleich erfüllte ihn wohl die Begier, über sie und ihre Verhältnisse etwas Näheres zu erfahren. Aber er fürchtete, aufdringlich und taktlos zu erscheinen; das Leid seines Lebens hatte die Peinlichkeit seines Empfindens auch Andern gegenüber erhöht.

Und so sprachen sie nur wenig und ganz gleichgiltige Dinge, vom Wetter und vom Berliner Leben miteinander, ehe sie die Straßenbahn erreichten, die sie in die Nähe des Schlosses bringen sollte. Helene redete noch am meisten in ihrer ruhigen, verständigen Art, die indessen die Provinzialin nicht verleugnete, der das Berliner Treiben fremd war. Allein das stille Wesen des Begleiters wirkte zuletzt auch auf sie zurück, und als sie in der Straßenbahn zusammensaßen, schwiegen sie Beide.

Unter dem einförmigen, gleichmäßigen Geräusch der Fahrt überkam ihn wieder der alte Trübsinn, der stundenweise sein Naturell lähmen konnte, sodaß er Alles um sich vergaß — ein sonderbarer Zustand, gegen den er endlich angefangen hatte sich zu wehren, der aber immer noch mächtiger war als sein Wille. Er schrak fast wie aus einem Traume auf, als ihn auf einmal eine Hand berührte.

„Wir müssen hier aussteigen, Herr Oberlehrer."

„Ah so, entschuldigen Sie!"

Und indem er sich beeilte, aufzustehen, sah er Helenen an, die ihn auf diese Weise gleichsam wachgerüttelt hatte. Es hatte noch Zeit, den Blick ihrer Augen aufzufangen, mit dem sie ihn betrachtete, als ihre Hand sich leise auf seinen Arm legte. Ihm schien es, als läse dieser Blick in seinem Innern, aber es schimmerte noch etwas Anderes darin, worüber er sich

nicht recht klar war, bis ihm plötzlich das Bild Gustavs einfiel, das er vor Kurzem besehen hatte.

Das war der teilnahmsvoll wehmütige Blick ganz wie auf dem Bilde! Der Blick der Samariterin, die zu Jesu Füßen gesessen, wie der Maler in seiner barocken Art sagte, die vom Erlöser den Segen des Erlösens empfangen hatte. Und wie eine niederdrückende Blutwelle stieg es in ihm auf: am Ende bemitleidet sie dich!

Wie es um ihn stand, konnte sie ja bereits von Gustav erfahren haben. Diese Scheu vor fremder Teilnahme, die ihn menschenfremd und einsam gemacht hatte, regte den Geist des Widerstrebens in ihm wieder an, und er zeigte mit einer bestimmten Absichtlichkeit dem jungen Mädchen sein kühles, fast pedantisch-hochmütiges Schulmeisterbewußtsein.

So sprach er denn, während sie den Neptunbrunnen und das Kaiserdenkmal besichtigten, zu ihr herablassend wie zu einem kleinen Kinde. Sie selbst, die ihre heitere Freundlichkeit wieder angenommen hatte, nahm das ruhig hin, nur einmal, als er sie darüber belehren wollte, in welchem Verwandtschaftsgrade Kaiser Wilhelm I. zu Friedrich dem Großen gestanden habe, sagte sie lächelnd:

„Ich weiß es noch von der Töchterschule her, Herr Oberlehrer."

„Nun, wenn Sie es wissen, — um so besser!" Es klang unfreundlich, was er antwortete, und nun ärgerte er sich wieder, ihr unhöflich vorzukommen.

Aber seinen Schulmeisterton legte er darum doch nicht ab; er wurde nur wortkarger, und als sie die Nationalgalerie betreten hatten, ging er schweigend von Bild zu Bild.

Sie hatte keine Ahnung, daß ihr Mitgefühl sein Gemüt gereizt haben könnte, und nahm seine Schweigsamkeit für den Nachhall seiner trüben Stimmung. Und hiernach geschah das Ueberraschende, daß sie, anstatt ihn zu fragen, ihn plötzlich vielmehr auf dies und jenes aufmerksam machte, was er, wie er sich im Stillen bekannte, ganz übersehen hatte.

Das verblüffte ihn so, daß er zuletzt sich nicht enthalten konnte, zu sagen:

„Aber Sie kennen das ja Alles besser als ich, Fräulein!"

„Sie vergessen, Herr Oberlehrer, daß Herr Bendler einmal mit mir in der Galerie gewesen ist," erwiderte sie mit einer gewissen Schalkhaftigkeit. „Ich habe ein gutes Gedächtniß, da behält man Einiges."

„Ja, wenn dem so ist, dann müssen Sie mich allerdings führen. Mit dem Herrn Bendler wird es meine Schulweisheit nicht aufnehmen können."

Sie lachte über seine halb klägliche, halb empfindliche Aeußerung.

„Ich hoffe doch noch von Ihrer Schulweisheit manches zu profitiren, Herr Oberlehrer. Ich verstehe nicht viel von Kunst, aber ich möchte gern

das Schöne so recht würdigen. Und da muß man erst sehen lernen. Das ist das Schwerste, meint Herr Bendler."

Wie um ihn aufzuheitern, fuhr sie zu plaudern fort und von dem zu sprechen, was ihr in der Malerei gefalle. Landschaften zöge sie allem Anderen vor, denn es gebe nun doch mal nichts Schöneres als die Natur. Er machte Gegeneinwürfe, und so gerieten sie, von Saal zu Saal schreitend, in eine recht lebhafte Unterhaltung, sodaß die wenigen Besucher, die um diese Zeit in der Galerie anwesend waren, dem eifrig redenden Paar verwundert nachblickten.

Bei dem Cornelius-Saal bekannte sie offen: „Sehen Sie, ich verstehe die Bilder nicht recht, aber sie imponiren mir sehr. Nun bitte ich Sie, Herr Oberlehrer, mir Alles recht schön zu erläutern."

Sie setzten sich auf einen der Rundsitze, und er begann mit einer Auseinandersetzung über die vier apokalyptischen Reiter. Dabei fragte er sie, ob sie die Offenbarung Johannis in der Bibel schon gelesen habe.

„Nein," sagte sie, „in der Schule sind wir dazu nicht gekommen. Ich habe ja oft auch nachher die Bibel in der Hand gehabt und einmal auch die Offenbarung Johannis angefangen. Aber sie war mir zu wunderlich. Es sind zu viele schreckliche und dunkle Geheimnisse darin. Gottes Wort ist einfach."

„Sie haben wohl Recht, Fräulein," meinte er, „und doch reizt uns Alle das Dunkle, das Geheimnißvolle. Ist nicht unser Leben ein Rätsel, über das wir oft vergebens brüten und sinnen?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, ich wüßte nicht. Gott hat die Menschen geschaffen, daß sie ihr Leben betätigen in seinem Geist und Sinn. Und wer das fühlt und danach tut, dem ist sein Leben kein Rätsel.

„Auch der Tod nicht? Es entfuhr ihm unwillkürlich, sonst hätte er die Frage wohl vermieden.

„Für mich nicht!" versetzte sie. „Für den Gläubigen giebt es keinen Tod. Ich habe nur meine liebe, gute Mutter sterben sehen. Sie entschlief so sanft und still, daß ich in all meinem Schmerz empfand, wie wohl ihr war."

Er suchte das Gespräch, das ihm peinlich wurde, abzulenken. Sie bot ihm mit ihrer Antwort selbst den Anlaß dazu. Er wollte nun doch die Gelegenheit benutzen, etwas nach ihren Verhältnissen zu forschen.

„So stehen Sie wohl allein auf der Welt?" fragte er.

„Allein? O nein, mein Vater lebt noch. Und ich habe viele Geschwister!" Sie lächelte. „Wir sind unserer acht! Drei Brüder und fünf Schwestern — ist das nicht genug?"

„Das kann man allerdings eine große Familie nennen."

„Ja, unser kleines Haus war immer ganz voll von Kinderlärm —

und doch war es so gemütlich, solange meine Mutter lebte. Ich war von Allen die Letzte und Jüngste, die in der Wiege schrie."

„Sie stammen auch aus der Provinz? Aus Hannover?" riet er.

„Nein, Sie können schlecht den Dialekt erraten, Herr Oberlehrer. Ich bin in Westfalen aufgewachsen — auf dem Dorfe. Mein Vater hat in Gevelsberg — kennen Sie den Ort? — eine kleine Fabrik. In Westfalen giebt es so etwas auch auf dem Dorfe."

„Und ist Ihre Frau Mutter schon lange tot?" fragte er weiter, denn nun wollte er auch Alles wissen und ihre Mitteilsamkeit anregen.

„Seit fünf Jahren. Wir Kinder hingen sehr an ihr. Mein Vater ist ein etwas absonderlicher Mann im Laufe der Zeit geworden. Er hat sich im Leben auch arg quälen müssen und muß es leider noch."

„Und warum sind Sie — wenn ich fragen darf — aus dem elterlichen Hause nach Berlin gegangen? Aber entschuldigen Sie, Fräulein, die Frage ist vielleicht indiskret und berührt Ihre Familien-Angelegenheiten."

„Es ist nichts dabei zu verbergen," erwiderte sie. „In einer so großen Familie wie der unsrigen und bei dem schmalen Einkommen müssen die Kinder früh an Selbstständigkeit denken. Meine Brüder sind schon lange von Hause fort, der eine ist Techniker, und zwei sind Kaufleute. Von uns Schwestern sind zwei verheiratet, eine ist Lehrerin und eine beim Vater. Ich war als die Jüngste das Nesthäkchen und bin von Allen zusammen verhätschelt worden, ohne daß es mir sonderlich viel geschadet hat. Das hoffe ich wenigstens. Die Andern flogen aus dem Haus, Schwester Anna und ich blieben. Nun, ich sagte Ihnen schon, daß mein Vater durch das Alter etwas wunderlich geworden ist; zwei Mädel im Hause waren ihm zu viel. Er brummte bisweilen, daß ich sein Geld verzehrte, anstatt es zu verdienen. Es ist ihm auch nicht zu verargen, er hatte seine Sorge mit den Kindern gehabt und hat sie noch. Wie das so ist! Und da ich einsah, daß er Recht hatte, so ging ich, um mir eine Stellung zu suchen."

„Der Vater hat Sie also aus dem Hause getrieben?"

„O nein!" erklärte sie eifrig. „Nicht in dem Sinne, wie Sie vielleicht meinen. Und jetzt, wo ich von Hause fort bin —" sie lächelte — „können Sie es wohl glauben? Jetzt schreibt mir meine Schwester, der Vater stöhne und graunze fortwährend, warum ich mich denn eigentlich von ihm weggemacht hätte. Ich hätte es doch bei ihm so gut gehabt, aber ich sei nun einmal ein leichtsinniges Ding, dem es zu Hause nicht vornehm genug gewesen sei. So sind die alten Leute!"

Sie sagte es ganz offenherzig, mit leisem heiteren Lachen, das doch ohne jede Ironie war. Er hörte ihr gern zu und dachte nicht mehr daran, ihr den alten Cornelius zu erläutern.

„Zurück zu ihm aber wollen Sie nicht?"

„Nein!" Sie schüttelte wieder den anmutigen Kopf. „Ich bin nun



einmal wie der Apfel vom Stamm gefallen — in Tantchens Schoß hier. Wer weiß, wie die mich weiter geben muß."

„Also sind Sie nicht bei meinem Freunde — in — in —" er suchte nach einem umschreibenden Ausdruck, aber sie fiel munter ein:

„In Stellung? Gott bewahre. Eigentlich bin ich nur Gast oder Besuch und zwar Besuch bei Tante Schöllchen. Ich bin ja erst kaum sechs Wochen hier in Berlin. Sehen Sie, Herr Oberlehrer, als ich von Hause Abschied nahm, wußte ich eigentlich nicht recht, was ich mit mir beginnen sollte. Zu viel hatte ich ja nicht gelernt, obwohl man in der Schule meinen Kopf lobte. Das bischen Töchterschule und Klavierspielen macht doch nicht recht was aus. Aber ich habe im Haushalt arbeiten gelernt. Ich kann eine Suppe kochen und einen Braten machen, ohne ihn anbrennen zu lassen, und scheue gar keine Arbeit. Ob das freilich ausreicht, um mir mein Brod zu verdienen, weiß ich auch nicht. Wir armen Mädchen sind doch übel daran, wenn wir nicht für einen bestimmten Beruf vorgebildet sind. Wie oft habe ich meine Schwester Agnes, die Lehrerin, beneidet! Und zum Unglück habe ich von Natur auch noch einen kleinen Nagel — ich meine" — sie deutete mit einer scherzenden Bewegung auf ihre Stirn — „hier nämlich!"

„Ei, ei, sind Sie so hochmütig?" fragte er, nun auch mit heiterem Lachen. „Davon habe ich Ihnen noch gar nichts angemerkt."

„Wenn es Hochmut ist, so ist es jedenfalls nicht Hochmut zum Faullenzen. Ich will mich gern abplagen vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein, nur so ein moderner Hausſklave möchte ich doch nicht werden, der keinen Augenblick einen freien Willen hat. Ich will jede Stellung gern annehmen, die mir ein bescheidenes Maß von Selbstständigkeit gewährt. Und darum kam ich nach Berlin. Tante Schöllchen — sie ist mir immer eine gute, liebe Tante gewesen — führte seit einigen Jahren den Haushalt des Herrn Bendler. Sie schrieb mir, daß sie mich gern eine kurze Zeit beherbergen wolle, bis ich etwas Passendes gefunden. Da kam ich denn."

Sie hielt inne, und ihr Gesicht war auf einmal wieder ernst geworden.

„Und Sie haben noch nichts Passendes gefunden?"

„Nein, leider nicht. Ich habe mich bei der Post gemeldet — als Telephonistin oder Telegraphistin. Meine Zeugnisse sind ja gut, aber es sind noch so Viele da, die sich vor mir gemeldet haben. Da heißt es warten. Und so werde ich mich doch wohl entschließen müssen, vorher eine Stelle als Stütze der Hausfrau anzunehmen. Ich suche jetzt in der Zeitung danach."

Sie sagte es mit einem leisen Seufzer.

„Fürchten Sie sich denn so davor?" fragte er.

„Ja, etwas wenigstens. In fremden Familien leben ginge noch an. Aber so ohne Selbstständigkeit und dann — ob man ein wenig Freundlichkeit, ein wenig Herz findet! Davor fürchte ich mich auch — vor fremder Lieblosigkeit."

„Aber Sie können doch ruhig bei Ihrer Tante bleiben, bis Sie etwas Passendes gefunden haben," warf er ein. „Uebereilen Sie nur nichts, Fräulein!"

Wieder schüttelte sie den Kopf.

„Nein, es geht nicht."

„Und warum nicht? Sie machen sich doch auch im Haushalt sehr nützlich" — er wußte es nicht, aber er war davon überzeugt, als er es sagte —, „mein Freund, Herr Bendler, wird es jedenfalls auch ganz gern sehen."

„Ich glaube es nicht!" versetzte sie.

Diese Antwort überraschte ihn vollkommen. Sie widersprach allen Eindrücken, die er im Hause des Malers gehabt hatte.

„Das glauben Sie nicht, Fräulein? Aber sicherlich!"

„Nein, ich habe immer das Empfinden, als sähe mich Herr Bendler nicht gern in seinem Hause. Aber ich bitte Sie, Herr Oberlehrer, Sie werden ihm das nicht wiedersagen, nicht wahr? Meine Stellung im Hause würde damit ja ganz unmöglich."

„Verlassen Sie sich darauf, Fräulein. Nur sagen Sie mir auch ganz offen, weswegen Sie eine derartige Befürchtung hegen. Ich kann es nicht glauben, daß Sie irgendwie auch nur Anlaß dazu hätten."

„Ich glaube," entgegnete sie etwas stockend, „er hat etwas gegen mich — das heißt, nicht gegen mich allein. Ich weiß nicht, ob Sie nicht wissen, er kann das weibliche Geschlecht nicht vertragen, er ist ein Weiberfeind. O doch!" versicherte sie, als sie seinem zweifelnden Blick begegnete. „Er ist es. Wenn Sie wüßten — nun, ich will es Ihnen offen erzählen. Als ich hier in Berlin aus meinem Dorf ankam, erwartete mich die Tante am Bahnhof. Sie wissen, wie schwer es ist, sich mit ihr zu verständigen. Und nun denken Sie, als sie mir mühsam begreiflich machte, Herr Bendler wüßte gar nichts davon, daß sie mich zu sich geladen hätte; sie wollte mich oben in ihrer Schlafkammer beherbergen. Wie Diebe sind wir heimlich in's Haus geschlichen, und auf ihrem Zimmer schrieb sie es mir auf ihre Schreibtafel, Herr Bendler möge keine jungen Mädchen leiden, ich dürfte mich nicht vor ihm sehen lassen. Das klingt so komisch, und ich lachte erst darüber, aber schon am ersten Tage war mir die Heimlichtuerei so wider den Strich, daß ich mit meinem Koffer in ein Hotel ziehen wollte. Die Tante flehte und bat, ich möchte bleiben, er würde ja doch nichts von meiner Anwesenheit merken. Aber das versteckte Waisenkind zu spielen, hatte ich doch keine Neigung. Und so ging ich, mir ein anderes Heim zu suchen. Und da begegnete es mir, daß ich im Hausflur, gerade als ich die Tür öffnete, mit Herrn Bendler zusammentraf — richtiger, er rannte gegen mich und hätte mich beinahe umgerannt. Ich hatte ihn noch gar nicht gesehen und kannte ihn daher nicht; ich fand den Herrn nur sehr unhöflich, der mich anrempelte und, anstatt um Entschuldigung zu bitten, einige

gerade nicht sehr liebenswürdig klingende Worte in seinen Bart brummte. Als ich dann wieder zurückkehrte, empfing mich die Tante mit dem Bekenntniß, daß sie Herrn Bendler Alles erzählt habe und daß Herr Bendler durchaus damit einverstanden sei, daß ich im Hause bleiben könnte. Er sagte es mir dann selbst in ganz artiger und scherzhafter Weise, so daß ich bei meiner schmalen Börse es denn doch vorzog, nicht in's Hotel zu gehen. Aber lange halte ich es so jetzt nicht mehr aus."

Er hatte mit gespannter Aufmerksamkeit ihrer Erzählung gelauscht. Verwunderlich war ihm vor Allem ihre Bemerkung vorgekommen, daß Gustav „etwas gegen sie haben sollte", erinnerte er sich doch, daß der Maler dasselbe in Bezug auf seine Person von ihr behauptet hatte. Was für eine eigentümliche Spannung waltete denn zwischen diesen beiden Menschen, die sich, wie ihm vorkam, bald gegenseitig anzogen und bald abstießen?

„Ich glaube, Sie sind sehr im Irrtum, Fräulein, wenn Sie meinen, daß Herr Bendler Sie nicht gern in seinem Hause sähe," sagte er, und er konnte sich eines etwas bedeutsamen Tones dabei nicht enthalten. „Jedenfalls haben Sie doch bereits sein künstlerisches Interesse in hohem Maße erregt. Er zeigte mir ein angefangenes Portrait von Ihnen, das geradezu herrlich zu werden verspricht."

Trotz ihrer ruhigen, unbefangenen Art wurde sie diesmal dunkelrot im Gesicht.

„Ich weiß — und es mag sein, daß ich Herrn Bendler durch meine Weigerung, ihm nicht mehr zu sitzen, geärgert habe. Ich wollte ihn gewiß nicht kränken, aber es ging nicht."

„Und warum ging es nicht?"

Er spürte in sich eine geheime Lust, die ihn trieb, immer tiefer in ihre Seele zu dringen, während er selbst doch sein Inneres mit peinlicher Aengstlichkeit vor jedem fremden Einblick zu behüten gewohnt war.

„Sie fragen da zu viel, Herr Oberlehrer. Ich bin einmal eine Natur, die nicht gut still sitzen kann."

„Sie haben noch einen andern Grund," betonte er mit dringendem Eifer. „So sagen Sie es doch: Sie selbst haben etwas gegen meinen Freund."

„Nein, wirklich nicht!" beteuerte sie. „Ich muß ihm ja dankbar dafür sein, daß er mir in seinem Hause Gastfreundschaft gewährt, und bin es herzlich. Herr Bendler ist aber ein eigenartiger Charakter — ich sagte es Ihnen ja schon — er haßt das weibliche Geschlecht, und er mag in seiner Ehe wohl traurige Erfahrungen gehabt haben —"

„In seiner Ehe?" unterbrach er sie überrascht. „Mein Freund ist verheiratet?"

„So wissen Sie das nicht? Er war verheiratet, ist aber von seiner Frau geschieden. Seitdem führt ihm meine Tante den Haushalt."

Diese Mitteilung erschütterte ihn tief.

So hatte der Freund auch seine trübe Vergangenheit! Er verstand es, daß der Andere nicht davon gesprochen hatte. Für so etwas war Teilnahme kein Trost; in sich selbst Alles halten und allein tragen, nur das verbürgte die Heilung!

So durchklang es sein Gemüt und da er auf diese Antwort schweigsam wurde und in sinnendes Brüten zu sinken begann, griff Helene rasch ein, indem sie mit den Worten von ihrem Sitze sich erhob:

„Aber ich glaube, Herr Oberlehrer, es ist Zeit, daß wir uns nach Hause machen.“ Sie holte ein kleines, goldenes Uehrchen hervor. „Wirklich 1 Uhr vorüber. Um 1/2 2 Uhr, so hat die Tante mir an's Herz gelegt, müßten wir zum Mittagessen zurück sein.“

Und während sie gingen, plauderte sie von der Tante harmlose, fast gleichgiltige Dinge, mit denen sie doch die Aufmerksamkeit des trübsinnigen Träumers neben ihr wieder einzufangen, ihn aus seinem seelischen Bann aufzuscheuchen gedachte. Was die Tante für eine liebe und doch wieder eigenartige Person sei, und wie sie eigentlich allein an zwei Dingen Freude habe, an ihrem Jolly und an schönen Kleidern, die sie jedoch nur Sonntags trage; sie habe ihr einmal gestanden, daß sie am liebsten allerdings Kinder hätte, da aber die Kleinen sich vor ihren grotesken Bewegungen und ihrer lallenden Sprache fürchteten, so scheute sie selbst jetzt den Umgang mit ihnen. Es sei wirklich rührend, wenn sie darüber klagte, daß sie da Furcht einflöße, wo sie liebe.

Ihm blieb der letztere Ausdruck im Ohre hängen.

„Das ist allerdings ein trauriges Geschick!“ sagte er teilnahmsvoll.

„Aber sie ist sonst durchaus nicht traurig oder wehleidig, sondern eine tüchtige, praktische Natur,“ versicherte Helene und lächelnd fügte sie hinzu: „Wie alle Schöllchen. Auch meine Mutter war eine Schöllchen.“

„Und Sie haben die Natur Ihrer Frau Mutter geerbt — praktisch, gut und tüchtig!“ bemerkte er.

Sie lehnte das Kompliment in ihrer Weise ab. „Ach, wenn ich einst wie meine gute Mutter würde! Ich wüßte nicht, worüber ich glücklicher sein könnte!“

* * *

Das Mittagessen bei dem Maler verlief in guter Stimmung aller Beteiligten. Gustav machte Kalauer und schlechte Witze über Kunst und Künstler und erklärte Tante Schöllchen der großen goldenen Medaille für würdig, weil sie einen Braten geliefert, der manchen preisgekrönten „Kunstschinken“ in Schatten stelle. Dabei trank der Maler fleißig von dem Rotwein, der ihm, wie er sagte, als „Medicin“ verordnet worden sei, und goß ebenso fleißig dem Freunde ein. Auch Richard konnte nicht umhin, Speise und Trank zu loben, ein Lob, daß der Andere der guten Frau mit Donnerstimme und unter lebhaften Gestikulationen in's Ohr schrie, worauf Tante

Schöllchen, die in einem ziemlich jugendlichen und geschmacklosen Festkleide von heller Farbe zu Ehren des Gastes prangte, ein ungemein glückliches Gesicht zeigte. Helene war es, die bei Tisch bediente, still, ruhig und freundlich, kaum daß man ihr Wesen fühlte, und doch war es wohl mehr als das Mahl ihre Gegenwart und ihre leise emsige Hand, welche die beiden Männer so behaglich stimmte.

Nach Tisch fragte der Maler, was Richard für den Nachmittag und Abend vorhabe.

„Ich wollte meinen gestern unterbliebenen Ausflug in den Grunewald machen. Darf ich Dich und die Damen vielleicht dazu einladen?" erwiderte Richard.

„So gern wie ich möchte, Menschenskind, heute Nachmittag kann ich nicht. Ich habe einen Besuch zu erwarten — so einen Geldprotzen, weißt Du, der sich bei mir angemeldet hat, um mir einen Auftrag zu geben. Und so lange man dies verdammte Geld noch notwendig hat — na, Du kannst Dir ja nicht denken, wie sehr die Kunst hier in Berlin nach ihrem Brod laufen muß. Aber nimm doch die Tante und Fräulein Helene mit."

Die Tante gab auf die Erklärung der Sachlage eine ablehnende Antwort, die der Maler dahin erläuterte, daß sie ihr Mittagsschläfchen halten müsse, und Helene meinte, sie habe ihr Vergnügen bereits am Vormittag gehabt, wofür sie dem Herrn Oberlehrer sehr dankbar sei, indessen auch den Nachmittag dazu zu verwenden, sei doch zu viel für sie.

„Ich würde den Ausflug gern verschieben," sagte Richard, „aber ich beabsichtige, morgen Nachmittag nach Hause zu reisen."

Der Maler protestirte. Das ginge nicht an, und ein paar Tage müßte er noch zulegen, nachdem sie sich in Jahren nicht gesehen.

„Aber in drei Tagen sind meine Ferien zu Ende, es ist also Zeit, daß ich nach Hause komme."

„Das wird sich Alles finden, Menschenskind!" fiel ihm der Maler in's Wort. „Vorerst werde ich mal das Programm für heute machen. Also Du fährst mit Fräulein Helene in den Grunewald. Reden Sie nicht, Fräulein! Sie sind hier kein Dienstmädchen, sondern Gast, so gut wie mein Freund da. Und Sie können daher alle Tage spazieren gehen, wenn's Ihnen Vergnügen macht. Und warum sollte es Ihnen kein Vergnügen machen. Tantchen mag sich ausdruseln. Um den Besuch zu empfangen und mir vorzuführen, ist ja das Dienstmädchen noch da und dazu gut genug. Es kann dabei seine Menschenkenntnisse aufbessern. Ihr zwei Beide fahrt also in den Grunewald, und am Abend gehen wir ein bischen zusammen kneipen."

„Vorausgesetzt, daß sich am Abend noch Zeit dazu findet," warf Richard ein.

„Muß, Menschenskind. Von 12 Uhr Nacht an ist ja auch wieder ein Tag. Also vorwärts."

„Sie sind sehr freundlich, Herr Oberlehrer, aber wozu wollen Sie sich mit meiner Gesellschaft noch belasten?“ suchte Helene wieder abzulehnen.

„Belasten is jut!“ Und der Maler brach in ein krampfhaftes Gelächter aus. „Meinst Du nicht, Richard?“

„Im Gegenteil, Sie würden mich sehr erfreuen, Fräulein, wenn Sie meine Einladung annehmen würden und sich nicht scheuten —“

„O Buddha, Buddha! Was seid Ihr für langweilige, förmliche Menschen!“ schrie der Maler. „Als wenn ich nicht wüßte, wie gern Sie grüne Bäume sehen, Fräulein Helene. Und mein Freund da, vor dem brauchen Sie sich nicht zu fürchten, das ist so ein stiller, sanfter Heinrich, der auch unter den grünen Bäumen nur an seine Schulschmöker denkt.“

Mit einer unverkennbaren Gereiztheit kamen ihm die Worte aus dem Munde, als ärgerte es ihn, daß man gegen seine Bestimmung überhaupt Widerspruch wage.

Richard war verletzt, diese Art des Benehmens gefiel ihm an dem Jugendfreunde nicht. Er wollte empfindlich antworten, aber Helene kam ihm zuvor. Wie wenn sie einen Streit fürchte, sagte sie schnell:

„Gut, dann nehme ich Ihre freundliche Einladung dankend an, Herr Oberlehrer. Ich bitte nur um Entschuldigung für einige Minuten, um nur meine Sachen zum Ausgang von oben zu holen.“

„Ein Staatsmädel, wie?“ sagte der Maler, als sie sich entfernt hatte. Und er begann, sie zu rühmen. Geistreich sei sie nicht, nein — der Teufel hole die geistreichen Weiber, von denen alles Unheil auf die Welt komme, aber gesund, wahr und natürlich. Quellwasser, frisch und rein, nicht gepanschtes Champagnergift, das die Nerven verderbe! Und dann begann er in seiner Art im Zimmer herumzurumoren, indem er dem Freund, der still und gekränkt auf seinem Sessel dasaß, wieder eine Vorlesung über die Schlechtigkeit des weiblichen Geschlechts hielt. Es schnurrte nur so von seinem Munde, von häßlichen Ausdrücken, daß dem Andern die Ohren zuletzt weh taten und er etwas bestimmt bat, doch endlich von dem Thema aufzuhören.

„Ja so, Schulmeisterlein, was weißt Du von den Weibern?“ höhnte Gustav, unbekümmert um den Einspruch. „Was wißt Ihr Buchmenschen überhaupt vom Leben?“

„Ich habe Eine sehr lieb gehabt, die mich ihr Geschlecht hoch ehren ließ,“ versetzte Richard fest, „das ist gewiß auch Leben! Und wenn Du darauf keine Rücksicht nehmen willst, so bedenke, daß Du auch Deine Hausgenossinnen, nicht zuletzt Fräulein Helene durch solche Redensarten beleidigst.“

Ein solcher Unmut lag in seinen Worten, daß der Maler ganz betroffen wurde.

„Verzeih, verzeih, Menschenskind!“ bat er etwas kleinlauter. „Ach, wenn Du wüßtest, was in mir umgeht, was für ein Anderer in mir steckt, ein boshafter Kerl, ein Teufel, ein Lump — und wie ich gegen ihn ankämpfe, wie ich mit ihm ringe. Ach, Menschenskind, ich bin sehr elend.“

Seine Stimme schien wie in Tränen zu ersticken, all' seine Heftigkeit war verflogen.

„Sehr elend!" wiederholte er. „Und wenn ich nicht wüßte, daß ich doch nicht zur Ruhe komme, ich hätte der Geschichte schon längst ein Ende gemacht. Aber man kommt ja doch wieder auf diese Welt, und das alte Spiel beginnt von Neuem — siehst Du, darin hat Buddha Recht. Es giebt nur eine Erlösung für uns, die wir belastet sind durch Jahrhunderte. Du kennst mich, ich bin ein guter Kerl, aber es ist etwas Gefährliches in mir, an dem ich leide und von dem ich erlöst sein möchte. Erlöst, um Frieden zu haben, in mir und für meine Kunst!"

Er war auf einmal wie gebrochen. Richard trat an ihn heran, seine Empfindlichkeit war einem andern Gefühl gewichen; er legte seinen Arm auf die Schulter des Andern.

„Sein Leid muß Jeder hier tragen, Gustav. Ich kann mir denken, daß auch Du Schweres durchgemacht hast. Man muß es in der Stille heilen lassen."

„In der Stille? Wo ist diese Stille? Weißt Du, Menschenskind, daß ich mich schon in die Einsamkeit geflüchtet habe, fort, weit fort aus diesem gezähmten Raubtiergeschlecht, das mich elend und unglücklich gemacht hat? Aber ich habe die Heilung, die Erlösung nicht in der Stille gefunden, denn es sitzt in mir —" setzte er fast murmelnd hinzu — „in mir, was mich beunruhigt. Der Andere ist's, der verdammte Andere. Und nur Eins kann mich noch retten und erlösen, nur noch Eins, sonst ist Alles vorbei, Alles vorbei."

Er lief wieder nervös umher, als habe er den Verstand verloren.

„Und ich tu's, beim Buddha, ich tu's!" rief er dann, wie um sich selbst Mut zu machen. „Buddha, hilf, hörst Du!" Er streckte mit einer phantastischen Bewegung die Hände in die Höhe. „Hilf!"

Helene trat in diesem Augenblick in's Zimmer zurück, sie hatte sich zum Ausgang fertig gemacht. Die Augen des Malers glänzten bei ihrem Anblick; er ließ langsam die Hände sinken und sagte, plötzlich wieder die Stimmung wechselnd, mit fast gutmütigem Lächeln:

„Sie sollen heute Ihr Vergnügen haben, Fräulein Helene. Sie haben ja sonst keins in diesem Haus eines armen Malers, den seine Nerven plagen. Na, geht, Kinder, geht. Mein Segen geleitet Euch!"

Er hatte noch einige scherzende Worte zum Abschied, die er ihnen nachrief.

Es war Richard eigen, daß er nun zum zweiten Mal an demselben Tage neben Helene durch das Menschengewühl der Straße schritt, auf das die warme Augustsonne ihre Strahlen sandte. Was hätte man in seinem Heimatsstädtchen davon gesagt, wenn der menschenscheue, melancholische Oberlehrer so zweimal gesehen worden wäre? Er blickte sie verstohlen von der Seite an, während sie gingen. Wie alt mochte sie wohl sein? Vielleicht

22 oder auch 24 Jahre. An Gestalt war sie einen halben Kopf kleiner als er, in dem leichten Wiegen ihres Ganges und der etwas gesenkten Haltung ihres Hauptes erschien sie ihm mit ihren vollen Formen wie eine reife, goldene Aehre, die leise im Sommerwinde schaukelt. Das Bild kam ihm wider Willen, aber er sagte sich, daß es zuträfe, denn in ihrer Statur und in ihrem Wesen war noch der kräftige Hauch der Heimatserde, die sie geboren hatte. Alles das, fühlte er, trat zurück neben dem Klang ihrer Stimme, die ihn manchmal immer noch mit nervösem Schauer überrieselte, wenn sie in den oberen Tönen sprach, als wollte sie ihn in die Vergangenheit zurückrufen.

Sie selbst schien unter der Einwirkung irgend eines Gedankens zu stehen. Nicht wie am Vormittag blickte sie unbefangen und heiter in das Straßenleben, auf dies und jenes ihn aufmerksam machend. Und nach ein paar gleichgiltigen und kurzsilbigen Bemerkungen hinüber und herüber vernahm er, was sie nachdenklich machte.

„Sie haben doch keinen Streit mit Herrn Bendler gehabt, Herr Oberlehrer? Als ich hereinkam, schien es mir noch schlimmer als gestern Nachmittag. Er war so erregt."

„Er ist etwas stark nervös, mein Freund. Ich glaube, man darf ihm nicht gut widersprechen."

„Nein, bitte, tuen Sie es ja nicht. O Gott, der Mann kann so jähzornig sein."

„Jähzornig? Es ist wohl nur hochgradige Ueberreizung der Nerven."

„Es mag sein. Aber versprechen Sie mir, geduldig zu ertragen, was er sagt und tut, ohne ihn durch Gegenrede zu reizen."

Sie sagte es bittend; es kam ihm verwunderlich vor, daß sie sich darin einmischte.

„O nein," meinte er lächelnd, „zwei so alte Freunde wie wir Beide erzürnen sich nicht. Am wenigsten ich, der ich überdies schon morgen oder übermorgen wieder abreise."

„In Ihre Heimat?"

„Ja, in mein Städtchen," sagte er, „wo meiner die Herren Gymnasiasten warten, die nicht so froh sind wie ich, daß die Ferien nun vorüber."

„Haben Sie so wenig Freude auf der Reise gehabt?"

„Freude? Um die zu suchen, bin ich nicht nach dem Norden gegangen," versetzte er bitter. „Mir wäre Freude auch nicht lieb gewesen, aber mich begleitete etwas, was mir lieber war als Freude."

Sie schwieg wie zum Zeichen, daß sie ihn verstanden habe, den Kopf gesenkt, schien sie traurig neben ihm einherzuschreiten. Das Straßentrottoir war kein Ort, ein solches Gespräch fortzusetzen.

Und später, als sie im Eisenbahnwagen saßen, sprachen sie nur vom Grunewald. Helene erzählte, sie sei ein einziges Mal mit der Tante dort gewesen. So schön wie Wald, Berg und Tal ihrer Heimat sei er nun

nicht, aber sie freue sich doch, wieder einmal im Grünen sein zu können. Dabei kamen auch ihr Jugenderinnerungen, und sie plauderte davon, wie sie als Kind mit anderen Kindern im Walde Blumen und Schwarzbeeren gesucht habe, und wie sie noch heute Blumen über Alles liebe. Eine reine, jugendliche Behaglichkeit strömte aus ihrem Wesen, die auch ihn erwärmte und erheiterte und den müden Zug seines Temperaments fortscheuchte.

„Sie sind doch gut zu Fuß, Herr Oberlehrer?“ fragte sie.

„Sehr, ich bin es gewöhnt zu laufen.“ Und er dachte an die einsamen, stundenlangen Spaziergänge, die er zu Hause zu unternehmen pflegte.

„Gut, so werden wir ein, zwei Stunden im Grunewald kreuz und quer herumstreifen. Unterwegs trinken wir Kaffee. O, es wird Ihnen schon gefallen, wenn Sie keinen Anstoß an dem Butterstullenpapier nehmen, mit dem die Berliner ihren Grunewald tapeziren. Aber seien Sie unbesorgt — es giebt auch noch grünen Rasen darin, schöne Waldwege und sogar Waldblumen.“

Von der nächsten Bahnstation aus, an welcher der Zug hielt, schlugen sie den ersten besten Weg zwischen den Föhren ein. Durch die Stämme sahen sie an einem Hause helle Damenkleider schimmern, Kinderrufe schollen herüber und das Bellen zweier sich jagender Hunde.

„Wir gehen weiter,“ sagte sie lächelnd. „Wir müssen uns unsern Mokka erst verdienen.“

So marschirten sie neben einander her. Es war noch heiß und drückend unter dem hochwüchsigen Nadelgehölz, das seine grünen Kronen lautlos in die flimmernde Nachmittagsluft reckte. Am Wegrain und an knorrigen, aus dem Grunde vorkriechenden Wurzeln glühte der weiße Malsand. Eine träumende Stille breitete sich um sie aus, und sie schritten durch sie hindurch wie unter dem Segen eines Feiertags.

Bald wurden indessen Stimmen laut. Ein Trupp junger Leute, wohl Arbeiter, zog ihnen entgegen; sie sangen irgend einen Gassenhauer und neckten sich dazwischen mit allerlei Redensarten.

„Hier müssen wir uns nach links wenden,“ sagte Helene, auf einen schmaleren Pfad zeigend, „so ist es mir noch von meinem ersten Ausflug in der Erinnerung geblieben. Verlassen Sie sich darauf, Herr Oberlehrer, ich habe einen guten Ortssinn.“

Nach ungefähr einer halben Stunde sahen sie wieder Dächer unter grünem Laub ihnen entgegenwinken; es war eine Art Villenanlage, wie es schien, mit breiten Wegen, eine förmliche Ansiedlung, und bald bogen sie in ein freundliches, hübsches Gartenlokal ein, an dessen Eingang ihnen der Kellner mit der weißen Serviette schon sehnsüchtig entgegenkam.

Unter einem breitästigen Baum wählte Helene den schattigen Platz, und als der Kellner nach überraschend kurzer Zeit das Service mit dem Kaffee und dem Gebäck gebracht hatte, bat sie Richard um Erlaubniß, ihm einschänken zu dürfen.

Er sah ihren vollen, kräftigen Arm in runder Biegung sich zu ihm neigen, die mittelgroßen, weißen Finger ihrer fleischigen Hand umfaßten den Henkel der Kanne — es war lange her, daß eine solche Frauenhand ihm diesen Liebesdienst erwiesen hatte, und ihre Finger waren lang, fein und schmal, ganz anders wie diese gewesen.

Sie merkte, daß sein Trübsinn zurückzukehren drohte, und sie machte ihn lachend auf die Sperlinge aufmerksam, die durch den Garten hüpfend herbeigeflattert kamen und sich um die Krumen stritten, die sie ihnen zuwarf.

„Eigentlich eine unnütze, lästige Gesellschaft, diese Sperlingsbande, die Gassenjungen unter den Vögeln, aber sehen Sie nur dies drollige Treiben. Da der dicke Alte, der dem mageren Sperlingsjüngling den Bissen aus dem Mund reißt, um ihn seinem Sprößling in's Maul zu stopfen. Aber nun werdet ihr mir zu frech! Husch!" machte sie, „husch!" Der Schwarm flatterte aus einander. „Wir sind nicht gekommen, um euch ein Fest zu geben."

Und den braunen Kopf schüttelnd, sagte sie: „Hühner sind mir lieber. Man hat doch etwas davon, wenn man sie füttert — gute Eier, eine kräftige Suppe und einen hübschen Braten."

Er mußte lachen über die praktische Auffassung ihrer Tierliebhaberei, und sie lachte herzhaft mit.

„Ja, ich weiß es nämlich aus Erfahrung," nickte sie. „Meine gute Mutter hielt einen großen Hühnerhof. Als ich klein war, war es immer meine Aufgabe, die Eier im Stalle zusammenzusuchen, und ich paßte genau auf, wenn ein Huhn gackerte. Und Hühnersuppe war bei uns die übliche Krankenkost, dazu gab es noch ein Beinchen, das Andere vom Huhn aß der Vater."

„Wie alt ist denn Ihr Herr Vater jetzt?" fragte er.

„O schon alt, aber noch sehr rüstig. 73 Jahre. Will's Gott, so bleibt er uns Allen noch lange erhalten."

„Und würden Sie dann nicht lieber auf dem Lande leben als in der Stadt, wenn Sie solch' Interesse für das Federvieh haben?"

„Sie können ja sehr sarkastisch sein, Herr Oberlehrer. Meinen Sie, der Hühner wegen könnte ich mich vom Landleben nicht trennen? Doch — mir ist es gleich, ob auf dem Lande oder in der Stadt, so sehr ich die Natur auch liebe, wenn ich nur meine Arbeit und ein klein wenig auch meinen Willen habe. Heute Vormittag durch Ihre Freundlichkeit Nationalgalerie und Kunst, jetzt Nachmittags Grunewald und Kaffeetrinken. Es schmeckt mir Beides ganz gut."

Sie sah ihn lachend mit ihren hellen, warmen Augen an, fröhlich wie ein Kind, das überall seine Freude findet.

„Und haben Sie denn auch dabei Ihren Willen gehabt," neckte er, „daß Sie mir gefolgt sind?"

„Das stimmt nun nicht ganz, Herr Oberlehrer. Gefolgt sind Sie mir, heute Vormittag und noch soeben jetzt.“

„Sie haben Recht!“ mußte er in ihr Lachen wieder einstimmen. „Ich folge Ihnen auch noch weiter. Schade, daß mein Freund nicht an unserm Ausflug teilnimmt. Es wäre gut für seine Nerven. Er scheint leider doch sehr überarbeitet zu sein.“

„Ueberarbeitet?“ Sie schüttelte den Kopf. „Er tut den ganzen Tag fast gar nichts mehr. Er läuft vom Atelier aus durch die Zimmer, macht Ausgänge und ist den ganzen Tag in Bewegung. Aber zu Stande bringt er, glaube ich, nicht viel. Doch sagte mir Tantchen, daß es in letzter Zeit mit ihm besser geworden sei. Früher soll es selbst für sie, die nichts hört und von seinem Raisonniren nichts versteht, nicht zum Aushalten gewesen sein.“

„Er ist ein unglücklicher Mensch!“ sagte er.

„Das ist er sicherlich!“

Sie schwiegen Beide, und Jeder von ihnen hing seinen Gedanken nach, während die Sperlinge wieder herbeiflatterten und der semmelblonde Kellner näher schlich, als warte er noch auf eine neue Bestellung.

„Und nun geht's wieder auf die Wanderschaft, Herr Oberlehrer,“ sagte sie, ihren Sonnenschirm ergreifend. „Jetzt kommt erst das Schöne. Sind Sie bereit?“

Er war es, und sie brachen auf. Der Wald tat sich wieder vor ihnen auf. Eine Zeitlang gingen sie auf der Chaussee, die von dem gewöhnlichen Nachmittagsverkehr belebt war. Radfahrer eilten in Gänsemarschreihe an ihnen vorüber, Equipagen mit geputzten Damen und lachenden Herren rollten daher. Und weit aus der Ferne klang der Pfiff des in die Weltstadt eilenden Dampfrosses zu ihnen. Dann, als sie Seitenpfade einschlugen, wurde es wieder stiller um sie.

Sie erzählte von ihrer Heimat, und er hörte ihr zu. Ihre plaudernde Offenheit durchbrach zuletzt auch seine Verschlossenheit; vermochte er es auch nicht über sich zu bringen, von sich zu sprechen, so beschrieb er ihr doch die Umgegend seines Heimatstädtchens, die in ihren Grundzügen, wie sie fanden, der Stätte ihres Vaterhauses glich, und sie freuten sich fast, in immer neuen Einzelheiten die Aehnlichkeit und die Verschiedenheit festzustellen.

Kein Mensch kam ihnen auf den Wegen, wo sie wandelten, entgegen. Dichter, buschiger wurden die Bäume, und das goldne Funkeln der niedergehenden Sonne brach durch die Stämme, daß sie zu lodern schienen wie stille Fackeln, die die Natur sich zu ihrem Feiertag angezündet.

Helene bückte sich und pflückte hier und da eine Blume. Schelmisch neckte sie ihn, daß er ihr dabei helfen sollte. Er hörte ihren Jubelruf, mit dem sie, über den Wegrand zwischen die Büsche hüpfend, einen besonders glücklichen Fund ihm anzeigte.

Wie ein Traum überkam es den Mann. Er blieb stehen und lauschte auf diese Stimme. Und ihm war, als wären Jahre nicht gewesen, er

fühlte sich so leicht, so freudig; ein Anfall von Schwindel umfaßte sein Haupt — ein Schwindel der Seligkeit, daß er wieder jung war und ihre süße Stimme wieder hörte, die Stimme seiner Liebe, die nicht gestorben war, sondern im blühenden Leben neben ihm durch den Wald rief und lachte:

„Suche mich — suche mich!“

Er hörte es deutlich — Gegenwart und Vergangenheit waren ihm in Eins verronnen. Dann aber schlug er plötzlich die Hände vor sein Gesicht und schluchzte auf in wildestem Weh.

„O Gott, Herr Oberlehrer, was ist Ihnen?“

Sie hatte ängstlich seinen Arm gefaßt, und durch seine Tränen hindurch sah er auch ihre Augen in Tränen und in jenem zärtlichen Ausdruck des Mitleids schimmern, mit dem sie ihn schon einmal angeschaut hatten. In ihm rührte sich das Schamgefühl des einsamen Mannes, der seine Wunden preisgegeben sieht, und trotzig, fast rauh wehrte er sie ab:

„Es ist nichts! Lassen Sie mich!“

Das Glück des Tages schien von ihnen gewichen. In ihm nagte die Reue, daß er sich schwach gezeigt hatte, und machte ihn unfreundlich, und sie war bekümmert, daß die frohere Stimmung seiner Laune vielleicht durch ihre Schuld verscheucht war.

Und sie gingen wieder im Schweigen neben einander her.

Er nahm, als er sich selbst wiedergefunden hatte, ihre zurückhaltende Bekümmerniß für Gekränktsein, und es tat ihm leid, daß er sie durch sein Wesen verletzt haben könnte.

Nach einem Zeitraum begann er:

„Vergeben Sie mir, bitte, Fräulein, meine Heftigkeit. Ich wollte Sie nicht kränken.“

Sie schüttelte den Kopf. „Es bedarf keiner Entschuldigung, Herr Oberlehrer,“ sagte sie leise.

Er wollte sich noch mehr rechtfertigen. „Eine selig-unselige Erinnerung an vergangene Tage überfiel mich plötzlich. Ich bin bisweilen wehrlos gegen diese Erinnerungen, die kommen, ohne daß ich sie fernhalten kann. Und ich habe mich deshalb vielleicht zu sehr daran gewöhnt, allein für mich zu gehen, und verlernt, auf Andere Rücksicht zu nehmen.“

„Es wird wohl Niemand überflüssige Rücksichten von Ihnen erwarten,“ erwiderte sie. „Mir tat es nur so leid, als ich Sie plötzlich so erregt sah. Denn ich wußte oder fühlte, was Sie bewegte.

„Sie wußten es?“

„Sie nickte. Ich erriet es. Herr Bendler hat mir erzählt, wie schwer Sie das Schicksal getroffen hat. Es ist hart, sehr hart, das Liebste zu verlieren, was man besitzt. Ich denke nur an meinen Schmerz bei dem Heimgang meiner guten Mutter.“

„Dies war schwerer, als Vater und Mutter zu verlieren,“ sagte er gepreßt. „Mir nahm das Schicksal Weib und Kind an einem Tage —

das Glück meines Lebens, das Glück meiner Zukunft — es ist Beides dahin!"

Und da sie schwieg, wie wenn sie keinen Trost für ihn fände, was dem einsam vergrübelten Mann nur lieb war, begann er auf einmal aus freien Stücken von der Vergangenheit zu erzählen.

„Wir liebten uns sehr, meine Frau und ich. Sie hatte sieben Jahre auf mich gewartet, ehe ich kommen und sie heimführen konnte, denn ich war mittellos und sie auch. Man sagt, die Liebe stirbt, wenn sie lange Zeit auf ihre Erfüllung warten muß — es ist nicht wahr; bei uns wuchs sie. Und der Tag, wo ich sie in unser kleines, freundliches Heim führen und wir sorgenfrei in die Zukunft blicken konnten! Was für schöne, frohe Tage folgten ihm! Sie war Erzieherin gewesen, von ungewöhnlicher Begabung; meine geistigen Interessen waren die ihrigen. Sie war mein Mitarbeiter, mein Sekretär, mein braver Kamerad. Sie lebte in meiner Seele, in meinem Geist, und Alles, was ich dachte und schrieb, tat ich nur aus ihrer Seele heraus. Eine so innige Gemeinschaft umschloß uns, daß es uns unglücklich machte, wenn wir einen Tag von einander getrennt waren; war sie oder ich abwesend, so schrieben wir uns die zärtlichsten Briefe, wie ein überverliebtes Brautpaar. Ich weiß nicht, ob Sie Platos schönen Mythus kennen, daß Mann und Frau urspruglich eine Seele gewesen und daß die beiden Hälften sich im irdischen Leben suchen, bis sie sich gefunden. An uns war er in Erfüllung gegangen, wir empfanden seine Wahrheit, weil wir glücklich waren. Nur Eins fehlte uns schließlich an unserm Glück: seine körperlich-sinnbildliche Erscheinung — das Kind. Und wir warteten Jahre darauf, wie wir Jahre auf einander gewartet hatten. Und endlich kam es — an einem Morgen war ich Vater eines Knaben und der Reichste aller Sterblichen — um am Abend der Aermste zu sein! Da war das Glück von mir gegangen, und ich besaß kein Weib und kein Kind mehr."

Stockend, von der Erregung gehemmt, kam das Alles aus seinem Munde, während er die Augen auf den Fußweg gesenkt hielt. Er sah nicht, daß die Augen seiner Begleiterin sich mit Tränen gefüllt hatten.

„Vor zwei Jahren war's — seitdem bin ich ein gebrochener Mann. In der Kraft meiner Mannesjahre gebrochen, einsam, verbittert, menschenscheu. Die Welt hat nichts mehr für mich."

„O, sprechen Sie nicht so!" hörte er auf einmal ihre flehentliche Stimme neben sich. Es war eine andere Stimme als vorhin, und doch lag noch ein Hauch von dem Zauber darin, der ihn in das Glück der Vergangenheit zurückversetzt hatte.

„Ich weiß, was Sie mir entgegnen wollen," fuhr er bitter fort. „Wie oft habe ich das nicht schon gehört! Daß das Menschenloos ist, daß es Tausende giebt, die noch Schwereres ertragen müssen, daß Sterben die Bestimmung unseres Lebens, daß jeden Tag Hunderttausende sterben, aber

was soll mir so ein Trost? Was geht es mich an, wenn Andere sterben? So wenig wie die Welt sich darum kümmert, daß mein Weib stirbt — mir war es doch mein Weib, die Hälfte meiner Seele und meines Lebens. Kann ein Mensch mit halbem Herzen weiterleben wie mit halber Lunge? So frage ich mich oft, und schauernd fühle ich, daß ich es tue."

Er war stehen geblieben, seine Bewegung hatte ihn wieder übermannt. Erst jetzt merkte er, daß sie neben ihm herging und leise weinte. Es brachte ihn zur Besinnung, er hatte dem Mädchen da sein Inneres aufgetan, er hatte seinen Schmerz, der doch sein Heiligstes war, einem fremden Wesen verraten.

Aber es reizte ihn nicht mehr wie sonst, es rührte ihn, und da sie jetzt die blauen Augen zu ihm aufschlug, in denen er den Widerschein seines Schmerzes zittern sah, spürte er den Springquell eines neuen, mächtigen Gefühls in sich aufsteigen:

„Fräulein Helene!"

Er begriff nicht, was er tat; er hatte ihre Hand erfaßt und drückte sie, als könne er sie nie wieder loslassen, und ihre Blicke senkten sich tief in einander. Ihm war es, als stiege süß und lockend aus ihren weinenden Augen das alte Glück wieder herauf, das er doch für immer verloren zu haben meinte, als brauchte er nur die Arme auszubreiten, um es von Neuem zu umschließen.

Aber es war doch für immer dahin!

Mit einem Seufzer ließ er ihre Hand fahren.

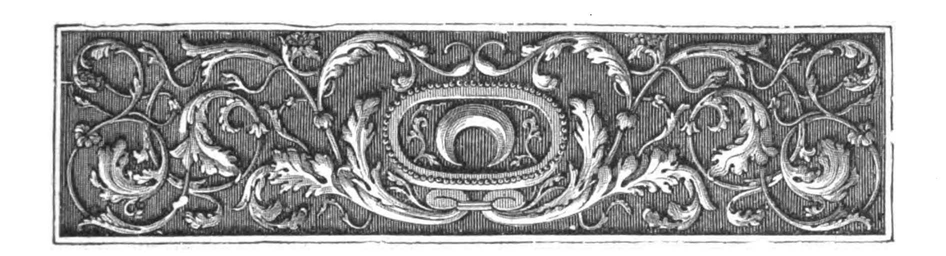
„Sie haben ein liebes, weiches Herz," sagte er, „und Ihre Teilnahme — es ist zum ersten Mal, daß fremde Teilnahme mir wohltut. Ich wünsche von Herzen, daß Ihr Leben sich einst glücklicher gestalten möge als das meine."

„Ich kann nur sagen, daß ich den Mut habe, Alles zu ertragen, was es mir bringt," versetzte sie leise. „Ob ich glücklich sein werde, das überlasse ich dem, der unser Schicksal in seiner Hand hat."

Sie gingen weiter, ohne viel mehr mit einander zu sprechen. Menschen kamen ihnen entgegen, sie waren der Station nahe, von der aus sie die Heimfahrt antreten wollten.

(Schluß folgt.)





Dalmatinische Herbsttage.

Von

Joseph Jaffé.

— Berlin. —

In das wunderschöne Tal von Veldes war der Herbst eingefallen, der Frühreif hing in den Gräsern, jeden Morgen bedeckte mehr rotes und gelbes Laub den Boden, und die blaugrauen Karawanken erwachten mit weißen Schlafmützen. Dazu rauchten die Oefen — — nein, das war mein Herbstprogramm nicht gewesen. Seit Jahren standen Salona und Ragusa vor meiner Seele. Antike Trümmerfelder und jene seltsame italienische Republik auf slavischem Boden — —, mein Entschluß war schnell gefaßt, fort nach Süden! Fiume war die erste Station —; der Aufenthalt dort hat allerdings nur für eine bei uns wenig verbreitete Species von Menschen Interesse, nämlich für Liebhaber österreichisch-ungarischer Dinge, nnd die sind rar, denn zwischen Bodenbach und Cattaro sich zurecht zu finden, wird immer schwieriger.

Die Schmerzen des Ausgleiches zwischen Oesterreich und Ungarn sind nachgerade eine ständige Rubrik in den Zeitungen geworden, und da sie Mitgefühl an der Börse finden, sind sie dem größten Teil der Reisewelt geläufig. Viel weniger bekannt ist der Ausgleich zwischen Ungarn und Kroatien. Als die Magyaren ihres neuen Reiches Herrlichkeit aufrichteten, waren sie klug genug, die in ihrem Stammlande geschlossen sitzenden Kroaten nicht mit den anderen „Nationalitäten" über denselben unsauberen Kamm zu scheeren. Sie deckten sich vielmehr den Rücken, indem sie dem Königreich Kroatien eine ziemlich weitgehende Autonomie gewährten. Fiume ist

nun historisch, geographisch und ethnographisch ein Bestandteil Kroatiens. Da die Stadt aber den einzigen Zugang Ungarns zum Meere bildet, — den Plattensee als Ocean anzusprechen, wagt selbst magyarischer Größenwahn nicht — paßte es den Herren in Budapest nicht, der Stadt die Teilnahme an der kroatischen Autonomie zu gönnen, der magyarische Globus mußte direkt an's Meer stoßen. Also wurde Fiume als separatum corpus coronae von Kroatien eximirt und die Verständigung über seine staatsrechtliche Stellung späterer Vereinbarung vorbehalten. Eine solche Vereinbarung ist nie erfolgt, und Fiume untersteht noch heutigen Tages unmittelbar der Centralregierung in Budapest, nicht der kroatischen Landesregierung in Agram.

Für dieses Taschenspielerstücklein haben die Magyaren ihre kroatischen Freunde durch ein Versprechen entschädigt, das ein sonderbares Licht auf ihre politische Ehrlichkeit wirft. Dalmatien, ein integrirender Bestandteil des namenlosen Staates, den man gewöhnlich Oesterreich nennt, ist kroatisches Gebiet und nur durch den Gang der Geschichte von Kroatien getrennt. Die Sehnsucht des Volkes erstrebt eine Vereinigung. Diesem Sehnen haben die Magyaren wenigstens platonisch Rechnung getragen und sich im Ausgleich mit Kroatien verpflichtet, eine Vereinigung Dalmatiens mit Kroatien herbeizuführen, also mit anderen Worten, die Brüder auf dem jenseitigen Ufer der Leitha um eine Provinz zu bringen. So haben die Magyaren Fiume bekommen, die Kroaten ein billiges Versprechen und die Wiener Regierung einen feierlich verbrieften Schlag in's Gesicht.

Die Bevölkerung Fiumes ist eine gemischte, italienisch und kroatisch. Die ungarische Regierung begünstigt das ihr unschädliche italienische Element auf Kosten des kroatischen. Die Stadtverwaltung ist ganz in italienischen Händen. In Budapest versteht man sich auf solche Dinge. Die Stadt ist zweisprachig, aber nun kommt der Hauptspaß! Sie ist officiell nicht, wie man erwarten sollte, italienisch-kroatisch, sondern italienisch-magyarisch. In dieser Stadt, in der keine Katze auf magyarisch miauen kann, in der mehr als die halbe Bevölkerung kroatisch spricht, erfolgen alle amtlichen Bekanntmachungen lediglich in italienischer und magyarischer Sprache; an allen Amtsstellen, in allen Publikationen der Behörden erscheinen neben der Sprache Dantes die jeden Europäer wie Volapük anmutenden magyarischen Wortungetüme; für den Humor, der hierin liegt, haben die Budapester Herren kein Verständniß.

Sonst haben sie allerdings Sinn für Humor; in ihrer Vorstellung ist die Adria zum mare hungaricum geworden, auf dem sich wagemutige Männer aus dem Alföld ab und zu nationale Seekrankheit holen. In Fiume kursiren die absonderlichsten Schnurren über diese nautischen Träume. So erschien dort jüngst eine Gesellschaft von Lehrern aus Debreczin; am Molo nahmen die Herren Aufstellung und sangen andachtsvoll den Szozat,

dann zog jeder eine Flasche hervor, füllte sie mit Wasser aus dem ungarischen Meere, und wie die Pilger vom Jordan, kehrten sie mit dem heiligen Naß heim in ihre schöne Vaterstadt, wo man Paprika in den Kognak tut.

* * *

Durch ein Gewirr von Inseln und Engen sucht der Dampfer den Weg gen Süden. Stundenlang begleitet ihn auf der linken Seite der stolz emporstrebende Welebit, rechts wogt ab und zu das offene Meer herein und scheucht die munter schmausenden Passagiere von der Tafel.

Manches Gesicht wird bleich, Einer und der Andere verschwindet. Doch im Ganzen ist die Fahrt behaglich, die Seekrankheit tritt nur selten und nur als kurze Episode auf. Die Dampfer entsprechen zwar nicht den Anforderungen, an welche die modernen Schnellfahrer uns gewöhnt haben, sie sind jedoch gut eingerichtet und ausgezeichnet geführt. Kapitän, Offiziere und Mannschaften sind Kroaten, das will sagen, Seeleute erster Klasse. Die Kroaten haben schon vor Jahrhunderten Venedigs Schlachten geschlagen — die Riva degli Schiavoni erinnert an sie —, und in unseren Tagen haben sie bei Lissa gesiegt, unter Führung eines Deutschen, Wilhelm von Tegethoff.

Die wenigen Leute, welche in Deutschland zu ahnen beginnen, daß die Entwicklung Oesterreichs für die Zukunft unseres Volkes wichtiger ist, als Kamerun und Neu-Guinea, werden gut tun, sich die Kroaten etwas näher anzusehen.

Reichlich eine Million sitzt im Königreich Kroatien, welches, wie bereits bemerkt, unter Exemption von Fiume einen autonomen und privilegirten Bestandteil von Ungarn bildet. Etwa Sechshunderttausend wohnen in Cisleithanien, und zwar der größte Teil in Dalmatien, wo die Kroaten zusammen mit den Serben 96 Procent, ohne sie gegen 80 Procent der Bevölkerung ausmachen. Der österreichisch-ungarische Ausgleich hat das Volk politisch zerrissen und das Stammland an Ungarn, den alten Feind, ausgeliefert. Nirgends wird daher dieser Ausgleich und der durch ihn geschaffene magyarische Staat mehr gehaßt als auf kroatischer Erde. Man kann es dreist aussprechen, daß bis in die jüngste Zeit kaum irgendwo im Donaureiche in so hohem Maße pan-österreichische, gesammtstaatliche Traditionen vorhanden waren wie unter den Kroaten. Herr des Volkes ist nicht der König von Ungarn, sondern der Kaiser; für den Bauern, den Fischer, den Matrosen gilt noch immer Wien als Kapitale und ebenso — in moralischem Sinn — für die Intelligenz. Der Zusammenhang mit deutscher Kultur wird nirgends so hoch gewertet wie hier, ein paar Semester in Wien oder Graz erscheinen in akademischen Kreisen unerläßlich. Der deutsche Reisende, welcher den Dingen Interesse entgegenbringt, findet überall höfliche, oft herzliche Aufnahme. Nie ist er der Gefahr ausgesetzt, wie in Böhmen oder Ungarn angerempelt zu werden. Es hat die ganze

Unfähigkeit der Deutsch-Oesterreicher dazu gehört, ihr vollständiger Mangel an politischem Instinkt, aus diesen und anderen sehr ähnlichen Verhältnissen keinen Nutzen zu ziehen.

Reichsdeutschen Lesern liegen diese Dinge leider, leider, weltenfern! Bei uns ist man gründlich auf die Bewunderung des Magyaren-Staates hineingefallen, auf diesen größten Humbug, den die zweite Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gezeitigt hat. Die Magyaren lassen sich als Hort der Freiheit und des Fortschritts preisen und haben nichts dagegen, wenn ihnen der Kroate Zrinyi als Nationalheld und Lenau Miklos als Dichter dedicirt wird. Vertrauen wir . . . es sei dafür gesorgt, daß auch diese Bäume nicht in den Himmel wachsen! Wie es auch immer kommen mag, es erscheint keineswegs ausgeschlossen, daß den Kroaten noch eine Rolle an unserer Seite vorbehalten ist, einige Voraussetzungen müssen sie freilich erfüllen. Der natürlichen Entwicklung mag es überlassen werden, daß die Intelligenz allmählich die Fesseln des Klerikalismus abstreift; politische Einsicht wird die Nation erkennen lassen, daß sie die Slovenen nicht fördern darf, denn wer uns von der Adria abzusperren versucht, kann unser Freund nicht sein. Diese beiden Bedingungen wiegen nicht schwer. Anders steht es jedoch mit der dritten.

Die Kroaten sind etwa 1 3/4 Millionen stark, die mit ihnen ein Volk bildenden Serben 5—6 Millionen. Beide Stämme sprechen dieselbe Sprache. Aber das Verhängniß hat es gewollt, daß der große Riß, welcher Orient und Occident trennt, mitten durch das serbo-kroatische Volk hindurch gegangen ist. Die römisch-katholischen Kroaten gehören dem Abendlande an, die griechisch-katholischen Serben dem Morgenlande. Durch Jahrhunderte von einander getrennt, hassen sich beide Stämme, wie dies nur unter Brüdern möglich ist; nicht allein die Religion steht einer Vereinigung im Wege, sogar das kyrillische Alphabet ist den Serben zum nationalen Schiboleth geworden. Diese Trennung läßt eine Zukunft des Kroatentums fast unmöglich erscheinen. Die dritte und schwerste Bedingung ist die Auffindung einer Formel, die den Gegensatz zwischen Serben und Kroaten überbrückt und diesen, als den kulturell Ueberlegenen, die Führung sichert. Wird solch eine Formel nicht gefunden, so sind die Kroaten in Dalmatien verloren, dann werden ihnen in Zukunft die Serben dasselbe Loos bereiten, wie sie selbst in unsern Tagen den Italienern. Die viermalhunderttausend dalmatinischen Kroaten bewohnen nur einen schmalen Küstensaum und die vorgelagerten Inseln, hinter ihnen sitzen mehrere Millionen Serben. Das dumpfe Hinträumen dieser Millionen hat Jahrhunderte lang gewährt, jetzt ist es zu Ende, die Befreiung Serbiens und die Occupation Bosniens haben Bewegung in die trägen Massen gebracht. Zugänge vom Meere in das Hinterland sind entstanden und entstehen täglich neu; es ist unausbleiblich, daß die Entwicklung der Serben von dem alten Gesetze ergriffen wird, welches junge Völker an die See treibt. Brechen die dichten serbischen

Massen nach Westen vor, so haben sie bis zum Meer nur wenige Meilen kroatischen Gebietes zu durchmessen. Die Kroaten müssen daher bei Zeiten versuchen, Führer dieser unausbleiblichen Bewegung zu werden, sonst wirft sie die im Binnenlande emporschwellende Flut in's Meer.

Wie in einem Kaleidoskop wirbeln Oesterreich-Ungarns Völker durcheinander, Dalmatien insbesondere gehört schon der Balkanhalbinsel an, dem klassischen Boden ethnographischer Faltungen und Verwerfungen. Kroaten und Serben bilden dort den Gegensatz der Zukunft, Kroaten und Italiener den der Vergangenheit.

Aus dem Nebel der Völkerwanderung tauchen gegen das Jahr 600 im Nordwesten der Balkanhalbinsel slavische Stämme empor; wohl ewig wird die Frage ungelöst bleiben, ob diese Stämme aus unbekannten Fernen westwärts gedrungen sind, oder ob es sich um eine Renaissance unterdrückter Urbevölkerung gehandelt hat. Aehnlicher Streit spukt ja auch im ostelbischen Norddeutschland bezüglich der germanischen Wiederbesiedelung slavisirten Bodens. Im Binnenlande überrannten die Slaven Alles, was von klassischen Erinnerungen die Ostgotenzeit überdauert hatte, das Küstenland dagegen und die Inseln erwehrten sich des slavischen Anpralles und blieben in den Händen der Byzantiner, der Romäer. Der so entstandene Gegensatz wurde für die Geschichte Dalmatiens bis auf unsere Tage bestimmend, seine letzten Träger sind Kroaten und Italiener. Während sich im Innern das kroatische Reich bildete und mit wechselndem Glück behauptete, suchten und fanden die lateinisch gewordenen Küstenstädte etwa seit dem Jahre 1000 Anlehnung an Venedig, das langsam von Norden nach Süden vordrang. Eine kurze ungarische Episode brachte um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts Küste und Binnenland in eine Hand, doch schon im zweiten Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts gelangte das Litorale wieder an Venedig. Das serbisch-bosnische Hinterland sah noch einige Jahrzehnte slavischer Bruderkämpfe, bis dann der Islam sich wie ein Leichentuch über das unglückliche Land legte, das Jahrhunderte lang in geschichtsloser Erstarrung vegetirte. Die Kroaten fanden allmählich schützende Anlehnung an den Westen; von einem Aufschwunge ihres Volkstumes, einer Förderung nationaler Kultur war jedoch in Dalmatien wenigstens keine Rede mehr. Ueberall bildeten sich unter dem Schutze der Proveditoren von San Marco und gestützt auf venetianische Einwanderung italienisirende Aristokratieen, die sich als Glieder des Gedankenkreises der Renaissance fühlten; besonders in Ragusa kam es zu eigenartiger und geradezu einziger Staatsbildung. Wenn auch zeitweise das Slaventum mehr in den Vordergrund trat, so herrschten doch in Staat und Gesellschaft italienische Anschauungen; selbst die Ragusäer Blüte der slavischen Litteratur im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert war, wie unbefangene kroatische Kenner zugeben, von italienischem Ideengehalt erfüllt. So wuchs die geistige, politische und wirtschaftliche Bedeutung des italienischen Elements in Dalmatien, die Kulturcentren gehörten ihm,

die Slaven waren in der Mehrzahl bäuerliche Hintersassen oder städtisches Proletariat. Die Italiener haben Jahrhunderte lang an der dalmatischen Küste eine ähnliche Rolle gespielt, wie im Altertum die Hellenen an der kleinasiatischen. Alle Civilisation saß in den Städten, und diesen drückten sie in Sprache, Staatsform und geistigem Leben den Stempel auf; die aufwärts strebenden kroatischen Elemente verfielen fast durchgängig der Italienisirung.

So blieb es durch alle Wandlungen der politischen Schicksale bis in die Tage der beginnenden Demokratisirung, der besseren Volksbildung, des Erwachens der Massen. Im rückständigen Dalmatien haben diese Strömungen erst vor wenigen Jahrzehnten eingesetzt, aber dann auch gleich desto energischer. Ihre unausbleibliche Wirkung war die Verdrängung der Italiener aus den Stadtregimenten. Es mag auch von Bedeutung gewesen sein, daß dem italienischen Volke in derselben Zeit im Mutterlande gewaltige Aufgaben erwuchsen. Heute ist Dalmatien in den Händen der Kroaten, und die Italiener haben dort politisch ebenso abgewirtschaftet, wie wir in den russischen Ostseeprovinzen. Nichts bleibt ihnen als der Name der Dalmatiner, den die Kroaten verschmähen, und die Erinnerung an das, was sie geschaffen, also wahrlich etwas Großes, ein unvergänglicher Ruhmestitel, trotz venetianischer Waldverwüstung, trotz prokonsularischer Willkür. Ihnen ist es zu danken, daß Dalmatien ein Teil des Abendlandes geblieben ist, ihre Sprache hat noch für lange Zeit den Beruf, die vornehmste Kulturmittlerin zu sein. Man kann dies anerkennen, ohne dem tatkräftig emporstrebenden Kroatentum zu nahe zu treten, Recht oder Unrecht giebt es in historischen Processen nicht. Wer auf diesem Standpunkt steht, wird das Unbehagen überwinden, welches ein historisch geschultes Auge empfindet, das in Spalato eine ulica porta aurea entdeckt und einen gospodski trg an Stelle der ehrwürdigen piazza della signoria. Und wenn die Stadtverwaltung in Ragusa — Verzeihung, in Dubrownik — italienische Gesuche zurückweist, weil sie in einer unverständlichen Sprache abgefaßt sind, so mag man hoffen, daß überschäumende nationale Eitelkeit wieder zurückebben wird, zumal in einer Stadt, in welcher jeder Stein die Größe des italienischen Genius predigt.

* * *

Immer weiter gen Süden geht die Fahrt. Der Schnelldampfer legt nur an den drei Hauptorten des Landes an, in Zara, Spalato und Ragusa. Für einen flüchtigen Besuch der terra firma sind diese Städte gute Stützpunkte, auf die Inseln muß der Eilige leider verzichten. Ihr äußerer Anblick ist starr und tot, meist von der Bora kahl gefegte Klippen, hier und da einige Häuschen, ein Kirchturm, ein paar Vignen. Das Innere der größeren Inseln hat geschützte Täler, zum Teil weist es auch südländische Landschaftsbilder auf. Auf der Fahrt wird man aber hiervon nicht viel

gewahr. Vielmehr ist es sonderbar, wie oft . . . norwegische Erinnerungen aufsteigen. Die Bocche di Cattaro mahnen an Fjordbildungen, und die Inseln sehen ganz wie Schären aus. Manchmal erwartet man auf dem nächsten Riff eines der charakteristischen roten Holzhäuser auftauchen zu sehen. Solche Aehnlichkeiten sind bizarre Scherze des Zufalls, Gesetze darf man nur mit Vorsicht dahinter suchen. Es verblüfft die Verwandtschaft zwischen nordischer und dalmatinischer Metallbehandlung bei Schmuckgegenständen, die Aehnlichkeit der Farbenzusammenstellung bei manchen Produkten der Hausweberei. Ueber die Fjordbildungen und den Schärencharakter mag ich nicht urteilen. Zweifellos schaffen aber gleiche Ursachen gleiche Wirkungen, wenn sich die gute Gesellschaft von Fiume bis Cattaro ebenso kennt, wie von Tromsö bis Bergen. Beide Küsten sind auf den Seeverkehr angewiesen, und der Dampfer bringt die Menschen inniger in Berührung als die Eisenbahn. Die Städte sind in beiden Ländern weit von einander entfernt, daher hier und dort die gleiche Kirchturmspolitik, campanilismo, und hier wie dort in unseren Tagen des nationalen Zusammenwachsens der gleiche Gegensatz zwischen Brudervölkern.

Genug der Analogieen, das laute Treiben an Bord erlaubt nicht, ihnen nachzuhängen. Eines fällt auf, das Fehlen englischer Touristen; die Gesellschaft trägt österreichischen Charakter, also ist das Bild farbig genug. Im Zwischendeck dalmatinisches Landvolk in malerischer Gewandung, Bosnier und Herzegowiner, auch vereinzelte Muselmänner, in der Kajüte die ganze österreichische Polyglotte, Alles bunt durch einander, Kaufleute, Offiziere, Beamte, Vergnügungsreisende. Das Zwischendeck spricht slavisch, die Kajüte deutsch und italienisch. Die kroatischen Herren, vom Scheitel bis zur Sohle tadellose Europäer, machen jedem Wissensdurstigen die Honneurs des Landes, freundlich gehen sie auf deutsche Unterhaltung ein und citiren mit beneidenswerter Sicherheit Goethe, Millöcker und Shakespeare. Bald hebt ein gewaltiges Flirten an, von dem sich selbst unser wackerer Kapitän, der alte Seebär, nicht ausschließt. Ein liebenswürdiger Herr aus Agram geht besonders scharf in's Zeug; in aller Eile sucht er der schönsten Frau an Bord klar zu machen, sie sei une cruelle énigme, eine komplicirte Natur . . . c'est comme chez nous, man fühlt sich wirklich ganz zu Haus.

In Zara ist nur kurzer Aufenthalt, er reicht gerade für einen flüchtigen Blick in den Dom. Auf der Marina sieht man zum ersten Mal in größerer Menge die dalmatinischen Prachtgestalten, ein wunderbares Menschenmaterial; die Statistik behauptet, daß hier in ganz Oesterreich die breitesten Schultern zu finden sind. Hochgewachsene Männer mit lebhaften, intelligenten Gesichtern fallen noch auf, später bemerkt man sie kaum. Die Frauen machen vielfach einen minderwertigen Eindruck, — — wohl bemerkt, nur in der Landbevölkerung. In das Landvolk müssen orientalische Anschauungen über die Stellung der Frau eingedrungen sein, und solche Anschauungen beeinflussen im Laufe der Jahrhunderte den Typus.

Zara ist die politische Hauptstadt; die Lage ist reizlos, doch ist der Dom höchst sehenswert. Wer Zeit hat, möge einen Tag opfern, auch die anderen Kirchen besichtigen uud einen Maraschino an der Quelle trinken. Gegen Mitternacht legt der Dampfer in Spalato an, der kommerciellen Hauptstadt des Landes.

* * *

Spalato ist historischer Boden voll stolzer Erinnerungen, noch heutigen Tages die Stadt Diokletians, des letzten und größten aus der Reihe der gewaltigen Soldatenkaiser des dritten Jahrhunderts. Nicht nur in kunstgeschichtlicher Bedeutung berührt es sich mit Ravenna, sein intimster Reiz beruht auf ähnlicher Voraussetzung: an beiden Orten steigen verschollene Epochen riesengroß vor uns empor. Wer Meister der seltenen Kunst ist, die Gesehenes in seelische Stimmung, Geschichte in körperliches Empfinden umsetzt, wer nicht nur Menschen, sondern auch Begebenheiten als Frucht eines Mutterbodens zu erkennen vermag, der gehe nach Ravenna, der gehe nach Spalato. Die Anfänge des Basilikenstils nehmen dort nur das Auge gefangen. Jeder äußere Eindruck schwindet vor der lebensvollen Wucht, mit welcher urplötzlich die Ostgotenzeit, die Eintagsherrlichkeit der Byzantiner auf italischem Boden dem ahnungslosen Sinn entgegentreten. Ebenso durchweht Spalato der Hauch einer Zeit, die unser geschichtliches Empfinden kaum in sich aufgenommen, die uns erst Jakob Burckhardts Meisterhand näher gebracht hat, die Periode der Vorgänger Konstantins.

Manch stahlharter Legionar hat aus Dalmatiens Felswüsten den Weg zum Kaiserthron gefunden; auf den Fundamenten, die der gewaltigste unter den illyrischen Cäsaren gelegt, steht nach heute Spalato, um sie rankt sich noch heute der späte Traum des Wanderers.

Im Jahre 305 stieg Diokletian vom Thron herab; schon Jahre vorher hatte er in der Nähe Salonas die Erbauung des Palastes begonnen, in welchem er die Beherrschung der Erde zu vergessen ersehnte. Immer und immer wieder hat es ihn nach dieser Küste getrieben; vielleicht wurde hier schon damals der große Gedanke geboren, den Konstantin ausgeführt hat, der Gedanke der Orientalisirung des Reiches. Engherziger Fanatismus hat aus dem Christenverfolger einen matten Epigonen gemacht; wohl war Diokletian ein Vollender, aber nicht minder hat er mit gewaltiger Faust die Pforten einer neuen Zeit geöffnet. Er hat das Reich neu aufgebaut, ihm eine Thronfolgeordnung gegeben und den Weg nach Osten gewiesen. Es erging ihm nicht so gut, wie Karl dem Fünften. Die eisernen Schicksale, die er der Welt geschmiedet, umstrickten den Frieden seines Ruhesitzes und versuchten, ihn zurückzuzerren; ermüdet gab er den Kampf auf, freiwilliger Tod schenkte ihm im Jahre 313 die Ruhe, welche er vom Verzicht auf das Imperium vergebens erhofft hatte.

Diokletians Palast ist nach einem bekannten Wort die malerischste

Ruine, die das Altertum uns hinterlassen. Er bedeckt einen größeren Flächenraum als das Kolosseum, der Grundriß bildet ein an den vier Ecken in bastionartige Türme auslaufendes Rechteck. Kein schönheitstrunkener Künstler hat ihn erbaut, kein genußsüchtiger Schlemmer, sondern ein Legionssoldat, dem die klassische Form des römischen Feldlagers mit seinen Toren, der Längs- und der Quergasse vorgeschwebt hat. Dreitausend Menschen hausen heute innerhalb der abbröckelnden Mauern, Zwerge, deren ganzer Lebensinhalt den einen Cäsarengedanken nicht ersetzt, der sie einst ausgefüllt hat. Wie Pygmäenspielzeug klebt die Altstadt von Spalato am verwitterten Gestein; hier kauert ein Häuschen in einer dunklen Ecke, dort bildet ein Altan den Stützpunkt für leicht gezimmerte Wände; mächtige Kapitäle lugen durch trübe, zersprungene Glasscheiben, gedankenlose Bequemlichkeit hat Oeffnungen vermauert und freche Fenster in stolze Quadern gebrochen. Alles in Allem ein unbeschreibliches Bild pietätloser Zerstörung. Der wuchtigen Façade an der Wasserseite sind Stockwerke aufgesetzt und niedrige Vorbauten angeleimt worden; trotz dieser Schändung ist sie von wunderbarer Wirkung, besonders wenn der mitleidige Mond die begangenen Verbrechen nur ahnen läßt. Von keinem Punkte übersieht man das ganze Gewirr; durch Gäßchen und Trümmerhaufen, durch Lärm und widerliche Gerüche muß man sich winden, um Zugang zu allen Einzelheiten zu gewinnen, zu dem großartigen Peristil des Domes, zu majestätischen Säulenstellungen, zur gewaltigen porta aurea. Alles befindet sich in Verfall, mit Ausnahme des Jupitertempels, welcher jetzt als Baptisterium dient, und des Domes, einst Diokletians Mausoleum. Das Baptisterium, eine hochgelegene Cella mit kassettirter Decke und Vorhalle, wirkt durch fein abgewogene Verhältnisse und durch feierlichen Ernst; aller Glanz wird jedoch durch den Dom überstrahlt, nächst dem Pantheon von den römischen Bauwerken, die den Wechsel der Zeiten überdauert haben, wohl das herrlichste. Ein im Innern sich kreisförmig darstellendes Achteck, dessen durch Nischen unterbrochene Wände von korinthischen Säulen flankirt werden, darüber ein kleineres schön emporstrebendes Obergeschoß, das Ganze abgeschlossen durch eine harmonisch wirkende Kuppel. Das Bauwerk läßt sich zur Not beschreiben, der Eindruck keinesfalls, noch weniger die Stimmung der gesammten Ruine. Immer wieder entdeckt man neue Schönheiten, aber auch neuen Schmutz. Dom und Baptisterium stehen in liebevoller Pflege, der Rest spottet jeder Beschreibung. Es wäre wohl selbst mit großen Mitteln nicht möglich, den Palast von allen naiven und dreisten Anbauten zu befreien, dazu haben die Schmarotzer sich zu fest angesaugt; es sollte aber wenigstens dafür gesorgt werden, daß Auge und Nase nicht unausgesetzt beleidigt werden, der moderne Schmutz ist ebenso unbeschreiblich wie die antike Schönheit. Nirgends in Italien stinkt ähnliches Gräuel zum Himmel empor; hier könnten die kroatischen Machthaber beweisen, daß sie sich der Verpflichtung bewußt sind, würdige Hüter eines allen Kulturvölkern gehörigen Erbes zu

sein. Glaubwürdige Leute behaupten, daß der Haß des romanischen Geistes sich in absichtlicher Vernachlässigung der antiken und venetianischen Reste äußere, daß die Stadtverwaltung sogar einmal an den Abbruch des ganzen Palastes gedacht habe!

Was sich von Restauration außerhalb des Domes und Baptisteriums findet, wird am besten übergangen. Es ist allenfalls verständlich, daß Geldmangel Lücken im antiken Gemäuer da mit Ziegeln stopft, wo Einsturz droht, weshalb aber auf die massigen grauen Quadern der porta aurea eine armselige Bekrönung aus roten Backsteinen gestülpt worden ist, das bleibt ein Rätsel.

Wie überall, wo das Altertum uns entgegentritt, erschlägt es auch in Spalato jeden anderen Eindruck. Neben dem Palaste wirkt kein kroatischer Turm, kein venetianisches Stadthaus, nicht einmal der im Ausbau begriffene überaus reizvolle campanile. Für Künstler und Historiker bleibt Spalato die Stadt Diocletians.

* *
*

Im leichten Wagen geht es zum Tor hinaus, nach Salona. Da anderes Fuhrwerk dem gleichen Ziele zustrebt, erwacht in unserem Kutscher der Ehrgeiz, und es beginnt eine der unsinnigen Wettfahrten, die für nervöse Leute eine besondere Annehmlichkeit des Landes bilden. Bergauf und bergab geht es in gestrecktem Galopp, der Wagen gerät in's Schleudern. Nach einigen aufgeregten Minuten siegen wir, wie wir wollen, unseres Rosselenkers Tatendrang ist gestillt, und wir können uns ein wenig umschauen, ohne jeden Augenblick an das nahe Ende zu denken.

Es ist Markttag, und das Landvolk zieht in die Stadt, ein überaus buntes Bild. Die Grundform der dalmatinischen Männertracht ist bekannt; häufig erblickt man in Wien, seltener in reichsdeutschen Städten die martialischen Gesellen, welche mit Pfeifen, Cigarrenspitzen und anderen guten Dingen hausiren. Der Unterkörper steckt in blauen, faltigen Beinkleidern, die sich am Schienbein verengen und hinten eine drollige, sackartige Erweiterung bilden. Den Rumpf bekleidet in den meisten Gegenden eine flotte Jacke, die mit aufgesetzten bunten Linienornamenten bestickt ist. In Spalato sind Jacke und Weste durchgehends braun mit rotem Besatz; die Ragusaner Landbevölkerung zieht Blau vor, dazu reiche Stickerei und bunte Leibbinden, die Montenegriner tragen anstatt der kurzen Jacke lange, bis an's Knie reichende weiße Röcke. Ebenso mannigfaltig sind die Kopfbedeckungen, in Ragusa der türkische Fez, in Spalato rote an Cerevise erinnernde Kappen, in Montenegro und anderen Gegenden eine Art roter Kalpak mit schwarzer Umrandung. Dem weiblichen Geschmack gewährt die Sitte mehr Freiheit, daher scheinen die Frauen, wenn möglich, noch bunter als die Männer. Hunderte von diesen farbigen Gestalten begegnen uns, die wenigsten zu Fuß, einige im Wagen, die meisten aber auf Eseln reitend. Bruder Lang-

ohr ist in Dalmatien ein ebenso stämmiger Geselle wie sein italienischer Vetter; alle unsere nordländischen Vorstellungen von Statik werden erschüttert, wenn auf so einem kleinen Vieh ein baumlanger Kerl sitzt, dessen Füße fast den Erdboden berühren, und überdies am Zwiesel noch schwere Lasten hängen. Viele Männer reiten seitlich, die Frauen oft im Männersitz. Wie fast überall bieten die weiblichen Gesichter ihrem inneren Gehalt nach reichere Abstufungen als die Männer. Während bei diesen im ganzen Lande eine gewisse ernste Offenheit den Normaltypus bildet, erblickt man unter den Frauen entsetzliche Hexen neben wahrhaft königlichen Erscheinungen. Einzeln und in Gruppen ziehen die Bauern einher, nie übermäßig laut, immer ruhig und gemessen, in Art und Gehaben an die Sicilianer erinnernd, in deren Adern der gleiche Tropfen orientalischen Blutes kreist. Befremdend wirken unter den von Gesundheit strotzenden Erscheinungen vereinzelte Malariagesichter.

Den großen Hintergrund formt eine echt südländische Landschaft, über der sich tiefblauer Himmel wölbt. Bei Spalato tritt das Gebirge nicht bis an die See heran, sondern gewährt einem hügeligen, sichelförmigen Vorlande Raum, der berühmten riviera dei sette castelli; die Halbinsel, auf der die Stadt liegt, bildet die südöstliche Fortsetzung dieses Vorlandes. Das Festland und die vorgelagerte Insel Bua umrahmen den canale dei castelli, eine Bucht, die fast wie ein Binnensee erscheint; sie erblickt man zur Linken, wenn man die Stadt auf der Landseite verläßt, an ihrem Strande träumen die sieben vormals befestigten Ortschaften, die der Riviera den Namen gegeben haben. Dahinter dehnen sich schier endlose Vignen bis an die unteren Hänge des steilen Mossorgebirges, in welchem das lachende Gelände einen fast unvermittelten, starren Abschluß findet. Auf halber Höhe hängen verwitterte Nester, das malerischste von ihnen ist Clissa. Mitten aber in der lebensarmen Ebene liegt in Reben gebettet Salona, die Stadt der Toten.

Salonas Glanzzeit fällt in das dritte, vierte und fünfte Jahrhundert; nach Jahrzehnten angstvoller Kämpfe erlag es im Jahre 639 den Avaren, den entsetzlichsten Landverderbern des früheren Mittelalters. Damals verkrochen sich die Reste der Einwohner hinter die festen Mauern des benachbarten Kaiserpalastes; wie Venedig aus dem Schutte Aquilejas, so entstand aus dem Verderben Salonas Spalato. Ein ausgedehntes Trümmerfeld mahnt an untergegangene Herrlichkeit, gewaltige wie von Gigantenhand zerschlagene Mauern, von Epheu umsponnene Säulenstümpfe, verblaßte Mosaikfußböden; mitten darin die Ruinen zweier Kirchen, die eine aus dem dritten, die andere aus dem sechsten Jahrhundert, — — — Salonas Kunstgeschichte endet, wo die Ravennas einsetzt! Die ältere Kirche erhob sich über den Fundamenten einer heidnischen Villa; Spitzhacke und Schaufel haben zwei über einander liegende Mosaikestriche ausgeschürft, der obere zeigt christliche Motive, den unteren beleben Sappho und die Musen. Neben der Basilika

liegt der Totenacker, schweigende Sarkophage, welche tausendjähriger Schlummer des Sonnenlichtes entwöhnt hat, umgeben uns. Gerade hier eröffnen sich Ausblicke von zauberhafter Schönheit, totes Menschenwerk und lebende Natur in unlöslicher Verbindung, auf der einen Seite das tiefblaue Meer, auf der anderen graue Felswände. Es fehlen auch nicht die beiden Wahrzeichen römischer Städte, Amphitheater und Aquäduct.

Seit zwanzig Jahren stehen die Ausgrabungen unter der Leitung eines Gelehrten von großem Verdienst, des Monsignore Bulič, dessen nie erlahmender Eifer mit den geringsten Mitteln Großes leistet. Ein Hauch klassischen Geistes umweht das Tusculum, das inmitten der Ruinen, wie die lateinische Inschrift kündet, Gottes Huld ihm und seinen Nachfolgern geschaffen.

Der größte Teil der Funde ist im Museum zu Spalato geborgen: Sarkophage, Münzen, Torsi, Metallschmuck bezeugen alte Kunstfertigkeit; die späten Enkel haben manches davon geerbt. Der Besucher Salonas nehme sich deshalb vor geschnittenen Steinen in Acht, die ihm industrielle Bauern als antike Funde anbieten.

* * *

Von Salona zieht sich die Straße fast schnurgerade bis Traù; zu beiden Seiten Wein und nichts als Wein, dazwischen verstreut Oelbäume und Cypressen, rechts das Mossorgebirge, links die Bucht, die Insel Bua im Hintergrunde. Hier weht zum ersten Mal in Dalmatien dem Pilger aus dem kalten Norden die schwere Luft des Südens entgegen, tausend berauschende Düfte umspielen ihn. Die stachlige Agave erscheint in Riesenexemplaren, Granatäpfel und Feigen hängen an den Bäumen, selbst im Spätherbst ist die Gesammtwirkung der Landschaft heiß und hell. In den Vignen wird Nachlese gehalten, schon arbeitet die Kelter in den Dörfern. Diese sieben Dörfer wurden zu venetianischer Zeit begüterten Edelleuten unter der Bedingung zu Lehen gegeben, dort gegen die Türken Kastelle zu errichten und zu unterhalten, daher noch heute der Name. Ueberall finden sich Erinnerungen an jene Epoche, zumeist kleine Palazzi im bekannten Stil, über deren Toren volltönende lateinische Inschriften die Rumestaten der Erbauer künden. Ein Dorf reiht sich an das andere; frei und sorglos kann sich der Fremde bewegen, die Bauern zeigen sich stets höflich, mitunter neugierig, nie lästig.

In Traù endet die Fahrt. Der kleinere Teil der Stadt liegt auf dem Festlande, der größere jenseits eines schmalen Meeresarmes auf Bua, eine Brücke verbindet sie. Ein malerisches Tor gewährt Einlaß, den der Löwe von San Marco bewacht; unter seinem Schutz schläft die Stadt seit Jahrhunderten, nirgends in Dalmatien träumt, wie hier, versteinertes venetianisches Mittelalter. In winkligen, engen Gassen spreizen sich burgartige Häuser, reich ausgemeißelte Erker und Balkone nehmen den Blick gefangen, schön gerundete Fensteröffnungen, finstere Höfe mit bizarr ge-

brochenen Treppen, Alles in demselben runzligen Graustein. In heißer Mittagsglut will diese Stadt gesehen sein, das Hafentor, die bunte Loggia, die Ruine von San Giovanni Battista — —, gesehen und empfunden! Ihr Kleinod ist der Dom, eins der großen Wunder der Baukunst. Aus dreiteiliger Vorhalle wächst an der rechten Seite der Turm in venetianischen Formen kühn empor, die weit gepriesene und oft beschriebene romanische Pforte führt aus der Mitte in den dreischiffigen Innenraum. Alle kleinen Mittel hat der Baumeister verschmäht, durch die einfachste Gliederung wird tiefe Wirkung erzielt. Neben der ergreifenden Schmucklosigkeit des Schiffes verschwindet alles Andere, die Sakristei mit ihren Schätzen und die pomphafte Capella Orsini. Wahrlich, dies ist heiliger Boden!

Aus der düsteren Halle treten wir hinaus auf die vom Sonnenlicht überflutete Piazza, geblendet prallen wir zurück und schließen die Augen. Ein großes Schweigen ringsumher! Still, still . . . . . Vielleicht sind die Götter gnädig, vielleicht hören wir noch einmal den tausendstimmigen Ruf „San Marco, San Marco" durch die toten Gassen dröhnen.

* * *

Alles eilt auf Deck, der Dampfer nähert sich Gravosa. Die Inseln Mezzo und Calamotta fliegen vorüber, links öffnet sich das Omblatal, rechts reckt die Halbinsel Lapad ihren Arm entgegen. Wir biegen in die Bucht ein und staunen, wie das Bild seit gestern Abend sich geändert hat. Das ist endlich der Süden in seiner ganzen Pracht; nicht mehr vereinzelte Cypressen und Pinien schaukeln ihre Wipfel im Morgenwinde, ganze Haine säumen die Ufer. Lauschige Villen und vornehme Herrensitze lugen aus tiefem Grün hervor, links zieht sich die Häuserreihe den Abhang des Monte Sergio hinan, auf dessen Gipfel Fort Imperial das unbeschreiblich schöne Bild krönt. Nur die Wenigsten genießen es mit Muße, Alle drängen vom Schiff hinab zu den Wagen, welche bald die Reisenden in toller Fahrt nach Ragusa führen. Eine schmale Landenge verbindet die Halbinsel Lapad mit dem Festlande, über diese Enge führt die erst ansteigende, dann wieder fallende Straße. An den Häusern von Gravosa und an Kasernen geht es vorbei; auf der Höhe öffnet sich bei Bella Vista die Aussicht auf Ragusa, nach beiden Seiten bietet sich dem trunkenen Auge ein Blick, der weit in allen Landen seines gleichen sucht. Rechts fällt das Gehänge von der Straße steil in's Meer hinab, um zackige Klippen schmiegt sich dort unten die tiefblaue See. Gewaltig dräut das meerbeherrschende Fort San Lorenzo, vor uns liegt die langersehnte Märchenstadt. Nur noch wenige Minuten währt die Fahrt; Agaven, Opuntien, Feigen und Lorbeer fassen die Straße ein, Aloen und fremdartige Stauden wechseln in ungeahnter Ueppigkeit ab, zum ersten Mal grüßt uns die hochstämmige Dattelpalme. Bald erscheinen niedere Häuschen, dann leuchtende Villen — —, Ragusa!

* * *

Soweit Liebhaberei sich mit Geschichte beschäftigt, haftet sie meist an den großen Gegensätzen, interessant sind ihr vor Allem Epochen und Länder, in denen diese sich bekämpfen oder durchdringen. Auch Menschen, die sie tragen, — hier mehr noch die Vorläufer und Opfer, als die Ueberwinder. Julian war ein Anachronismus, Diokletian hat Konstantin nur die Wege geebnet, und doch stehen Beide uns näher als jener, der mit zweckbewußter Energie auseinander fließende Strömungen für alle Zeiten in ein gemeinsames Bett gezwungen hat. Theodorich ist spurlos zu Grunde gegangen, vielleicht, weil das naive Empfinden des gewaltigen Barbaren die instinktive Bewunderung nicht meistern konnte, welche die Antike ihm einflößte; menschlichem Fühlen wiegt er trotzdem oder gerade deshalb schwerer als sein Zeitgenosse Chlodwig, der ehrfurchtslos eine Welt in Trümmer schlug und ein Werk von weltgeschichtlichen Folgen verrichtete. Nicht der fruchtbare Ausgleich lockt uns, sondern das oft unfruchtbare Widerspiel!

Und hierfür prägen wir typische Formeln. Einige wenige genügen, um in uns das Bild des ewigen Konfliktes zwischen Orient und Occident heraufzubeschwören; Griechen und Perser, Rom und Karthago, Araber und Franken, die Kreuzzüge, Venedig und der Osten, Abendland und Islam. Die innereuropäische Geschichte verkörpert sich in dem zweitausendjährigen Widerspiel zwischen Germanen und Romanen und in der Differenzirung der modernen Kulturnationen. Dazu kommen die jüngsten welthistorischen Gegensätze zwischen Germanen und Slaven, Slaven und dem Osten. Gedanken prallen aufeinander, gewaltige Massen kämpfen in breiter Ebene, die Loose der Menschheit werden geworfen. Was sich im fernen Norden, im äußersten Westen oder sonst in entlegenen Winkeln auch für heroische Kämpfe unter kleinen Völkern abgespielt haben mögen, nur kleine Schicksale haben sie bestimmt, weltgeschichtliche Betrachtung haftet allein an den Stätten, wo weltgeschichtliche Ideen aufeinander gestoßen sind, an den großen Reibungsflächen. In Dalmatien begegnen und durchdringen sich im engsten Raume zwei Völkerfamilien, von denen eine jede bestimmend in den Gang der Geschichte eingegriffen hat, Romanen und Slaven. Für eine weltgeschichtliche Auseinandersetzung sind die Faktoren vorhanden, doch nur eine lokale spielt sich ab, ein Krösus führt mit dem anderen einen Bagatellprozeß. Wer in Ragusas Gassen sich erinnert, daß das Mittelalter die Zeit dieses seltsamen und eigenartigen Prozesses war, dem entschleiert die Stadt ihren geheimsten Zauber; in Zara steht das moderne Dalmatien vor uns, in Spalato das antike, Ragusa ist das dalmatinische Mittelalter.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Um dieselbe Zeit wie Salona sank das weiter südlich gelegene Epidaurus in Trümmer, die Salonitaner gründeten Spalato, die Epidauroten Ragusa und stellten es unter den Schutz des heiligen Blasius. Die Lage der Stadt wies auf Handel und Schiffahrt hin, bis zu ihr reichte vom Norden her das Gewirr der Inseln, welches jede Annäherung an die Küste

erschwerte, während sie dem von Süden kommenden Schiffer den ersten sicheren und geräumigen Ankerplatz nördlich von Corfu bot; der Hafen von Cattaro liegt zu tief im Lande, ihn anzulaufen raubte damals noch mehr Zeit, als heute. Die Verbindungen mit dem Binnenlande waren zu primitiv, doch noch die besten an der ganzen Küste. Ragusa, fast gleich weit von Bari und von Ancona entfernt, war von der Natur zur Pforte von Süddalmatien und dessen Hinterland bestimmt.

Bald wurden die benachbarten Inseln unterworfen, und unter Basilios I. griff die Stadt bereits an der Seite ihres byzantinischen Schutzherrn in die Kämpfe mit den sicilischen Saracenen ein. Um das Jahr 1000 erscheinen die Venetianer in Süddalmatien, wie in Vorahnung kommender Zeiten suchte damals zum ersten Male San Biagio Schutz gegen die seewärts dringenden Slaven bei San Marco. Die beiden nächsten Jahrhunderte füllten Händel zwischen Byzantinern, Arabern und Normannen aus; klug wußte Ragusa jeden Wechsel der Lage zur Erwerbung von Landgebiet und zum Abschluß von Handelsverträgen auszunützen. So stand die Republik vorübergehend unter dem Schutze Robert Guiscards, doch nach kurzen Unterbrechungen kehrte sie immer wieder auf die Seite der Romäer zurück; Isaak Angelos war der letzte Basileus, der ihr ein Privilegium ausstellte. In schwerem Ringen war Ragusa langsam hochgekommen, als der lateinische Kreuzzug eine neue Weltordnung im Osten aufrichtete; das griechische Reich verschwand, leuchtend stieg Venedigs Stern empor —, im Jahre 1205 erscheint ein venetianischer comes an Stelle des oströmischen.

Anderthalb Jahrhunderte dauerte Venedigs Schutzherrschaft, nie wurde das Band der Abhängigkeit straff angezogen. Ragusa war im Innern vollkommen selbstständig, nur der höchste Beamte war anfangs ein Venetianer. Die Galeeren der Stadt stießen im Kriegsfalle zu San Marcos Flotte, im Uebrigen war sie Herrin ihres Geschicks.

Um die Eifersucht der Schutzmacht nicht zu erregen, hielt sie sich vom Welthandel fern und vermittelte in richtiger Erkenntniß ihrer geographischen und politischen Lage hauptsächlich den Güteraustausch zwischen den westlichen Balkanländern und Unteritalien; bereitwillig zahlte sie an Serben und Kroaten Tribut, wenn es neuen Handelsprivilegien galt, auch durch die Gewährung des Asylrechtes wußte sie manch nutzbringende Freundschaft unter slavischen Dynasten anzuknüpfen.

Noch besser fast erging es der Stadt unter ungarischer Hoheit, von 1358 bis 1526; lediglich ein geringfügiger Tribut gab dem Vasallenverhältniß Ausdruck, der von jeder Rücksicht auf Venedig befreite Handel nahm einen mächtigen Aufschwung. Den glänzendsten Beweis für ihre Staatsklugheit und für ihr Glück erbrachte jedoch die Republik durch die Art, in der sie sich mit dem Schrecken Europas, den Türken, abzufinden wußte. Durch Gesandte und Geschenke, Versprechungen und Jahrgelder ließen sich

die siegreichen Osmanen bestimmen, im Jahre 1482 hart vor den Toren Ragusas Halt zu machen und einen Freundschaftsvertrag abzuschließen; die Ragusaner gewannen eine bevorzugte Stellung bis tief in das Innere des Reiches. Ihre Niederlassungen erfreuten sich überall auf türkischem Boden ausgedehnter Vorteile, so u. A. eines Monopols für den Salzhandel; die Niederlage der Ungarn bei Mohacs im Jahre 1526 beseitigte für Ragusa nur eine staatsrechtliche Fiktion, denn schon lange vorher hatte sich die Stadt als Schutzverwandte der Türken gefühlt. So stark war dieser Rückhalt, daß sie es wagen konnte, dem an der Küste wieder vordringenden Venedig überall in den Weg zu treten. Selbst als die Macht der Türken längst über den Zenith hinaus war, hielt Ragusa die Treue. Noch 1718 setzte seine Diplomatie einen Gebietszuwachs für die Pforte lediglich deshalb durch, um den Unannehmlichkeiten der venezianischen Nachbarschaft zu entgehen.

Solchen Haß gegen Venedig ließ der Gegensatz der materiellen Interessen in einer Stadt groß werden, die in mehr als einer Beziehung eine Blutsverwandte von San Marco war, denn die ganze Kultur Ragusas, diese wunderbare Uebertragung italienischen Lebens auf slavische Erde, wurzelte in venetianischem Boden.

Nur noch schwer ist der Untergrund zu erkennen, auf dem sich die eigenartige Staatsbildung vollzog. In den ältesten Zeiten ruhte die Gewalt in der Versammlung aller Bürger, schrittweise ging sie später auf die Aristokratie über. Fast hat es den Anschein, als ob diese Aristokratie nicht so sehr dadurch entstanden wäre, daß ein Patriziat sich aus der Bürgerschaft emporhob, als vielmehr durch eine Absonderung der Altbürgerschaft von zugewanderten andersprechenden Fremden. Die Ueberlieferungen der antiken Welt waren während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts in Italien und seinen Tochtergebieten noch nicht erstorben, am wenigsten in den isolirten dalmatinischen Küstenstädten. Hier standen die Menschen noch im Bannkreise des Imperiums, dazu waren durch das große Schisma die Vorstellungen des Exarchates wieder erweckt worden, des Lateinertums unter oströmischer Herrschaft. Trotz aller Blutmischung erschienen nur Römer und Griechen, denen, die sich für ihre Erben hielten, als vollberechtigte Glieder des Kulturkreises, noch hatte das Christentum die Instinkte nicht überwunden, welche den Barbaren verachteten. Dem westländischen Nachbar, dem Italiker, dem Venetianer, konnte solch eine Bürgergemeinde freien Zutritt gewähren, wenn der Landfremde, ja, selbst wenn der Feind Gastrecht und Gemeinschaft des Lebens heischte, nie jedoch dem fremdsprachigen Manne, welchen keine Empfindung mit den Heiligtümern der Stadt verband.

* * *

Der Aufschwung des Handels, der wachsende Reichtum lockte die Bewohner des Binnenlandes in steigender Menge in die Stadt. Beim An-

blick Ragusas war es dem von der öden Höhe des Karstes niedersteigenden Slaven ähnlich zu Mute, wie anderthalb Jahrtausende früher dem Skythen angesichts einer hellenischen Siedelung. Leichten Erwerb gönnten die Bürger dem Fremden, denn die verfeinerte Kultur brauchte an Arbeit gewöhnte Hände; Staatsklugheit, vielleicht auch eine gewisse Schwäche, mochten den Eintritt in die Bürgerversammlung nicht weigern, also half man sich, indem man ihre Machtbefugnisse allmählich einschrumpfen ließ. Im vierzehnten Jahrhundert hatte sie nur noch formale Bedeutung, im Jahre 1394 trat sie zum letzen Male zusammen.

Man wird demnach in der Annahme nicht fehl gehen, daß die Träger der Staatsbildung, die im wesentlichen in der venetianischen Periode vor sich ging, lateinische Elemente gewesen sind, die sich durch Wohlstand und Tradition von einer viel tiefer stehenden slavischen Masse abhoben. Ob in den Adern dieser Nobilität slavisches oder italienisches Blut gekreist hat, ob ihre Vorväter italienische Einwanderer oder in den ersten christlichen Jahrhunderten romanisirte Slaven waren, das sind Erwägungen, die den Anthropologen interessiren mögen, nicht aber den Historiker oder Sociologen. Es genügt, daß jene Ragusaner Aristokratie sich als Glied des westländischen Kulturkreises und der lateinischen Familie fühlte und betätigte. Nicht die Maße des Schädels entscheiden solche Fragen, sondern das darin arbeitende Wollen und Empfinden.

Mag sein, daß die Nobilität gleichzeitig eine Auslese unter der Altbürgerschaft gehalten und minderwertige Elemente abgestoßen hat. In der Hauptsache jedoch müssen wir sie uns dem Volke gegenüber nicht nur in Lebensführung und Lebensauffassung als bevorzugt vorstellen, sondern vor Allem auch als fremd in der Sprache. Die große Masse glieberte sich zwar nach und nach in mehrere Stände, doch selbst den obersten schied eine scharfe Grenze von den Geschlechtern. Die westländischen Formen des Staatslebens blieben dem Volke fremd; ihm war der comes, später der rettore stets der knez, kein Senat, kein concilium majus oder minus lenkte die Geschicke der Republik, sondern der vijeće umoljeno, der veliko und der malo vijeće; nicht der giustiziere, sondern der pravnik sprach ihm Recht. Es wäre eine überaus reizvolle Aufgabe, in quellenmäßiger Untersuchung festzustellen, ob überhaupt und in wie weit im Laufe der Zeit slavischer Geist die romanischen Formen ausgefüllt, sich in ihnen betätigt hat.

Die Geschlechter, deren Kreis durch das goldene Buch der Republik, lo spechio del maggior consiglio, sicher umschrieben war, wachten mit venezianischer Eifersucht über ihre Prärogative. Wie schwer trotz alledem der Einfluß des Slaventums wog, kann man daraus erkennen, daß slavisirende Tendenzen nach und nach sogar hier Eingang gewannen. Bereits im Jahre 1472 verbot ein Gesetz den Gebrauch der slavischen Sprache in den Senatssitzungen. Für ein Empordringen der Plebs braucht diese Erschei-

nung freilich nichts zu beweisen. In allen Städten des Mittelalters fanden sich Geistesverwandte von Marino Falieri und Hans Waldmann, die um die Gunst der Massen buhlten. Das politische Interesse des Tages, eine vorübergehende Kombination veranlaßte wohl den oder jenen nobile, sich dem Slaventum zu nähern. Von einem inneren Drange konnte jedoch nie die Rede sein, denn es existirte keine slavische Civilisation, welche Ueberläufer locken konnte. Vor den Toren Italiens gab es damals nur die Wahl zwischen italienischer Kultur und Barbarei. Den besten Beweis hierfür liefert die Stadt selbst, die heute noch zu ihrem höchsten Ruhme das italienische Gewand trägt, das jene Tage ihr angemessen haben.

Eine tiefe Kluft trennte Patriziat und Plebs; die Vermutung erscheint gerechtfertigt, daß italienischer Geist bis zur letzten Stunde das Staatswesen gelenkt hat, selbst wo er in slavischer Zunge auftrat. Eine auffallende Erscheinung spricht dafür, daß die slavischen Massen nicht nur fern vom Regiment gestanden, daß sie vielmehr die Idee des Staates als eine ihnen gänzlich fremde kaum erfaßt haben. Der Geschichte Ragusas fehlt das für die Städte Deutschlands, Italiens und anderer Länder so charakteristische Aufwärtsstreben der unteren Stände, nie haben hier Zünfte den Geschlechtern die Herrschaft streitig gemacht, wohl bemerkt, in einer Stadt, die sich hoher Blüte des Handwerks inmitten einer in Kämpfen und Seefahrt gestählten Bevölkerung erfreute. Eine solche Bevölkerung, welche beim Vorhandensein aller Vorbedingungen nie den Drang gehabt hat, sich innerhalb des Staatsgedankens zu betätigen, muß außerhalb dieses Gedankens gestanden haben. Daß auch Venedig keine Kämpfe zwischen Geschlechtern und Zünften gesehen hat, spricht eher für diese Hypothese als dagegen. Abgesehen davon, daß nirgends in der Welt eine Aristokratie so zum Zwecke der Herrschaft organisirt war wie in Venedig, erscheint es garnicht ausgeschlossen, daß sorgfältige Forschung noch ganz unerwartete Aufschlüsse über die ethnographische Zusammenstellung der Bevölkerung Venedigs geben wird. Die nichtitalienischen Elemente haben dort zwar nie dieselbe Bedeutung gehabt wie in Ragusa, immerhin waren sie aber vermutlich viel stärker, als man gewöhnlich annimmt.

Die Umwälzung, welche im Gefolge der großen Entdeckung die Blüte der italienischen Städte brach, trug auch nach Ragusa den Todeskeim; der geographische Umkreis seines Handels verkleinerte sich immer mehr, der Weltverkehr hatte andere Bahnen aufgesucht. Zwar ging diese Entwicklung nur langsam von Statten, zumal die Ragusaner sich in ihrer ererbten Weisheit auch mit der spanischen Monarchie zu stellen wußten. San Biagios Flotte nahm an Karls des Fünften tunesischer Expedition Teil, seine Söhne zeichneten sich im spanischen Seedienst aus. Doch die Glanzzeit war unwiederbringlich dahin! Entsetzliches Unheil traf die Gemeinde im Jahre 1667, ein Erdbeben legte große Teile der Stadt in Trümmer und vernichtete viertausend Menschenleben — nie mehr wurde dieser Schlag

verwunden. Selbst den Stolz des Adels brach dieses Naturereigniß; er war so geschwächt, daß er seine Reihen öffnen und einige hervorragende Bürgerfamilien aufnehmen mußte. Gesellschaftlich recipirt wurde dieser Neuadel allerdings nie, scharf schieden sich die alten und die neuen Geschlechter nach den Stätten, an denen sie ihre Bildung erwarben, in Salamanchesi und Sorbonnesi. Noch einhundertfünfzig Jahre fristete die Republik ein kümmerliches Dasein; der Verfall der Türkei wurde für sie ein weiterer Grund des Rückganges, da sie mit allen materiellen Interessen an das Gedeihen des Osmanenreichs gefesselt waren.

Die Sturmflut, die sich in Paris erhoben hatte, schlug an die dalmatinische Küste. Ragusa sah noch den ruhmlosen Fall Venedigs; in dumpfer Lethargie verharrte die einst so stolze Stadt, während Russen und Franzosen um ihren Besitz kämpften; endlich, am 31. Januar 1808 schlug die letzte Stunde, und San Biagios Republik fiel mit dem Königreich Illyrien an Frankreich, ihr ehrwürdiger Name schien gerade gut genug, um den Herzogsmantel eines napoleonischen Marschalls zu verbrämen. Sechs Jahre später wurde Dalmatien österreichisch.

* * *

Wer Alles erwägt, die bunten Schicksale, die seltsame Völkermischung, den eigenartigen Gang der Kultur, der wird nicht daran zweifeln, daß das Zusammenspiel solcher Absonderlichkeiten auf dem heißen Boden des Südens ein wundersames Denkmal aufgerichtet haben muß. Doch die Wirklichkeit übertrifft jede Erwartung, Ragusa ist ein Märchen, in welchem jede Stimmung nachzittert, die daran mitgedichtet hat. Wie verschiedenartig sind diese Stimmungen! Zwei Welten gehören sie an, die fast nichts mit einander gemein haben. Wenn in Ragusa auch kein Tankred mit Hassan gekämpft oder geschwärmt, kein Bohemund um Fatme geworben hat — verzauberte Erde ist es gleich Granada und Palermo und Cypern, etwas von jenem Märchenduft durchhaucht auch seine Gassen und umstrickt den Fremdling, der den Mut hat, ein Träumer zu sein.

Kein zweites ebenso geschlossenes Städtebild hat das Mittelalter hinterlassen, Siena kaum ausgenommen. Vor den Mauern haben sich moderne Vorstädte angebaut, die Altstadt jedoch zeigt heute noch das Aussehen, das sie nach dem Erdbeben im Jahre 1667 erhalten hat; da bei diesem Elementarereigniß die auf Felsboden liegenden Straßen verschont blieben, gehört Vieles noch früheren Epochen an. Im wohltuenden Gegensatz zu Spalato sorgt die Bürgerschaft mit Treue für die Erhaltung des Stadtbildes; die wenigen innerhalb der Mauern gelegenen Neubauten ordnen sich, wie das Stadthaus, mit Geschmack ein, und Veränderungen werden nur bei stilgerechter Ausführung gestattet.

Erst nach geraumer Weile gelangt man dazu, sich Rechenschaft über die Ursachen des großen Eindrucks abzulegen. Am meisten spricht wohl

dies mit: keine zweite Stadt erweckt so sehr die Vorstellung des Gewordenen, nichts an ihr ist gemacht. Ob man durch die Straßen wandelt, oder von einer der benachbarten Höhen Umschau hält, stets erscheint sie wie aus dem Boden gewachsen; in Farbe und wuchtiger Struktur gleicht sie dem Fels, auf dem sie steht, Alles ist grauer Travertin, den die Jahrhunderte patinirt haben. Im Dämmerlicht erkennt man kaum, wo die Natur zu schaffen aufgehört, wo der Mensch angefangen hat. Das monumentale Material hat die Architekten davor bewahrt, mit dem Farbentopf zu arbeiten; keine bunt angestrichenen Façaden grinsen, wie in Italien, keine grünen und blauen Farbenflecke drängen sich vor, Kirchen, Häuser und Paläste zeigen ernstes Grau. Aber wie weit entfernt ist dies Alles von einfarbiger Monotonie! Die Sonne verleiht dem feinkörnigen Travertin tausend flimmernde Schattirungen und erzeugt eine farbige Farblosigkeit, die keine Palette abschildern kann; die Vegetation bringt Grün in's Bild, Meer und Himmel geben den blauen Rahmen.

Der wuchtige und ernste Charakter wird durch die cyklopischen Stadtmauern noch gesteigert. Nicht so reich gegliedert, wie die von Nürnberg, fügen sie sich klotzig in's Ganze; der Spaziergänger, der zwischen ihnen die Stadt umwandert, fühlt sich keineswegs beengt, ein unbegreifliches Ebenmaß läßt drückende Empfindungen nicht aufkommen, selbst der ernste Turm Minčeta löst etwas die Märchenstimmung aus. Noch mehr die beiden Meerbastionen San Lorenzo und Bokar, an deren Fuß sich weiße Wogenkämme brechen. Keiner würde sich wundern, in mondhellen Nächten dort unten in der Bucht Böcklins Seeräuberschiffe ankern zu sehen.

Die Architektur steht unter venetianischem und florentiner Einfluß, die nach dem Erdbeben entstandenen Monumentalbauten nähern sich dem Barock. Wenn trotzdem der Gesammteindruck einheitlich ist, so muß dies immer wieder dem Material zugeschrieben werden, das durch alle Jahrhunderte dasselbe geblieben ist. Auf dieser Einheitlichkeit der Stimmung beruht der Hauptreiz, denn die große Kunst fehlt, trotz vieler wirkungsvollen Einzelheiten; die Kirchen sind keineswegs ersten Ranges, immerhin fesseln San Biagio und der Dom durch vornehme Anlage, dieser auch durch die schöne Kuppel. Das herrlichste Bauwerk ist der ehrwürdige, in toskanischer Spätrenaissance gehaltene Rektorenpalast, sowohl Fassade wie Hof sind von überraschender Schönheit. Zur Zeit findet eine gründliche Erneuerung statt mit lobenswertem Verständniß, soweit Architekten und Steinhauer in Frage kommen, entsetzlich dagegen in den Leistungen der Maler oder vielmehr der Anstreicher. In einem der Säle standen Offiziere und Beamte inmitten einer größeren Anzahl junger Leute; unsere stumme Frage beantwortete ein schnauzbärtiger Gensdarm im schönsten Böhmisch-Deutsch mit den freundlichen Worten: „ise Kuntrullversammlung — —" Kontrollversammlung im Rektorenpalast!

Jeder Fremde lenkt die Schritte nach den Klöstern der Franziskaner

und der Dominikaner und bewundert die malerischen Säulenhöfe. Der bei den Franziskanern zeigt ernstere Formen, Arkaden, in welchen Pfeiler und schlanke Säulen abwechseln. Darüber düstere Mauern; üppige Vegetation inmitten des Hofes mildert ein wenig das feierliche Schweigen. Freundlicher mutet der lichtdurchflutete Cortile bei den Dominikanern an, weiße Kutten wandeln im Kreuzgang, manch' kluges und vornehmes Gesicht birgt sich darunter, zu dem die Inschrift nicht ganz zu passen scheint, die den Eingang des Klosters ziert:

„Intra ne timeas, modicus post quippe laborem
Qui venit huc facili transit ad astra gradu."

Hoffentlich täuscht der flüchtige Eindruck.

Tritt man durch die epheuumsponnene Porta pile in die Stadt, so öffnet sich der Stradone, die breite Hauptstraße. Der erste Anblick befrembet; zwei Reihen stattlicher Häuser, jedes vom Nachbarn durch eine schmale Gasse getrennt, alle gleichförmig, fast bis auf die kleinste Einzelheit. Es sind dies die aus dem Schutt des großen Erdbebens zu einer Zeit wieder erstandenen Paläste des Adels, der sich diese vornehmste Straße vorbehalten hatte; das Volk wohnte in den engen Seitengassen. Heute verraten nur noch die steinernen Wappenschilder an den Ecken den einstigen Glanz; in den gewölbten Erdgeschossen hausen Kaufleute und Handwerker. Der Stradone schneidet die ganze Altstadt und verbindet die beiden Haupttore. An seinem anderen Ende schließt sich im rechten Winkel die Piazza an, das einstige Forum der Republik. Hier liegen die hervorragendsten Kirchen und öffentlichen Gebäude dicht bei einander; wer das Glück hat, an einem sonnenhellen Tage durch Porta pile am Stadtbrunnen vorbei über den Stradone und die Piazza bis zum Dome zu schlendern, nimmt Bilder in sich auf, die nie aus der Seele schwinden. Durch keine moderne Zutat wird die Wirkung beeinträchtigt, Alles ist so geblieben, wie das Mittelalter es hinterlassen, der Urturm und der Roland und Kirchen und Paläste. Neben der Wache steht die Dogana, ein schöner Bau, der die landläufige Verbindung venetianischer und florentiner Formen zeigt. Sonderbar war seine Bestimmung; im Erdgeschoß befand sich das Zollamt, während in den heiteren Sälen des Obergeschosses der Adel seine Feste feierte; noch um das Jahr 1700 wurde hier Molière in slavischer Uebersetzung aufgeführt. Oben herrschte leichtes Getändel, unten strenges Gewicht; die Inschrift über der Wage verrät den soliden Geist einer Kaufmannsrepublik:

Fallere nostra vetant et falli pondera, meque
Pondere cum merceas, ponderat ipse deus.

Zwischen Dogana und Wache führt die Porta ploce durch ein malerisches Gewirr von Bastionen und engen Gäßchen in's Freie; mitten in den Werken liegt der alte Hafen, der Porto Cassone. Für die modernen Dampfer ist er unzureichend, sie ankern in Gravosa; desto wohler fühlen

sich hier Schiffer und Bootsleute, die die Ueberfahrt nach dem nahen Lacroma vermitteln. Angenehm berührt an allen Orten, selbst in den engen Seitengassen, die gar nicht südländische Sauberkeit; Ragusa ist eine Stadt, die etwas auf sich hält.

* * *

Alles ist echt, Alles ist auf das Feinste abgestimmt, auch die Menschen stören nicht, obwohl sie sich nicht mehr in die Gewänder des Cinquecento oder der Barockzeit kleiden.

Wie in allen dalmatinischen Küstenstädten trägt sich die bessere Gesellschaft modern, während die Bauern und die niederen Klassen die malerische Volkstracht behalten haben. Doch nicht nur die Kleidung sondert die Stände, das ganze Aussehen ist ein verschiedenes. Der Typus der Landbevölkerung ist der südslavische. Große Figur, gute Haltung und gemessene Bewegungen. Dem gegenüber tragen die Städter alle Merkmale romanischer Zierlichkeit zur Schau, wer nur sie in's Auge faßt, könnte glauben in Italien zu sein; nicht nur der Stadt, auch ihren Bewohnern hat die Geschichte den Stempel aufgedrückt. Die lebhaften Gesten, die Art sich zu tragen und zu geben, der Schnitt der Gesichter, Alles ist italienisch; nur die Sprache verrät das andere Gestade der Adria, aber — — nicht gleich im ersten Augenblick! Selbst solche Kenner des Italienischen, deren Ohren slavische Klänge nicht ganz fremd sind, glauben im Anfang auf Schritt und Tritt nur italienische Laute zu hören, während in Wirklichkeit die oberen Stände wohl in der Mehrzahl, die unteren durchweg kroatisch sprechen. Man muß sehr scharf hinhören, um das slavische Idiom als solches zu erkennen. Kroatische Freunde gaben des Rätsels Lösung. Es sind nicht nur in den Wortschatz selbst des gemeinen Mannes eine Menge italienischer Ausdrücke eingedrungen, die kroatische Sprache hat auch im Munde der Ragusaner eine fremdartige, vollkommen romanische Klangfarbe angenommen, ihr Tongehalt soll ganz anders wirken, wie z. B. in Agram. Relata refero, — — Nachprüfung ist hier leider ausgeschlossen. Verhält es sich wirklich so, dann ist es ein artiges Spiel des Sprachgeistes, lingua croata in bocca italiana!

Auf dem Stradone promenirt gegen Abend und am Sonntag Mittag bei den Klängen der Musik die elegante Welt. Die männliche Jugend läßt in echt neapolitanischer Pose die Schönen vorüber defiliren, die Hände in die Hosentaschen gerammt, die Cigarette im Mundwinkel, den Schlapphut in die Stirn gedrückt oder im Genick balancirend. Unter den Männern überwiegt neben einzelnen geradezu hoheitsvollen Gestalten der bekannte dekadente Typus moderner italienischer Städte. Phantasie mag versuchen, auch ihn historisch zu deuten und die so überaus charakteristischen feinen und müden Gesichter zu erkennen, wie sie nur eine Aristokratie aufweist, die unter der ererbten Kulturlast von Jahrhunderten tatenlos dahinträumt. Die Feinheit der Umgangsformen verrät alte Bildung. Es giebt Familien,

die dem modernen Leben abgewandt unter sich bleiben und noch heute in die Traditionen der Republik eingesponnen sind, die Geschichte ist über ihre Prätensionen hinweggegangen. Bei oberflächlicher Betrachtung haben solche Prätensionen manches Närrische, tritt man ihnen aber näher, so wirken sie rührend. Welch stolze Melancholie liegt in den Worten, mit denen in unseren Tagen der Sproß eines der ältesten Geschlechter das in Stein gehauene Wappen seiner Väter umkränzt hat — statuit, rexit, luget! —

Ein guter Kennspruch für die ganze Stadt! Ganz wörtlich paßt er nicht, aber edle Trauer schwebt über dem Ganzen, über Menschen und Menschenwerk.

* * *

Wie ganz anders präsentirt sich dagegen Cattaro, welch ein Kontrast zwischen dieser Stadt und dem vornehmen Ragusa! Niemand versäume den bequemen Tagesausflug, schon um des Gegensatzes willen. Die Scenerien der Bocche sind wundervoll, ein eigenes Gemisch von Nord und Süd, Risano und Castelnuovo gehören zu den schönsten Partien von ganz Dalmatien. Doch der große historische Hintergrund, die Seele, fehlt — uns wenigstens, der romanisch-slavische Proceß, der sie dem Lande eingehaucht, hat hier keine Spuren hinterlassen. Uns sagt der majestätisch den Golf beherrschende Lovčen nichts, der heilige Berg der Serben, seine Symbolik, seine Legenden sind uns fremd. Wohl stößt man allenthalben auf Ueberreste der venezianischen Epoche, aber es sind nur Wahrzeichen einer Fremdherrschaft, wie man sie an anderen Orten auch findet, keine Denkmäler der bizarren Laune, welche die Geschichte sonst in diesem Lande hat walten lassen. Auch hier legen die Menschen Zeugniß für die Vergangenheit ab. Die romanischen Gesichter von Ragusa sind mit einem Schlage verschwunden, slavische Züge sind an ihre Stelle getreten. Der Unterschied ist staunenswert, in wenigen Stunden sind wir von den Kroaten zu den Serben gekommen. Und beide sind Brüder, ein Volk — wahrlich, eine vernichtende Lehre für unsere laut schreienden Rassefanatiker! Zwei Stämme, einem Blute und einem Boden entsprossen, haben sich so voneinander entfernt, daß selbst die äußere Erscheinung grundverschieden geworden ist, lediglich durch kulturelle Einflüsse. Die Kroaten wollten zu allen Zeiten Europäer sein und sind es deshalb geblieben, die weicheren Serben hat der Orient überrannt und umgeformt.

Recht moderne Gedanken erwecken die niedlichen Festungswerke, die von allen Höhen in's Thal hinabspähen. Hier erfüllt das alte Oesterreich eine Kulturmission, hier steht es auf Europas Hochwacht.

Die knallrote montenegrinische Postkutsche geht nach Cetinje ab, lange noch kann man sie auf dem Zickzack der Gebirgsstraße verfolgen. Uns

lockte es nicht dort hinauf in die kahle slavische Gegenwart, eilends kehrten wir zurück, um noch einmal in Ragusas Märchenwelt unterzutauchen.

* * *

Ragusa ist eine echte Rivierastadt, zwischen Meer und Gebirge gebettet; das schmale Litoral und einige kurze Quertäler strahlen im wärmsten Glanze, in der ganzen Umgegend hatten die Patrizier ihre Sommersitze. Am malerischsten ist das breite Tal der Ombla, überall stößt man auf Reste von mittelalterlichen Villen, in welche sich Bauernfamilien eingenistet haben. Wie verwunschene Schlösser schlafen verfallene Palazzi am Ufer des mächtigen Stromes inmitten üppiger, verwahrloster Gärten, über morsche Stufen steigt man zu rauchgeschwärzten Festsälen empor, deren Wände mit Fresken aus dem homerischen Sagenkriege geschmückt sind, gut gemeinten Nachahmungen späterer Venetianer. Welch heiteres Leben mag einst durch diese Hallen gewogt haben! Jetzt spielen zerlumpte Bauernkinder unter hundertjährigen Cypressen, den stummen Zeugen einer reicheren Vergangenheit; verständnißlos staunen sie den Fremdling an, dem Epheu und Weinranken den Zutritt wehren. Leise gleitet der Kahn dahin, stille Dörfer säumen die Ufer, von der Höhe grüßen Kirchen und Kapellen, überragt von kahlen Felswänden.

Das Seitenstück ist Cannosa, der Sommersitz der Grafen Gozze. Eine schmale Felsenstiege windet sich vom Meere durch zernagtes Gestein vom Parke hinauf, die schlaffe und weiche Stimmung nimmt den Besucher gefangen, er mag wollen oder nicht. Von feuchtem Moos bedeckte Tritonen und Nereiden träumen an plätschernden Wasserbecken, düstere Taxushecken teilen sich und öffnen glühende Ausblicke auf die See. Die Gegenwart versinkt, die Vergangenheit steigt empor. Leider wird im Schatten der weltberühmten Platanen Bier ausgeschenkt, leider, denn nichts ist solcher Zeitlosigkeit abträglicher, als Bier.

Dererlei Bilder wiederholen sich in unzähligen Varianten, auf der herrlichen Insel Lacroma, in den Olivenhainen von Lapad, am steilen Absturz von San Giacomo, im Garten von Gradač. Ueberall die üppigste Fülle, blendendes Licht und tiefer Schatten, lachendes Leben und schweigende Gräber, bunte Menschen und verwitterte Ruinen, Alles nur Staffage für die Wunderstadt. Auf Lacroma hat einst Kaiser Maximilian residirt. Der unglückliche Mann muß starkes Empfinden für die Schönheiten dieser Küste gehabt haben, Lacroma und Miramar beweisen es. Am Landungsstege in Lacroma erinnert das mexikanische Wappen an den verklungenen Kaisertraum, der Adler mit der Schlange auf der Nopalstaude, — auch diese Staffage paßt in die Landschaft.

An einem der letzten Oktobertage pilgerten wir im glühenden Sonnenbrand nach San Giacomo hinaus, um Abschied zu nehmen, wehmütigen Herzens schwelgten wir noch ein letztes Mal in dem unbeschreiblich schönen

Bilde. Wunderbar strahlten Meer und Himmel, Alles war voller Duft und spottete unserer Trauer. Am Abhange liegt eine Gärtnerei, über dem Torweg war ein deutscher Name zu lesen, wir traten ein. Während der Gärtner ein paar Rosen abschnitt, plauderten wir mit ihm und beneideten ihn. Doch er klagte bitterlich. Das Brot war knapp, der arme Kerl konnte sich nicht zurechtfinden; zudem hatte er kein Sprachtalent und verstand weder italienisch noch kroatisch. Einsam und verzagt sehnte er sich nach Graz zurück, ihm schien das warme Ragusa kalt und freudlos. Und hellblaue Augen hatte er, einen Blick so treu wie ein Hund. Das Wasser trat ihm in diese Augen, als er von Graz sprach. Nur noch einmal wollte er den Schloßberg und die Herrengasse wiedersehen.

Wir schüttelten dem armen Landsmann die Hand, um seinetwillen tat uns das Herz weh; aber der Abschied von Ragusa ward uns nun leichter.

* * *

Es war zugleich der Abschied von Dalmatien. Wieder zog das Schiff seine Straße, doch nordwärts der Heimat entgegen. Wie neben einer Mauer hin geht die Fahrt an der dalmatinischen Küste entlang, der Unkundige begreift kaum, wie der Lootse die versteckten Zugänge finden kann. Doch dem Kundigen giebt das seltsame Bild den Schlüssel zur Lösung manchen Rätsels. Er vergegenwärtigt sich, daß dies schmale, von der See kaum zugängliche Litoral Jahrhunderte lang kein Hinterland gehabt hat und begreift die Abgeschiedenheit dieser Welt von Mitteleuropa, dem sie doch so nahe liegt. Nachdem die weltumspannende und weltverbindende Einheit des antiken Imperiums zerfallen war, mußte dies Land aus dem Gesichtskreise verschwinden, mußte es den staatenbildenden Kräften entrückt bleiben, die rings umher walteten.

Wie die heiße Sonne des Südens seit Jahrtausenden auf den Küstensaum prallt, ohne dem Lande den Charakter eines felsumstarrten Karstgebietes nehmen zu können, so fielen auch alle Ausstrahlungen westländischer Kultur auf dieselbe Küste, ohne tiefere organische Veränderungen in der geistigen Struktur hervorzubringen. Zwei Welten liegen unvermittelt neben einander, die sonnendurchglühte romanische Küste und die kahle slavische Hochlandsöde. Auf diesen unausgeglichenen Gegensätzen in Landschaft, Bevölkerung und Geschichte beruht der reiche Stimmungsgehalt des Landes, der noch nicht im Geringsten ausgeschöpft ist. Italien betreten Deutsche, die dies Glück wirklich verdienen, beladen mit dem Nachhall aller Empfindungen, die das Wunderland von Winkelmann bis auf Hehn in der Seele unseres Volkes erzeugt hat; Dalmatien dagegen birgt, wenn es auch dem Geographen bis in den letzten Winkel bekannt ist, noch ungehobene Schätze. Wer Lust und Geschick besitzt, danach zu graben, der ergreife getrost den Wanderstab und pilgere zum vergessenen Ostgestade der Adria.



Chamberlain's Zoll-Politik.

Von

Karl Blind.

— London. —

„Ist irgendwer keck genug, einen Eingangszoll auf Nahrungsmittel vorzuschlagen? . . . Nun, ich könnte es mir vielleicht als knapp möglich, obwohl es höchst unwahrscheinlich ist, denken, daß die arbeitenden Stände, unter dem Druck schwerer Leiden und durch falsche Darstellungen mißleitet, geneigt sein möchten, sonderbare Heilmittel zu gebrauchen, und daß sie albern (foolish) genug sein würden, sich einem Vorschlage für Besteuerung der Lebensmittel des Landes zu unterwerfen. Allein Eines bin ich sicher. Wenn man je diesen Weg einschlüge, und die Notlage anhielte oder wieder einträte, so wäre dies das Zeichen und die Losung für einen gefahrvolleren und schrecklicheren Zustand der Dinge, als irgend etwas, was wir seit Abschaffung der Korn-Gesetze gesehen haben. Bei dem Wachstume der Verstandeskräfte der arbeitenden Klassen und der Kenntniß, die sie von ihrer Macht erlangt haben, wäre der Rückschlag gegen eine solche Politik von so ernsthaften Folgen begleitet, daß ich wahrlich gar nicht an sie denken mag. Ein Zoll auf Nahrungsmittel würde eine Lohnverminderung bedeuten. Er würde sicherlich einer Einschränkung des Lohnwertes gleichkommen. Der gleiche Betrag an Geld hätte dann geringere Kaufkraft. Noch weiter: es würde dadurch der Preis jedes im Vereinigten Königreiche erzeugten Gegenstandes steigen, und unzweifelhaft wäre das Ergebniß der Verlust jenes riesenhaften Ausfuhr-Handels, den der Gewerbfleiß und die Tatkraft des Landes unter einem Zustand unbedingter Bewegungsfreiheit zu schaffen fähig war."

Wer sprach so? Natürlich einer der Gegner der jetzigen „Zollvereins-" Politik Chamberlain's.

Doch nein! Von ihm selbst stammen diese starken Aeußerungen.

Herr Chamberlain ist seiner Vergangenheit nach ein schneidiger Geschäftsmann, wie es auch seine nächsten Verwandten noch sind. Als solcher hat er sich ein beträchtliches Vermögen erworben. Klassische oder allgemeine Bildung ist nicht sein Fach. Die volkswirtschaftlichen Fragen, sollte man denken, müßte er um so mehr studirt haben. Als er 1881 jene erwähnte Rede im Unterhaus hielt, zu der man aus manchen anderen seiner späteren Ansprachen noch allerhand ähnliche, eben so starke Stellen anführen könnte, hatte er sich die Sache doch wohl gut überlegt.

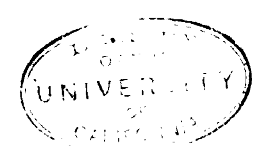
Er ist auch Mitglied des Cobden-Klubs sechzehn Jahre hindurch gewesen (von 1876—1892) und als solcher entsprechend rednerisch im Klub aufgetreten. Woher kommt ihm also die plötzliche erleuchtende Bekehrung zu einer Politik, die er früher als albern verspottete, und wegen deren er einst die Amerikaner der Vereinigten Staaten als Toren, als Narren bezeichnete?

Es wird in England stets gesagt: man dürfe nicht nach den persönlichen Beweggründen eines Staatsmannes forschen, wenn er unerwartet umsattelt. Nur allzu häufig ist nämlich in diesem Lande solch plötzliches Umsatteln; und da möchte sich wohl Mancher gern von vornherein für die eigene Zukunft decken. Uebrigens hat man die Erklärung dafür, daß Gladstone — so zu sagen über Nacht — einen Geheimvertrag mit den irischen Sonderbündlern schloß und dadurch die liberale Partei entzwei sprengte, in dem Umstande finden wollen, daß er um jeden Preis sich an der Regierungsmacht erhalten wollte. Seine eigenen Worte zeugten in der Tat dafür und gegen ihn.

Heute giebt es Solche, die jetzt daran erinnern, daß Herr Chamberlain damals eine nicht minder auffallende Schwenkung im entgegengesetzten Sinne vollzog. Kurz ehe Gladstone, zu allgemeinem Erstaunen, seinen „Home-Rule"-Entwurf einbrachte, hatte Chamberlain erklärt: „England herrscht in Irland so despotisch, wie einst Oesterreich in der Lombardei und in Venedig, und wie Rußland noch fortwährend in Polen." Da hätte man also doch glauben mögen, Chamberlain werde mit Gladstone für Herstellung eines Sonder-Parlamentes und einer eigenen Regierung in Irland gemeinsame Sache machen. Eine kleine Weile zauderte er auch. Dann schlug er sich ganz unerwartet zur Partei der Reichseinheit, trat in's konservative Kabinet ein und leistete sicherlich der Sache der Reichseinheit gegen die Sonderbündler und Römlinge große Dienste.

Was war sein Beweggrund bei diesem auffälligen Umsprung? Man will es auf die Entdeckung zurückführen, daß Gladstone, statt ihm die Ausarbeitung des „Home-Rule"-Entwurfes zu übertragen, Herrn John Morley damit betraute und diesen mit einem Male zu hervorragender Stellung erhob.

Während der neuerlichen Abwesenheit Chamberlains in Süd-Afrika be-



schloß das Kabinet die Wiederaufhebung des früher, wegen langer und kostspieliger Fortdauer des Krieges, für finanziell zeitweise notwendig erachteten kleinen Korn-Zolles. Ebenso die Einbringung des Gesetzentwurfes für Auskaufung der irischen Gutsbesitzer. Beides geschah hinter dem Rücken und gegen die Ansichten des abwesenden Ministers für die Ansiedelungen! Zurückgekehrt war er anscheinend sehr verstimmt und verhielt sich eine Zeitlang auffallend schweigsam. Dann kam er plötzlich mit einem umfassenden Schutzzoll-Plane heraus, in starkem Gegensatze zu seinem ehemaligen Gebahren.

Nun sagen Viele, Chamberlain strebe damit nach Bildung einer eigenen, ganz seiner Führung unterstehenden Partei; er suche den Premier Balfour zu verdrängen und sich selbst an die Spitze zu bringen, wozu ihn längst der Ehrgeiz treibe. Er hat dies neulich selbstverständlich abgeleugnet. Jedenfalls ist es ihm gelungen, im Kabinet selbst eine Spaltung zu erzeugen; desgleichen unter der Partei der vereinigten Tories und liberalen Reichsfreunde, die mit den Tories gegen Home-Rule stimmen.

Nur mühsam hält die Regierung jetzt noch zusammen. Oeffentlich haben sich, einschließlich Chamberlain's, drei Minister für Schutzzoll, drei andere — darunter der Schatzkanzler Ritchie und der politisch einflußreiche Herzog von Devonshire — für Fortdauer des Freihandels ausgesprochen.

Um wenigstens äußerlich noch zusammenzuhalten, hat sich das Kabinet zur „Untersuchung“ der wirtschaftlichen Frage geeinigt. Aber wie soll das geschehen? In dem parlamentarisch regierten, von Blaubüchern wimmelnden England soll die Untersuchung ganz geheim geführt und kein Bericht zum Zwecke der Verhandlung darüber erstattet werden! Dergleichen ist in neuerer Zeit noch nie vorgekommen.

Eine böse Erinnerung wird jetzt gegen Chamberlain's Plan der Verteuerung der Lebensmittel aus einer seiner Reden, zur Zeit, da er demokratischen Grundsätzen huldigte, ja, als Republikaner galt, gegen ihn aufgefrischt. Er sprach damals von den Tagen, die der großen französischen Staatsumwälzung vorhergingen. Es herrschte Hungersnot in Frankreich, und ein General-Pächter hatte die Frechheit, auszurufen: „Warum ißt das Volk nicht Gras?“ Dieser General-Pächter — fuhr Chamberlain fort — wurde später am Laternenpfahl aufgehängt, indem man ihm einen Heubüschel in den Mund stopfte . . .

Englische Politiker gebrauchen nur zu oft krasse Ausdrücke, die ihnen nachträglich sehr unbequem werden.

Die Führer der Gewerk- und Genossenschafts-Vereine haben sich durch förmliche Beschlüsse gegen die neue Zoll-Politik Chamberlains erklärt. Sie glauben nicht, daß ihnen der „kleine Laib Brod“ erhöhten Lohn bringen wird. Wie sollte das auch kommen? Wenn der gesammte wirtschaftliche Zustand des Reiches in sein Gegenteil verkehrt würde und allgemeine Unsicherheit entstände, dürften die Fabrikanten doch am wenigsten geneigt sein Lohn-Erhöhung zu bewilligen.

Zu dem durch Verteuerung der Lebensmittel erfolgenden Notstande, der leicht Brod-Unruhen herbeiführen könnte, wie sie oft einer Staats-umwälzung vorhergegangen sind, hätte man also Arbeiter-Ausstände zu gewärtigen, um entsprechend besseren Lohn zu erzwingen. Außerhalb der handarbeitenden Volksschichten giebt es überdies Klassen, die nur den Druck der teueren Nahrung fühlen würden, ohne auf Erhöhung ihres Gehaltes oder ihres Berufs-Einkommens hoffen zu können. Also ein weiterer Grund zur Unzufriedenheit unter einem geistig regsamen Teile der Bevölkerung.

In einem den fünften Teil des bewohnbaren Erdballes umfassenden Reiche, dessen Ansiedelungen sich durch hohe Schutzzölle gegen das Mutterland absperren, eine wirtschaftliche Einheit erzielen zu wollen, geht von vornherein nicht an. Chamberlain selbst hatte noch vor Kurzem gesagt: „Viel schwerer, als die Herstellung einer engeren staatlichen Verbündung zwischen den Ansiedelungen und dem Mutterlande, ist die Lösung dieser wirtschaftlichen Frage.“

Die durchweg furchtbar verschuldeten Ansiedelungen in Australien und Neu-Seeland sind gewiß gern bereit, die Mitbewerbung Amerikas und anderer Länder für die Korn- und sonstige Lebensmittel-Einfuhr nach England durch hohe Zölle erschwert zu sehen. Aber ihren eigenen städtischen Gewerbefleiß durch Zoll-Erniedrigung zu Gunsten englischer Fabrikanten bedrängen zu lassen — das gefällt ihnen nicht.

Im Uebrigen vermag Australien und selbst Kanada nicht immer die für England nötige Korn-Einfuhr zu liefern. Scharfe Fröste in Kanada, Trockenheit in Australien verderben manchmal die dortigen Ernten. Durch Chamberlains Politik geriete England in mehr als einer Beziehung in Abhängigkeit von seinen Ansiedelungen, statt daß das Umgekehrte der Fall wäre. Die Aussicht auf unablässige neue, von den verschiedenen Ansiedelungen gestellte Forderungen, die oft im Widerspruch mit einander liegen würden, ist auch nicht besonders verführerisch. Die Rückwirkung solcher beständigen Feilschereien auf das parlamentarische Leben, also auf die Volksfreiheit, wäre zudem, nach bekanntem Muster, verderblich genug.

Mit dem Fremdworte „Zollverein“ sucht Chamberlain die Menge wie mit einem Zauberspruche zu kirren. Man sollte es kaum glauben, wie kindisch sich Mancher dadurch fangen läßt. Daß Chamberlain in seiner großen Rede zu Birmingham, bei Besprechung des deutschen Zollvereins, Hannover als einen noch bestehenden Sonderstaat anführte und die Behauptung aufstellte, jeder einzelne Staat im Deutschen Reich könne auch heute noch mit jedem anderen Staate besondere Zoll-Verträge abschließen: das läßt nicht minder tief blicken. „Zollverein, Zollverein, Zollverein!“ hört man ihn beständig rufen. Und so steht es bei ihm mit der Kenntniß des ABC's in deutschen Dingen! Ein eigentümlicher Führer.

Uebrigens haben sich so viele und starke Stimmen gegen die Verteuerung der Lebensmittel erhoben, daß ein Teil der Anhänger Chamberlains bereits

andere Saiten aufzieht. „Gegenmaßregeln der Notwehr" ist jetzt ihre Losung; das heißt: Kündigung aller Handelsverträge und neue Erörterungen darüber mit jedem anderen Lande zum Schutze der einheimischen Erzeugnisse.

So ist denn vorläufig Alles im Wirrwarr. Ein langjähriges, befreundetes Parlamentsmitglied schottischer Abkunft sagte mir: „Das englische Volk glänzt nicht besonders durch Einsicht. Aber wenn es John Bull an den Magen geht und er den kleinen Laib Brod, anstatt des großen, kommen sieht, da weiß er wohl, wie er zu wählen hat!"

Sonderbarer Weise wird in Deutschland der Chamberlain'schen Zoll-Politik da und dort die Stange gehalten. Da diese Politik augenfällig und erklärter Maßen die Schädigung Deutschlands zum Zweck hat, so ist das gewiß merkwürdig. Verstehen könnte man es etwa von Vertretern eines einseitigen Klassen-Vorteiles, die lediglich darauf aus sind, selbst im Auslande für die eigenen Ausbeutungszwecke nach einem Vorbilde zu suchen. Aber man stelle sich doch nur vor, zu welchen Folgerungen das führen müßte!

Wenn es vernünftig wäre, einen Zollkrieg gegen Deutschland zu billigen, nur um behaupten zu können, daß eine großgrundbesitzende Klasse im eigenen Lande auf ähnlich berechtigtem Wege wandelt: so müßte man ja auch einen anderen, mit den Waffen geführten Krieg gegen unser Vaterland billigen, weil er dartäte, daß wir zu eben solchen Leistungen die Fähigkeit und die Berechtigung haben.

All' diese Bemerkungen, die ich hier mache, sind nicht vom Standpunkte eines unbedingten wirtschaftlichen Schibboleths, sondern aus der gegenwärtigen Lage heraus entwickelt. Meine Anschauungen sind nicht im Mindesten auf die Lehre der alten, harten Manchester-Schule gegründet — eine Lehre, die auch von vielen Mitgliedern des Cobden-Klubs nicht geteilt wird. Um zwei Dinge handelt es sich bei der neuen Chamberlain'schen Zoll-Politik: um die beabsichtigte Schädigung Deutschlands und um die Wirkung auf das Wohl der Volksmassen in England selbst.

Herr Chamberlain hat einmal gesagt: „Alle Kriege sind im Grunde Handelskriege." Das ist jene einseitige, bei ihm als einem ehemaligen Fabrikanten erklärliche Auffassung, die in der Weltgeschichte keine anderen Ursachen zu sehen vermag, als Handels-Interessen. Indessen darf man sich bei ihm jenes Wort schon merken. Denn aus Handels-Interessen entstehen freilich auch oft Kriege; und man weiß, von welch' bitterem Hasse eine gewisse schutzzöllnerische Schicht in England gegen Deutschland erfüllt ist, und wie eifrig man sich bestrebt, ihm alte und neue Feinde auf den Hals zu hetzen.

Daß die Verteuerung der Lebensmittel im Vereinigten Königreiche zu einer großen Staatsgefahr werden würde, davon sind nicht bloß die meisten Liberalen, sondern auch nicht wenige Konservative überzeugt; unter ihnen mehrere ehemalige Schatzkanzler von hervorragender Stellung. Vor Ab-

schaffung der Korn=Zölle fand in England allerhand Aufruhr unter den notleidenden Mengen statt, und Niederschießungen von empörten Volkshaufen waren die Folge.

Die noch bis gegen Ende der Sechziger Jahre alles Stimmrechtes beraubte Arbeiterwelt hat seit längerer Zeit an Einsicht gewonnen und wird sich ihre Errungenschaften an Lebensgenüssen wohl nicht leicht rauben lassen. Chamberlain hat sie dadurch zu ködern gesucht, daß er Altersversorgung versprach, nämlich fünf Schillinge die Woche vom vollendeten fünfundsechzigsten Jahre an. Aus den Zoll=Einkünften soll die erforderliche Summe bestritten werden. Man darf aber wohl zweifeln, daß die eingehende Summe hinreichend wäre. Und besonders verlockend kann die Aussicht auf Altersversorgung im fünfundsechzigsten Jahre auch nicht sein, da der Arbeiter in England im Durchschnitt nur etwa das achtundvierzigste Jahr erreicht.

England besitzt sogar gegenwärtig nicht unbedingten Freihandel für alle Gegenstände. Die grundverschiedenen staatlichen, wirtschaftlichen und nationalen Verhältnisse in dem ungeheuren, vom hohen Norden bis zum äußersten Süden ausgedehnten Reiche lassen aber keine straffe Spannung zwischen den einzelnen Teilen zu. In der Lockerung liegt eine gewisse Sicherheit. Das Gegenteil würde leicht zu einem Bruche in dem oder jenem Weltteile führen.

Statt eines Korn=Zolles gegen das Ausland empföhle sich eher ein Gesetz für Verbesserung der Grundeigentums=Zustände — so nämlich, daß eine, im eigentlichen England gar nicht mehr vorhandene Bauernschaft wiederhergestellt würde. Die mit dem Großgrundbesitz verflochtenen Tories wollen freilich nicht an diese Sache heran; und da es unter den Liberalen ebenfalls viele whiggistische Grundbesitzer giebt, so macht man sich auf dieser Seite ebenso wenig schlüssig. Das von Chamberlain gebotene Heilmittel droht dagegen in eine innere Gefahr umzuschlagen. Die Zukunft erscheint daher sehr dunkel.





Das Wesen des Genies nach der Auffassung Kants und Schillers*).

Von

Bruno Bauch.

— Freiburg i. Br. —

Ich kann mir vorjetzt bei dem Worte Genie nichts Deutliches denken, als etwas Uebermenschliches (θεῖόν τι), das sich durch Umfang oder Grad der Empfänglichkeit und Tätigkeit äußert." So schreibt**) Körner an Schiller auf dessen Nachricht***) von den ästhetischen Briefen, in denen ihn die Theorie des Schönen auch auf die Betrachtung der „von aller Theorie unabhängigen Erzeugung des Originalschönen durch das Genie" geführt hat.

In der Tat drückt Körner hier etwas aus, das uns allen begegnet, solange wir nicht tiefer eingeblickt haben in das Wesen des Genies. Sein Name allein erweckt die Ahnung eines Göttlichen, „Uebermenschlichen", wir ahnen nur den „reinen Aether seiner dämonischen Natur." Ja die

---

*) Für Kants Auffassung kommt in erster Linie und fast ausschließlich die „Kritik der Urteilskraft" in Betracht, die ich nach der zweiten Hartenstein'schen Ausgabe citire. Nur einigemale ist der ursprünglich als Einleitung zu diesem Werke gedachte Aufsatz „über Philosophie überhaupt" herangezogen. Ich citire ihn nach derselben Ausgabe. — Schillers Anschauungen über diesen Gegenstand finden wir nicht so systematisch zusammenhängend vorgetragen wie die Kants, sondern, von diesen zwar in durchgängiger Abhängigkeit, in verschiedenen Abhandlungen zerstreut, die alle nach der zwölfbändigen Cotta'schen Ausgabe hier citirt werden. Auch sein ebenfalls bei Cotta erschienener ebenso interessanter wie bedeutungsvoller Briefwechsel mit Körner ist in Betracht gezogen. Ich citire die Briefe ihrem Briefcharakter entsprechend nach dem Datum.

**) am 4. Februar 1794.

***) vom 3. Februar 1794.

wahrste, tiefste Erkenntniß seines Wesens bleibt Ahnung, Nacherlebniß seiner „dämonischen Natur", sie geht nicht ein in die Ordnung der Begriffe, mit denen wir das Gemeine, Alltägliche umfassen. Anschauen und betrachten können wir das genialische Wesen, aber niemals erklärend begreifen. Und hier bleibt das Genie, wie Schiller sagt*), „immer sich selbst ein Geheimniß", und notwendig muß es das bleiben, es liegt in seinem Wesen. Uns und sich selbst ist es nur begreiflich als eine Unbegreiflichkeit.

Da scheint sich also gleich eine Schwierigkeit aufzutun, die alles Bemühen um einen Einblick in das Wesen des Genies zu vereiteln droht: Wie können sich Kant und Schiller, ja wie kann man sich überhaupt eine Anschauung über das Wesen des Genies bilden, da dieses ja „immer sich selbst ein Geheimniß bleibt"? Allein wir können weiter fragen, worin das Geheimnißvolle und Unbegreifliche seines Wesens liegt. Und so kommen wir doch auch nach Kant und Schiller zu einer Bestimmung, die unserem Erfassen zugänglich ist. Unbegreiflich und unergründlich ist das Spiel seiner Kräfte, die uns immer einen Effekt zeigen, den wir zwar erleben und als solchen verstehen und auffassen, aber in seiner Entstehungsweise aus den produktiven Kräften des Genies heraus niemals begreifen, selbst wenn wir schließlich noch entdecken, welche Kräfte in diesem Spiele tätig sind, welche Kräfte das Wesen des Genies konstituiren. Denn da erkennen wir immer nur, daß diese Kräfte hier im Spiele sind, aber wir begreifen nie, wie sie in diesem Spiele tätig sind und wie sie darein versetzt werden.

Wir haben hiermit gleich eine Uebersicht über den Gang der vorliegenden Untersuchung. Ausgehend von der tatsächlichen Unbegreiflichkeit genialer Produktivität, können wir doch nach der effektiven Art dieser unbegreiflichen genialen Tätigkeit fragen; fragen, worin diese Tätigkeit besteht, wie sich diese Tätigkeit äußert, deren Aeußerung und Wirkungsweise uns eben so geheimnißvoll ist, und dann untersuchen, welche Kräfte des Genies darin im Spiele sind, ohne dieses Spiel selbst begreiflich machen zu wollen.

Es ist und bleibt also im letzten Grunde ein rein faktisches Veranschaulichen, was hier erstrebt werden kann. Alles, was wir vermögen, ist: das Wesen des Genies uns zu verdeutlichen, und nur das vermag auch das Genie selbst. Dies kann es viel klarer und deutlicher als der ungeniale Mensch, weil es sich nicht blos nacherlebt, sondern sich selbst erlebt. Des Genies eigene Anschauungen über das Wesen des Genies werden darum immer der beste Stützpunkt für dessen Verdeutlichung sein, und ihn werden uns auch die Anschauungen Kants und Schillers über das Genie liefern. Ein Genie ist Schiller, aber ein Genie im eminentesten Sinne ist auch Kant, trotz — Kant.

---

*) Ueber naive und sentimentalische Dichtung S. 142.

I.

Die tatsächliche Unbegreiflichkeit genialer Produktivität.

Wir sagten im Anschluß an Schiller: das Genie ist „immer sich selbst ein Geheimniß". Aber daß es das ist, das ist selbst kein Geheimniß. Wir werden das leicht mit Kant und Schiller erkennen, und darin die Seite seines Wesens sehen, von der es sich uns am unmittelbarsten darbietet. Wir begreifen nie, und es selbst begreift es nicht, wie es durch seine Tätigkeit „seine Produkte hervorbringt", meint Kant*) mit Recht. Und es selbst wird nie im Stande sein, Anderen „Vorschriften mitzuteilen, die", wie Kant sagt**) „sie in den Stand setzen, gleichmäßige Produkte hervorzubringen;" geniale, denen des Genies gleichwertige, ebenbürtige Produkte meint Kant. „Wenn das Genie durch seine Produkte die Regel gegeben hat," sagt Schiller, „so kann die Wissenschaft diese Regeln sammeln, vergleichen, versuchen, ob sie unter eine noch allgemeinere und endlich unter einen einzigen Grundsatz zu bringen sind. Da sie aber von der Erfahrung ausgeht, so hat sie auch nur die eingeschränkte Autorität empirischer Wissenschaften. Sie kann blos zu einer verständigen Nachahmung gegebener Fälle führen." Alle „Erweiterung", d. h. originale Neuschöpfung will auch Schiller, genau wie Kant, nur vom Genie erwarten. Genau wie Kant betont auch er die Unmöglichkeit der Anerlernung und Begreiflichmachung genialer Produktion durch Regeln der Wissenschaft. Die Uebereinstimmung mit Kant ist hier ganz evident. Beide weisen auf die Unbegreiflichkeit der genialen Produktivität hin, und Schiller keineswegs unabhängig von Kant. „In der Kritik der Urteilskraft werden darüber sehr bedeutende Winke gegeben," schreibt er an Körner***), einige Zeilen vor der soeben erwähnten Stelle. Von den „Eingebungen" der „originalen Ideen" durch den „Genius" redet Kant†); von dem „augenblicklichen Wahnwitze, der sich bei allen eigenen Schöpfern findet," spricht Schiller. Beide, um sich die unbegreifliche Tätigkeitsweise des Genies zu verdeutlichen, um hinzuweisen auf die intuitive Kraft des genialen Geistes, die nicht eingeht in die begriffliche Erklärung. Die Erkenntnißweise „unabhängig vom Satze des Grundes", „geniale Intuition" nennt Schopenhauer††) die Erkenntnißweise des Genies. Gar nahe kommt Schiller schon dieser so bezeichnenden Erklärung. „Durch wieviel tausend Labyrinthe von Schlüssen," schreibt er an Körner†††) „würde sich ein gewöhnlicher Geist bis zu dieser Entdeckung" — es ist von Newton und der

*) Kritik der Urteilskraft, S. 318.
**) a. a. O. ebenda.
***) Schiller an Körner am 3. Februar 1794.
†) a. a. O. ebenda.
††) Welt als Wille und Vorstellung, 1. Band, S. 248 (Reklam-Ausgabe). Ich habe darüber bereits in meinem im August-Heft 1901 von „Nord und Süd" erschienenen Aufsatze „Schopenhauers Persönlichkeit aus seiner Lehre" gehandelt.
†††) Am 7. Mai 1785.

Entdeckung des Gravitationsgesetzes die Rede — „haben durchkriechen müssen, wo das verwegene Genie sich durch einen Riesensprung am Ziele sah." . . . „Tausend Menschen gehen wie Taschenuhren, die die Materie aufzieht, oder, wenn Sie wollen, ihre Empfindungen und Ideen tröpfeln hydrostatisch, wie das Blut durch seine Venen und Arterien, der Körper usurpirt sich eine traurige Diktatur über die Seele, aber sie kann ihre Rechte reklamiren, und das sind die Momente des Genius und der Begeisterung. Nemo unquam vir magnus fuit sine aliquo afflatu divino." Das klingt doch fast, als handle es sich in den „Momenten des Genius und der Begeisterung" um eine Unabhängigkeit vom Satze des Grundes selbst in seiner kausalen Bedeutung. Von einem „reinen Aether seiner dämonischen Natur" spricht darum Schiller*) in Rücksicht auf das Genie.

Diese dämonische Kraft, diese Unabhängigkeit vom Satze des Grundes in der genialen Tätigkeit, die Unbegreiflichkeit des genialen Wesens also ist dessen Grundzug, den Kant und Schiller in gleicher Weise betonen, der sich uns am unmittelbarsten darbietet. Aber es macht sich gerade hier auch ein fundamentaler Unterschied zwischen Kant und Schiller geltend. Wir haben schon gesehen, daß Schiller wohl Newton ausdrücklich als Genie anerkennt, als ein Genie der Wissenschaft, daß er also auch auf wissenschaftlichem Gebiete Genialität gelten läßt. Kant will aber auf dem Gebiet der Wissenschaft Genialität überhaupt nicht anerkennen.

Die geniale Tätigkeit bleibt für ihn, wie für Schiller, mit Recht etwas Unbegreifliches. Nun lassen sich aber, so schließt er, alle wissenschaftlichen Entdeckungen und Leistungen, alle Produkte der Wissenschaft verstehen und begreifen. Folglich ist auf dem Gebiet der Wissenschaft Genialität unmöglich. Auch er führt Newton an. „Alles, was Newton," sagt er **), „in seinem unsterblichen Werke der Principien, so ein großer Kopf auch erforderlich war, dergleichen zu erfinden, vorgetragen hat," könne man erlernen aber man könne, „niemals geistreich dichten lernen." Der Schluß ist falsch. Auch einem Genie von der Größe Kants kann es passiren, daß es seine Genialität verkennt, sobald es sich in seiner Bescheidenheit vom Satze des Grundes abhängig macht, und so kann ihm eine gemeine ‚quaternio terminorum', wie die Schullogik dafür sagt, unterlaufen. Wir werden diese leicht aufdecken, wenn wir uns ansehen, wie Kant zu schließen glaubt, und wie er wirklich schließt. Sein vermeintlicher Schluß würde folgende Form haben:

Der Obersatz würde lauten: Alle geniale Tätigkeit ist unbegreiflich.
Der Untersatz dagegen: Alle wissenschaftliche Tätigkeit ist begreiflich.

---

*) „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts, in einer Reihe von Briefen" IX. Brief S. 28.

**) a. a. O. S. 318.

Dann müßte der Schluß natürlich heißen: Also ist die wissenschaftliche Tätigkeit nicht genial.

In Wirklichkeit aber schließt Kant, und sein faktischer Schluß heißt:

im Obersatz: Alle geniale Tätigkeit ist unbegreiflich.

im Untersatz: das wissenschaftliche Produkt ist begreiflich.

In der Konklusio: die wissenschaftliche Tätigkeit ist also nicht genial.

In dem vermeintlichen Schlusse wäre der Untersatz falsch, wie wir bald sehen werden, und darum der Schluß nicht giltig, in dem wirklichen Schlusse ist kein Mittelbegriff, sondern im Obersatze ist von der genialen Tätigkeit und im Untersatze von deren Produkt die Rede. Der Obersatz in diesem Falle drückt nämlich aus: geniale Geister können niemals angeben, wie sich überhaupt „ihre gedankenvollen Ideen"*) — das ist wörtlich! — „in ihrem Kopfe hervor- und zusammenfinden" konnten. Der Untersatz dagegen sagt: das wissenschaftliche „Werk" lasse sich verstehen und begreifen. Es ist in ihr also garnicht von der Tätigkeit, sondern vom fertigen Produkt, der Entdeckung, dem Werke die Rede, und darum ist der Schluß nicht bündig. In Wahrheit gilt auch — und darum ist auch der vermeintliche Schluß falsch! — von der produktiven wissenschaftlichen Tätigkeit, daß sie unbegreiflich ist, unbegreiflich, trotzdem wir, wie sich zeigen wird, erkennen können, welche Erkenntnißvermögen überhaupt, und wie sie in ihr im Spiele sind, unbegreiflich aber deswegen, weil wir nie zu erkennen vermögen, wie sie selbst überhaupt in dieses Spiel versetzt und hineingezogen werden. Mögen Kant und Newton, Copernikus und Galilei in ihren fertigen Werken begreiflich und verständlich sein, das sind die Künstler auch und meist sogar leichter als jene, soweit es eben überhaupt auf das Begreifen hier ankommt**). Wie aber in Kant und in Newton, in Copernikus und Galilei sich überhaupt ihre „gedankenvollen Ideen in ihrem Kopfe hervor- und zusammenfinden" konnten, das können sie uns ebensowenig sagen, wie Goethe und Schiller. Und es ist sehr wenig wahrscheinlich, daß Kant es für möglich gehalten hat, anderen „Vorschriften mitzuteilen, die sie in den Stand setzen, gleichmäßige Produkte hervorzubringen", wie etwa seine Kritiken. Hätte er es doch getan!

Es ist also hiermit zugleich auch klar, daß Kant nur das künstlerische Genie meint, wenn er vom Genie überhaupt spricht. Beide sind für ihn

*) a. a. O. ebenda.

**) Daß allerdings in einer ganz anderen Richtung, im rein künstlerischen Werte des Genies doch noch ein Plus von Unbegreiflichkeit bleibt, soll hiermit garnicht bestritten werden. Doch liegt dieses Plus eben in einer ganz anderen Richtung, es ist von vornherein ein zu allem Begreifen inkompräbikabeler Begriff. Es ist die Wirkung des Kunstwerks auf das Gefühl. Daran hat vielleicht Kant gedacht. Er hat es aber nirgends ausgesprochen. Und da auch Schiller auf diese Unterscheidung nicht eingeht, ich selbst aber keineswegs hier eine Theorie des Genies geben will, sondern lediglich historisch verfahre, so kann ich hier auch die Frage nicht weiter erörtern.

eines und dasselbe. Und wenn Schiller, wie wir gesehen haben, auch das wissenschaftliche Genie als solches anerkennt, so handelt er doch auch immer nur vom künstlerischen Genie, wenn er überhaupt vom Genie redet, weil er vom Genie überhaupt nicht reden will, und weil er nur da vom Genie spricht, wo er die Kunst zum Gegenstande hat.

Trotzdem werden wir von Kant wie von Schiller auch im weiteren noch Charakteristika des Genies hervorgehoben sehen, die in gleicher Weise dem wissenschaftlichen, wie dem künstlerischen Genie eignen, die von beiden gelten, wie der beiden gemeinsame Grundzug der Unbegreiflichkeit ihrer Tätigkeit und Produktivität, wenn auch specifische Differenzen naturgemäß deutlich sein werden. Aber ein Generelles findet doch, beide verbindend, statt. —

II.

Die effektive Art der unbegreiflichen genialen Tätigkeit und ihre Beschränkung.

Wir fragen nun: worein haben Kant und Schiller diese unbegreifliche Tätigkeit selbst gesetzt? Die Antwort auf diese Frage kann natürlich keine Erklärung der Tätigkeit selbst sein. Das ist nach allem Bisherigen schon klar. Wir fragen nicht — um in Schopenhauers Sprache zu reden — nach dem „Warum“ der Tätigkeit, sondern nach dem bloßen „Was“. Dieses sieht Kant*) in dem „Talent, welches der Kunst die Regel giebt,“ oder in der „Gemütsanlage, durch welche die Natur“ — das Genie ist ja, wie Kant sagt, „Natur“ — „der Kunst die Regel giebt;“ eine Bestimmung, die beiläufig bemerkt, nach unserer vorangehenden Bemerkung zu eng ist, denn gerade hier liegt die Analogie des wissenschaftlichen Genies nicht allzu fern. Dieses eigenartige Talent ist es auch, das uns das Genie so geheimnißvoll und unbegreiflich erscheinen läßt. Aus ihm folgert Kant nunmehr seine Unbegreiflichkeit. Wie diese, so folgt daraus auch seine Originalität und Exemplarität. In alledem begegnen sich Kants und Schillers Auffassungen wieder auf's Innigste. Die „Gemütsanlage, durch welche die Natur der Kunst die Regel giebt,“ ist diesem der „Blick“ des Genies, „mit dem es die Fakta auffaßt, daß sie sich unter ihm verneuen“**). Für den Philosophen, wie für den Dichter ist die Kunst — von der Wissenschaft ist ja bei ihnen nicht die Rede, obgleich man zweifellos und leicht die Parallele immerfort ziehen und in gewissem Sinne gerade dieses Faktum der Neuschöpfung des Wirklichen durch das wissenschaftliche Genie und seine geniale Intuition, allerdings mit einer specifischen Differenz, auch aufweisen könnte — eine Neuschöpfung der Wirklichkeit durch den Geist

*) a. a. O. S. 317.
**) Schiller an Körner am 5. März 1789.

und im Geiste des Genies. Sie erhält von Neuem aus diesem ihren Ursprung.

Daher kommt dem Genie notwendig Originalität zu. Mag es den Stoff, den es bearbeitet, immerhin aus Wirklichkeit und Erfahrung schöpfen, in der Kunst schafft es, so führt Kant*) ungefähr aus, in neuen Formen eine neue Welt. Es „verarbeitet" das Material, das die Natur liefert, „zu etwas Anderem, nämlich dem, was die Natur übertrifft"**). „Dem Genie ist es gegeben,"***) sagt Schiller, „die Natur zu erweitern." Aber er fügt hinzu: „ohne über sie hinauszugehen". Das führt uns sogleich zu einer Beschränkung des Genies in der Betätigung der Kunst. Diese legt ihm die Natur, und nur die Natur, keine Konvention und Gesellschaft auf. Dieser gegenüber bleibt es immer frei, soll es immer frei bleiben. Das fordert Schiller auf das Entschiedenste†). „Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling, oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohltätige Gottheit reiße den Säugling bei Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines besseren Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar, wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja jenseits aller Zeit, von der absoluten Einheit seines Wesens entlehnen. Hier aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbtheit der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen . . . Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urteil verachtet." Hier also fordert Schiller unbedingte Originalität und Bewahrung der Originalität des Künstlers, nämlich seiner Zeit und dem gerade herrschenden vielleicht verkehrten Geschmack gegenüber. Und doch fordert er auch Selbstbeschränkung, die das Genie der Natur gegenüber sich auferlegen soll. Wie ist das zu verstehen? Es soll Natur, „gesunde Natur" bleiben. Nur was die gesunde Natur tut, ist göttlich." Das wahre Genie darf die Natur nicht verzerren. An dieser Stelle mag sich wohl manchem Leser die Frage aufdrängen: „Wie möchte sich denn eigentlich Schiller zu einzelnen Werken des größten der modernen Maler, den Werken Arnold Böcklins nämlich, stellen; ob er sie wohl für Erweiterungen oder für Verzerrungen der Natur ansehen würde?" Mit absoluter Sicherheit läßt sich auf eine solche Frage

*) a. a. O. ebenda.
**) a. a. O. S. 323 f.
***) Ueber naive und sentimentalische Dichtung. S. 142.
†) Ueber die ästhetische Erziehung S. 27 f. IX. Brief.

natürlich nicht antworten, und in diesem Fall ist eine Antwort um so schwieriger, als Schiller selbst nirgends mit Genauigkeit angiebt, was er als Erweiterung, und was er als Verzerrung faßt. Allein da ist es vielleicht Kant, von dem aus wir noch zur Klarheit über diese Frage gelangen. Er wird uns auch darüber noch Aufschluß geben, denn, ohne Schillers Verdienste schmälern zu wollen, dürfen wir ruhig behaupten — und manchem Leser wird sich diese Wahrnehmung unversehens aufgedrängt haben — daß Kant manchmal doch erheblich tiefer eindringt, wie Schiller, selbst in aestheticis. Da dieser aber fast überall, und in den wichtigsten Stücken, trotz anderer Formulirung, sicherlich mit Kant sich in Uebereinstimmung befindet, so können wir vielleicht doch noch später eine Vermutung darüber aussprechen, welche Stellungnahme von Schiller in der angeregten Frage zu erwarten wäre, weil wir dann werden vermuten können, was er als Verzerrung im Gegensatze zu dem, was er als Erweiterung der Natur ansehen würde. „Die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal"*) vielmehr ist seine Aufgabe. Es soll das „Gewaltsame", Heftige zur Klarheit und die rohe Kraft zur Bildung gelangen**) oder, wie die architektonische Schönheit, d. i. die unwillkürliche Naturschönheit des Baues, so ist das Genie, „welches überhaupt in seinem Ursprung, wie in seinen Wirkungen, mit der architektonischen Schönheit Vieles gemein hat," auch nur „ein bloßes Naturerzeugniß***)." Beide werden „nach der verkehrten Denkart der Menschen†)" . . . mehr als erworbene Kraft bewundert." „Aber" ebenso wie die architektonische Schönheit „an der Grazie sich eine Stütze" suchen muß, um nicht von der Masse erstickt zu werden, so muß auch die Naturkraft des Genies sich durch disciplinarische Formung und Bildung stärken, um nicht in's Wilde auszuschießen, in Unnatur zu fallen, um Natur zu bleiben. Es muß sich bilden durch „Grundsätze, Geschmack und Wissenschaft††)". Es soll seine wahre Natürlichkeit bewahren, die in seinem Wesen liegt. Ihm eignen nämlich, eben diesem Wesen gemäß, ein kindlicher Charakter†††), Schamhaftigkeit, Bescheidenheit*†), trotz Verständigkeit. Auf diese einzelnen letzten Eigenschaften weist Kant zwar nicht hin, allein, mag er auch nicht gerade Bescheidenheit ausdrücklich vom Genie gefordert haben, er hat sie

*) Ueber naive und sentimentalische Dichtung S. 155.

**) Schiller an Körner am 27. April 1801.

***) Ueber Anmut und Würde S. 261 f.

†) Ueber Anmut und Würde S. 261 f.

††) Ueber Anmut und Würde S. 261 f.

†††) Das gleiche Merkmal hebt auch Schopenhauer hervor.

*†) Hierzu stehen Schopenhauers Ansichten gerade im diametralen Gegensatz. Eine ausführliche Theorie könnte aber nachweisen, daß Beide, Schiller und Schopenhauer, in gewissem Sinne, natürlich in einer ganz anderen Rücksicht, Recht hatten, was ich hier aber nicht auszuführen habe. Vergl. zu dieser, wie zur vorhergehenden Anmerkung meinen oben erwähnten Aufsatz S. 234 u. 238.

selbst betätigt als Genie, das kein Genie sein will. Wir haben das gesehen.

Die Einschränkung der genialen Betätigung aber — und das ist für sein und Schillers Verhältniß in diesem Betracht besonders wichtig — verlangt auch er*). Es bleibt trotz aller Genialität, sagt Kant, „etwas Schulgerechtes die wesentliche Bedingung der Kunst"**)" . . . „Das Genie kann nur reichen Stoff zu Produkten der schönen Kunst hergeben. Die Verarbeitung desselben und die Form erfordert ein durch die Schule gebildetes Talent, um einen Gebrauch davon zu machen, der vor der Urteilskraft bestehen kann." Das „Schulgerechte" bei Kant ist das, was Schiller „Grundsätze und Wissenschaft" in der Kunst nennt, und das „durch die Schule gebildete Talent" heißt hier bei Schiller „Geschmack", wie auch bei Kant selbst. Geschmack fordert auch Kant***). Er soll sich auch in der Schöpfung genialer Eingebung, auch im Kunstwerk des Genies eben mit dessen Genialität verbinden und in der verwirklichten Form zum Ausdruck kommen. Sonst erleben wir, daß wir ebenso, wie Geschmack ohne Genie, so auch Genie ohne Geschmack an einem Kunstwerke antreffen. Produktives und Beurteilungsvermögen müssen sich im genialischen Werke der schönen Kunst vereinen†). Das Genie schafft aus der „Eingebung" seines „Genius" heraus seinen Gegenstand. Es bringt seine Ideen hervor, die, wie Schiller sagt, „die Natur erweitern," dieser selbst gegenüber also, da sie ja den Stoff liefert, Form sind. Da in ihnen aber implicite noch gar nicht Schönheit liegt, so sind sie dem Geschmack, dem Beurteilungsvermögen gegenüber selbst wieder nur Stoff, der von jenem erst der Sanktion und Anerkennung bedarf. Eine Schwierigkeit, die man vielleicht auf den ersten Blick darin zu sehen geneigt sein möchte, liegt also weder in der Lehre Kants, daß das Genie formal schöpferisch, regelgebend sei und doch blos „den Stoff zu Produkten der schönen Kunst hergeben"††) kann, noch in der Schillers, daß das Genie an „Grundsätze, Geschmack und Wissenschaft" sich halten solle, während es doch über allem wissenschaftlich Begreiflichen stehe. Denn formal schöpferisch ist es insofern, als es durch sein Produkt „der Kunst die Regel giebt"†††). Aber diese Form, diese Regel ist eben selbst wieder nur der „Stoff zu den Produkten der Schönen Kunst", zu dem erst wieder der Geschmack seinerseits die Form liefern muß, eben in „Grundsätzen" und Geschmackserkenntnissen; nur das meint Schiller, und

---

*) a. a. O. S. 320.

**) Sie hat ja aber Kant ausschließlich im Sinne. Die Notwendigkeit des „Schulgerechten" in der Wissenschaft ist so evident, daß man darüber erst kein Wort zu verlieren braucht.

***) a. a. O. S. 321 f.

†) a. a. O. ebenda.

††) a. a. O. S. 320.

†††) a. a. O. S. 317.

nur das meint auch Kant, wenn sie verlangen, das Genie solle sich „durch Schule bilden", durch „Wissenschaft" stärken. Diese Forderungen gehen nicht sein produktives, sondern sein Beurteilungsvermögen an. Wie der Geschmack für sich blos die Regel zur Beurteilung eines schönen Dinges, so giebt das Genie für sich blos die Regel zur Hervorbringung eines originalen Produktes überhaupt. Aber das geschmackvolle Genie giebt eine Regel für das originale und zugleich schöne Produkt. Das ist nach Kant, wie nach Schiller sein Verhältniß zum Geschmack, das Verhältniß der produktiven genialen zur Beurteilungstätigkeit, von denen die erste durch die zweite in gewisser Weise beschränkt wird.

III.

„Von den Vermögen des Gemüts, die das Genie ausmachen*)".

Die Ueberschrift, die unser dritter Abschnitt hier trägt, trägt auch ein Paragraph der Kritik der Urteilskraft. Uns soll aber unser Abschnitt orientiren über die Anschauungen, die sowohl Kant — auch noch außerhalb jenes Paragraphen — als auch Schiller über den noch in Frage kommenden Gegenstand ausgesprochen haben.

Wir kommen zurück auf die rein geniale produktive Tätigkeit. Aber wir fragen nicht mehr, worin die Tätigkeit des Genies besteht, denn das wissen wir. Wir erkannten sie in der Regelgebung für die Kunst und der Erweiterung der Natur. Jetzt fragen wir vielmehr: welche Kräfte sind in dieser Tätigkeit im Spiele, welche Vermögen des Gemütes betätigen sich darin, in dieser Regelgebung, in dieser Erweiterung der Natur?

Aber auch das heißt, wie wir gelegentlich**) schon betonten, keine Erklärung geben, sondern nur eine Tatsache, kein „Warum", sondern nur ein „Was" aufweisen. Nicht warum die Vermögen sind und sich betätigen, wollen wir begreifen, sondern sie und die Art ihrer Betätigung nur als Faktor betrachten und anschaulich machen. Oder sagen wir wieder: die Vermögen, die in der produktiven genialen Tätigkeit im Spiele sind, und die Art und Weise, wie sie im Spiele sind, lassen sich einigermaßen anschaulich machen, trotzdem sich nicht begreiflich machen läßt, warum sie und die Art und Weise, wie sie überhaupt in dieses Spiel gezogen und versetzt werden.

Untersuchen wir noch kurz, welche Anschauungen Kant und Schiller sich auch darüber gebildet haben.

Kant sieht das Grundvermögen des Genies in dem, was wir „Geist"***) nennen. Und „Geist" in diesem Sinne ist das „belebende Princip im

---

*) a. a. O. S. 323.
**) vergl. oben S. 3.
***) a. a. O. S. 323.

Gemüte"*), um dessen „Kräfte in Schwung zu setzen, sie zu freiem Spiel zu bewegen, in ihm zu erhalten und zu stärken"**). Dieses „belebende Princip" aber besteht in dem „Vermögen der Darstellung ästhetischer Ideen"***). Eine ästhetische Idee aber definirt Kant als „diejenige Vorstellung der Einbildungskraft, die viel zu denken veranlaßt, ohne daß ihr doch irgend ein bestimmter Gedanke d. i. Begriff adäquat sein kann, die folglich keine Sprache völlig erreicht und verständlich machen kann"†). Sie ist darum nach Kant gerade das „Gegenstück (Pendant) von einer Vernunftidee, welche umgekehrt ein Begriff ist, dem keine Anschauung (Vorstellung der Einbildungskraft) adäquat sein kann." Der Geist oder das Vermögen der ästhetischen Ideen ist also die Kraft, die der produktiven Tätigkeit zu Grunde liegt, durch die das Genie „der Kunst die Regel giebt", durch die das Genie „die Natur zu erweitern" vermag. Gerade dieses Vermögen ist es, durch das das Genie selbstschöpferisch über die Erfahrung hinausgehen kann, indem die Einbildungskraft den zwar der Wirklichkeit entnommenen Stoff in neue Formen gießt und aus ihnen eine neue Welt schafft. Sie geht über die Begriffe, — darum aber ist ihrer Vorstellung kein Begriff adäquat, — die wir der realen Welt entnehmen, hinaus, erweitert sie und bildet, aus eigener, selbstschöpferischer Kraft neue Gestalten. Sie gesellt ihre Erweitungen dann den Begriffen des Verstandes bei, übertritt aber durch jene, eben weil sie Erfahrungen sind, dessen Grenzen. Damit aber vereint sich die Einbildungskraft selbst mit dem Verstande, und diese Vereinigung Beider ist es eigentlich, die uns in dem Grundvermögen „Geist" entgegentritt, und die das Wesen des Genies konstituirt. Sie ist ein eigentümliches glückliches Zusammenspiel beider Kräfte, das „keine Wissenschaft lehren und kein Fleiß erlernen kann"††). Sie ist das unbegreifliche Grundvermögen und Wesen des Genies, aus dem seine unbegreifliche Tätigkeit der Regelgebung für die Kunst und der Erweiterung der Natur folgt und uns als unmittelbarer Eindruck der Unbegreiflichkeit überhaupt entgegentritt.

Ueber diese Vereinigung also wissen wir eigentlich nur, daß sie stattfindet, aber weder, wie sie zu Stande kommt, noch wie sie sich abwickelt. Und das Eine ergiebt sich dabei als selbstverständlich, daß†††) die in ihr verbundenen Erkenntnißvermögen sich nicht stören dürfen, sondern einander förderlich

*) a. a. O. S. 323.
**) a. a. O. ebenda.
***) a. a. O. ebenda.
†) a. a. O. ebenda.
††) a. a. O. S. 327 f.
†††) Die nun folgenden Bemerkungen finden wir mit Ausnahme von S. 321 f. a. a. O. nicht eigentlich in den Abschnitten, in denen Kant ganz besonders vom Genie handelt, vielmehr a. a. O. S. 193 ff. Zu vergleichen wären auch insbesondere der dritte und sechste Abschnitt des Aufsatzes „Ueber Philosophie überhaupt".

sein müssen. Nun können wir ihr harmonisches Zusammenspiel annähernd erraten: Die Einbildungskraft darf dem Verstande nichts bieten, mit dem er nichts anzufangen weiß, und der Verstand darf die Einbildungskraft nicht in leere Formen zwängen. Für das produktive Genie würde jenes Veranlassung zu vagen Produkten, vielleicht auch „originellem Unsinn", dieses zu inhaltsleeren Schöpfungen führen. Und als Gegenstände der Anschauung, als Kunstwerke würden sie alle Wirkung auf den Beschauer verfehlen. Würde die Einbildungskraft dem Verstande etwas bieten, mit dem er nichts anzufangen wüßte, dessen Mannigfaltigkeit er nicht zu einheitlicher Synthesis zusammenfügen könnte, so würde das beunruhigend und quälend auf den Beschauer wirken. Und dieser würde hinwiederum Langeweile empfinden, wenn der Verstand die Einbildungskraft in leere Formen zwänge. So könnten wir also auch zurückschließen aus der Art, wie unser reproduktives Kunstvermögen erregt und bewegt wird, auf das bewegende und erregende produktive des Genies, um uns auch so noch einmal das unbegreifliche Spiel, das unsere Erkenntnißvermögen in der genialischen Tätigkeit führen, nur insoweit zu verdeutlichen und zu veranschaulichen, daß wir erkennen: eine maßvolle Fülle des Stoffs des einen und eine glückliche Freiheit der Form des anderen Erkenntnißvermögens, das sind die Bedingungen, unter denen sie selbst ein harmonisches Zusammenspiel im genialen Geiste und mittelbar durch dessen Werk in dem des Beschauers erwirken können*).

Nach Kant hat alles das, wie es sich bei seiner gleich Anfangs besprochenen vorgefaßten Auffassung nunmehr für uns von selbst versteht, lediglich Geltung für das künstlerische Genie. In einem gewissen Betracht und in specifischer Modifikation gilt es aber auch, trotz Kant, vom wissenschaftlichen. Denn seine Vereinigung ist nämlich, trotz Kant, auch das

---

*) Hier ist vielleicht der Ort, meine Vermutung über Schillers mögliches Verhalten zu einzelnen Böcklin'schen Gestalten auszusprechen. Denn nach diesen Bemerkungen dürfen wir sagen: Eine Erweiterung der Natur ist diejenige Vorstellung der Einbildungskraft, die ohne Widerstreben des Verstandes eine Synthesis des verschiedensten Mannigfaltigen zuläßt, wenn sie auch noch so sehr über die Wirklichkeit hinausgeht. Eine Verzerrung aber ist diejenige Vorstellung der Einbildungskraft, die dem Verstande ein Mannigfaltiges darbietet, an dem er sich sträubt, eine Synthese zu vollziehen, weil sie nicht etwa bloß über die Wirklichkeit, sondern auch über die Möglichkeit hinausgeht. Darum glaube ich: Schiller würde keine von den Böcklin'schen singulären Gestalten als eine Verzerrung, er würde sie vielmehr lediglich als eine Erweiterung der Natur ansprechen. Denn sie versetzen in der Tat Einbildungskraft und Verstand in ein harmonisches Spiel. Und mögen sie uns auch als niemals wirklich erscheinen, so sträubt sich der Verstand darum doch nie gegen eine Synthesis, weil er sie als wenigstens möglich mühelos denken kann. Etwas Anderes ist es mit der modernen Nachäfferei Böcklins. Da bekommen wir gar mancherlei zu sehen, an dem der Verstand in der That keine Synthesis vollziehen will. Da handelt es sich nicht bloß um ein Unwirkliches, sondern um ein Unmögliches, das Kant als „originalen Unsinn" (a. a. O. S. 318) bezeichnen würde. Kant würde da manche „seichte Köpfe" finden, die da „glauben, man paradire besser auf einem kollerichten Pferde, als auf einem Schulpferde". (A. a. O. S. 318.)

Wesen des wissenschaftlichen Genies, zu dessen großen Entdeckungen und Erkenntnissen jene Gemütskräfte in genau eben den zweckmäßigen „Schwung zu versetzen" sind. Auch in seinem intuitiven Zustand herrscht eine „Vorstellung der Einbildungskraft, die viel zu denken veranlaßt, ohne daß ihr doch ein bestimmter Gedanke, d. i. Begriff adäquat sein kann; insofern nämlich jede neue Errungenschaft ja nur deswegen neu ist, weil sie noch nicht unter der Regel eines immer schon bekannten Begriffs steht, weil auch sie eine Erweiterung und Ueberschreitung der Verstandsgrenzen, nämlich als vorläufiger Einsichten ist, und auch sie, wie in der Kunst, die Einbildungskraft als zweckmäßig zur Darstellung eines Begriffs*)", zwar nicht eines gegebenen, sondern eines zu gebenden**), „vorstellig macht". Denken wir beispielsweise doch gerade wieder an Newton und seine Entdeckung des Gravitationsgesetzes! Man könnte also, mit der eben angemerkten Modifikation, wenn uns nicht der in der Wissenschaft etwas absonderliche Klang des Wortes vielleicht schreckte, auch in Rücksicht auf das wissenschaftliche Genie von ästhetischen Ideen sprechen. Denn auch das wissenschaftliche Genie muß erst in genialer Intuition die Regel finden, unter der die Wirklichkeit steht. Es schafft durch seinen Geist und in seinem Geiste zwar keine neue Wirklichkeit, aber es schafft die Wirklichkeit von Neuem***), indem die Einbildungskraft findet und der Verstand den Fund sanktionirt. Und wie nach Kant das künstlerische Genie „die Einbildungskraft, in ihrer Freiheit von aller Anleitung der Regeln, dennoch als zweckmäßig zur Darstellung des gegebenen Begriffs vorstellig" macht†), über die es hinausgeht, so macht das wissenschaftliche Genie — so können wir Kant entgegenhalten — die Einbildungskraft, in ihrer Freiheit von aller Anleitung der Regeln, dennoch als zweckmäßig zur Darstellung eines zu gebenden Begriffs als neuer Regel vorstellig, zu dem es hinausstrebt. Hier, wie dort, so können wir sagen, geht die Einbildungskraft zunächst hinaus über die Wirklichkeit, sie erweitert unsere Begriffe von ihr durch eine Idee (die Kant beim künstlerischen Genie ästhetisch nennt) einmal durch Anschauungen, dann vermittels derer durch Begriffe.

Die Aehnlichkeit zwischen dem künstlerischen und dem wissenschaftlichen Genie — um nun einmal unseren Einwand gegen Kant ganz durchzuführen — geht aber noch weiter. Auch bei diesem ist es zur Entdeckung neuer Erkenntnisse, wie bei jenem zur Hervorbringung neuer Kunstwerke, durchaus erforderlich, daß beide in der Urteilskraft vereinten Kräfte nicht einander hemmend, sondern fördernd wirksam sind. Jede Erkenntniß ist eine neue

*) Kritik der Urteilskraft S. 328.

**) Diese Formulirung macht vielleicht die hier in Betracht kommende specifische Differenz am besten deutlich.

***) Auch diese Formulirung bringt eine generelle Verwandtschaft und eine specifische Differenz zugleich zum Ausdruck.

†) Vergl. oben.

Funktion der Synthesis, und darum darf auch hier die Einbildungskraft dem Verstande nichts bieten, das ihn nur stört und mit dem er nichts anzufangen wüßte, weil er ja dann eben die Synthesis nicht vollziehen könnte. Andererseits darf auch hier der Verstand von vornherein die Einbildungskraft nicht in leere Formen zwängen, weil er ihr ja dann alle freie Bewegung und damit die Fähigkeit nehmen würde, ihm neuen Stoff zu liefern, an dem er eine Synthesis vollzöge. Die specifische Differenz zwischen Beiden aber wird deutlich vor Allem durch den Wirkungsunterschied des Kunstwerks und der neuen Erkenntniß erst gegenüber dem reproduktiven Geist, von dem aus wir dann auch wieder zu Schlüssen auf den Unterschied des produktiven Verhaltens gelangen könnten. Doch läßt sich auch in jener Rücksicht wieder manches Gemeinsame finden, was ich aber hier Alles nicht ausführen kann, um nicht über bloße Kritik hinauszugehen und um von meinem eigentlichen Thema nicht zu weit abzukommen.

Wir wenden uns vielmehr jetzt den Anschauungen Schillers über die Grundvermögen des Genies zu. Sie sind denen Kants sehr nahe verwandt, so verschieden sie auch nach dem ersten Eindruck scheinen. Auch Schiller erkennt als die ursprünglichste Kraft des Genies den „Geist*)“ und versteht darunter „dasjenige, was bei einem Geschäft über das Geschäft hinausgeht, was das freie Vermögen reizt und beschäftigt, was gleichsam einen subjektiven Gehalt und Ueberfluß zu dem streng Objektiven giebt“. Das ist für ihn der allgemeinste Begriff von „Geist“, der sich allerdings für jedes Individuum, wie für jede Nation noch besonders differenzirt. Der Deutsche richtet ihn besonders auf das „Tiefe und Ideale“, er will „aus dem Beschränkten in's Unendliche gehen“. Das aber, d. h. die „Darstellung des Ideals**)“ macht immer den wahren großen, genialen Künstler, der es „mit glühender Empfindung umfaßt***)“ durch eine „schöne Zusammenstimmung zwischen Empfinden und Denken †)“, deren höchste Vollendung indeß „nur eine Idee, die in der Wirklichkeit nie ganz erreicht wird ††),“ bedeutet. So geht jene „schöne Zusammenstimmung zwischen Empfinden und Denken“ selbst auf die „Darstellung des Idealen“, auf das „Tiefe und Ideale“, wie der „Geist“, und ist eigentlich dieser „Geist“ selbst. In diesem Zusammenstimmen vereinen sich also die beiden Grundvermögen des menschlichen Gemütes, der sinnliche und der „formale“ Trieb, und der Gegenstand beider Triebe in seiner Vollendung ist das Ideal, das zugleich ist die vollendete Vereinigung der Gegenstände beider Triebe. Der Gegenstand des sinnlichen Triebes aber ist das „Leben“, der Gegenstand des formalen aber ist „Gestalt“. Der beide Grundtriebe vereinende Trieb

*) Schiller an Körner am 17. März 1802.
**) Ueber naive und sentimentalische Dichtungen S. 155.
***) ebenda S. 176.
†) ebenda S. 194.
††) ebenda S. 194.

aber ist der „Spieltrieb", und die Vereinigung der Gegenstände beider Triebe „lebende Gestalt", also sein Gegenstand*). Das ist die Schönheit. Ideal und Aufgabe des Künstlers, des künstlerischen Genies, die dieses seinem Wesen, seiner Natur gemäß zu erfüllen hat, ist die Schönheit. Sie geht also hervor aus der Wechselwirkung zweier entgegengesetzter Principien, Form und Realität, und zweier entgegengesetzter Tendenzen des Subjekts, des sinnlichen und des formalen oder sittlichen Triebes. Das Ideal ihrer Wechselwirkung wäre ihr Gleichgewicht, das Höchste, wozu es faktisch kommt, ist ihre Schwankung**), die eben als das Höchste des menschlichen Könnens nur beim Genie stattfindet***).

Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als ob diese Ausführungen Schillers mit denen Kants garnichts zu tun hätten, und doch sind sie mit einander nahe verwandt. Denn eben die Vereinigung, die Schiller zwischen den beiden Naturen des Menschen, dem sinnlichen und dem sittlichen Vermögen, fordert, und die nach ihm vor Allem das Grundvermögen des Genies ausmachen muß, die kommt ja nach Kant gerade durch die Urteilskraft zu Stande, deren Faktoren aber, Einbildungskraft und Verstand, ja auch nur das Wesen des Genies konstituiren. Also ist, nach Kant, dasjenige Vermögen, das die sinnliche und die sittliche Natur zur möglichen Einstimmung und Vereinigung bringt, auch das Grundvermögen des Genies: Die Urteilskraft mit ihren beiden Faktoren. Von ihr lehrt Kant, daß sie das Vermögen der Ideen und das der Begriffe, oder wie Schiller sagt, der Form und der Realität, verbinde. Denn sie ist ja das Zweckmäßigkeit setzende Vermögen, das Bindeglied zwischen dem Gebiete des Seienden, des Sinnlichen, und dem Gebiete des Sein-Sollenden, des Sittlichen, indem sie allererst in das Sein Zweckmäßigkeit bringt und so die Verwirklichung des Sein-Sollenden als des praktischen Endzwecks möglich macht†), sodaß sie, da mit Erreichung des Zwecks immer Lust verbunden ist, zwischen „Denken und Empfinden", wie Schiller es verlangt, vermittelt††). Das Vermögen „Geist", dessen Faktoren Einbildungskraft und Verstand nach Kant das Wesen des Genies ausmachen, liegt also selbst in der Urteilskraft und ist mit dieser eins. Es ist aber auch eins mit dem, was Schiller selbst einmal „Geist", was er vor Allem aber dann „Spieltrieb" nennt. Denn beide Begriffe bezeichnen eben nichts Anderes, als das Vermögen, das die Vereinigung zwischen dem sinnlichen oder Real-Triebe und dem sittlichen oder Formal-Triebe vollzieht.

*) Ueber die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts S. 49 ff. im XV. Briefe.

**) ebenda S. 54 ff. XVI. Brief.

***) ebenda S. 54 ff. XVI. Brief.

†) a. a. O. S. 200 ff. Vergl. auch den ganzen 7. Abschnitt des Aufsatzes „Ueber Philosophie überhaupt".

††) Ueber die ästhetische Erziehung XV. Brief.

Der Unterschied zwischen Kant und Schiller in diesem Punkte ist also der: daß Kant als Grundvermögen des Genies die größtmögliche Vollendung harmonischen Zusammenspiels von Einbildungskraft und Verstand in der Urteilskraft, Schiller die größtmögliche Zusammenstimmung zwischen sinnlicher und sittlicher Natur verlangt. Beide stimmen aber insofern völlig überein, als Kant eben diese Vereinigung von sinnlicher und sittlicher Natur, wenn auch nicht im Schiller'schen Sinne harmonischer Zusammenstimmung, fordert und sie nur durch die Urteilskraft bewirken läßt, deren Faktoren aber sind Einbildungskraft und Verstand, also die Grundkräfte des Genies. Kant geht tiefer als Schiller. Dieser fordert die möglichst vollendete Vereinigung der menschlichen Grundvermögen, der sinnlichen und der sittlichen Natur vom Wesen des Genies. Kant aber verlangt weiter noch das Vermögen, durch das jene Vereinigung zu Stande kommt, und erkennt es in der Urteilskraft mit ihren Grundkräften, Einbildungskraft und Verstand; mit diesem Vermögen ist auch jene Vereinigung notwendig gegeben. Und so stehen auch hier die Anschauungen Kants und Schillers in inniger Berührung*).

Ich möchte hier in aller Kürze, ohne alle Ausführlichkeit, noch auf einen höchst bedeutsamen Punkt hinweisen, der uns eigentlich in die Moralphilosophie führt, zu unserem Thema aber in enger Beziehung steht: Sowohl Kant, wie Schiller setzen, wie wir gesehen haben, in das Genie die Vereinigung von Sinnlichkeit und Sittlichkeit, und zwar Schiller in der Konsequenz von Kant. Danach ist also auch in Kantischer Konsequenz die Sittlichkeit ein notwendiger Faktor der großen genialen Persönlichkeit. Das hatte sich aus unseren Untersuchungen ergeben. Darum schon scheint aber eine Aufhebung der großen Persönlichkeit als solcher, der ausgesprochenen Individualität, nicht in der Konsequenz der formalen Ethik Kants zu liegen — wie ihr von Seiten der bloßen oft recht unbesonnenen Individualitätsschwärmerei entgegengehalten wird — eben weil in der großen Persönlichkeit von vornherein ein starker sittlicher Faktor angelegt sein muß. Trotzdem wird davon aus doch noch nicht zu schließen erlaubt sein, daß die formale Ethik, wie sie Kant begründet hat, etwa einen besonderen Wert auf die große Persönlichkeit lege, ja es wird sogar darum immer noch nicht ausgeschlossen sein, daß sie sie eliminire.

Allein von einer ganz anderen Richtung her, nämlich aus der formalen Ethik selbst heraus, gewinnen wir die Gewähr für den Bestand der großen Persönlichkeit in dieser von Kant begründeten Ethik. In gewissem Betracht

*) Bevor ich zum Schluß komme, möchte ich hier nur noch bemerken: Zu alledem, was wir hier in Rücksicht auf das ästhetische Ideal und seine approximative Erfüllung durch das künstlerische Genie gesagt haben, läßt sich vielleicht etwas ganz Analoges sagen in Rücksicht auf das Wahrheits-Ideal und seine approximative Erfüllung durch das wissenschaftliche Genie.

wird sie uns von dieser sogar als Ideal müssen vorgestellt werden*). Kant allerdings hat in dieser Rücksicht keines bezeichnet, doch liegt es in seiner notwendigen Konsequenz. Nicht zwar wäre sein sittliches Ideal die „schöne Seele", wie sie das sittliche Ideal Schillers ist**), denn einen Kompromiß zwischen Pflicht und Neigung, wie ihn dieses Ideal involvirt, läßt Kant mit Recht nicht gelten; wohl aber wäre es für die Konsequenz seiner Ethik diejenige Persönlichkeit, die in ihrer großen eigenartigen Prägung, in der einheitlichen Richtungsbestimmung ihrer Individualität allezeit mit Riesenkraft Herr ihres Handelns wäre, die allezeit das einheitliche Princip aller ihrer einzelnen Handlungen darstellte. Es wäre die starke Seele. Da diese aber in ihrer moralischen Kraft so mächtig wäre, daß sie jederzeit mühelos und siegreich den Kampf zwischen Pflicht und Neigung kämpfen könnte, ohne daß aber dadurch der Kampf selbst aus der Welt geschafft würde, da sie aber den Sieg sich nicht erst kläglich und mühsam zu erringen brauchte, sondern mit Kraft und Leichtigkeit an sich reißen könnte, so dürfen wir allerdings vielleicht sagen, sie sei, von der ästhetischen Seite angesehen, auch „schöne Seele". Das aber wäre bloß eine Zugabe der sittlichen Bestimmung in der sittlichen Persönlichkeit, deren moralisches Ziel allein die Stärke ist.

Auf alles das deutete eine von Kant und Schiller ausgesprochene Anschauung zwar nur hin, aber auch nur die Andeutung ist von Wichtigkeit. Daß nämlich überhaupt moralische Kraft dem Wesen des Genies eignet, das betonen Kant und Schiller in gleicher Weise. „Zu einem Talent gehört Charakter!" sagt ein geniales Weib, Rahel Varnhagen***).

---

*) Darüber habe ich an anderer Stelle in meiner Schrift „Glückseligkeit und Persönlichkeit in der kritischen Ethik" ausführlicher gehandelt. Ich wollte an dieser Stelle nur auf eine Wahrscheinlichkeit aufmerksam machen, für die ich gleichsam auch kurz die Bestätigung andeute. Solche Wahrscheinlichkeit aber folgte aus unseren Untersuchungen.

**) Ueber Anmut und Würde S. 272.

***) In ihren Tagebüchern.





Ephialtes*).

Von

Kleon Rangabé.

— Berlin. —

Aus dem Neugriechischen in's Deutsche übertragen von Karl Macke-Siegburg.

Laß alle Wünsche fürder! Denn es windet sich
Das Staubgeborene nimmer vom Verhängniß los.
Soph. Antigone 1338.

Es drückt zu Boden mich ein stilles Leid,
Erbarmungslos! — so nahte mir denn endlich
Die Stunde der Entscheidung unabwendlich!
Sah längst im Geist sie nahn, bin nun bereit!
Der Jugend Gold, seit gestern früchtereich,
Ließ dürre mir zurück des Lebens Zweig.

Ich fühle von dem Land die Lüfte wehen,
Und es verließ der Heimat traut Gestade
Mein schwacher Kahn; die glatten Schwingen blähen
Sich auf der Flut, auf wogenfeuchtem Pfade
Eilt er dahin in weit entleg'ne Lande,
Eilt zu der Fremde jähem Felsenstrande.

---

*) „Ephialtes" bezeichnet nicht den Verräter der 300 Spartaner, sondern von ἐπί und ἅλλομαι den „Aufspringer", d. i. den „Inkubus, Alp," bildlich gesagt von dem schweren Schicksalsdruck, der auf dem Dichter lastet.

Wie doch die ersten Zeiten schnell entflogen,
Des Jugend-Morgenrotes heit're Pracht!
Wie täuschen wir hinweg, darum betrogen,
Den schnellen Augenblick, der uns noch lacht!
Wie plötzlich ballt das Dunkel sich zusammen,
Ein Bahrtuch deckt die See, die Blitze flammen.

Die lichten Tage sind dahin, verronnen,
Wo süß ich lächelte im Mutterarm;
Am Mutterherzen ist's so weich und warm,
Ein Mutterkuß beschließet alle Wonnen!
In meines Herzens Tiefen drang er sacht,
Vergoldete vorzeit'ger Wolken Nacht.

Aus derselben Wurzel entsprossen
Spielen um mich im fröhlichen Tanze
Meiner Jugend liebe Genossen.
In der goldenen Locken Kranze
Ging es munter zu scherzendem Spiele,
Wechsel von Worten, Kampfesgewühle:
Ihnen folgte ein fröhlicher Frieden,
War uns der Sieg oder And'res beschieden.

Doch plötzlich in der Jugend helles Lachen
Fuhr ein der wilden Stürme Frosteswehn:
Der Blumen zwei hab' ich erstarren sehn,
Und jetzt vergoß, verstört und zitternd blaß,
Ich einer ersten Schmerzensträne Naß.

Noch denk' ich dran, wie zu dem Schmerzenslager
Die Mutter unter Tränen mich geleitet;
Ich brachte Alles, was mir Lust bereitet,
Von Blumen, Bildern goldbeschwingten Aaren,
Ein stattlich Heer von blei'nen Pallikaren.

Doch ach, das Auge, das schon halb gebrochen,
Ging nur noch einmal auf, des Todes Schatten
Füllt der Verzweiflung Blick, den sterbensmatten.
Man führt mich still hinweg vom Sterbebette,
Still weinend saß ich an verwaister Stätte.

Endlich erschien mit Freude und Wonne
Lenzend der Mai, ließ Hoffnung erblühen,
Vöglein singen die lustigsten Weisen,
Beschwingte Smaragde die Blumen umkreisen,
Schwärme von Faltern die Lüfte durchziehen
Blitzenden Fluges im Strahle der Sonne.

Doch in dem Haus die dumpfe Grabesstille
Durchbricht das Schluchzen kaum, in dunkler Hülle
Seh' ich den Priester leise betend schreiten,
Den Sarg voll welker Blumen zu geleiten —
Die größ're ruhte da, vom Schlaf umfangen,
In gold'nen Locken sah ihr Haupt ich prangen.

Nur halb verstand ich Alles wohl, noch Kind,
Doch weint' ich öfters still um Mitternacht,
Und an die Mutter schmiegt ich mich so lind,
Vorahnend fühlt' ich wohl des Schicksals Macht,
Das bald mit Sturmeswut mich wild umkracht.

* *
*

Es kamen andre Zeiten, ihre Gaben
Beut die Natur ringsum, den Schleier fallen
Ließ sie dem Blicke des erstaunten Knaben,
Ließ seines Blutes Wellen höher wallen,
Ein Schicksalsrätsel, nicht für Menschenworte,
Das, eine Sphinx, steht an des Lebens Pforte.

Es gräbt der Schmerz ihm unbekannte Wunden,
Sich bergend in des Herzens stiller Kammer,
Der Lehrer rauhe Stimme schallt, o Jammer!
Ein düst'rer Reigen hat ihn bald gefunden
Und ihn an's Krankenlager fest gebunden.

Jedoch befangen hielt sein ganzes Wesen
Die Mutter, und im Banne ihres Blickes,
Des unaussprechlich tiefen, konnt' er lesen
Manch süßen Trost im Wechsel des Geschickes.
Ein Druck der lieben Hand ließ ihn gesunden,
Ihr Trostesblick war Balsam seinen Wunden.

* *
*

Es schwand die Zeit, in starker Jugend Drange
Trat ich in's Leben ein, mit ihm zu ringen,
Im ersten Kampf mein Recht ihm abzuzwingen,
Ich floh den Sturm, fand mich am Klippenhange;
Im bittern Kelch, von Leiden überfließend,
War kaum ein Tropfen Honig, ihn versüßend.

Ich kostete den süßen Trank der Liebe
Und rief die Sterne an auf dem Gefilde
Des Himmels, daß sie ewig dauern bliebe —
Doch ich verfolgte leere Wahngebilde,
Und was am frühen Tag mein Herz begeistert,
Hat Abends die Verzweiflung schon bemeistert.
Die winkende Gestalt, die mich entzückte
Und mir denn Engel liebenswerter schien,
Traf ich alsdann — den Traum, der mich berückte,
Ihn ließ die Wirklichkeit mir bald entfliehn.
Da lacht' ich spöttisch auf mit hellem Schalle,
Das Blut in meinen Adern ward zu Galle.

Dann stieg ein Wirrsal auf von Truggestalten,
Ich wollte sie erhaschen, streckte aus
Die Arme voll Begier, doch jene ballten
Zusammen sich zu Ruß und Schutt und Graus:
Im Kampfe mit Gespenstern, Phantasieen,
Trug ich davon Enttäuschung nur und Mühen!

* *
*

Doch dreimal glücklich noch der Jugendzeit
Bescheid'ne Stunden, voll der Seligkeit!
Ein Weltenall beschließt das Nestchen traut,
Allein für sich! Da liegt es frisch gebaut,
Wo von ruhlosem Fittich fest umschmiegt
In Sicherheit die Brut still träumend liegt.

Wie sorglos streifte ich durch die Gefilde,
Dem Druck der hohen Schule mich entziehend,
In stiller Flucht gestrengen Herrn, und wilde
Windröschen flechtend mir zu Kränzen blühend:
Da dacht' ich seufzend an der Augen Pracht,
Die ich mit meinem ersten Lied bedacht.

Auf der Akropolis in Abendgluten
Sah staunend ich, wie Phöbe sanft umgoß
Das Erechtheion mit des Lichtes Fluten,
Den Ruhm der Ahnen sah ich hehr und groß
Berauschten Sinns im Traum so göttergleich,
Die Nacht verging mir, an Entzücken reich.

Gelagert in Kephissias lichtem Haine
Streckt' ich mich unter laubigen Platanen,
Die Freunde zog ich mit auf meine Bahnen
Und sammelte um mich im Abendscheine
Genossen sorglos unter meine Fahnen
Zu schlichter Bowle von Resinaweine.

* * *

Doch weh, dahin die Pracht! Des Nordsturms Wut
Raubt brausend mir das liebliche Versteck,
Des Schicksals Zwang zerstreut die junge Brut,
Des Sturmes Wehen reißt mich selbst hinweg
Mit meiner Herzenswunden heißer Glut.

So wink' ich denn den letzten Scheidegruß,
Was lieb mir war in meiner Heimat Land,
Und wandernd in die Wüsten eilt mein Fuß,
Der zagende, zu unwirtlichem Strand,
Und Trauervögel seh' voran ich schweben,
Zurück zur Heimat möcht' ich sehnend streben.

Und wie des Schwanes Sterbemelodien,
Die er verhaucht, die Strudel all verschlingen
Im Wutgeheul: durch meine Saiten ziehn,
O Jugendlenz, um Dich die Threnodien!
Den tränenfeuchten Schmerz versüßt das Lied —
Vielleicht? — der brennend mir das Mark durchglüht. —

Was wartet meiner, fern vom Heimatherd?
Der hier ich lebe, wo auf engem Raume
In Residenzen alle Welt verkehrt?
Dort wird uns Klarheit vom Erkenntniß-Baume!
Die Finger leg' ich in der Nägel Wunden —
Wenn des Unglaubens Gift ich nun gefunden? —

Wie bitter schmeckt das Brot im fremden Lande!
Vielleicht doch kehr' ich einst als Greis gebückt
Am Wanderstab zum heimatlichen Strande,
Von falscher Weisheit hohler Last gedrückt!
Ein lächelnd Bild im Herzen will ich tragen,
Deß Glanz noch strahlt aus flücht'gen Jugendtagen. —

* *
*

Raunt mir der Alp es zu? Hat Delphis' Meister
Der dunklen Zukunft Schleier mir gehoben?
Und welche Mormo ruft die dunklen Geister
Der Zukunft mir herauf? Welch' Kampfestoben
Zerreißt so voll, so übervoll von Bangen
Mein Herz, von unnennbarer Furcht befangen?

Es fährt ein Schifflein auf dem Meer, bedeckt mit Schaumesrosen,
Es kämpfet gegen Klippen an und wilder Wellen Tosen;
Und endlich, endlich seh' ich es in eine Welt gelangen,
In eine andre, große Welt in jungfräulichem Prangen,
Wo Ordnung herrschet und Gesetz; dort ist dem Heimatlosen
Der längst ersehnte Ruheport, dem Trauernden, dem Bangen.

Mit seinem Wanderzelt durchirrt er Zeiten lang bemessen,
Der Liebsten Antlitz wird ihm fremd, vergessend, selbst vergessen!
Des Lebens rauhe Schule läßt zum Manne ihn erstarken.
Von Tag zu Tag in gleichem Schritt, und an der Erde Marken
Verkehrt mit vielen Menschen er in ihrer Landesweise,
Von Phöbus Wendekreisen an bis zu des Poles Eise.

Er schaut das Land, das herrlich prangt in reicher Goldesfülle,
Den Küstensaum bespület ihm der Ocean, der Stille;
Das Volk sieht er, das Tag für Tag Brautfackeln sich entzündet,
Des jungen Hymenäus Glut, die Freude ihm verkündet,
Das seinem Gott den Ruhmeskranz in Hochzeitshymnen windet.

* *
*

Doch plötzlich wird der Wolkenhimmel klar,
Die Erde überströmt ein süßer Glanz,
Es steigt in den Zenith ein Sternenpaar
Vor den Verbannten, und ein Spruch wird wahr:
Begeistert steht er da im Hochzeitskranz.

Des Trostes Engel, eine süße Maid,
Ward ihm zu Teil, als hoch die Wogen gingen;
Die Moira spann für sie in Freud und Leid
Nur einen Faden, den Goldsträhne schlingen;
Es wird erfüllt sein Sehnen unbegrenzt,
Das Ilithyias liebe Gabe kränzt.

Du einz'ger Trieb, der dunkeln Trauerweide
Entsprossen, meine Blume, in dem Grunde
Des Herzens wurzelnd, Kind im Unschuldskleide,
An Dich nur denke ich seit jener Stunde,
Um Dich wag' ich den Kampf mit Ates Wut,
Bis in dem letzten Schlag mein Herz ausruht.

Du Blumenduft, auf fremder Flur geboren,
Dein rosig Mündchen lallt in fremden Zungen,
Die von Hellenenlippen nie erklungen:
Auf Orpheus' Lyra, nur zum Leid erkoren,
Sei Deinem Zauber dieses Lied gesungen.

Und will denn Deine Seele still beschließen,
Wenn der Cypresse Wurzeln mich umsprießen,
Des Mitleids voll, wenn bald ich schlummernd liege,
Das Angedenken meiner bleichen Züge,
Die Deine Nähe übergoß mit Gluten
Im Kuß von Deinen goldnen Lockenfluten:

Dann blick' in dieses Buch, Dir unbekannt,
Sieh diese Zeilen, eine Saat in Tränen!
Dem Halle einer andern Welt verwandt,
Umkosen sie mit Wünschen Dich, mein Sehnen!
„Sei glücklich, Kind!" so flüstre Dir in's Ohr
Der treuste Herzenswunsch, den ich erkor.

* * *

Doch sieh, es teilt der Kiel, von Gischt umbrandet,
Auf's Neu' endloser Ozeane Flut,
Und ist wohl bald in alter Welt gelandet,
In der Enyo tobt in wilder Wut,
Wo halb Europa schwimmt in Menschenblut.

Des Wanderers die Moira sich erbarmt,
Am Herde sitzt zu kurzer Rast er nieder,
Die grau geword'nen Eltern er umarmt,
Die Schwestern, deren Knospen sich erschlossen
Im Schutz des Hauses, sie begrüßt er wieder,
War ja so lange fern von den Genossen.

Doch wo ist ihm das Bruderpaar geblieben?
In welcher Schule lernt der tapf're Krieger?
Wo Gravelottes Schluchten hin sich dehnen,
Des Schlachtfelds mitleidlos, betaut mit Tränen,
Da seh' ich sie im Vorkampf sich bewähren
Und Männer werden auf dem Feld der Ehren.

Doch mitten in Tropäen und Päanen
Da lauern blasse Schreckgestalten, winken
Schwindsucht und Fieber! Auf des Ruhmes Bahnen
Nicht sollten sie, die Schwerter schwingend, sinken,
Der Feinde tapf're Schar zum Fliehen zwingen,
Nein, langen Kampfes mit dem Tode ringen.

Und wenn in Suli endlich einst erschallt
Kanonendonner, brüllend widerhallt,
Und grimmig einst der Ossa reckt die Hand
Zum zackigen Olympos hingewandt,
Dann eilt die Heldenschar durch Glut und Dampf
Und weckt die früh Entschlafenen zum Kampf.

Doch wer besucht die Gräber weltverloren,
Die Lorbeer, früh verdorrt, so spärlich deckt?
Das Schicksal blind hat sich die Erd' erkoren,
Und meine Leier grause Flüche weckt,
Und meine Seele stimmt zum Saitenklange
Von Leid erfüllte Töne schmerzlich bange.

Wer ist dort die Gestalt im Trauerkleide,
Die weinend an der kalten Scholle steht
Mit zweien Knospen zart in tiefem Leide?
Im Tränenstrom der Wange Rot vergeht —
Vergangner zarter Liebe einzig Pfand
Sind sie der Aermsten an des Grabes Rand.

Ganz einsam ragt der Palmen hohe Säule
Am andern Grabe, leerer Klage Schall
Dringt nicht in seinen Schoß, und nur die Eule,
Der nächt'ge Vogel, klagt; ein Sandeswall
Häuft still sich auf, zu decken mit Vergessen,
Was ihm das herbe Schicksal tat vermessen.

* * *

Mormo, welch' Leid willst Du mir noch bescheren?
Ist denn Dein Schlund zu füllen nicht mit Klagen?
Du grauses Ungetüm! Die letzten Zähren,
Die mir entrinnen, heischst Du ohne Zagen,
Bereiten willst Du mir noch schlimm'res Leid
Und rühmst Dich zähnefletschend, mordbereit.

Die Hochzeitsfackeln seh' ich wieder schwingen,
Fern weilt der Pilger; dennoch zu dem Feste
Bekränzt sich froh die Schwester, und es dringen
Wie zu der Lilie Blütenkelch die Gäste,
Und froh empfängt sie der Bewundrer Schwarm,
Den lieben Wünschen dankt sie innig-warm.

Doch weh, in Nacht zerrinnt die Lichtesfülle,
Die Myrrhe wandelt sich in Weihrauchduft,
Das Brautgewand dehnt sich zur Leichenhülle,
Die frischen Festesrosen, voll von Duft,
Sie schmücken eine Leiche, blaß und stille,
Der Hochzeitsfreude folgt die Totengruft.

* * *

Genug! O Armer, noch ist nicht getrunken
Die Hefe in des bittern Kelches Neige,
Du zeigst die Augen, die in Nacht versunken —
Was tut es? — Deinen stolzen Nacken beuge,
Und einen Lobgesang der Gottheit singe,
Der ihrer Gnadenspenden Dank ihr bringe.

Du hast ein Herz — er will's als Opferspende!
Zerfleisch es doch der wilden Bestie gleich,
Den letzten Tropfen Blut zum Abgrund sende,
Wenn Du ihn findest, schaudernd, für das Reich
Des Höllenfürsten eine würd'ge Labe,
Des Muttermörders freudenlose Gabe.

Empor! empor! Des Höllenreiches Greuel,
Gebein von Toten, ekler Fäulniß Blasen,
Nun ausgespien! Der Leichenwürmer Knäuel,
Vorwürfe, Fluch und Morden, wildes Rasen
Und Wunden, Jammer, grimme Todeskämpfe,
Und dunkler Moder, schmerzenswilde Krämpfe!

Reicht mir die Hand, zusammen laßt uns schlingen
Fluchwürd'ge Tänze, die dem Leid entstammen,
Verzweiflungswilde Strophen laßt uns singen,
Getäuschten Sehnens traurige Gesänge
Und Klagelaute voll von Höllenflammen,
Von eitlem Ringen aus des Grabes Enge!

Dem Waller Eine Hoffnung noch erblühte,
Die in des Herzens Heiligtum ihm glühte:
In weit entleg'nen Marken sah er lächelnd
Ein Wesen, ihn mit süßem Trost umfächelnd,
Der teuren Mutter Bild, so mild und sinnig,
Schon in der Wiege liebt' er sie so innig.

Wenn ihn beschlichen trüber Schwermut Qualen,
Floh er zu ihr in heißer Liebe Drange,
Von fern warf ihre Minne Sonnenstrahlen
In seine Nacht, es schwebt sein Geist vom Zwange
Sich stille lösend, ihre Näh' begehrend
Und sie wie eine Heilige verehrend.

Von einem einz'gen goldnen Traum umsponnen
Lebt hin der Dulder: wenn die Prüfungszeit
Die lange, endlich, endlich einst verronnen,
Dann will er ruh'n an ihrem Herzen warm,
Nur wenig Stunden in Vergessenheit
Freudloser Zeiten in dem Mutterarm.

Doch weh, nach allzu großer Gunst er rang,
Ein Paria, der viel zu bitten wagte;
Die höchste Strafe ward dafür sein Dank,
Die Schicksalsgöttin selber bangend zagte,
Die Mormo sah des Unglücks Fülle schaudernd,
Ging, selbst mitfühlend, an ihr Werk nur zaudernd.

Ihr, einer Niobe von Leid umflossen,
Schlug matt zum Tod das treue Mutterherz,
Im Stillen unaufhörlich sich ergossen
Der Tränen Ströme aus dem wilden Schmerz.
An ihrem Innern zehrt der Krankheit Wut,
Brach ihr die Lebenskraft, den Lebensmut.

Der Waller weilt in den beschneiten Landen —
Von Dacien, nicht einmal, tausendfach
Schmeckt er den Tod, und von verhaßten Banden
Sich loszuringen ist sein Arm zu schwach;
Ihr Abschiedswort zu hören galt sein Sehnen,
Zu baden ihre süße Hand in Tränen.

Und wie am Himmel langsam niedersinkt
Die Sonne mattern Strahls, und kaum verschwunden,
Was lebt in der Natur, im Tode ringt
Und hinwelkt und vergeht, vom Frost gebunden,
Wie im Entsetzen vor des Chaos Schlund
Ein tiefes Weh durchzuckt das Erdenrund:

So sank auch jene mit dem Kranz umfangen
Von Dulderqualen unaussprechlich schwer,
Und zu den Kindern leise Worte drangen —
Es stockt ihr Blut — es klopft ihr Herz so schwer —
Ergebung und Geduld ihr letztes Lallen,
Dem Willen Gottes sterbend zu gefallen.

Und endlich kam der Tag der Scheidestunde,
Es zuckte auf die Welt im Todeskrampf,
Des Sturmwinds Rasen schien mit ihm im Bunde:
Da weinten klagend bei dem letzten Kampf
Die Freunde in dem Winkel heiße Zähren,
Als sie der Mutter letztes Beten hören.

Die er in zarter Liebe hoch verehrte,
Sie ging dahin! — Der Götter-Myrrhenduft
Des letzten Kusses, den er noch begehrte,
Ward ihm versagt, und in die leere Luft
Wandt' er das Auge starr, trüb, ohne Schlummer
Taucht' er im Abgrund unter voll von Kummer.

Wenn er noch lebt, auch die Tyrannengabe
Dankt er dem unbarmherzigen Geschick,
Doch neigt sich seine Fackel schon dem Grabe
Entgegen, umgestürzt! mit trübem Blick
Sitzt er am Boden in der Gräber Runde,
Statt Hymnensangs strömt Klagen ihm vom Munde.





Hermann Stehr.

Von

Oskar Wilda.

— Breslau. —

Man spricht jetzt mit einer gewissen Befriedigung vom „überwundenen Naturalismus", einer Befriedigung, in der eine überlegene geringschätzige Verurteilung jener gewaltigen revolutionirenden Bewegung und zugleich der Stolz darauf, daß wir es wieder einmal so herrlich weit gebracht, zum Ausdruck kommt. Nun konnte der Einsichtige, der etwas aus der Geschichte gelernt hat, schon in der Zeit, da die Wogen der Bewegung am höchsten gingen, lange bevor der höchst unnötige Alarmruf Los von Hauptmann! Los vom Naturalismus! erscholl, der keineswegs der Anstoß zu einer ersehnten, als vielmehr das Symptom der bereits eingetretenen rückläufigen Bewegung war, nicht im Zweifel sein, daß der Naturalismus nicht ein Endziel, ein Abschluß und das alleinseligmachende Kunstprincip sei, wie gewisse Feuerköpfe, vor allem aber die doktrinären Theoretiker meinten, die die Bewegung sofort in dogmatische Fesseln legen wollten und dann — ein höchst kurioses und unterhaltendes Schauspiel — mit jeder neuen Schöpfung ihres Meisters und Dalai Lama Gerhart Hauptmann ihre engherzige Definirung des reinen, unverfälschten und einzig wahren Naturalismus zu erweitern gezwungen waren. Der von dem leidenschaftlichen Für und Wider der Streitenden nicht verwirrte und zu einseitiger Parteinahme verführte unbeteiligte Betrachter konnte sich weder darüber täuschen, daß der Naturalismus nur eine vorübergehende Erscheinung, ein Durchgang, ein Entwicklungsmoment sein könne, noch konnten ihn die abschreckenden Auswüchse jener Bewegung gegen die Erkenntniß verblenden, daß ihr eine naturgesetzliche Notwendigkeit innewohne, daß sie eine wichtige Aufgabe zu vollführen habe, nach deren Erfüllung sie von selbst von einer

anderen abgelöst werden würde. Dann hatte schließlich der Naturalismus seine Schuldigkeit getan und durfte, wie der Mohr in Schillers Fiesko, gehen. Ihm ein unzeitgemäßes Kampfgeschrei nachzurufen, einen wilden Siegestanz über seinem Grabe zu vollführen, war nun weniger am Platze, als vielmehr ihn selbst historisch zu betrachten und objektiv zu würdigen. Heute darf man selbst von denjenigen, welche die Anmaßungen und Verirrungen des Naturalismus mit scharfer Wehr bekämpft und seine selbstgenügsame Beschränktheit gegeißelt, verlangen, daß sie die Existenzberechtigung des Naturalismus, — der übrigens, obwohl „überwunden", fortwirkende Spuren hinterlassen hat — und das Verdienst, das er allen seinen anfechtbaren und abstoßenden Seiten, allen bedenklichen künstlerisch anarchistischen Tendenzen und Wirkungen zum Trotz gehabt, anerkennen. Der Naturalismus bedeutete eine neue Eroberung des Lebens, mit dem die Litteratur die tiefere Fühlung verloren hatte. Lange genug hatte sich nicht Kunst aus Leben geboren, sondern war aus Kunst wieder Kunst, aus Litteratur wieder Litteratur geworden, die dann in immer blasseren Farben nur noch einen Schatten des Urbildes, des wirklichen Lebens, das einst dahinter stand, wiedergab. Die neuen Züge, die dieses inzwischen angenommen, die neuen Kräfte, die es beherrschten, die neue Erkenntniß, die der wissenschaftliche Geist von ihm gewonnen, fehlten in den matten Abzügen überkommener Bilder einer Wirklichkeit, die so nicht mehr da war und doch als gegenwärtig ausgegeben wurde. Die lebende Wirklichkeit hat uns der Naturalismus für die Kunst erobert, und in dem unersättlichen Erbeutungsdrange ist er selbst dem Kleinen und Unbedeutenden, das der gewöhnliche Blick übersieht, spürend nachgegangen, um es an's Licht zu ziehen, und hat er selbst vor dem Häßlichsten nicht Halt gemacht. Und wie er die äußere sichtbare Welt sich zu eigen gemacht, so versuchte er auch die innere sich zu unterwerfen. Und auch der psychische Naturalismus hat in seinem unerschrockenen Vordringen in die entlegensten Winkel, in die dunkelsten Abgründe des seelischen Lebens der Kunst neue wertvolle Gebiete erobert. Bei seinem immer tiefer in's Unbekannte vordringenden Eroberungszuge ist er am Ende notwendig über sich selbst hinausgewachsen, es mußte schließlich bei dem Schlesier Hermann Stehr*), dem kühnsten und tiefsten Seelenanalytiker, den Deutschland gegenwärtig besitzt, der das Senkblei seiner Psychologie bis in die dunklen, unzugänglichen Gründe des Unbewußten hinabgeführt hat, der Naturalismus dem Mysticismus die Hand reichen. —

* * *

---

*) Von Hermann Stehr sind die folgenden Werke — sämmtlich im Verlage von S. Fischer, Berlin — erschienen:

Auf Leben und Tod. Zwei Erzählungen. (Der Graveur. — Meicke der Teufel) 1898. — Der Schindelmacher. Novelle. 1899. — Leonore Griebel. Roman. 1900. — Das letzte Kind. 1903.

Hermann Stehr ist Meister auf einem Gebiete geworden, auf dem er in Deutschland kaum einen Rivalen hat. Blickt man zurück, so wird man wenige Schöpfungen finden, die man zum Vergleiche mit den seinigen heranziehen kann. Otto Ludwigs Meisterwerk „Zwischen Himmel und Erde“ fällt als ein einsamer gewaltiger Gipfel unserer realistisch-psychologischen Erzählerkunst in unser Auge. Von den Lebenden käme nur Einer in Betracht: Stanislaw Przybyszewski. Aber dieser genialisch-dämonische Deutsch-Pole, dessen tiefste Offenbarungen aus den Abgründen einer überhitzten und perversen Sexualität herausgeschleudert sind, hat oft jenen fatalen virtuosenhaften Zug, der in der Handhabung eines komplicirten psychologischen Apparates seine den Zuschauer blendende Kunstfertigkeit zu entfalten beflissen ist, und der oft nur interessante Experimente statt eines Stückes vollblütigen Lebens vorführt. Dagegen wird bei Stehr der tiefe Ernst eines sich nie genug tuenden psychischen Erkenntnißdranges nie verdrängt durch ein prahlerisches Prunken einer Bewunderung heischenden, auf Verblüffung ausgehenden, auf schwankem Seil jonglirenden Artistenfertigkeit. Dazu kommt ein tiefes verstehendes Mitleid mit der Qual und dem Jammer der gedrückten, duldenden und ringenden Menschheit, das ihn dem großen Russen Dostojewski näher bringt als dem Polen. Die großartige Unabsichtlichkeit des Schöpfers des „Raskolnikow“ erreicht Stehr zwar nicht, aber doch zerstört seine bewußte seelenanalytische Tendenz nicht die Fülle des sinnlichen Lebens, das der Experimentalpsychologie eines Bourget unter dem secirenden Messer entflieht, so daß oft nur interessante Präparate übrig bleiben.

Um uns das komplicirte, treibende Räderwerk der inneren Welt zu zeigen, zerstört er keineswegs ihr Gehäuse: die äußere. Gleichgewicht und völlige Kongruenz zwischen beiden hat Stehr — von wenigen Momenten abgesehen, in denen vielleicht eine unharmonische Verschiebung des Schwerpunktes, ein Riß zwischen beiden fühlbar ist — mit überraschendem Gelingen erstrebt. Vielleicht ist die mit Recht angefochtene Verwendung des schlesischen Dialekts nicht nur auf Nachahmung des von Stehr verehrten Gerhart Hauptmann zurückzuführen, sondern auf das Bestreben des Dichters, durch stärkere Farbe, Plastik und bestimmtere Individualisirung eine Realität zu schaffen, die neben der breit und tief entfalteten psychischen Welt sich gleichwertig behaupten konnte. Das ist in gewissem Sinne bedauerlich; der weiteren Verbreitung und reineren Wirkung seiner Werke hat der von ihm gebrauchte schlesische Dialekt, von dem nur „Der Graveur“ zu seinem Vorteil frei ist, Abbruch getan. Stehrs Werke erhalten durch den Dialekt, der namentlich in dem feinen Seelengemälde der „Leonore Griebel“ recht störend wirkt, etwas landschaftlich Beengtes, Bedingtes, das zu ihrem absolut allgemein-menschlichen Gehalt nicht gut stimmt.

Stehrs erste Schöpfung: „Der Graveur“, die, wie W. Lentrodt in seinem Essay über den Dichter (Gesellschaft 1901. Erstes Decemberheft) mitteilt,

Gerhart Hauptmann z. B. einem Freunde gegenüber zu dem bewundernden Urteil veranlaßt haben soll: „Der hat uns schön in den Sand geworfen", — trägt noch den Charakter einer Studie, wie auch die doktrinär klingende, nach wissenschaftlichem Forscherstolz des Autodidakten schmeckende Etikette: „eine psychologische Monographie" verrät. Das immer wiederkehrende Grundthema der Stehr'schen Dichtung, das Befreiungs- und Auferstehungsmotiv, das Ringen um ein Loskommen von einer alten und um Gewinnung einer neuen inneren Existenz, das Drängen aus dem Zustande ohnmächtigen Duldens, stumpfer Apathie zu der Klarheit des Entschlusses, der Entfesselung des gebundenen Willens, zur befreienden Entladung der Tat, — es wird hier noch an einem Specialfalle, einem abnormen Vorgange demonstrirt und durch das Hinüberspielen ins Pathologische — die Tat wird hier aus dem Wahnsinn geboren — zum Teil verdunkelt. Andererseits ist aber das Pathologische dem Dichter gewissermaßen nur Mittel zum Zweck, um gewisse allgemeine psychische Erscheinungen, innere Processe, die sich am gesunden Objekt nicht deutlich zur Anschauung bringen lassen, gleichsam unter einem Mikroskop vergrößert vorführen zu können. Die Gebundenheit des menschlichen Willens, den tausend Fäden mit geheimnißvollen Mächten der Vergangenheit, der Gegenwart, der äußeren und der inneren Welt bis zu dunklen, verschleierten Tiefen hinab, wo der Urgrund aller Dinge liegt, verbinden, läßt sich an den starken Willensmenschen, den schnell entschlossenen Tatmenschen — ob auch sie dem allgemeinen Gesetz gehorchen — nicht gut klar legen. An den Menschen mit schwachem, degenerirtem Willen, an den psychopathisch Minderwertigen läßt sich dies mit ganz anderer Sinnfälligkeit erläutern. Es wäre deshalb verfehlt, wenn man etwa Stehrs Leonore Griebel, diese Frauengestalt von so eminent typischer Bedeutung, als pathologische Erscheinung beurteilen wollte. Als solche ist sie keineswegs vom Dichter beabsichtigt; was an ihr pathologisch oder sagen wir anormal wirkt, hat keinen anderen Sinn als eben den einer mikroskopischen Vergrößerung und Verdeutlichung. Beim „Graveur" liegt die Sache freilich anders; der Wahnsinn, der unkontrolirbare, läßt einen beweiskräftigen Vergleich, einen giltigen Schluß auf das allgemeine psychische Leben nur sehr bedingt zu. Stehr stellt uns seinen Josef Schramm als einen „jener langsamen, tiefen Charaktere" vor, „welche nichts oberflächlich fühlen und denken können, die in der ersten Ueberraschung tage-, wochenlang wie weltfremd schweigend hinschreiten, sinnen, planen und mutmaßen und selbstständig nie zu einem Entschluß emporschnellen, denen das Handeln vom Schicksal abgetrotzt, oder vom Zufall entwunden werden muß". Wie ein solcher passiver Charakter vom Schicksal zum Handeln getrieben wird — dies Thema ist hier nicht rein durchgeführt; denn erst der blind wütende Wahnsinn gebiert die vernichtende und selbstvernichtende Tat, wie die Eruption eines Vulkans. Dafür wird aber mit staunenswerter analytischer Schärfe, überzeugender Wahrheit und Plastik in allen seinen Stadien der geistige und moralische

Zersetzungsproceß in dem weichen, liebevollen Menschen dargestellt, den das niederträchtige Verleumdungswort des verkommenen Bruders eben so vernichtend in die Seele getroffen, wie der brutal gegen sein Haupt geführte betäubende Schlag das Organ seines Intellekts erschüttert hat. Der geistige Halbschlaf des dadurch seines Sprachvermögens beraubten Graveurs; sein qualvolles Emporringen aus dem Dämmerzustande zur Klarheit; das Auftauchen der aufreizenden Erinnerung an das giftige Schmähwort des Bruders, das ihm immer und immer wieder vor den Ohren klingt; die Wehen seiner milden, beschaulichen, ernsten Seele, welche sich gegen die Geburt einer düsteren Leidenschaft wehrt, aber schließlich unterliegt; das Emporwachsen eines bis dahin seiner Natur fremd gewesenen moralischen Hochmutes, der sich eitel in der dem undankbaren Bruder gegenüber bewiesenen Selbstlosigkeit spiegelt und ihn sich als Märtyrer in seinem Elend fühlen läßt; die Vernichtung des idealen Zuges in ihm durch Mißtrauen und Argwohn; das vorübergehende Schwinden der düsteren Träume, des wilden Menschenhasses vor der siegenden Gewalt der sommerlichen, kräfteweckenden Natur, vor dem Glück der Fähigkeit und Gelegenheit zur Ausübung seiner gewohnten Tätigkeit, die sein eigentliches Leben ist; das Zurücksinken in die wilden Wirbel des knirschenden Hasses, als listige, feige Niedertracht und wüste Roheit ihm den einzigen Halt und Trost, den der Arbeit, rauben und ihm das ätzende Gift der Verleumdung in's Gesicht spritzen; die gänzliche Unterjochung seines ganzen Denkens und Fühlens durch den Alles wie eine tötende Schmarotzerpflanze in sich aufsaugenden brennenden Haß gegen den Bruder, den Urheber seines Elends, und durch den ihn ruhelos hetzenden Rachedrang, der endlich in furchtbarer, ein unschuldiges Opfer treffender Wahnsinnstat Erlösung findet; das vom Wiedergewinn der Sprache begleitete Erwachen zur Erkenntniß des Geschehenen, das der Unglückliche durch Selbstmord sühnt, — das Alles ergiebt ein Seelengemälde, das in der Bloßlegung der tiefsten, bis in die dunklen Regionen des Unbewußten hinabreichenden Wurzeln, in der Erhellung jener verborgenen labyrinthischen Gänge, in denen kein Licht der Erfahrung, sondern nur das intuitive Ahnen eines hellsehenden Dichter-Mystikers den Weg weist, in der lückenlosen Folge, mit der ein Glied innerer Entwickelung in das andere greift, in der zwingenden Ueberzeugungskraft und in suggestiver Gewalt seines Gleichen sucht.

Nicht ganz so tief wie der Graveur schürft psychologisch die ihm angereihte Novelle „Meicke der Teufel“. Was hier an innerem Leben darzustellen war, das ist mit der gleichen Kraft und Anschaulichkeit herausgearbeitet, wie in dem Erstlingswerk. Aber Stehr bleibt doch hier in seelischen Regionen, die uns vertrauter sind; in dieser Darstellung menschlicher Leidenschaften und Laster und des gegen sie geführten Kampfes fehlt das die typische Bedeutung abschwächende pathologische Element, wofür hier in die reale Handlung ein symbolistisch-mystischer Zug mit dem Hunde Meicke hineingetragen worden ist und aus dem seelischen Thema die ethische Note stark hervortönt.

Zwei Menschen kämpfen hier um den Gewinn eines neuen Lebens, um die Ueberwindung der Vergangenheit, die sie im Staub des Elends, im Schlamme des Lasters niederhalten will. Gustav Marx, der heruntergekommen und halb verhungert aus Rußland in die deutsche Heimat zurückkehrt, will nicht sterben „mit einem Geschmack im Munde, dumpf wie Jauche". — „Hol der Teufel den Schnaps, die Menscher, das Spiel . . . nun, nun kommt es anders." Und ob auch das ausgestoßene Leben wieder in ihm aufwacht und sich über dies sein Hoffen legt, wie Lumpen sich auf Blumen legen, ob sich ihm die verhaßte Vergangenheit in Gestalt des ruppigen Köters Meicke der Teufel, der ihm aus Rußland nachgefolgt ist, an die Fersen heftet und sich nicht verscheuchen lassen will, ob die Heilandbilder, die an den Straßen stehen, seinem Fragen und Flehen stumm bleiben und der Himmel wie die Welt ihn vergessen zu haben scheint: sein gewaltiges „Dan ich wils!" reißt ihn über alle Hindernisse empor, und in dem zudringlichen Hunde Meicke, den er in wilder Wut fortprügelt, verjagt er seine Schwäche und seine Laster. „Ich hoa weder Honger noch Doarscht. Daber Honger oan Doarscht hoa ich noch am andan Laba. Ausm Verschlaje muß ich raus, ronder vo a Lompa. Meicke is weg, de Karre leit zerschlän of dr Stroße." So tritt er vor seine alte Freundin, die Wittwe Kathrine Stumpf hin, in deren Wirtschaft er sich als Knecht verdingt, um sich dort zum Herrn aufzuschwingen. Auf dem Laster des Weibes, dessen sinnliche Gier er nur zu gut kennt, will er sein neues Leben aufbauen, in ihrer sittlichen Erniedrigung sucht er den Weg zu seiner Erhebung. Das anfängliche Mißtrauen des Weibes schwindet. Marx ist von einem wahren Rausche der Arbeit erfaßt, er schafft für Zwei, er spricht nie vom Heiraten und vom Lohn; und als ihm seine Herrin einst eine Schnapsflasche zusteckt, zerschlägt er sie vor ihren Augen. Dann erliegt das Weib den Wallungen des eigenen vergifteten Blutes, dessen Glut der Mann berechnend schürt. Frau Stumpf hat ihren Bändiger gefunden, der sie mit raffinirtem Geschick durch ihren Leib regiert, der sich ihr — das natürliche Verhältniß der Geschlechter schamlos umkehrend — zeitweilig versagt, um sie seinem Willen und seinen Wünschen gefügig zu machen. Das alternde Weib, das, sich unter der Geißel des Geschlechtes windend, vor dem Manne, der es erniedrigt, verachtet und brutalisirt, seine Menschenwürde preisgiebt; dessen Muttergefühl in der schwälenden Glut unbezähmbarer Sinnenlust zu ersticken droht und nur in den Regungen ohnmächtiger Scham schmerzhaft aufzuckt, — dieser Frauentypus ist in so knappem Rahmen nie mit größerer, erschreckender Lebenswahrheit, Abscheu und doch Mitleid erweckend, geschildert worden, wie von Stehr in der Frau Stumpf. Und wie in einer weichen Nacht, da das keusche, blauweiße Licht das Lager, das Beide vereint, umzittert, in dem aus der Hypnose der Wollust erwachenden Weibe das vernichtende Bewußtsein seiner tiefen Gesunkenheit und die Sehnsucht nach einem verlorenen Schönen, nach der Reinheit, die ihr in der Gestalt der

jungfräulichen Tochter beschämend, beschwörend vor Augen steht, zuerst in ahnungsvollen visionären Bildern und Traumphantasieen sich emporringt, bis sich die gespannte Inbrunst ihrer Seele in dem schluchzenden Reueruf entlädt: „Ach, noch eenmal, noch ein allereenzigstes Mal Kend sein!" — das ist mit dem hellseherischen Tiefblick des durch Mitleid wie durch Intuition Wissenden, dem die Weib-Psyche bis in ihre verborgensten Falten sich offenbart hat, und in restlos ausschöpfender Darstellung gegeben. Und in demselben Maße, wie das Weib innerlich erstarkt, und die erwachte Inbrunst und das Muttergefühl mit immer sieghafterer Gewalt die Attacken des heißen Blutes abweisen, wird Marx aus seiner herrschenden Position herausgedrängt, schwindet der Glaube an die Verwirklichung seiner Pläne, wird seine einst triumphirende Zuversicht: „Dals Knecht zieh ich a mol ei de Kerche, oan oals Herr komm ich wieder heem" zu einem zaghaften Zweifel.

Seine Hoffnung hat inzwischen eine andere Gestalt angenommen, sie trägt nicht mehr die welken Züge der Mutter, sondern die der jugendfrischen Tochter, durch die er nunmehr Eigentümer des Anwesens werden will, für das er arbeitet. Aber das reine Kind — denn ein solches ist das Mariele noch trotz seiner achtzehn Jahre — zu bezwingen, dazu reicht seine Kraft und Kunst nicht aus. Und nun streckt das alte, abgeschüttelte Leben in Gestalt des plötzlich wieder erscheinenden Köters Meicke, den Marx vergebens zu verscheuchen sucht, von Neuem die Krallen nach ihm aus. Der Hund umkreist ihn ruhelos, vernichtet jeden Plan, jeden Entschluß; bis Marx, müde und hoffnungslos, den Kampf aufgiebt. Sein Fleiß erlahmt, seine Ehrlichkeit empfindet er als Zwang, die Sorge für die Wirtschaft als tölpelhafte Dummheit. Und ob auch das alte Leben, dem er sich in die Arme zu werfen im Begriff steht, in seiner abschreckendsten Gestalt, einem alten Säufer, warnend vor ihm auftaucht — es hat ja doch keinen Sinn mehr, der Lockung des Schnapsteufels, den er drei Jahre lang fern gehalten, fürder zu widerstehen. Er hat keinen Stolz, keinen Willen, keine Hoffnung mehr — er ist ein Verlorener. Langsam, aber sicher wird er aus seiner herrischen Stellung im Stumpf'schen Hofe in die des Knechtes gedrängt, und nur durch brutale Rücksichtslosigkeit, durch die Wehrlosigkeit, in der sich die Brotgeberin durch ihre Schande dem Genossen ihrer Lust gegenüber befindet, behauptet er sich. Und wie er tiefer sinkt in den alten Schlamm, erhebt sich das lasterhafte Weib höher und höher. Ein neuer Geist ist in ihr Herz gezogen, das der Ekel gesäubert; sie wird „dem Sein wiedergeboren in Gram und Selbstpeinigung, unter Zittern und großem, verschwiegenem Sehnen". „Das war der neue Geist, eine Qual, eine schwere, schwarze Wolke um ihre Seele. — Aber draußen, weit, wo die lichtschwachen Umrisse der Inseln ihrer Jugend aufdämmerten, stand es und winkte, stumm, schön, unendlich süß — ein Engel, eine Sonne, ein Frühling, was wußte sie? — und sie breitete die Arme danach aus über die Sumpfschatten ihres Lebens hinweg." —

Aber den Weg über die Trümmerfelder nach der winkenden Ferne findet sie nicht; dann nach Wochen verzagenden Ringens geschieht eines Tages das erlösende Wunder. Auf der einsam winterlichen Straße sieht sie ein Knäblein, als die Erzzungen der Glocken mit den Lüften sprechen, mit andächtig entblößtem Haupte beten. Da sinkt das Weib in die Knie; „der Geist der Jugend hatte endlich den Weg zu ihr gefunden und ihre Seele gesegnet". — Dann erkennt sie in dem knospenden Liebesfrühling der Tochter das Schöne, was sie verloren, ehe sie es besessen: die reine Liebe, den Gott des Weibes, und in jäh aufglühendem Muttergefühl opfert sie sich für die Tochter, indem sie die Kugel des von wütender Eifersucht erfaßten Marx auf sich lenkt. Der Verbrecher aber endet sein verfehltes Leben durch Selbstmord. — —

Das Thema des schwachen, duldenden Menschen, dem endlich aus der Verzweiflung der Entschluß zur Tat hervorwächst und der in jauchzender Erlösungsseligkeit das Rachewerk vollbringt, ist im „Schindelmacher" in die oft, aber freilich noch nie in diesem monumentalen Stile und in dieser, bis hinter die „neunte Haut" — um mit Stehr selbst zu reden — blickenden Psychologie behandelte Bauerntragödie des „Ausgedingers" eingekleidet worden. „'s Laba, hach, dås Laba! — wenn ma's Laba verlorn hot, weß ma, wås is — —" Franz Tonan hat es verloren, als der Tod ihm plötzlich das Weib entriß; zwar fand sich das Herz wieder, aber leer, der Gedanke, aber kalt — „dr Treibriema wår atzwee, der vo arnd woher, wås mr noch nie wessa, ei die Schlenkermaschine, da Menschaleib do, Senn drängt." Er ackerte, säete, erntete, aber ihm war, als ob das Alles ein Fremder täte, der ihm ganz egal wäre. In dieser Stumpfheit, da es in ihm war „wie ei em Pusche, wenn ke Leftla gieht — — dunkel, darstorba," begeht er die Torheit, die ihn in's Elend, in die Abhängigkeit niedriger Bosheit und schmutzigen Geizes bringt. Sieben Jahre sind verflossen, seitdem er in's Ausgedinge ging, sieben Jahre, in denen seine Seele geschlafen, aber nun regt sie sich, er ist jetzt so weit, daß er sein Unglück fühlt, daß er sein erbärmliches Alter fühlt. „Dås is Bette, wie Hundebocht — de Ueberzücha starrn vr Dreck und stinka — mei Hemde wie a Mestbrat — Gest em mich, Wutt, Geiz, ke Liebe, ke Lacha, ke freindlich Gesechte — ålls ei Fetza, mei Tage, mei Senna, mei Arbta" — so zeichnet sich selbst der Schindelmacher aufreizend das Bild seines elenden äußeren und seines verbitterten, besudelten inneren Lebens. In der Nacht aber geht eine Wandlung in ihm vor; eine geheimnißvolle Macht, ein Schatten — kommt er aus den dunklen Fernen eines Jenseits, stieg er empor aus den verborgensten Tiefen der eigenen Seele? — rührt ihn an. Als er sich am Morgen erhebt, ist seine Kraftlosigkeit nicht so vollständig wie sonst, eine Unruhe ist in ihm, eine aufstehende Bitterkeit; und als ihn der hämische Schwächling Ulrich höhnt, da braust auf einmal „das Auferstandene" rauhtrotzig aus seiner Seelentiefe, ganz gegen seinen Willen, der noch stumpf und ruhend in ihm lag." In der Frische des Morgens wird

sich der Schindelmacher seiner Kraft bewußt. Er berauscht sich an der Macht seiner Stimme, die laut das Echo des Waldes weckt, er beweist seiner Peinigerin Josefa beim Pflügen seine physische Ueberlegenheit, und wenn in den vergangenen Lenzen seine Stärke nur wie eine Bestätigung seiner Ohnmacht auf ihm lastete, weil kein befreiender Entschluß sie befeuerte, kein Plan sie leitete, so bringt ihm dieser Frühling die Erlösung. Das Bild spielender Kinder bleibt in ihm wie ein helles Leuchten, ein glänzender Hintergrund, auf dem sein Brüten mit wollüstiger Bitterkeit, mit peinlicher Genauigkeit alle Härte, Lieblosigkeit und Vernachlässigung zeichnet, mit welcher seine Peiniger sein Leben verwundet hatten. Und so arbeitet sich der werdende Entschluß zur Klarheit hervor.

Wie der Trunkenbold Marx mit seinem festen „Dan ich wils!" so zeigt der Schindelmacher mit seinem gebieterischen „'s musch anders warn, ålls, ålls, ålls," daß ein neuer Geist in ihm erwacht ist. Da aber die Ausbrüche seines Zornes von mild-ernsten Stimmungen, die bis zu zärtlicher Weichheit gehen, abgelöst werden, verkennt das verstockte, verblendete Paar den furchtbaren Ernst, der in ihm lebt. Als die vom Schindelmacher gestellte Frist verstrichen ist und der in sein elendes Heim zurückkehrende Ausgedinger Alles so findet, wie er es verlassen, bricht die Katastrophe über die Schuldigen herein. Der Jubel der Vernichtung, der durch die Natur in tosendem Ungewitter rast, erfaßt auch den Schindelmacher. Den schweren eisernen Pürdel wie einen Hammer spielend in der Luft schwingend, wird er in vollem Bewußtsein seiner unbändigen Kraft von wilder Verzückung erfaßt.

„Besser! mehr, mehr! Ålls zerschlon mr, gell ok, ålls, ålls! — Helft mr, helft mr! Arm misse se' warn!" ruft er den Blitzen zu. Als vor dem Rasenden die von wilder Todesangst erfaßten Besitzer das Haus geräumt, beginnt der Schindelmacher sein erbarmungsloses Zerstörungswerk. Er schmettert die Fenster hinaus, er zerschlägt alles Gerät, er zerrt die Kleider aus dem Kasten und zerreißt sie. Der Anblick eines goldgefüllten Strumpfes steigert seine Wut bis zum Wahnsinn; ausspeiend tritt er darauf, daß die Maschen platzen und die Münzen umherrollen: „Dreimal verfluchtes Geld! Schenderknechte seid ihr finklicha Hunde! Wampatiere, die de Menschablutt glatt macht." Und er bückt sich und wirft Alles hinaus. Doch das Folgende möge wortgetreu der Dichtung entnommen werden, um eine Vorstellung zu geben, bis zu welcher wilden Größe Stehr die Gestalt seines Helden emporwachsen läßt, welche Energie und elementare Gewalt, die den Leser mit sich fortreißt, in diesem dionysischen Zerstörungs-, diesem Selbstbefreiungs- und zugleich Selbstvernichtungsrausch seine Darstellung atmet:

Dann stürzte er sich wieder auf sein Zerstörungswerk. Die ruhelosen Donner trommelten ihm zu neuem Sturm, und die Blitze leuchteten wie willige Fackeln. In Raserei schlug er um sich. Sein Gesicht war verzerrt. Von Zeit zu Zeit lachte er in rauhem Triumph.

Jetzt war Alles vernichtet. — Stolz und still sah er eine Weile auf sein furchtbares Werk.

Plötzlich!

„s Dach! s Dach!" jubelte er und stürmte auf den Boden.

Der Pürdel sauste gegen die Schindeln, daß ganze Schaaren in's Freie flogen. Der Sturm zwängte sich durch die Löcher. Der Dachstuhl ächzte.

„Pack a! Pack a!" stachelte der Schindelmacher den Sturm ungeduldig an. Aber noch widerstanden die schwankenden Balken. Da schmetterte der Alte noch die Bretter der Giebelwand hinaus.

Das war kein Mensch mehr, er war ein Teil der blinden Naturkraft geworden.

Nun begann der Dachstuhl zu wippen.

„Los! — los! — schmeiß a em, verflucht schmeiß a em!" eiferte er begeistert und rettete sich hinab. Endlich krachte es ohrenzerreißend, und der Wind floh johlend mit dem Dache davon, um es dann prasselnd auf eine nahe Steinrücke zu werfen. Die Steine der nachstürzenden Feueresse fielen polternd auf den Bretterbelag des Bodens. Die Regenflut rann plätschernd die Stiege hinunter, und bald sickerte das Wasser durch alle Risse der Decke.

„Haha!"

Der Schindelmacher hüpfte zwischen den Trümmern umher, klatschte in die Hände und lachte glücklich.

„Arm missa se warn. Was ich gegan ha, kan auch wieder nahma. Haha!" Aber noch standen die Feldfrüchte, ein schöner Reichtum.

Pfeifend ergriff er die Sense und begab sich an die Arbeit.

Was der Regen und der Sturm nicht vernichtet hatte, mähte er nieder.

Die Sense funkelte im Scheine der fernern Blitze. Seine Haare hingen in Strähnen wirr über sein Gesicht. Die Kleider beschmutzt in Fetzen; aus vielen Wunden blutend, die er sich an Nägeln und Holzsplittern gerissen, so arbeitete er rastlos fort.

In der Ferne irrte das Wimmern der Vertriebenen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dann fiel der Regen leiser. Die Blitze hoben ein paar Mal noch ihr bleiches Haupt mit müdem Zucken. Der Himmel hellte sich auf, und der Wald atmete erleichtert. Zuletzt war es ganz still wie in dem Herzen eines schlafenden Kindes, und man hört nichts als das Sausen der ruhelosen Sense. Langsam rückte der Schindelmacher schrittweise vor.

Der Rausch war von ihm gewichen, und wenn er sich aufrichtete, fuhr er schwer mit der Hand über seine wulstige Stirn, um etwas Quälendes wegzuwischen.

Als er sein Werk vollendet und damit die Last seiner peinigenden Dumpfheit und Erniedrigung abgewaschen hat, schreitet er mit dem wiedergeschenkten Lächeln seines friedseligen Kindergemütes durch das Tor des Todes. In der Ecke, wo sein Weib gestorben, erhängt er sich.

Dem „Schindelmacher", demjenigen Werke Stehrs, das das kraftvoll gedrungenste Gefüge, die großartigste Linie und die überwältigendste Steigerung in seinem Höhen- und zugleich Endpunkte hat, folgte die den weitesten Kreis umspannende und reichste Schöpfung: der Roman „Leonore Griebel". Hier steht das Individuum nicht nur im Kampfe mit der eigenen Vergangenheit und mit der Umgebung, die ihm den Weg zur „Befreiung" versperren und den Willen fesseln, hier werden die Fäden, die Hemmung oder Antrieb geben, zurückverfolgt bis in die fern zurückliegenden Generationen. Hier ist die Determinirtheit des Einzelwesens durch seine Ahnen klargelegt,

wird das Individuum als das Endglied einer langen Entwicklungsreihe gefaßt, die in dem einen Falle aufwärts, in dem andern abwärts führt, wohl auch bei manchen Geschlechtern eine Zeitlang sich in der Schwebe haltend geradelinig fortbewegt.

Leonorens Vater, der Bäckermeister August Theodor von Marsal war der letzte Sprosse eines alten freiherrlichen Geschlechtes, das allmählich in den engen Räumen der Armut sich die Flügel des Stolzes gebrochen hat, und dessen in die Sphäre des Kleinbürgertums herabgesunkene Glieder das Erbe glänzender Vergangenheit als eine kummervolle quälende Sehnsucht in sich tragen.

Und die Frau des Bäckermeisters, die an demselben Tage Mutter und Wittwe geworden, nährt diese Sehnsucht in Leonore, indem sie in stillen Sonntagen die Glanzfäden gleißender Märchen in die verträumte Seele des Kindes spinnt, den Hunger seiner Erkenntniß mit den zeitfernen großen Geschichten füttert, die, in's Wunderbare gesteigert, sie sich von den Erzählungen ihres Mannes behalten hatte. Aus der kümmerlichen Welt der Wirklichkeit flüchtet Leonore in eine schönere Phantasiewelt.

Und dieses versonnene Geschöpf mit der heimlichen, unverstandenen Sehnsucht in der Seele, die bei aller materiellen und geistigen Begrenztheit unter feinsten Schwingungen aus weiter, von einem reicheren und höheren Leben erfüllter Vergangenheit ahnungsvoll, verlangend erzittert, wird die Gattin eines nüchternen Wirklichkeitsmenschen nnd zieht als Herrin ein in das alte, weite, öde Haus der Griebels, jenes steingewordene Wesen, das die Geschichte des in ihm seit Jahrhunderten hausenden Geschlechtes mit gelebt hat, aber, nicht restlos in ihr aufgehend, auch „den Zwang seines fertigen Wesens in die bildsame Seele der Menschen gesenkt hat, die dauernd in den Bannkreis seiner Fundamente kamen“.

Man mag hierbei an das düstere Haus der Usher in Poes von der Poesie unsagbarer Schwermut erfüllter Erzählung denken, das seine rätselhaften Schatten in das Leben seiner Bewohner webt und ihr Schicksal untrennbar mit dem seinen verflicht. —

Das alte Haus ist der stille Bundesgenosse seines gegenwärtigen Besitzers, des Tuchmachers Josef Griebel, dessen gutmütiger Plumpheit und Geistesenge ein ahnendes Verständniß für das Wesen der Frau, die an seiner Seite fremd und scheu dahinlebt, für den Hunger ihrer Seele meilenfern steht, und der die seltenen, jähen Offenbarungen ihres Innenlebens mit kopfschüttelndem Entsetzen als Krankheitssymptome hinnimmt und ihre Ursache in den „Nerven“ sucht. So finden ihre Süchte keine Resonanz in der flachen Seele ihres Mannes, den sie nur in vorübergehenden Momenten der geschlechtlichen Ekstase mit dem Traumideal eines Geliebten zu identificiren vermag, um dann in um so martervollere Ernüchterung hinabzustürzen, keine Resonanz in der kühlen, fremden Luft des alten Gebäudes, dessen kahle, öde Wirklichkeit feindselig ihrer blühenden Weibesseele gegenüber-

steht. Und wie diese Seele in dem verzweifelten Ringen, ihr inneres Leben mit dem äußeren in Einklang zu bringen, gebrochen und vernichtet wird, — das ist die Geschichte von Leonore Griebel, in welcher Stehr die Seele einer Frau restlos, bis an ihre letzte Grenze gegeben hat und in der er zugleich die Tragik aller hochfliegenden Phantasiemenschen, aller Höhennaturen, die entwürdigende Fesseln in der Tiefe einer beschränkten Wirklichkeit festhalten, erschütternd gestaltet hat. Leonore Griebel unterwirft sich schließlich, nachdem der Haß ihrer vergewaltigten Seele sich in einer furchtbaren, das Leben des Mannes bedrohenden Explosion entladen hat, der grauen, toten Ueberlegenheit des Hauses Griebel. Stumpf und kalt, körperlich siech, lebt sie das Leben des Alltags. Nach langen Jahren, in einer Herbstnacht, erlischt sie stumm und einsam neben ihrem schlafenden Manne.

Leonore Griebel ist das reichste Werk Stehrs, doch läßt sich nicht verhehlen, daß sein Reichtum mitunter zur Ueberladung wird. Allzu stark ist stellenweise die Häufung von absonderlichen, malenden Beiworten, von Bildern, von Personifikationen. Man muß freilich hier, wie auch bei manchem Befremdenden in den anderen Schöpfungen Stehrs, in Betracht ziehen, daß der Dichter für das Unsagbare, mit Worten schwer zu Fassende, für die Gestaltung des unklar und formlos unter dem Bewußtsein Wogenden und Wallenden sich eigene Ausdrucksmittel suchen mußte, daß er zu ungewohnten Gleichnissen, zu Bildern und Visionen greifen mußte. Daß bei diesem Ringen mit dem Stoffe mancher Mißgriff unterlief, ist nicht verwunderlich und fällt neben dem vielen Gelungenen nicht in's Gewicht. Die Kühnheit, Originalität und Anschaulichkeit der Bilder und Vergleiche, die wunderbare Verlebendigung des Leblosen, das Stehr in so tiefe innere Beziehung zum Menschlichen, zur Situation, zum Seelischen zu bringen weiß, sind oft bewundernswert. Nichts ist bei ihm tot und bewegungslos. Das wellige Land *schwingt sich auf* zu Höhen, es *stolpert* in Täler (Meicke, der Teufel); der Berg treibt mit letzter Kraft seine Spitze im Schutze des Waldes in's Blaue hinauf; der Waldriese bricht in ein donnerndes Gelächter aus, so daß die weißen Wolkenjungfrauen im blauen Himmelsbett erwachen; ein Zittern des Schreckens fährt in sie; ihr Vater, der Wind, springt auch auf, nimmt seine geängstigten Töchter auf den Arm und eilt in großen Sätzen stoßend dahin, daß die zarten Kleider der Luftmädchen lang nachwehen; über die Felder huschen dann lange Schatten; das ist der Schrecken, der hinter den angstvoll Fliehenden herjagt. (Der Schindelmacher); die sommerliche Welt erscheint dem Dichter als ein üppiges Weib (Der Graveur); im Winter steht die Sonne mühsam und fröstelnd auf, und vor dem daherfahrenden Sturm liegen die Sträucher auf den Knieen und flehen um Gnade (Meicke, der Teufel). — Diesen Beispielen einer ganz individuellen Anschauungsweise, einer glücklichen Personifikation der Natur ließen sich leicht noch andere anreihen. In der Leonore Griebel hält Stehr das richtige Maß und die Grenzen des guten Geschmacks häufig

nicht inne. Es ist etwas zu viel von „leise singenden“, von „weichblauen singenden“, von „erfrorenen Augen“, von „gnädig leisen Fernen“, von „klingender Herbheit“, die über einem Gesichte liegen soll, von „müde saugenden Schritten“ die Rede. Den „Haken des Zurufs“, der Jemand auf der Straße zugeworfen wird, mag man sich, wenn auch ungern, wegen der packenden Anschaulichkeit des Bildes gefallen lassen; aber manierirt sind Wendungen wie: „Ein leerer Bewegungsdrang hetzte die Würde seiner kurzgeschenkelten Schritte zu fahrigen Hacktritten“ oder „Die Gassen zermalmen mit den schweren Kinnladen steinerner Häuserreihen das tiefe Stöhnen des Weltallfahrers (d. h. des Windes, den der Dichter kurz vorher als einen heimatlosen, trunken durch die Gassen torkelnden Strolch charakterisirt hat) zur Undeutlichkeit.“ Das und Anderes sind nur winzige Flecke auf dem reinen Marmor eines bedeutenden Kunstwerkes, die seinen Wert nicht beeinträchtigen, die aber doch für den Augenblick den Genießenden stören.

Etwas mühsam, hartnäckig Ringendes, ein verbissenes Keuchen unter schwerem Drucke, eine nach Licht und Luft angstvoll drängende Beklommenheit, ein wildes Stoßen gegen enge, fühllose Kerkerwände, zuweilen ein wütendes Aufbäumen — das ist der Eindruck, den man aus Stehrs Schöpfungen empfängt. Dieser Eindruck resultirt sowohl aus ihrer formalen Beschaffenheit, aus dem Verhältnisse des Dichters zu seinem Stoffe, dessen Meisterung die intensivste, unablässige Kraftanstrengung, eine von allen Seiten ihm beizukommen suchende Arbeit — deren Spuren zu verwischen nicht durchaus zu ermöglichen — erforderte; — als auch aus der Lebensanschauung des Dichters; seinem pessimistisch gefärbten Fatalismus. Seine Werke predigen die Gebundenheit der Kreatur, die Unfreiheit des menschlichen Willens, der an seinen Ketten zerrt. Und doch liegt das Glück seiner vom Dulden zum Handeln sich durchringenden Helden einzig darin, sich als Herren ihres Willens zu fühlen (ob sie es auch in Wahrheit nicht sind) und sich seiner in der Gestaltung ihres Schicksals, in befreiender Tat bewußt zu werden. Das Ende ist stets physischer oder seelischer Tod, Selbstmord oder Wahnsinn. Aber dieser trübe, der pessimistischen Grundanschauung des Dichters entsprechende Ausgang braucht nicht immer niederdrückend zu wirken. In Stehrs Welt bedeutet der Tod an sich wenig; er ist nichts im Verhältniß zur erlösenden Tat, die mit ihm nicht zu teuer bezahlt wird. So wirkt der jubelnde Vernichtungs- und Selbstvernichtungsrausch im „Schindelmacher“ nicht düster, sondern licht und wahrhaft befreiend; während uns das Schicksal der Leonore Griebel, ihr stumpfes Fortvegetiren, nachdem die Flügel ihrer Seele, die Kräfte des Ringens gebrochen, den entgegengesetzten Eindruck hinterläßt. Der wahnsinnige Graveur und Marx in „Meicke der Teufel“ sind nicht deshalb beklagenswert, weil beide durch eigene Hand fallen, sondern weil sie ihr eigentliches Ziel nicht erreicht; ihr Scheitern vor demselben, nicht ihr Tod macht ihr Schicksal zu einem so düster-tragischen; dagegen ist Marx' Genossin, Frau

Stumpf, die ihre Aufgabe, die sittliche Reinigung, erreicht hat und sie gerade durch ihren Tod krönt, glücklich zu preisen. Alle diese kämpfenden, leidenden Helden sind auf sich selbst angewiesen; ragt auch zuweilen ein rätselhaftes, dunkel geahntes Fremde aus einer unbekannten Welt schattenhaft in ihre Wirklichkeit hinein — ein helfender Arm aus lichtem Jenseits streckt sich ihnen nicht entgegen. In Stehrs neuestem, jüngst erschienenen Buche „Das letzte Kind", einer ergreifenden Prosadichtung, die, wie die Widmung verrät, wie aber auch ohne diese dem Leser fühlbar ist, eine Ueberwindung persönlichen Leides bedeutet, stellt er — wie Gerhart Hauptmann in seinem „Hannele" — der dunklen, jammervollen Erdenwirklichkeit eine lichte Himmelswelt entgegen, aber aus ihr strömt kein anderer Segen als der befreiende Tod, der die um das Leben des letzten Kindes in Verzweiflung ringende Mutter mit dem gestorbenen vereint. Den Toten öffnet sich die Seligkeit der Himmelsglorie — den im Leben zurückgebliebenen Mann und Vater aber, der Alles verloren, umfängt die Nacht des Irrsinns. —

Einmal nur hat Stehr neben so vielem untergehenden Leben ein aufblühendes reines Erdenglück gezeichnet, in der von der ersten Liebesseligkeit erfüllten Marie in „Meicke der Teufel" — vielleicht wird das, was dort als ein flüchtig goldener Schimmer auf dunklem Hintergrunde vorüberhuscht, einst mit dauernderem Licht Stehrs Schöpfungen erhellen*).

Diesen Aufsatz mag eine kurze autobiographische Skizze, die mir der Dichter auf meinen Wunsch übergab, abschließen:

„Mein Lebenslauf hat die Eigentümlichkeit, daß bei geringer äußerer Vielfältigkeit seine wesentlichen Linien in der Stille meiner Seele gezogen worden sind. — 1864, den 16. Februar, als fünftes Kind eines Sattlermeisters in Habelschwerdt geboren, besuchte ich die Volksschule, dann die Präfektenschule meiner Vaterstadt, siedelte mit 15 Jahren an die Präparandenanstalt nach Landeck i. Schl. über, um mich dem Lehrerberufe zu widmen, und kam mit 17 Jahren an das Lehrerseminar meiner Heimatstadt zurück, das ich 1885 verließ. Dann wirkte ich auf verschiedenen Dörfern Schlesiens in meinem Berufe. Meine Kunst stammt direkt von meiner Mutter, einer stillen Frau, deren Seele so rein und groß und reich blühte, daß sie ohne Intellektualismus im Besitz der ganzen Wunder dieser Erde war. Früh regte sich die Lust zum Schaffen in mir; mit 12 Jahren schrieb ich mein erstes Gedicht. Die Geheimnisse meines Lebens redet meine Kunst." —

*) Nach einer mir soeben zugegangenen Mitteilung des Dichters steht das Erscheinen eines von ihm vor einem halben Jahre vollendeten großen schlesischen Romans unmittelbar bevor und hofft er mit einem fünfaktigen Drama, an das er jetzt die letzte Hand legt, in diesem Winter die Bühne zu erobern.



Das Rassenproblem.

Von

Julius Reiner.

— Charlottenburg. —

Die Bildung der Menschenrassen ist eine höchst komplizirte und noch wenig aufgeklärte Erscheinung, und es ist überhaupt sehr fraglich, ob der menschliche Geist dieses Problem zu lösen je in der Lage sein wird. Denn es spielen hier so viele Nebenumstände eine bedeutende Rolle, daß die Zahl der möglichen Kombinationen fast unerschöpflich ist. Die falsche Beantwortung einer einzelnen der in diesem Problemkomplexe zusammenlaufenden Fragen ist im Stande, die ganze Rassentheorie in andere Bahnen zu leiten. Daher ist es auch erklärlich, daß wir gegenwärtig eine große Anzahl von Rassenhypothesen besitzen, die weit von einander abweichen und sogar in vielen Kardinalpunkten sich widersprechen.

Die Frage nach dem Ursprung der Rassen hängt auf's Engste mit der Frage nach dem Ursprung des Menschen überhaupt zusammen. Diejenigen Naturforscher, die das Princip der Entwicklung nicht annehmen, müssen die verschiedenen menschlichen Rassen als einzelne Schöpfungen ansehen. Dagegen werden diejenigen, die auf dem Boden der Entwicklungslehre stehen, mit Darwin annehmen, daß alle Menschenrassen von einem einzigen ursprünglichen Stamm abzuleiten sind*). Also schon gleich hier eine ganz bedeutende Schwierigkeit, da der menschliche Ursprung zwei Deutungen zuläßt, wenn auch die Begründung der einen keine wissenschaftliche ist.

Wenn man mit den Gegnern Darwins das Entstehen des menschlichen Geschlechts auf einen Schöpfungsakt zurückführt, wie er in der Genesis ge-

---

*) Vergleiche meine Schrift: Darwin und seine Lehre.

schildert ist, so bleibt aber noch trotzdem die Schwierigkeit bestehen, woher stammen die verschiedenen Rassen? In der Bibel erfahren wir nur, daß Gott ein Menschenpaar geschaffen hat, woher kommen nun die abweichenden Völkerrassen? Sehen wir nun, wie sich die Anhänger der biblischen Schöpfungsgeschichte zu helfen wissen. Die Völkertafel der Genesis (X. Kapitel) erzählt, daß die Völker der Erde nach der Sintflut sich in drei Gruppen schieden, und läßt jede dieser drei Gruppen von einem Sohn Noahs abstammen. Professor Eichhorn (1787) hat auf Grund dieser biblischen Erzählung eine Einteilung der Mittelmeervölker entworfen und auf diese Weise die Rassenverschiedenheiten erklären wollen. Seine Annahme fand viele Anhänger und behauptet sich noch heute in manchen Kreisen.

Darwin sucht die menschlichen Rassen durch natürliche Zuchtwahl und klimatische Einwirkungen zu erklären. Die Abweichungen in Farbe, Haar, Form des Schädels u. s. w. sind durch verschiedene Lebensbedingungen entstanden, obwohl es nicht ausgeschlossen ist, daß noch andere Faktoren bei der Rassenbildung eine große Rolle gespielt haben.

Wenn schon die Frage nach dem Ursprung der Rassen eine ganz schwierige ist und sich nicht einwandsfrei beantworten läßt, so steigern sich diese Schwierigkeiten noch mehr bei der Frage: welches sind die unterscheidenden Merkmale einer Rasse, oder, nach welchen Gesichtspunkten sollen die Rassen eingeteilt werden?

Es wurden verschiedene leitende Gesichtspunkte bei der Rasseneinteilung geltend gemacht. Man kann die Menschen nach verschiedenen Gesichtspunkten einteilen: nach ihrer staatlichen Zusammengehörigkeit, nach ihrer Sprache, nach ihrer Religion oder nach ihrer physischen Beschaffenheit. Jede dieser Einteilungen hat ihre Berechtigung in ihrem eignen Bereich. Der Politiker, der Philologe, der Theologe und Ethnograph haben ihre leitenden Principien, man darf aber dieselben nicht über das eigne Gebiet hinaus zur Geltung bringen wollen. Will man die Menschen nach ihrer physischen Beschaffenheit einteilen, so darf man keine andern als nur die physischen Eigenschaften als Unterscheidungsmerkmale gelten lassen. Es ist daher ein großer Irrtum, wenn man die Sprache als entscheidendes Princip für die Rassenzugehörigkeit einführen will. Die Sprache hat auf die physische Beschaffenheit des Menschen keinen Einfluß geübt, sie muß daher bei der Rasseneinteilung außer Spiel bleiben. Die physischen Merkmale allein können hier entscheiden, darüber sind gegenwärtig alle Ethnographen einig. Nicht ganz einig sind sie aber in Bezug auf die Frage, welche physischen Eigenschaften maßgebend sein sollen.

Vorurteilslose Ethnographen haben bis z. B. zwei physische Merkmale als leitende Principe bei der Einteilung der Menschen in Rassen gelten lassen: die Hautfarbe und den Knochenbau, besonders den Schädel. Ueber den Schädel als Einteilungsprincip sprach sich der unlängst verstorbene

Prof. Virchow folgendermaßen aus: „Selbst der Schädel, der am besten gekannt ist und manche für die Diagnostik recht wertvolle Eigenschaften besitzt, kann nur unter Zuhilfenahme vieler Nebenumstände in Bezug auf die Descendenz genau eingeordnet werden. Der Schädel, als der Repräsentant des Kopfes und als Behälter des Gehirns, wird immer seine hervorragende Bedeutung behalten. Aber für die Rasseneinteilung wird er doch nur eine sekundäre Stelle einnehmen.“ (Festschrift für Adolf Bastian.) Also auch der Schädelbau ist noch keine sichere Grundlage für die Einteilung der Menschenrassen. Leider bietet aber auch die Hautfarbe keine genügende Sicherheit, weil sie den größten individuellen Schwankungen ausgesetzt ist und auch bei einem und demselben Individuum in verschiedenen Lebensaltern variirt.

Manche Ethnographen ziehen als weitere Hilfsmittel bei der Einteilung der Menschenrassen noch die Farbe und Beschaffenheit der Haare, Farbe der Augen und die Höhe des Wuchses heran. Aber auch diese Merkmale geben keine sichere Basis. Was die Farbe des Haares anbelangt, so hat W. Pfitzner festgestellt, daß nur 1/4 der Menschen zeitlebens die Haarfarbe beibehält, die sie in den beiden ersten Lebensjahren aufweisen, während bei etwa 3/4 aller untersuchten Personen die Haarfarbe sich von Blond in Brünett verwandelt.

Was nun die Farbe der Augen anbetrifft, so belehrt uns das Mikroskop, daß wir sowohl bei einem blauen als auch braunen oder schwarzen Auge mit demselben braunen Farbstoffe es zu tun haben, nur daß dieser Farbstoff beim blauen Auge in den tieferen, beim braunen oder schwarzen Auge in den höheren Schichten der Regenbogenhaut abgelagert ist. Wir haben es also nicht mit verschiedenen Farbstoffen, sondern mit einem und demselben zu tun, der durch eine verschiedene Lage die verschiedenen Farbenerscheinungen hervorruft.

Aehnlich schwankend ist die Höhe des Wuchses. Es ist bekannt, daß innerhalb einer und derselben Rasse sowohl große als kleine Individuen vorhanden sind, und daß die Größe gewöhnlich von der Ernährung und Erziehung abhängig ist, wenn es sich auch nicht leugnen läßt, daß Vererbung zuweilen auch dabei eine Rolle spielt.

Ebenso unzuverlässig erweist sich, wie bereits oben erwähnt, die Einteilung der Menschen nach der Hautfarbe, die zwar von der geographischen Lage beeinflußt wird, aber keinen zwingenden Grund bei der Rassenfrage abgiebt. Virchow hat als Erster darauf aufmerksam gemacht, daß die ägyptischen Tempelmalereien rotfarbige Männer zeigen, dagegen charakteristisch gelbe Frauen. Diese Verschiedenheit ist als Folge der verschiedenen Lebensbedingungen anzusehen. Der Mann bewegte sich mehr im Freien und unterlag mehr den Einwirkungen der Sonnenstrahlen, als die Frau, die fast nur im Hause ihr Leben zubrachte. Daß die Sonnenstrahlen einen

entschiedenen Einfluß auf die Hautfarbe ausüben, kann man noch heute beobachten. Bei den Rothäuten Amerikas sind diejenigen Körperteile, die vom Stoff bedeckt sind, nicht viel dunkler als der Handrücken eines Europäers, während die unbedeckten Körperteile ein tief schwarzbraunes Kolorit haben.

Wie aus den bisher mitgeteilten Tatsachen zu ersehen ist, läßt sich kein fundamentaler und unverrückbarer Markstein bei der Einteilung der Menschenrassen aufstellen. Die bisher angeführten Rassenmerkmale sind verschiedenen und großen Schwankungen unterworfen, so daß es überhaupt schwer ist, eine feste Grenze zwischen den einzelnen Rassen zu ziehen, da die Uebergangsstufen ein ziemlich unmerkbares Hinübergleiten der einen Rasse in die andere ermöglichen. Daraus ergiebt sich eine fernere Schwierigkeit, nämlich die Frage, ob die Rassen etwas Konstantes und Abgeschlossenes sind, oder ob noch gegenwärtig Rassen entstehen. Auch darin gehen die Ansichten aus einander. Der berühmte Anthropologe Kollmann (Basel) behauptet, daß seit dem Beginne der Erdepoche, in der wir gegenwärtig leben, durch Kreuzung verschiedener Menschenrassen zwar Mischprodukte entstanden sind, daß aber seit jener Zeit kein neuer Typus sich gebildet habe. Der Mensch ist seit dem Diluvium als ein Dauertypus zu betrachten, er hat seine Entwicklung bereits gänzlich durchgemacht und kann sich nicht mehr ändern. Andererseits behauptet Gustav Fritsch, gestützt auf seine Beobachtungen, die er in Aegypten angestellt hat, daß dort durch veränderte Lebensbedingungen neue Rassentypen sich entwickelt haben. Aus der Vermischung der altägyptischen Fellahen mit den nomadisirenden Arabern ist nach Fritsch innerhalb weniger Jahrzehnte ein neuer Rassentypns entstanden, der sich von dem früheren wesentlich unterscheidet und als nicht mehr identisch mit dem früheren anzusehen ist.

Wir glauben, daß diese Einzelheiten vollständig genügen, um die Schwierigkeit, das Rassenproblem zu lösen, vor die Augen zu führen.

Die menschlichen Rassen zeigen in ihrer physischen Beschaffenheit eine große Verschiedenheit auf, aus dieser Verschiedenheit wollten viele Anthropologen nicht nur eine physische, sondern auch eine psychische Ungleichheit ableiten. Eine geistreiche, wenn auch nicht stichhaltige Hypothese über die Ungleichheit der Menschen, hat Graf Gobineau aufgestellt*). Die körperlichen Unterschiede der Rassen bilden für Gobineau den Ausgangspunkt für die geistigen Unterschiede. Als Vertreter der weißen Rasse, sieht er auch in ihr die überlegenste. Innerhalb der weißen Rasse sind es wiederum die Arier, die eine dominirende Stellung einnehmen. Aus einer oft ziemlich willkürlichen Geschichtskonstruktion holt sich Gobineau die Stützen zu

*) Vgl. dazu das treffliche Werk von Lic. Dr. Eugen Kretzer: Joseph Arthur Graf von Gobineau. Sein Leben und sein Werk. Leipzig 1902. H. Seemanns Nachfolger.

seiner Hypothese, der wir hier nicht folgen wollen, da sie ein Kapitel für sich bildet. Wir wollen nur hervorheben, daß eine jede Ableitung der geistigen Ueberlegenheit oder Inferiorität aus der körperlichen Beschaffenheit bei den gegenwärtig noch schwankenden Grundlagen der Anthropologie sehr verfrüht ist. Wir wissen noch viel zu wenig von dem Kausalnexus, der zwischen Geist und Körper besteht, es läßt sich nicht genau feststellen, was auf Kosten der physischen Beschaffenheit oder auf Rechnung der Erziehung zu setzen ist. Es sind bereits mehrere Fälle bekannt, wo Kinder der als inferior bezeichneten Rassen durch geeignete Erziehung in geistiger Hinsicht den Vertretern der höchsten Rassen gleichgestellt werden konnten. Ebenso fehlt es nicht an Beispielen, daß Kinder sehr intelligenter und gesunder Eltern durch eine vernachlässigte Erziehung so tief gesunken sind, daß sie, was ihre geistige Entwicklung anbelangt, nicht viel vor den Kindern niedriger Rassen voraus hatten.





Sein Kind.

Von

Anna Bethe-Kuhn.

— Straßburg i. E. —

Warum hast Du mich allein gelassen?

Um mich duftet der Frühling, Vögel zwitschern in den knospenden Zweigen, — die Sonne grüßt lachend die Erde.

Auf der Straße unter meinem Fenster jubeln die Kinder; junge Mädchen eilen vorüber, mit rosigblühenden Wangen und verheißungvollen Augen. Alles glüht und leuchtet dem Frühling entgegen —, ist seligster Hoffnungen voll . . .

Weißt Du, was es heißt, einsam zu sein?

Weißt Du, was es heißt, verlorenen Blickes vor sich hinzustarren, nichts denken zu können, als nur das Eine, immer wieder und wieder: daß Du von mir gingst! . . .

Warum hast Du mich allein gelassen? . . .

* * *

Mir graut vor der Einsamkeit unseres Schlafgemachs.

Im mondscheinüberfluteten Zimmer preſſ' ich die Hände vor mein Angesicht und stöhne.

Lachendseliges Erinnern überströmt mein Herz. Jeder Gegenstand spricht mit Deinen Lippen zu mir, jeder Augenblick ist erfüllt von Deinem Sein . . .

Und wenn dann die Stunde naht, die mir gehörte —

Wenn Du müde und heiß von der Arbeit zu mir herüberkamst und, vor mir niederknieend, den lockigen Kopf in meinen Schooß vergrubst.

Jene Stunde, die uns oft glauben ließ, daß wir unsterblicher wären als Menschen. Daß unser Glück tausendmal reiner, tausendmal gewaltiger

sei, als das Alltagsglück der Anderen: jene Stunde, da unser Innerstes in Schauern der Ewigkeit erzitterte.

Du! Du!

Wie ich Dich liebte, wenn Deine Augen feuchtschimmernd in den Tiefen meiner Seele lasen —

Wie ich Dich liebte, wenn Deine Hände die meinen faßten und festhielten in seligstummem Schweigen.

Daß wir nicht hinstarben in der Heiligkeit jener Augenblicke, da unser Innerstes sich im unendlichen All aufzulösen schien! Nicht hinstarben in einem jener Küsse, die unschuldiger waren, als die Küsse eines Kindes, inniger waren, als einer Mutter Kuß!

Waren wir glücklich!!

Weißt Du noch . . .?

Mit lächelnden Lippen lausch' ich Deiner Antwort.

Aber um mich raunt nur das Flüstern der Einsamkeit, gleich einem eintönig wehen Klagegesang . . .

Da brech' ich aufschreiend vor meinem Bette nieder und wühle mein tränenüberströmtes Antlitz in die Kissen:

„Ich habe Dich ja verloren — verloren!

* * *

Mitten in der Nacht fahr' ich aus wirrem Halbschlummer empor.

Riefst Du mich nicht?

Ich stoße die Laden zurück und beuge mich weit über die Fensterbrüstung hinunter. Schweigend ruht der mondbeglänzte Garten. Dunkle Schatten huschen auf seinen hellen Wegen, die Baumkronen schimmern silbern, die Blüten der Apfelbäume leuchten wie frischer Schnee durch die Nacht . . .

Der Frühling wandelt über die Wiesen . . .

Ich werfe einen Mantel um und eile mit nackten Sohlen über die Steintreppe in den Garten hinab. Mir ist, als müßt' ich Dich finden, als müßtest Du dort unten träumend auf und niedergehen . . .

In jeden Winkel späh' ich hinein, in die Laube, die gespenstisch wie ein schwarzer Riese ihre blattlosen Arme emporstreckt, ruf' ich laut Deinen Namen.

Wie oft hab ich Dich neckend hier aufgestört, wenn Dir in lauen Sommernächten die Augen über der Arbeit zufielen . . .

Frühlingsschauer lassen mich fröstelnd zusammenbeben.

Ich ziehe den Mantel fester über der Brust zusammen, schüttle den Nachttau aus meinen Haaren und suche Dich . . . suche Dich . . .

Aber Du kommst nicht!

Oben in der Dachkammer wird ein Licht angezündet, eine Gestalt beugt sich heraus:

„Mein Gott, die Frau!“

Die alte Gred kommt die Treppen herunter gelaufen und stürzt beschwörend auf mich zu.

Sie führt mich scheltend zurück in unser Schlafgemach, zieht mir den feuchten Mantel aus und reibt mir die halberstarrten Füße . . .

Den andern Tag bin ich krank . . .

* * *

Doktor Holm, Vaters alter Studienfreund, war da.

Wie als kleines Mädchen hat er mich ausgezankt. Der gute alte Mann konnte kaum sprechen vor Empörung.

„Wenn Sie sich so betragen, Hede, dann komm' ich nie wieder. Das ist geradezu verbrecherisch, — ja, geradezu verbrecherisch, des Kindes Leben so auf's Spiel zu setzen. Ich darf das als Arzt nicht mitansehen. Ich bleibe weg, — einfach. Dann sehen Sie zu, wie Sie allein mit der Geschichte fertig werden . . .“

„Lieber, guter Holm,“ sag' ich leise und nehme die runzligen, alten Hände und drücke meine heiße Stirn darauf. „Sie müssen das doch verstehen können. Daß mein Leben der Vergangenheit gehört, mein' ich. Das Kind —, was soll mir das Kind, wenn ich ihn nicht mehr hab'?! Die Zukunft lastet auf mir wie ein schwerer Alp . . . Ich denk' oft, ich kann nicht weiter — ich breche nieder . . .“

Meine Stimme erstickt in Tränen . .

Langsam rieseln sie über die runzligen Hände des alten Mannes.

Doktor Holm küßt mich auf die Stirn.

„Liebe, liebe Hede! Seien Sie stark! Wie oft hab' ich Sie dazu ermutigen müssen. Damals —, als Ihr Vater starb — da haben Sie sich doch auch durchgerungen. Warum nicht jetzt? Warum diesen Schlag nicht verwinden? —“

Ich falte die Hände und bohre meine Blicke in das weiße Linnen des Bettes.

„Sehen Sie, Holm, damals — da glaubt' ich ja noch! Aber heut — Hier innen ist ja Alles zertrümmert, Alles! Da ist ja Alles tot und wund. Das ganze Leben scheint mir wie ein Hohn auf meinen Schmerz . .“

Doktor Holm schüttelt den Kopf.

„So dürfen Sie nicht sprechen, Hede. Wenn Sie erst das Kind haben werden —, warten Sie nur. Dann wird Alles anders, Sie lernen wieder hoffen — und glauben. Sie lernen die Welt wieder — lieben.“

Ich seh' ihn an.

„Die Welt wieder lieben,“ wiederhole ich mechanisch. — Und dann lach' ich plötzlich auf. Aber es ist ein schreckliches, herzzerreißendes Lachen.

* * *

Gred sitzt bei mir im Garten . . .

Vor uns, auf dem grüngestrichenen, eisernen Tisch liegt ein Stück

Linnen, eine große Scheere und Nähzeug. Gred hat die Brille auf der Nase sitzen und schneidet zu, schneidet das Linnen in lauter kleine Stücke. Ich halte mir die Hand vor die Augen; so schmerzt mich das Weiß der Leinwand in dem grellen Sonnenlicht . . .

„Du wirst das Alles zerschneiden und verderben, Gred," sag' ich müde. Im Grund ist mir's ja gleichgiltig. Aber der Gedanke, daß ich mich dann wieder in die Stadt hineinschleppen müßte, in den Kaufladen, an all den teilnahmlosen Gaffern vorüber, — erfüllt mich mit Angst.

Die alte Gred wirft mir einen beleidigten Blick zu.

„Das wär' noch schöner, wenn die Gred so was nicht zuweg' brächt' . . ."

Sie hält mir ihr zugeschnittenes Kunstwerk vor die Augen, ein kleines Hemdchen, nicht größer als meine Hand . . .

Mein Herz pocht plötzlich in lauten, bangen Schlägen und krampft sich zusammen vor Sehnsucht.

Mit zitternden Fingern befühl' ich die weiche Leinwand.

Unser Kind wird das tragen, auf der rosigweichen Haut — unser Kind . . .

Seine kleinen Arme werden sich Dir entgegenstrecken, seine Lippen werden Deinen Namen stammeln —

Du aber weißt es nicht . . .

* * *

Kaum merk' ich, daß es außer dem alten Holm, Gred und mir noch Menschen giebt.

Und doch muß es wohl so sein, denn das Leben rieselt ja weiter wie ein urewiger Brunnen, der nie versiegt . . .

Da geh' ich nun Tag aus Tag ein im Garten herum. Die gelben Blätter, die auf allen Wegen verstreut liegen, rascheln unter der Schleppe meines Kleides.

Der Herbst zieht sein mürrisches Gesicht in Falten.

Die Menschen sagen, der Herbst sei ein trauriger Geselle, der das Lachen verscheucht. Einer, der uns daran mahnt, daß unser Leben hinwelkt und in Staub zerflattert, wie dürres Laub . . .

Die klugen Menschen!

Sie schauen lieber gedankenlos in den leichtsinnigen Sommer hinein, als daß sie sich vom Tode warnen lassen.

Wissen sie überhaupt, was Sterben heißt?

Was es heißt, diese Welt verlassen zu müssen, die so herrlich ist, wenn wir glücklich sind!

Wissen sie das? .. Und zittern nicht stündlich vor diesem Scheiden? —

* * *

Die alte Gred ist mir lieber als zwanzig feingebildete „geistig hochstehende“ Frauenzimmer.

Ich liebe das Volk in ihr.

Da ist keine Heuchelei, keine falsche Teilnahme, keine Gefühlsvorspiegelung, keine Lüge aus Rücksicht oder Interesse.

Grob und wahr ist sie — vielleicht sogar treu. Sie ist wie ein guter Hund, auf dessen Fell meine müden Füße ruhen . . .

Wir sitzen zusammen auf der glasgedeckten Terrasse, die in den Garten sieht.

Ich liege weit zurückgelehnt in einem Sessel und sehe schweigend durch die Scheiben, an denen der kühle Herbstregen niedersickert in feinen, sprühenden Tropfen.

Die Stimme Greds klingt wie ein eintöniges Rauschen an meine Ohren. Wie eine Melodie, die immer nur den einen Inhalt hat: das Kind —

Wenn das Kind erst da ist . . .

Droben liegen die unzähligen Sächelchen, von denen die Nadelstiche herrühren, die Greds schwielige Arbeitshände schmücken. Sie ist ordentlich stolz auf dieses Werk und zeigt es allen Leuten, die unser stilles Haus betreten.

Doktor Holm klopft ihr in lobender Anerkennung auf die Schulter:

„Das haben Sie brav gemacht, Gred. Aber — mir dürfen Sie's ja sagen — ein bischen geholfen hat Ihnen die Frau Hede dabei — wie?“

„Keinen Stich, aber auch nicht ein einzigen Stich, Herr Doktor,“ beteuert sie entrüstet —

Die forschenden Augen des alten Mannes schweifen zu mir herüber.

Ich weiß, was dieser Blick bedeutet —

Du Arme! Die schwerste Arbeit liegt noch vor uns . . .

* * *

. . . So müde bin ich, so müde. Ich könnte Tag und Nacht mit geschlossenen Augen still liegen, ohne mich zu rühren.

Um unser Haus braust der Sturm, Fenster schlagen klirrend zu, Türen ächzen in ihren Fugen . . .

Ich habe ein seltsames, heimliches Gefühl, in das mich Mattigkeit und Träume wiegen.

Ein Gefühl, als müßte etwas geschehen, etwas Wundersames, — Unfaßliches.

Als müßte alles Leid, was mich quälte und zerriß, von mir abfallen wie Ketten.

„Wenn das Kind erst da ist,“ hör' ich Gred sagen . . .

„Wenn das Kind erst da ist . . .“ träum' ich vor mich hin, und eine sanfte Freude durchzuckt mein Herz.

Ich werde seine Wiege neben mein einsames Lager stellen und werde seinen sanften Atem durch die bangen Nächte wehen hören.

Ich werde vor seinem Bettchen niederknien und ihm mit halber Stimme Lieder summen, kleine, lullende Wiegenliedchen. Ich werde es hinüber tragen in das dunkle, verödete Zimmer mit den verstaubten Bücherregalen und den vertrockneten Blumen, die noch die Vasen seines Schreibtisches füllen.

Und ich werde die Laden aufstoßen und das Sonnenlicht wird hereinfluten wie ein goldener Strom.

Dann fasse ich mein Kind bei den Händen und sage ihm: „Siehst Du, der hier wohnte, dem dankst Du Dein kleines Leben.“

. . . Und dann wollen wir zusammen um ihn weinen . . .

* * *

Ich war in der Stadt —.

Mein Herz schlug, als sollt' ich einen Weg gehen, an dessen Seiten giftige Schlangen auf mich lauerten, die mit ihren roten Zünglein die Heiligkeit meines Schmerzes begeiferten . . .

Aber ich mußte hinein, um des Kindes willen . . .

Ich kann der alten Gred nicht Alles aufbürden. Und da sind tausend Sachen, die gerichtet werden müssen, — tausend Dinge, die sich nicht länger hinausschieben lassen . . .

Gesenkten Kopfes schritt ich durch das Gewühl der Straßen, — deren unverändertes Bild meine Nerven zerriß.

Bekannte Gesichter ließen mich zusammenzucken, trieben mir die Schmerzensröte in's Antlitz.

Beim Anblick dieser Unzähligen, die ruhigen Schrittes durch's Leben gingen, das nichts Schreckliches, nichts Schweres für sie barg, erschien mir mein eigener Jammer so unfaßbar, so ungeheuerlich, daß ich auf's Neue unter seiner Wucht zusammenbrach.

Litt ich denn allein, ganz allein auf dieser Erde!? War unter all diesen Keiner, dessen Leid dem meinen glich?

Ich schloß die Augen, um die bunte Fröhlichkeit nicht sehen zu müssen, die mich umgab.

Strahlende Schaufenster, mit tausend farbenschreienden Bändern, Flittern, Silberspangen und bunten Seidentüchern geschmückt, ließen mich schaudern . . .

Mein Gott — die Menschen feierten Karneval . . .! Lachten, tanzten und amüsirten sich, wie jedes Jahr.

Warum kam mir das wie etwas grauenhaft Unbegreifliches vor?

Wie etwas Strafbares, das den Zorn des Himmels auflodern lassen müßte?

In zitternder Hast strebt' ich heim, fort von dieser glitzernden Welt des Scheins.

Zwei schlanke Mädchen in schwarzen Kleidern kamen mir entgegen. Sie trugen Trauerhüte mit dichten Florschleiern vor den rosigen Gesichtern. Aber durch das Gewebe der Schleier blitzten ihre lachenden Augen, schimmerten ihre kleinen Zähne hervor, in lockender Weiße.

Vielleicht haben sie Vater und Mutter verloren . . .

Mir graute vor ihrem Lächeln — vor der Lüge ihrer schwarzen Gewänder . . .

* * *

Heut vor einem Jahr . . .

Da gingen wir zusammen hinunter in den schneeglitzernden Garten. Du legtest mir den Pelz um die Schultern.

Und dann stiegen wir langsam die glattgefrorenen Steinstufen hinab, — immer eine um die andere — und auf jeder Stufe küßten wir uns . . .

„Nun sind wir im Palast der Schneekönigin," sagtest Du, „Du bist Gerda, die den kleinen Kay erlösen will. Auf dem Renntier des Räubermädchens bist Du hergeritten, Tage und Nächte, und nun hast Du ihn gefunden. Siehst Du, hier ist er!" Dabei fielst Du mir lachend um den Hals, und mein dunkler Pelz wurde ganz weiß überzuckert, denn Du hattest beide Hände voll Schnee gehabt.

„Böser kleiner Kay," schalt ich, „bleibe Du bei der kalten Schneekönigin und laß mich wieder heimreiten, zur Großmutter und zu den blühenden Rosenstöcken in der Dachrinne."

Aber davon wolltest Du nichts wissen.

Du zwangst mich in Deine Arme und küßtest mich halb tot —

Und damit war das Märchen der Schneekönigin zu Ende — und unser eigenes fing wieder an.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ein paar Tage später.

Ich lehnte am Fenster meines Zimmers und wartete sehnsüchtig auf das Glockengeläute des Schlittens, der Dich mir wiederbringen sollte. Der Schnee fiel in großen, dichten Flocken, die Bäume standen lustig in ihren weißen Kleidern am Wege.

„Heute ist Ball bei der Schneekönigin," dacht' ich, dachte an Gerda und den kleinen Kay und lächelte . . .

Nun wirst Du ja bald kommen, mein kleiner Kay —

Das Herz klopfte mir vor Ungeduld und Sehnsucht.

Ich riß das Fenster auf, daß die wirbelnden Flocken in's Zimmer flogen, und bog mich weit hinaus. Die Landstraße lag still und menschenleer, wie tot. . . . Eisige Luft strömte herein. Schauernd schloß ich das Fenster.

Ich schlug ein paar Akkorde auf dem offenen Flügel an, denn die weiße Totenstille um unser Haus schien mir mit einem Male unerträglich.

Wie traurige Vögel zogen die Töne durch die schweigende Einsamkeit dahin . . .

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein;
Sie sind verwelket, verdorret!"

Meine Stimme klang krank und müde, von Tränen verschleiert —

Plötzlich legten sich zwei Hände über meine Augen — und das schluchzende Lied brach jäh ab — mit einem Jubelton —

Du! Du!

Du warst gekommen! Warst da!

Ich hatte Dich wieder!

— — — — — — — — — — — — — — —

Draußen stürmt der Schnee.

Draußen liegst Du in der harten Erde, kalt und still, und die Flocken fallen auf Dich hernieder, die grausamen weißen Boten der Schneekönigin . . .

Du aber schlägst die müden Augen nicht auf — Du bist ja wehrlos — und tot!

* * *

Wer hilft mir?

Durch Tage und Nächte schlepp' ich mich der Zukunft entgegen . . .

Das Kind — das Kind —

Ich fürchte mich vor dem Kinde!

Denn eine Mutter soll sein wie eine lachende Königin, deren Reich unermeßlich ist.

Ihre Augen sollen leuchten schimmernder Meerestiefe gleich; Strahlen sollen ihr Haupt umweben . . .

Und ich? Stöhnend liege ich auf den Knieen und ringe die Hände.

Meine Seele ist vom Jammer zerrissen und blutet aus tausend Wunden, die mir die Liebe schlug.

Ich beneide das verlassene Mädchen, das einsam in der Dachkammer den ersten Schrei seines Kindes hört —

Es ist ja nicht so verlassen, nicht so elend wie ich!

Sein Liebster wird vielleicht einmal kommen, wird die blassen Wangen des Mädchens streicheln, wird dem Kinde — seinem Kinde — in die Augen sehen . . .

Aber Du kommst ja nie mehr!

Nie mehr!

* * *

„Weine nicht, Gred," sage ich und fasse die Hand der alten Frau. Wenn ich sterben soll, so denk', daß ich dann bei ihm sein werde . . . bei ihm, der mir das Liebste auf Erden gewesen ist."

Gred schüttelt schluchzend den Kopf.

„Sie dürfen nicht sterben, Frau Hede. Einen Menschen muß jedes Geschöpf haben in der Welt! Was tut das Kind bei mir alten Frau? Nein, Frau Hede, Sie dürfen das Kind nicht allein lassen!"

Ich lächle mit Tränen in den Augen.

„Dir könnt ich es anvertrauen. Du bist gut und wahr. Bist besser als die Meisten, die vornehm und freundlich tun und doch nichts weiter sind als schlechte Schauspieler!

Wenn's ein Mädchen ist, Gred, so laß es rein und treu werden unter Deiner Hut . . . Vielleicht schätzen die Menschen der Zukunft die Treue wieder . . . Und vielleicht findet dann einmal Einer mein Kind und flicht ihm Rosen in's Haar —

Und wenn's ein Knabe ist . . .

Wenn er seine Augen hat, seine lächelnden Augen und sein lockiges, braunes Haar —

Wenn er seine Seele hat, seine gütige, Alles verstehende, Alles verzeihende Seele —

O, dann laß mich leben, mein Gott!"

* * *

Ich sinke vor meinem Bette in die Knie und vergrabe mein schmerzverzogenes Gesicht in die Kissen.

Ich will stark sein! Ich will!

Ich will denken, daß Du bei mir seist!

Ich will Alles ertragen um Deinetwillen —

Leben oder Tod . . .

Hilf mir, hilf mir! —

* * *

Doktor Holm streicht mir über die feuchte Stirn.

„Liebe Hede," sagte er, „liebe kleine tapfere Mutter!"

Und dann geht er mit leisen Schritten hinaus.

Tastend gleiten meine Augen in dem Dunkel des Zimmers umher . .

Und ich sehe die Wiege. Sehe zwischen dem Weiß der Kissen den Kopf meines Knaben, mit den feinen goldenen Härchen über der Stirn.

Glücksschauer überströmen mich . . .
Ich drücke mein Antlitz in die Kissen und weine . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

* * *

Wir sitzen im Garten, das Kind und ich . . .

Und wir lächeln Beide.

Lächeln wie das Grün der Wiesen, das sich um uns breitet; wie die Veilchen, die in schimmernder Bläue hervorlauschen; wie das Sonnenlicht, das uns golden umwebt . . .

„Mein!“ sag' ich mit bebendem Stolz und halte das Kind hoch empor, so hoch, daß die Sonne seine blonden Härchen in ihr Gold einspinnt.

„Also so sieht das Glück aus,“ hör' ich hinter uns Doktor Holms Stimme.

Ich drehe mich um und sehe sein altes liebes Gesicht, über das die Sonnenlichter huschen.

Froh nickt er uns zu.

Den Hut in den Hand steigt er die Steintreppen herab und kommt den Gartenweg entlang — und in seinen weißen Haaren spielen die Frühlingswinde.

Lächelnd bleibt er vor uns stehen.

Und dann beugt er sich nieder und küßt in zärtlicher Andacht die kleinen Patschhändchen meines Knaben.



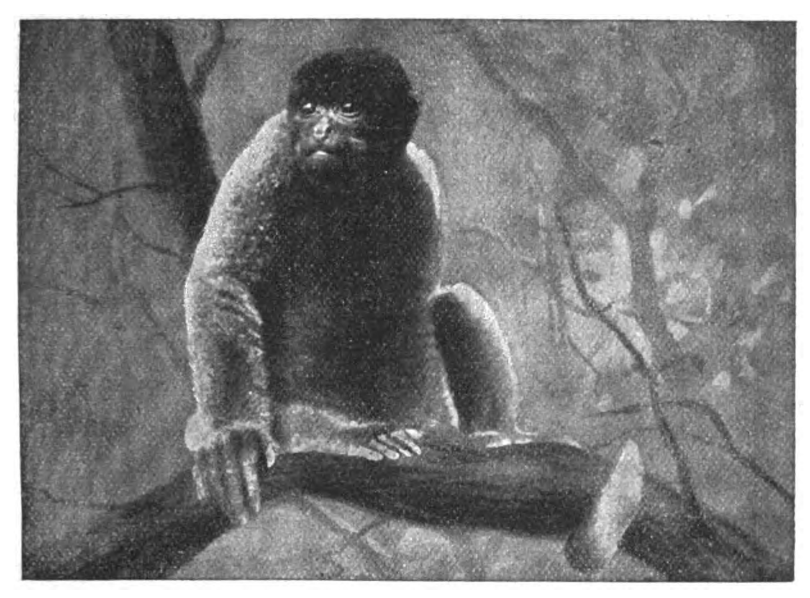


Illustrirte Bibliographie.


Nackter Windhund (Sand dog).

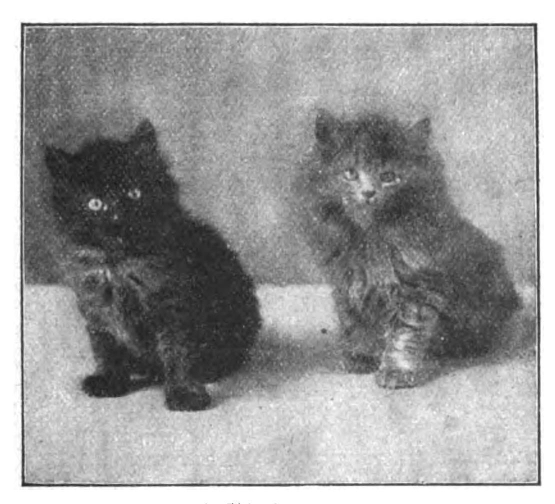
Die Tiere der Erde. Eine volkstümliche Uebersicht über die Naturgeschichte der Tiere. Von Prof. Dr. W. Marshall. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Dem vor Kurzem zum Abschluß gelangten, an dieser Stelle gewürdigten Werke „Die Völker der Erde" von Dr. Kurt Lampert läßt die altbekannte Verlagsanstalt nun ein Werk, das die Tierwelt der Erde behandelt, folgen, das sich jenem als Fortsetzung anschließt, da sie beide Teile eines größeren Ganzen, eines Sammelwerkes: „Die Erde in Einzeldarstellungen", zu bilden bestimmt sind und sich als solche auch durch äußere und innere Aehnlichkeit kenntlich machen. Wie in der erwähnten Volkskunde ist auch in dem Tierwerke, wie die Verlagshandlung betont, und wie die vorliegenden 8 Lieferungen erweisen, auf die Illustration nach der quantitativen wie nach der qualitativen Seite hin besonderer Wert gelegt worden. Die 50 Lieferungen (Preis je 60 Pf.), auf die das Werk veranschlagt ist, sollen nicht weniger als 1000 Abbildungen bringen, darunter 25 ganzseitige Farbendrucktafeln. Was diese Tierkunde dabei von anderen unterscheidet, ist die ausschließliche Verwendung von photographischen Aufnahmen nach der Natur. Daß das auf diese Weise gewonnene Illustrationsmaterial die beste Gewähr für urkundliche Treue, Zuverläisigkeit und Naturwahrheit bietet, ist selbstverständlich. Daß in jedem Falle die Momentphotographie das Höchste leistet, darf freilich nicht behauptet werden. Nicht alle Bilder vereinen mit der verbürgten Treue die Unmittelbarkeit, Lebendigkeit und charakteristische Prägung wie die von uns hier mitgeteilten Proben, allen voran der eindrucksvolle Gorillakopf. So hat das Bild des Fuchses auf S. 153 etwas steif Lebloses an sich, das den Gedanken an ein totes, ausgestopftes Modell nahelegt. Eine von einem tüchtigen, scharfbeobachtenden Künstler und genauen Tierkenner herrührende Zeichnung kann unter Umständen nicht nur durch die Schärfe und Klarheit der Linien und der Körpermodellirung, sondern auch durch Treue und lebendige Naturwahrheit, indem das Tier in einem besonders charakteristischen Moment erfaßt und wiedergegeben ist, eine Momentphotographie übertreffen. Im Allgemeinen sind indeß die Vorzüge, die letztere bietet, mit Sorgfalt und Geschick ausgenützt worden; vielfach hat man es sogar ermög-



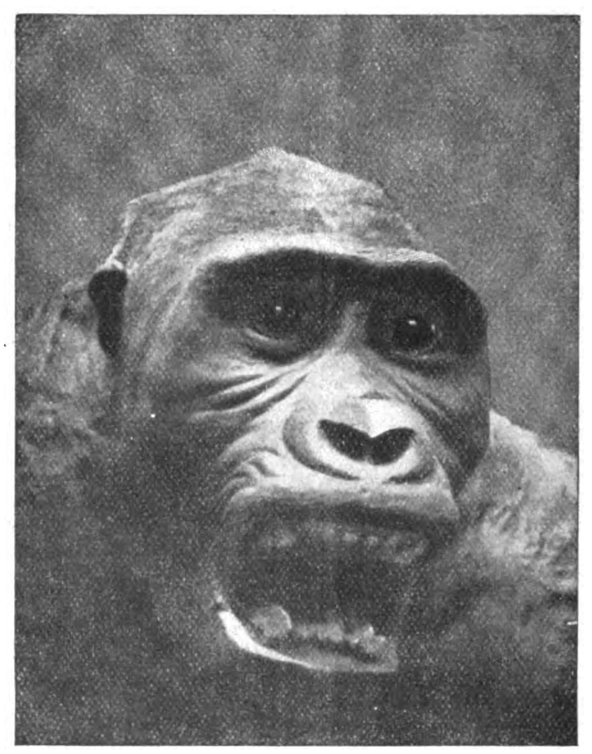
Humboldts Wollaffe (Lagothrix Humboldtii).
Aus: W. Marshall, Die Tiere der Erde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

licht, was für die Wirkung der Tierbilder oft von wesentlichem Einfluß ist, das Tier in seiner natürlichen Umgebung wiederzugeben. Ganz prächtige Aufnahmen finden sich unter den Einzel- und Gruppenbildern von Affen, Löwen, Tigern und Hunden in den vorliegenden Lieferungen. Von gutem Effekt sind die farbigen Bilder eines Gorilla, eines Löwenpaares, eines Himalaja-Bärs. — Der Text des Werkes steht keineswegs, wie der Verfasser, Prof. Dr. Marshall in der Einleitung allzu bescheiden meint, in zweiter



Persische Hauskatzen.
Aus: W. Marshall, Die Tiere der Erde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Reihe. Schon der Name des Gelehrten, der als populär-zoologischer Schriftsteller den größten Ruf genießt, bürgt von vornherein nicht nur für die wissenschaftliche Gediegenheit und Zuverlässigkeit, sondern auch für eine reizvolle, im besten Sinne volkstümliche Behandlung des Gegenstandes. Wie er in der Einleitung hervorhebt, hat er es weniger darauf abgesehen, alte und allbekannte Tiergeschichten, Jagdhistorien und Anekdoten zu erneuern, als die Uebereinstimmung in der Lebensweise der Tiere mit ihrer äußeren Gestaltung und, soweit es nach seiner Meinung nötig und der Raum es gestattet, auch mit ihrer inneren Organisation zu betonen. Er hat indeß im Rahmen dieser Aufgabe immerhin Platz gefunden, einzelne fesselnde Geschichten, Erlebnisse von Forschern, Reisenden und



Gorilla (Gorilla gina). Kopf eines alten Männchens.
Aus: W. Marshall, Die Tiere der Erde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Jägern einzuflechten, die den Charakter, die Eigenart mancher Tiere in helles Licht rücken und zur Erledigung strittiger Fragen beitragen, und manches zoologische Problem in anregender und lehrreicher Weise zu erörtern.

So sei das Werk allen Freunden der Tierwelt und der Naturwissenschaft warm empfohlen. —l—.

Grundzüge der physiologischen Psychologie. Von Wilhelm Wundt. Fünfte völlig umgearbeitete Auflage.*) Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1903.

Die fünfte Auflage der „Grundzüge der physiologischen Psychologie" von Wilhelm Wundt unterscheidet sich äußerlich von der früheren dadurch, daß die Umarbeitung eine starke

*) Die Schlußbetrachtungen sind unter dem Titel „Naturwissenschaft und Psychologie" als Separatabdruck erschienen.



Fennek (Canis ferda).
Aus: W. Marshall, Die Tiere der Erde. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Umfangserweiterung zur Folge gehabt hat, die die Gliederung des großen Werkes in drei dicke Bände nötig machte. Es erinnert dies an ähnliche Vorgänge auf anderen wissenschaftlichen Gebieten, denen der unermüdlich tätige Altmeister der modernen Psychologie seine segensreiche Wirksamkeit zugewandt hat. Auch die „Logik" Wundts liegt bereits seit längerer Zeit in drei Bänden vor uns, und die neue Auflage seiner „Ethik" wird, während die letzte Auflage in einem Bande erschienen war, zweibändig herauskommen. Der Stoff wächst an. Unkundige und Fernstehende, die niemals einen Blick in diese Werke geworfen



Die Königin Alexandra von England mit einem chinesischen Chow und zwei japanischen Wachtelhunden.
Aus: W. Marshall, Die Tiere der Erde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

haben, könnten vielleicht meinen, daß die behaglich plauderſame Weitſchweifigkeit, in der man einen liebenswürdigen Zug des reifen Alters zu ſchätzen gewohnt iſt, auch hier zur Vergrößerung des räumlichen Umfanges der einſchlägigen wiſſenſchaftlichen Ausführungen ihren Beitrag geleiſtet habe. Aber ſchon eine ganz flüchtige Beſchäftigung mit dieſen Arbeiten dürfte hinreichen, um jeden Leſer eines Anderen zu belehren. Gewiß wird möglicher Weiſe unter der Fülle nicht eben zutreffender Behauptungen, die man über eine ſo viele Köpfe in Bewegung ſetzende Größe, wie die Muſe Wundts es iſt, zu hören bekommen kann, auch eine dahin gehende Charakteriſtik angetroffen werden, aber eigentlich iſt nichts falſcher als das. Wer auch nur einige wenige Zeilen von Wilhelm Wundt aufmerkſam lieſt, wird gerade das Gegenteil konſtatiren müſſen. Es läßt ſich durchgehends eine irgendwie präcisere und concentrirtere Faſſung des Gedankens weder wünſchen noch irgendwie ausdenken. Wenn die neuen Auflagen der Werke an Umfang zunehmen, ſo hat das daher in der formalen Behandlung des Stoffes am allerwenigſten ſeine Urſache. Es iſt kein langſames, kein zu traumſeligem Schweifen der Ideen einladendes Tempo, in dem wir hier geführt werden. Es geht vielmehr mit vollem Dampf ſchnell, ſchier unheimlich ſchnell daher. Aber eine Weltfahrt wird unternommen. Die Welt iſt größer als man denkt. Klein erſcheint ſie nur dem, der über ſeine vier Pfähle nicht hinauskommt. Wer wie Wundt eigentlich überall, wo Menſchen gedacht haben, — freilich aber auch nur da, und nicht in den Regionen abſurder Phantaſtereien — zu Hauſe iſt, der dürfte von dem, was wir Menſchen die Welt nennen, keinen allzu geringen Begriff haben. Es ſteckt viel drin, und die Arbeit der Wiſſenſchaft findet nicht in jedem Jahrhundert ihren Bändiger, ihren Ariſtoteles, Lionardo, Voltaire oder Herbert Spencer.

Mit Herbert Spencer iſt — cum grano salis — Wundt dem Umfang ſeiner Intereſſen nach, wie ich glaube, am eheſten zu vergleichen; aber während, um Spencers Werke hervorzubringen, ich möchte ſagen die ganze engliſche Kolonialpolitik als wichtiger Faktor in's Gewicht zu fallen ſcheint, die dem Sociologen „von fremden Ländern und Menſchen“ ſo unendlich viel Kunde zuſtrömen läßt, kann man Wundts Schöpfung am beſten ſich aus der bewundernswerten univerſalen Veranlagung, deren die deutſche Volkskraft in einigen, natürlich äußerſt ſeltenen, Glanzerſcheinungen fähig iſt, erklären, müßte dabei an Leibniz und Goethe denken, die edelſten Geistesheroen unſrer Nation, und, vergegenwärtigt man ſich die meiſterhafte Federführung des genialen Kritikers aller früheren Verſuche einer wiſſenſchaftlichen Pſychologie, wird man ſich an Gotthold Ephraim Leſſing gern erinnern. Der Vergleich mit Spencer wird übrigens ſofort hinfällig, wenn wir den Phänomenen etwas näher auf den Leib rücken. Da ſcheint nämlich der große Engländer denn doch mit ein wenig allzu ſouveräner Verachtung an einigen nicht unbeträchtlichen Erſcheinungen der deutſchen Litteratur — ja gelegentlich ſogar den Werken Immanuel Kants — vorübergegangen zu ſein. Das Gleiche läßt ſich von Wundt nicht behaupten, deſſen Lebenswerk in beſtimmter Weiſe als eine Fortführung und Krönung der Kantiſchen Philoſophie angeſehen werden darf.

Die neue Auflage des grundlegenden Werkes der modernen experimentellen Pſychologie iſt nicht „ein Prunkſtück für den Augenblick, ſondern ein Beſitz für immer“. Das ſtolze Wort des genialſten und erſten tiefen Hiſtorikers, es paßt auf die vorliegende Arbeit. Wie köſtlich und wie erhaben erſcheint dem Menſchen doch alles Erſte und Bahnbrechende! Die „Phyſiologiſche Pſychologie“ war ein „standard work“ ſchon bei ihrer erſten Auflage. Hat ſie vielleicht nun ſchon eingebüßt an Blütenſtaub der jungen, erſten Erſcheinung? Nun — wiſſenſchaftliche Werke ſind mit Blumen und Schmetterlingen doch nur in einigermaßen exaltirter Stimmung vergleichbar. Wundts Buch mag Begeiſterung erwecken, die Größe und Kraft des Unternehmens, da es die Grenzen des Menſchenkönnens nahe berührt, ein Gefühl des Erhabenen in's Daſein rufen, aber man wird denn doch nicht umhin können, die fünfte ſo gewaltig vergrößerte Auflage der erſten, trotz aller ſentimentalen Anwandlungen, vorzuziehen, handelt es ſich hier doch nicht um hiſtoriſche Kurioſitätsintereſſen, ſondern das lebendigſte Leben der gegenwärtigen Wiſſenſchaft ſelbſt.

Als Fechner, der ſcharfſinnige Pſychophyſiker, ſah, wie Wundt ſeinerzeit — damals gab es noch nicht wie heute beinahe überall „pſychologiſche Inſtitute“ — die experimentelle Pſychologie in die Hand nahm, ſoll er mit einem liebenswürdigen Lächeln ſtaunenden Entſetzens ausgerufen haben: „Ja, wenn Sie ſo in's Zeug gehen, dann ſind wir ja in kurzer Zeit mit der ganzen Pſychophyſik fertig.“ — Wundt betrieb die Dinge von Anfang an im Großen. Der prachtvollen Ordnung ſeines methodiſch verfahrenden wiſſenſchaftlichen Geiſtes verband ſich allzeit eine ebenſo erſtaunlich energiſche Leiſtungsfähigkeit

und ein starkes organisatorisches Talent, wodurch das Vorgehen so im Großen möglich wurde. Bis dahin hatte es gleichsam nur die Segelschiffe der psychologischen Selbstbeobachtung gegeben, jetzt kamen Dampfschiffe auf. Das Erscheinen des ersten Bandes der „Philosophischen Studien“, der Zeitschrift Wundts und seiner Schule, bezeichnete einen regelrechten Vorstoß in wissenschaftlich noch so gut wie völlig unbebautes Gelände, Bahnbrechen! — Aber Fechners Sorge, daß die Sache, wenn in diesem Stile angefaßt und betrieben, allzu schnell beendigt werden könnte, hat sich offenbar nicht als triftig erwiesen. Die „Philosophischen Studien“ sind zu zwanzig Bänden angewachsen (der Registerband zu der nunmehr abgeschlossenen Zeitschrift wird demnächst erscheinen), und eine Fortsetzung findet die Zeitschrift in Ernst Meumanns „Archiv für die gesammte Psychologie“, die fünfte Auflage der „Physiologischen Psychologie“ liegt dreibändig uns vor Augen — und doch ist ein Abschluß der experimentellen Psychologie überhaupt weder tatsächlich erreicht, noch in absehbarer Zeit zu erhoffen oder zu befürchten. Vielmehr erweitert sich mit jedem Schritt das Terrain. Die Armee der Gelehrten, die Wundts Leipziger Institut aus dem Boden gestampft hat, bevölkert nicht nur Europa, sie erstreckt sich über die ganze civilisirte Welt, aber ein Ende dieser Bemühungen ist ebenso vergeblich zu erwarten, wie ein Ende der Wissenschaft insgesammt. Im Gegenteil, nun erst kommt der Stein in's Rollen. Es wird immer mehr werden.

Während in den „Philosophischen Studien“ in psychologischer Beziehung mehr oder weniger umfangreiche, oft mit überraschendem Fleiß und Scharfsinn ausgeführte Specialuntersuchungen aus dem Bereiche der verschiedensten Sinnesgebiete veröffentlicht wurden, die teils von Wundt selbst in allen wesentlichen Punkten dirigirt, teils als relativ selbstständige Leistungen seiner begabten Schüler — unter ihnen befinden sich wohl zur Zeit die allerhervorragendsten Kräfte der Gelehrtenwelt — anzusehen waren, und während öfters dort auch Wundt selbst einmal in seiner unnachahmlich Ueberblick gewährenden Weise Stellung genommen hatte, bietet das Werk, das nunmehr in fünfter Auflage vorliegt, die „Grundzüge der physiologischen Psychologie“, ein logisch musterhaft geordnetes Gesammtbild des Zustandes der Wissenschaft, die dem Altmeister sozusagen ihr Dasein verdankt, und giebt über alle in der Zeitschrift gelegentlich genauer in's Einzelne hinein beleuchteten Probleme zusammenfassend und von höchster Warte aus Rechenschaft. Es kommt dabei die Litteraturkenntniß des Autors in geradezu verblüffender Vollständigkeit zum Vorschein. Der ungeheure Reichtum des Materials bringt es mit sich, daß auf die Litteratur nicht anders, als wo es unbedingt erforderlich scheint, eingegangen werden kann. Hier bewährt sich nun aber der Adlerblick des großen Führers. Wo immer nur ein wertvoller Baustein herbeigeschafft werden kann, der sich dem mächtigen Gefüge dienend einzufügen hat, da entgeht er dem Auge des auf das Große und Ganze gerichteten Baumeisters ganz gewiß niemals. In besonders schöner Weise aber dürfen sich die vielfach bedeutenden Schülerarbeiten hier im Zusammenhange, wo ihr Wert in's Klare tritt, als Bausteine ausnehmen.

Es würde zu weit führen, die Namen aller derer aufzuzählen, die auf dem oder jenem Gebiet sich die größten Verdienste um den Fortschritt der psychologischen Wissenschaft erworben haben. Als dem siebzigjährigen Wundt der 19. und 20. Band der Zeitschrift von seinen besten Schülern als Festgabe überreicht wurde, wußte man nicht, worüber man sich mehr wundern sollte, über die vorzügliche Höhe der Arbeiten in qualitativer Beziehung, oder über die quantitativ fabelhafte Vielseitigkeit der behandelten Interessen, die doch alle in gleicher Weise durch die Persönlichkeit Wundts zusammengehalten wurden, nnd die doch eben alle dem unvergleichlichen Manne nahe standen und lieb und vertraut geworden waren. Der eine Schüler redete zu Wundt als dem Verfasser der „Völkerpsychologie“ und „Logik“, ein anderer sprach über die Bedingungen und den Beginn der Ablösung der Fersen vom Boden, und ein dritter hatte wieder einen ganz anderen Wundt im Auge, an den er sich getrost als Autorität auf seinem speciellen Fachgebiet wenden durfte. — War man sich aber einmal über diesen Riesenbezirk der Wundt'schen Geistesinteressen hinlänglich klar geworden, so mußte die Verwunderung über die Vorzüglichkeit der gebotenen Leistungen wieder jene Verblüfftheit der Quantität gegenüber ablösen. So blätterte wohl Mancher kopfschüttelnd in diesen beiden letzten starken Bänden der „Philosophischen Studien“, denen sich nun auch noch die bisher fehlenden Mittelglieder, die letzten Teile des achtzehnten Bandes abschließend angereiht haben. Wundts schmucklos rührend schlichtes Schlußwort kann doch nicht anders, als mit ruhiger Genugtuung auf eine solche ungemein gewaltige Reihe tüchtiger Leistungen zurückblicken.

Die Schüler Wundts haben wiederum Schule gemacht, und hie und da mag es schon Schüler-Schüler, ja vielleicht bereits sozusagen Schüler in dritter und vierter Potenz geben. Wollte man danach schließen, daß Wundt selbst alt und müde geworden sei, so beginge man indessen denselben Irrtum, wie wenn man aus dem zunehmenden Umfang seiner Arbeiten auf unnötige Breite schließen wollte. So parador es klingen mag, ich glaube, man kann diesem Irrtum nicht schlagender entgegengetreten als durch die Konstatirung der Tatsache, daß Wundt eher noch jünger und frischer geworden scheine. Für eines der von ihm formulirten, unser Seelenleben beherrschenden Gesetze, nach dem die geistigen Werte einem unabhängig von physikalischen Konstantenverhältnissen fortschreitenden Wachstum unterworfen sind, bietet er selbst in seiner unverwüstlichen und so herrlich sich in's Feine und Tiefe immer steigernden Tatkraft das überzeugendste Beispiel.

„Nil hominibus arduum est" — sang Horaz, der an den Mut der ersten Seefahrer dachte. Dieser Mut des Menschengeistes scheint, nachdem er — Gott sei Dank — auf gewissen gröberen Daseinsgebieten gemäß der durch die Intelligenz erzeugten Vervollkommnungen menschlicher Technik mehr und mehr entbehrlich wurde und entbehrlich wird, in veränderter Gestalt auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung stärker und stärker sich zu regen. Es steckt etwas gemeinsam Mutiges in den blauen Augen des alten Kant, wenn er mit den überlieferten Gottesbeweisen in seiner zäh beharrlichen, kraftvollen Ehrlichkeit hantirte, und in den guten Schifferblicken, die über die Wasserfläche forschend schweifen, bereit, ihr Leben auf's Spiel zu setzen, wenn es die Angelegenheit erfordert. In jeder vollständig ehrlichen, edlen Menschenarbeit scheint etwas von dieser natürlichen Furchtlosigkeit, dem ältesten Menschheitsadel, zu liegen. Vielleicht schwer und in Kämpfen erworbenes Besitztum, kann es dann auch in so himmelweit von den Ursprungsgebieten getrennten Regionen der gelehrten Arbeit gebraucht werden, ja vielleicht, um das Beste zu leisten, unentbehrlich erscheinen.

Geheimnißvoll hängen die Dinge dieser Welt zusammen. In kleinen und engen Verhältnissen wird oft das Starke lange niedergehalten, und schließlich — nil hominibus arduum est — muß dem überlistenden Geiste, dem nimmer glaubenslosen Genius der Menschheit, doch Alles zum Segen gereichen, zum Segen in unendlich Hoffen und Wünschen so entsprechender wie übertreffender Gestaltung. Der Mensch geht aus und sucht ein Gesetz zu formuliren — z. B. das Weber'sche Gesetz — und er findet eine ganze Wissenschaft — Fechners Psychophysik. — Ueber die Anfänge der Wundt'schen Arbeiten gewährt ein Blick in seine „Beiträge zur Theorie der Sinneswahrnehmung" (1862) einigen Aufschluß. Daß es hier nicht minder zu über alles Erwarten gewaltigen Dingen gekommen ist, springt in die Augen. Nicht Jeder kann ein Wilhelm Wundt sein — das konnte nur dieser einzige Geist — aber Jeder kann sich doch vielleicht einigen Trost und Mut aus dem sittlich erhebenden Anblick so prachtvollen Menschenwirkens schöpfen, ähnlich wie in der Antike etwa die Menschen beim Gedenken des Mühsal überwindenden, großen Heros Herakles einen Anhauch seiner belebenden Kraft innig dankbar zu empfinden meinten.

H. L.

Bibliographische Notizen.

Naturgemäße Religions- und Sittenlehre. Für den privaten Unterricht zusammengestellt von Rafael Hofmann, kgl. Bergrat. Mit einem Begleitwort neu herausgegeben von C. v. Schmidtz. Heimhausen 1902, Reform-Verlag C. v. Schmidtz.

Der Gedanke, welcher diesem kleinen Buche zu Grunde liegt, ist ohne Zweifel von Bedeutung für die Erziehung unserer Kinder. Der Verfasser geht davon aus, daß die Eindrücke, welche wir im Kindesalter empfangen, die Entwicklung unsers Gemüts und Charakters am stärksten beeinflussen, und er versucht, eine Handhabe dafür zu geben, wie man die Lehren des Katechismus und der Bibel ersetzen kann durch eine „naturgemäße" Erziehung zu wahrer Religiosität, bei welcher „alle Lebens- und Sittlichkeits-Regeln auf die Schöpfung, auf Wahrnehmungen in der herrlichen Natur zurückgeführt werden."

Die kurzen Kapitel geben freilich nur eine skizzenhafte Andeutung darüber, wie eine solche Erziehung gedacht ist, und es bedarf jedesfalls zunächst einer gründlichen Untersuchung von pädagogisch erfahrener Seite, ehe man wagen dürfte, den hier vor-

geschlagenen Erziehungsweg principiell einzuschlagen. Immerhin bietet die Schrift mancherlei Anregung für die Erwägung der Erziehungs-Frage, welche von so vielen Eltern oberflächlich und leichtsinnig behandelt wird. O. G.

Die Weiterbildung der Religion. Ein Kaiserwort. — Von D. P. Schwartzkopff, Prof. am Gymnasium in Werningerode. Schkeuditz b. Leipzig, Verlag von W. Schäfer, 1903.

Das kleine Buch birgt eine Fülle beherzigenswerter Weisheit aus dem Kreise aller Völker und Zeiten unserer Weltgeschichte. An der Hand des im Titel ausgedrückten Kaiserwortes von der Weiterbildung der Religion wird ein überaus lehr- und genußreicher Gang durch die mancherlei Schätze des sich zur höheren Sittlichkeit fort und fort aufwärts entwickelnden Menschengeistes unternommen. Wir erfahren die edle Weisheit des Küo-Yüo: Ein Werk zu Ende zu bringen, ist Sache des Himmels. — Wir vernehmen vom Lichtgott Apollo, dem Vertreter aller Reinheit und Güte, dem man allein mit reinem Herzen nahen dürfe. Und wiederum von Laotsz — den Andere wohl auch Laotse schreiben — aus dem 6. Jahrhundert vor Christus heißt es, er „verachtet die Ceremonien und Aeußerlichkeiten der Gottesverehrung und verlangt vor Allem Demut, Herzensreinheit und Selbstlosigkeit. Ja, da die Tugend, „teh", durchaus gut sei, so schreibt er in seinem Tao-Teh-King (Pfad der Vernunft und Tugend) vor, daß man das nicht-Gute und das nicht-Treue mit Güte und Treue vergelte."

Ein auf S. 30 ausgeführter Gedanke des Verfassers, daß das Geistesleben der Völker komplicirter sei als das der Individuen, doch aus den Faktoren des individuellen Lebens gleichfalls erzeugt werde, erscheint mir insofern anfechtbar, als das individuelle Leben ja nur im komplicirt genannten Völkerleben vorkommt und also wohl dieses ebensogut erzeugt wie erzeugt wird von seinem unergründlichen Wirken. H. L.

König Karl von Rumänien. Ein Lebensbild von Mite Kremnitz. Breslau, S. Schottlaender.

Es ist bewundernswert, wie das Fürstentum Rumänien — die ehemalige Moldau und Walachei — in verhältnißmäßig kurzer Zeit sich zum unabhängigen Staat und zum Königreich emporgearbeitet hat. Zu verdanken hat es dies einzig und allein einem deutschen Fürsten, dem zweiten Sohn des Fürsten Karl, Anton von Hohenzollern, Prinzen Karl, der durch Plebiscit im April 1866, nach Abdankung des Fürsten Kusa, fast einstimmig zum Fürsten von Rumänien gewählt worden war. Eine leichte Aufgabe hatte er damit nicht übernommen, und wenn auch seine Kraft an dem Widerstande, der ihm manchmal entgegengesetzt wurde, zu erlahmen drohte, so ließen ihn seine Energie und seine hervorragende Pflichttreue immer wieder zielbewußt die Oberhand gewinnen. Seine 37jährige Regierungszeit ist in dem vorliegenden Buche in höchst anziehender und interessanter Weise geschildert. Die Verfasserin, eine langjährige Vertraute der Gemahlin des Königs und gründliche Kennerin des rumänischen Hof- und Volkslebens, war allerdings in hohem Maße dazu berufen, ein getreues Lebensbild dieses höchst sympathischen Herrschers zu entwerfen, der sich nicht nur im Frieden als Regent, sondern auch im Kriege als Heerführer bewährt hat. Da das 4 bändige Werk: „Aus dem Leben König Karls von Rumänien" seiner Ausführlichkeit wegen nur einem engeren Leserkreise zugänglich ist, hat die Verfasserin in dem vorliegenden Buche den Inhalt jener 4 Bände zusammengefaßt, um auch dem größeren Publikum einen Einblick in das interessante Leben und Wirken des Königs Karl zu ermöglichen. Das Buch sei hiermit auf's Beste empfohlen. Zweifellos wird es zahlreiche Leser finden. — K.

Don Juan. Von Otto Carl Bernhardi. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Die Don-Juan-Sage ist oft und vielseitig behandelt worden. In neuerer Zeit beschäftigten sich unter anderen deutschen Dichtern Grabbe, Lenau, Paul Heyse, Prinz Emil Schönaich-Carolath, Alfred Friedmann und Franz Held ernster mit ihr. Am tiefsten erfaßt Grabbe ihr Problem, indem er diesen nie zu befriedigenden Genußmenschen und Faust einander gegenüberstellte. Sondert und vergleicht man alle diese Dichtungen, so ergiebt sich eine vierfache Auffassung des Stoffes: die ernst sittliche, die komische, die romantische und die übermenschlich-sinnliche. Das vorliegende lyrisch-epische Werk gehört zu der vierten Klasse. Der Verfasser ist ein gewandter, gedankenreicher Poet, der nicht nur rege Teilnahme, sondern auch warmes Mitgefühl zu wecken versteht. Der alte Wein wird von ihm in neue Schläuche gefüllt. Ohne lange Einleitung gibt er gleich in der ersten Scene ein treffendes Bild des galanten Helden. Wohl schildert er ihn als

begehrlichen, glückbegünstigten Weiberfänger, als übermütigen, leidenschaftlichen Lüstling, der mit untilgbarer Sehnsucht und Schöpferstärke sich Eines fühlt mit dem Herrn der Welt und den pantheistischen Gedanken äußert: „Wie er das All in Bräutgams-Armen hält, nie müd und satt an seinem schönen Werke, so ist in meines Mundes Hauch die Glut, in meinen Adern jeder Tropfen Blut für die Erwählte, die mein Arm umschließt, die stumm jungfräulich-stöhnend mitgenießt, ein Teil des Weltgeists, jenes unfaßbaren, ein Widerschein himmlischen Farbenspiels, ein Nachhall trotzigen Ewigkeitsgefühls, drin Gott man schauernd spürt durch seine Seele fahren!" — Er zeigt ihn aber auch als schwermütigen Schwärmer, als tiefsinnigen Naturphilosophen und führt ihn endlich zur Erkenntniß der wahren Liebe. Versöhnend klingt die Dichtung aus mit dem Todesseufzer Juans: „O komm, ersehnter Tod, du Lichtgestalt, zu der Geliebten Himmelsbildniß hold verklärt, empfange dieser Seele letzten Atemzug in deine reine göttliche Erlöserhand. Ich fürchtete das Leben oft — dich nie, o Tod, du bist die Liebe, die der Sterbliche nur ahnt, die große Liebe, die durch Tod zum Leben wird!"

Der schöne Monolog, der auf S. 111 Juan in den Mund gelegt wird, findet sich bereits in dem ersten Heft „des Spielmanns" Jahrgang 1902 (Verl. v. Fischer & Franke. Berlin, W.) unter dem Titel: Hinab! als Gedicht eines rühmlich bekannten Lyrikers. Sollte O. E. Bernhardi und Richard Zoozmann ein und dieselbe Person sein? N.

Bertha von Suttner, die „Schwärmerin" für Güte. Von Leopold Katscher. Mit Porträts und einer Anzahl von Gedankenperlen. E. Piersons Verlag, Dresden, 1903. Preis 50 Pfg.

Das kleine Werkchen, das zum sechzigsten Geburtstag der edlen Frau, die so mannhaft mit dem Kriege Krieg führt, erscheint, wird Vielen Freude bereiten können. Es enthält wohlgeordnet allerhand Litteraturmaterial der Friedensbewegung, zugleich Biographisches und künstlerische Beigaben. So wird es wohl allen, die an der Bewegung reges Interesse nehmen, mögen sie sich nun mit der „Schwärmerin" einverstanden fühlen oder ihre besonderen Vorbehalte machen, eine willkommene Gabe sein.

H. L.

Die Karraborrier. Eine Anti-Utopie. Fünf abenteuerliche Geschichten aus einem fernen Inselreich. Von Franz Servaes. Leipzig, 1903. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger.

„Du weißt," schreibt der Verfasser in seiner herzlichen Widmungsrede, daß, wenn in meiner Kritik etwas Gutes ist, dieses aus dem künstlerischen Grunde meines Wesens entspringt." — Die Kritiken von Franz Servaes ließen freilich schon immer darauf schließen. Er hat sehr Recht mit seiner Aeußerung. Er ist ein Künstler und dadurch zur Kritik so schön befähigt.

Das vorliegende Werk ist nun eine freie Schöpfung der reichen Einbildungskraft und Erfindungsgabe des bekannten Essayisten. Es ist mit kecker Manier in sinnlich saftiger Farbenpracht hingemalt. Eine außerordentliche sprachliche Geschmeidigkeit steht ihm zu Gebote. Die frischen, bunten Bilder sind äußerst belebt, herzhaft der derbe, breite Pinselstrich. — Ein frisches Buch!

H. L.

Die Starken. Schauspiel in vier Aufzügen von Karl Hans Strobl. Leipzig 1903, Hermann Seemann Nachfolger.

Der mährische Dichter malt hier in tiefen, kraftvollen Farben ein Bild, in welchem zu den blassen, verwaschenen Tönen nüchterner Alltags-Existenzen frappant das leuchtende, grelle Rot einer starken Persönlichkeit kontrastirt. Mitten in farbloser Umgebung steht dieses starke Ich, von dem alles Licht ausgeht, heiß und unruhig wohl, aber doch mit elementarer Kraft über Gerechte und Ungerechte hinflutend. Selbst den hohlsten und häßlichsten Gestalten gibt es einen Schimmer eigenen Werts, erhebt sie scheinbar auf Augenblicke über sich selbst; freilich sind auch die Schatten um so tiefer und dunkler. So wird man unmittelbar berührt, gleichsam fascinirt von der „schönen Wildheit" dieses Weibes, das verdurstet um Leben, das lechzt nach jener „Feuerstromliebe, die Felder verschlingt, Seen austrocknet und Städte frißt". Wir werden schmerzlich tief getroffen von der Tragik dieses „armen Mädels, mit ihrem Uebermaß von Liebe, das sie immer an den Unrechten verschwendet," dem auch für ihre letzte starke Tat nur ein kärglicher Lohn wird, der ihr mehr nimmt, als er ihr geben kann: die leidenschaftliche, heiße, farbenglühende Liebe eines Träumers, auf den sie selbst „nur die Reste ihrer großen Liebe häufen kann".

„Die Starken" heißt das Stück. Liegt darin vielleicht noch eine feine, aber traurige Ironie auf die grauen, stumpfen Mächte des Alltags, welche den Feuerstrom zuschütteten mit Geröll, Staub, Schmutz und Scherben!? — O. G.

Die Goldfliege. Roman von Dora Duncker. Illustrirt von Hans Stubenrauch. Eckfteins Illustrirte Roman-Bibliothek III. Jahrgang, Band 9. Berlin, R. Eckstein.

„Es sollte nur diesen einzigen Moralkodex geben: Jedem Mädchen und jeder Frau, welcher Gesellschaftsklasse sie auch angehöre, sei mit dem Maß von Achtung begegnet, das sie selbst für sich fordert. Es gibt keine Verpflichtung, einer vornehmen Frau nur aus dem Grunde, weil sie als vornehme Frau geboren ist, höhere Achtung zu zollen, als sie selbst für sich in Anspruch nimmt, aber die zwingendste, das einfachste Mädchen hoch zu halten, wenn es sich selbst hoch hält."

Dieses Thema wird in zweifellos geschickter und überzeugender Weise behandelt. Die reichhaltige Requisitenkammer beliebter Berliner Motive — Künstlerfest, „surrendes Geräusch von dreißig Schnellpressen", Treptow, die üppig luxuriöse Wohnung des Totalisator-Roués, Leichenschauhaus — sichern der Verfasserin ihr 3. bis 12. Tausend, aber der ernsthafte Leser wird dankbar erfreut sein über die seelische Vertiefung der Gestalten, welche die Dichterin sich liebevoll hat angelegen sein lassen. Wirksam unterstützt wird der Erfolg dieses Buches durch Hans Stubenrauchs dankenswerte Illustrationen. — O. G.

Die Sphinx in Trauer. Roman von Max Kretzer. Berlin, W. F. Fontane u. Co.

Der Roman beginnt wie ein effektsuchender, mehr auf Nervenerregung denn auf Erweckung seelischer Anteilnahme oder doch ernsteren Interesses für ein bedeutsames Problem ausgehender Sensationsroman; aber der litterarisch oft ausgebeutete Zustand des mit Bewußtsein verknüpften todähnlichen Starrkrampfes ist nur der glücklich gewählte Ausgangspunkt für die Entwickelung eines außerordentlich packenden, mit wirksamer Steigerung aufgebauten und psychologisch fein durchgeführten Ehedramas, in dem der Dichter den Einzelfall ohne Beeinträchtigung der realistischen Eindruckskraft zur Höhe eines Symbols erhebt. In dem quälenden Suchen des aus dem Starrkrampf erwachten Arztes, dem Traum und Erlebniß verwirrend sich verweben, nach der den Zweifel an der Treue der Gattin lösenden Gewißheit; in dem Kampfe mit dem Weibe, dem er mit allen Mitteln der Gewalt und List das Geheimniß zu entreißen sucht, das ihm, wenn er es endlich erhascht zu haben glaubt, immer wieder entschlüpft, ihn auf's Neue in die Qual der zweifelnden Ungewißheit zurückschleudernd, ist der die letzten Schleier zu zerreißen trachtende Wahrheitsdrang des Mannes und die unfaßbare Sphinxnatur des Weibes, die ihr Rätsel nicht preisgiebt, geschildert. Und wenn die verdächtigte Gattin und Mutter, müde gehetzt, sich und ihr Geheimniß in's Grab flüchtet, klingt alles marternde Fragen und Drängen nach unseliger Erkenntniß, nach zweifelloser Wahrheit in die alte Weisheit aus: „Frommt's den Schleier aufzuheben? . . . Nur der Irrtum ist das Leben, und das Wissen ist der Tod." O. W.

Marion, die Sängerin des Café-Chantant. Von Anni Vivanti. Leipzig, Seemann, 1903.

Die durch Georg Brandes und Paul Heyse, nachdem sie in Italien bereits die höchsten Lorbeeren errungen, so schnell weltbekannt gewordene italienische Dichterin hat in deutscher Uebersetzung, soviel ich weiß, hier zum ersten Male eine Novelle uns angeboten. Trotz des stark romanischen Charakters wird sie gewiß auf das deutsche Publikum stark wirken, denn es spricht da doch eine zu ungewöhnlich große Begabung, als daß man sich nicht von ihrer Kunst gefangen nehmen lassen müßte. Scharf pointirte Bildchen, wohlgeformt, werden in raschem Zuge vor uns aufgerollt, jede Zeile enthält etwas Originelles, Charakterisirendes. Ein merkwürdiges Temperament regiert den Vortrag. Sie, die das Parfüm der ausgesprochensten Weiblichkeit zu kosten geben kann, verfügt auch über einen starkknochigen Männerhumor, eine derbe Lebensgesundheit. Mit solchen Mitteln wird sie durch den Kontrast besonders herzzerreißend tragischer Wirkungen wundersam fähig. Sie versteht das tiefe Daherfahren in einer dunklen Flut sinnlicher, atemraubender Affekte. Rührende Töne bleiben nicht aus. Das singende Kind in der Novelle ist so lieb und traurig schön beschrieben. Dann ist es auch etwas ganz Eigentümliches, wie die Verfasserin, die feine Beobachterin kleiner frauenhafter Schlauheiten, in ihrem so viel Mannigfaltiges bietenden, immer energisch belebten Vortrag doch eine so völlige Einheit hineinbringt, sei es durch den kraftvollen Rhythmus ihres Wesens, das so ungemein gewachsen ist der Ueberwindung großer und niemals unbedenklicher Schwierigkeiten, oder durch die tiefe, süße Klangfarbe einer leidenschaftlich dahinlebenden Frauenseele. H. L.

Der gute Fra Checco und andere Geschichten. Allg. Roman-Bibl. Jahrg. 18, Bd. 7. Von Richard Voß. Stuttgart, Verlag J. Engelhorn.

Richard Voß nennt Italien seine zweite Heimat. Was Wunder, wenn er mit Land und Leuten vertraut ist und gern davon erzählt. Mit köstlicher Ironie tut er dies in den ersten beiden Geschichten dieses Bandes, indem er den früheren Banditen Checco als beliebten Kapuzinerpater und den Mörder Gigi da Santis als unwiderstehlichen Schwerenöter von Frascati schildert. Die dritte, letzte und beste Erzählung „Die Camaldolenserin" führt auf ein spiritistisches Gebiet und ergreift durch seltsame Seelenmalerei. N.

Tatkraft. Novelle von Wilhelm Arens, Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag, 1903. Preis 2,50 Mk.

Mit kräftigen Strichen werden hier Menschenschicksale rasch und scharf umrissen vor uns hingezeichnet. Es ist etwas Resolutes auch im Vortrage dieser „Tatkraft" betitelten Novelle zu spüren. Fragt man, in welchem Lande die Handlung spielt, und erfährt dann, daß es Amerika ist, Amerika, das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" nach dem geflügelten Worte des Geheimrat Goldberger, so wird man sich ja wohl auch nicht weiter darüber wundern.

H. L.

Der letzte Schritt. Roman von Heinz Tovote. Berlin, Fontane 1903.

Der neue Roman von Heinz Tovote hat großes Aufsehen erregt. In kurzer Zeit ist schon eine ganze Reihe von Neuauflagen nötig geworden. Wer den Roman gelesen hat, wird die Gründe wissen. Das Buch ist außerordentlich fesselnd geschrieben, fesselnd im wahrsten Sinne. Man gerät bei der Lektüre in eine so fieberhafte Spannung, daß es zu einem Dinge der Unmöglichkeit wird, im Lesen aufzuhören. Es ist, als sei man auf steil abschüssigem Boden ins Gleiten geraten. Da giebt es kein Halt mehr und kein Zurück. Man muß hinunter. Die Anziehungskraft der Tiefe duldet keinen Widerstand. Man sinkt, fällt — fällt mit Genuß, mit dem heißesten Durst nach endlicher Beruhigung, nach den versöhnenden Schlußaccorden, die doch einmal ertönen müssen, und wäre es auch erst auf der letzten Seite.

Gälte es das Wort, den Begriff zu finden, der die Ueberschrift über dies Werk in allen Teilen bilden dürfte, nicht einen Augenblick hätte ich mich zu besinnen. Er lautet: Leidenschaft.

Leidenschaft glüht in dem Kunstwerk von Anfang bis zum Ende, langatmige, heiße Leidenschaft. Sie schafft den Stil der Arbeit wie von selbst. Alles gehorcht ihr. Notwendigkeit regiert bis ins Kleinste. Und dabei muß ich immer an eines denken.

Heinz Tovotes Namenszug steht, hier wie auch sonst, über dem Romantitel zu lesen. Der sehr charakteristisch schöne Schwung dieser Handschrift prägt sich unwillkürlich dem Gedächtniß ein. Man vergißt nicht das groß und einfach hingesetzte T, dessen oberer Horizontalstrich das Ganze so kräftig zusammenhält. Und immer, wenn das ermüdete Auge des Lesenden sich einmal vom Blatte für wenige Sekunden erhob, stand der Namenszug deutlich erkennbar vor dem geistigen Sehorgan, und dieses Anschauungsbild wirkte wie ein schwungvolles, oft wiederkehrendes musikalisches Leitmotiv. Schmarsow nannte das eine „moderne Hieroglyphe". Das Profil des Mannes, der mimisch charakteristische Zug ist gerade in solchem Zuge fühlbar. Die individuelle Geberde erzwingt sich Anerkennung für die Eigenart des durch sie sichtbar werdenden persönlichen Wesens und Willens. Und das ganz selbstverständlich vornehm, ohne jeden Nachdruck, ohne eigensinnige Anstrengung, die ermüden würde.

Klar und mit feuriger Beseelung, wie diese Handschrift sich uns auf den ersten Blick erweist, ist auch der ganze Roman geschrieben. Von den alten vier Elementen: Feuer, Wasser, Luft und Erde — ist entschieden das Feuer am meisten diesem Dichter in Fleisch und Blut übergegangen. Es ist dem Werke eine ich möchte sagen vulkanische Schönheit zu eigen, etwas auflodernd Leidenschaftliches, das sich — um Goethes prachtvolles Bild zu brauchen — rastlos durch die Glieder durchwühlt. Gleichzeitig ist damit eine das Gewöhnliche übersteigende Tempobeschleunigung des Vortrags gegeben. Man hat nicht die Muße, sich in der Wohnung behaglich umzuschauen. Nur das Notwendigste wird rasch zusammengerafft, in Eile heißt es fliehen, die Treppe hinab, denn es brennt schon im Hause. Nun auf der Straße weiter fliehen. Verfolger sind uns auf den Sohlen. Wir werden atemlos laufen müssen, um ihnen zu entkommen. So werden wir vorwärts getrieben, gehetzt. Und in dem Unerbittlichen, dem Eindeutigen der Bewegung liegt, so seltsam es klingen mag, zugleich eine Wohltat für den Menschen. Man genießt im Romane den stürmenden Drang, die machtvolle Einseitigkeit der Richtung, denn wir fühlen zugleich die Kraft, die siegende Gewalt der Naturnotwendigkeit

in ihrer edel läuternden Größe, das pathetisch Erhabene!

Tovote hat diesmal einen Musiker zu seinem Helden erkoren. Ich empfinde es als sehr richtig und notwendig, daß es gerade ein Musiker ist; denn die ganze Handlung wächst aus einer Musikerseele hervor. Für den Musiker kann besonders das, was seine Künstlerschaft ausmacht, das inspirationsfähige, sinnlich erregbare, individuell eigenartig veranlagte Gemütsleben, so, wie Tovote es uns überzeugend schildert, im Leben verhängnißvoll werden. Eine Hexe reitet dämonisch unheimlich in diese Existenz hinein. Vergebens sucht sich der Arme aus diesem Zauberkreise zu retten. Er unterliegt. Und der letzte Schritt ist Mord und Selbstmord.

Das klingt Alles in der unkünstlerischen Wiedergabe hart und unglaublich. Aber die Kunst, die uns die Dinge, die sie erzählt, glaublich erscheinen zu lassen versteht, kennt keine Härte. Sie ist weich wie das Licht der Sonne, wo sie Trauriges — Düsteres nennt es die Sprache — bescheint, da wird dem Uebel schon sein Stachel durch den Gedanken ausgezogen, daß die Leidenschaft in ihrem rastlosen Wühlen einmal ein Ende finden muß, einmal sich „Ruh' erreiten“. H. L.

Uff'm Durfe is schiene! — Plomp uff de Stoadt! Von Hermann Bauch. Erzählungen und Gedichte in schlesischer Mundart 5. und 6. Bändchen. Breslau, Verl. Franz Goerlich.

Je ernster der Kampf um's Dasein, je trauriger die Enttäuschungen des Lebens, desto wohliger, willkommener und wertvoller jede Erheiterung und Erhebung durch die Kunst. Daher erfreuen sich mit Recht besonderer Beliebtheit die humorvollen Gaben, die H. B. seinen schlesischen Landsleuten bereits in 6 Bändchen darbietet. Während seine modernen Dichterkollegen sich immer eingehender mit dem Studium der höheren Seelenanatomie befassen und nicht eher ruhen, als bis jeder Schädel durchbohrt, alles Hirn bloßgelegt, jede Leidenschaft zerfasert und selbst der brennende Schmerz des verstecktesten Hühnerauges schreiend schön geschildert ist, lacht er sich in's Fäustchen und sinnt auf dichterische Beweise der Wahrheit, die Nietzsche mit den Worten ausspricht: „Und lernen wir besser uns freuen, so verlernen wir am besten anderen wehe zu thun und Wehes auszudenken.“ Mit den Kernsprüchen seiner beiden neuen Büchlein: Uff'm Durfe is schien!“ und „Plomp uff de Stoadt!“ zaubert er Sonnenschein und Saatengrün Lerchenjubel und Lebenslust. Seine an hochkomischen, lebenswahren Gestalten und an treffenden, volkstümlichen Bildern und Redensarten reichen Erzählungen sind das probateste Mittel gegen Weltschmerz. Daß er aber auch die ernste Aufgabe des Humors richtig erfaßt, das bezeugen „Nachtwächtersch Christabend“ und „Ustern“. N.

Giganten. Künstlertragödie in drei Aufzügen von Otto Erler. Verlag, Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Wie einst die Giganten im Kampfe mit den Göttern ihren Untergang fanden, so unterliegt in dieser Tragödie der sich übermenschlich geberdende Held, der durch Volksgunst zum Tyrannen von Milet erhobene Bildhauer Thrasibul. Zu Schanden wird seine stolze Zuversicht: „Entwertet ist der Name Gott, die Grenzen der Menschheit sind gelöscht, und neugeweiht bricht die Natur hervor in tausend Lenzen und krönt den Menschen mit Unsterblichkeit.“ Doch nicht die Rache der von ihm trotzig verachteten Götter, sondern die menschliche Leidenschaft, der Vater seiner Geliebten Dhana, der gigantische Fischer Patur tödtet ihn. Bringt auch die Künstlertragödie den leitenden Gedanken nicht immer klar zum Ausdruck, so läßt sie doch das dramatische Talent des Verfassers deutlich erkennen. N.

Hebbels ausgewählte Werke. In sechs Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Richard Specht. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Die Hebbel-Ausgaben mehren sich in einer für die Verehrer des großen Dithmarschen erfreulichen Weise; ob wir ihre zunehmende Zahl als gültigen Maßstab für das im Volke der Dichter und Denker vorhandene Verlangen nach dem Besitze des gewaltigen, geistigen Schatzes, den der Name Hebbel bezeichnet, nehmen dürfen? Ein leiser Zweifel ist leider berechtigt! — Denn Hebbel, der unnahbare Bergriese, der so lange nur kühnen, schwindelfreien Bergsteigern, die herbe Höhenluft vertragen und an Abgründen vorüberzuwandeln keine Scheu haben, zugänglich war, wird wohl noch eine Zeitlang den Schaaren der leichten Genuß begehrenden Spaziergänger als ein zu mühsames Ziel erscheinen. Indeß haben die Zeit und begeisterte litterarische Pioniere manchen Pfad geebnet und Viele zum tieferen Verständniß des großen Denkers und Dichters hingeleitet; und mit dem Verständniß wird auch die Liebe kommen. Das Wort, das ein bekannter

liebenswürdiger Dichter unserer Tage über den Dichter der „Judith" und der „Nibelungen" sprach, dessen „Phantasie unter dem Eise brüte," muß allmählich seine abschreckende Kraft verlieren. Jede neue Hebbel-Ausgabe dürfen wir freudig begrüßen als eine erneute Anregung, als ein Werben für den noch immer zu wenig gewürdigten Dichter, das nicht ohne jeden Erfolg bleiben kann. Man wird auch deshalb eine Auswahl, weil von ihr eine stärkere propagandistische Wirkung zu erwarten ist, gutheißen, wenn auch der echte Hebbelverehrer keines der Werke des eigenartigen Dichters, der auch in seinen Irrtümern groß und lehrreich bleibt, missen kann und mag. Die in dem bekannten Cotta'schen Verlag erscheinende von Rich. Specht besorgte Hebbel-Ausgabe ist auf 6 Bände zum Preise von je 1 Mk. berechnet. Erschienen sind zur Zeit zwei Bände. Der erste mit dem Bilde des Dichters geschmückte Band enthält außer einer biographischen Einleitung die „Gedichte", die chronologisch geordnet im höheren Sinne ein Bild des Lebens, der Entwickelung des Dichters bieten, sowie die epische Dichtung „Mutter und Kind". Ein Anhang bringt sechs verschollen gewesene und erst vor Kurzem wieder entdeckte Jugendgedichte. Der zweite Band bringt die Dramen „Judith", „Genoveva" „Maria Magdalena". Die Einleitungen des Herausgebers zu den einzelnen Dichtungen sind klar und verständig und — wie auch die von so schweren, äußeren und inneren Kämpfen berichtende Lebensbeschreibung — gerade einem Publikum, das für Hebbel erst gewonnen werden muß, geschickt angepaßt. Ueber Manches ließe sich wohl diskutiren. Verfehlt ist die Bezeichnung von Hebbels Gedichten als „subtil hingehauchte Gebilde". (Bd. I. S. 59.) Und recht unglücklich ist das in der Biographie gewählte Bild auf S. 17, wo Hebbel einem Versinkenden verglichen wird, mit dem man nicht rechten dürfe, wenn er den ergriffenen Strohhalm nicht fahren läßt, obwohl er mit diesem ein ganzes Geflecht nachzieht, auf das er keinen Anspruch hat(!). — Die anderen vier Bände sollen in kurzer Frist nachfolgen. Der dritte und vierte Band wird die übrigen Dramen einschließlich des Fragments Demetrius enthalten, der fünfte Novellen und vermischte Aufsätze bringen. Der sechste Band, in welchem eine Auswahl aus Hebbels Tagebüchern und Briefen gegeben werden soll, wird, wie die Verlagshandlung mitteilt, durch manches Interessante und Wertvolle aus bisher ungedruckten Manuskripten, u. a. durch die noch nicht veröffentlichten Briefe des Dichters an Georg von Cotta bereichert werden. O. W.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Zusammengestellt von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Alberto, Jakob, der Maler der Halligen. Von F. Fuchs. Westermanns Monatshefte 47, 10.

Antik und Modern. Von K. Scheffler. Deutschland I. 9. 10.

Armee und Socialismus. Von Armiger. Zeit (Wien) 454.

Bank und Presse. Von Plutus. Zukunft XI. 41.

Bibliographie, Die internationale. Von Börnstein. Deutsche Revue 28, August.

Bildung und Ehe. Von A. v. Hartmann. Gegenwart 63, 26.

Brinckmanns, Justus, Lebenswerk. Von A. Lichtwark. Deutsche Monatsschrift II. 10.

Chamberlains Zoll-Politik. Von K. Blind. Nord und Süd. Oktober 1903.

Chemie und Kunst. Von W. Roth. Umschau VII, 28.

Cornelius, Peter, als Opern-Komponist. Von Bachmann. Deutsche Zeitschrift für Politik V. 10.

Dalmatinische Herbsttage. Von J. Jaffé. Nord und Süd. Oktober 1903.

Darwinismus, Die Kreise des. Von H. Spitzer. Zeit (Wien) 455.

Emerson, R. W. Von A. v. Hartmann. Westermanns Monatshefte 47, 10.

— **-Uebersetzungen.** Von A. v. Ende. Litt. Echo V. 19.

Erpressung und Presse. Von G. Tarde. Zukunft XI. 41.

Garrik, David. Von F. Haase. Deutsche Revue 28, Juli.

Genie. Das Wesen des Genies nach der Auffassung Kants und Schillers. Von B. Bauch. Nord und Süd. Oktober 1903.

Hellenentum und Christentum. Von Verus. Zeit (Wien) 457.

Key, Ellen. Von O. Neurath. Neue Bahnen IV. 13.

Kobells Dichtungen, Der Humor in. Von A. Dreyer. Litt. Warte IV. 10.

Krim und Kaukasus in litterarischer Beleuchtung. Von E. Zabel. Deutsche Rundschau 29, 10.

Kritischen Vermögen, Vom. Von E. Platzhoff. Litt. Echo V. 19.

Kunstgewerbe, Erziehung zum. Von H. Puder. Gegenwart 64, 27.

Lohmeyer. Julius. Von V. Blüthgen. Deutsche Monatsschrift II. 10.

Manteuffel, Die Aera. Von A. v. Puttkamer und M. v. Puttkamer. Deutsche Revue 28, Juli.

Mirabeaus Liebeskorrespondenz. Von O. Hansson. Nation XX. 37. 38.

Mistral, Frederi, Der Dichter der Mirèio. Von H. Morf. Deutsche Rundschau 29, 10.

Molières Aerzte. Von Fr. Funk-Brentano. Deutsche Revue 28, August.
Mosen, Julius. Von L. Geiger. Deutschland I. 10.
Rassenproblem, Das. Von J. Reiner. Nord und Süd. Oktober 1903.
Robbia. Von P. Schubring. Zeit (Berlin) II. 38.
Rostands, E., erster Bühnenerfolg. Von G. Claretie. Deutsche Revue 28, August.
Stehr, Hermann. Von Oskar Wilda. Nord und Süd. Oktober 1903.
Sprache der Sinne, Die. Von B. Weinstein. Deutsche Revue 28, Juli.
Thiers-Gambetta. Von Vicomte de Meaux. Deutsche Revue 28, Juli.
Volkslied, Das. Zukunft XI. 39.
Wilde, Oskar. Von F. Blei. Zeit (Wien) 455.
Wolf, Hugo. Von R. Sternfeld. Deutsche Revue 28, Juli.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Amateur-Photograph, Der. Monatsblatt für Liebhaber der Photographie. Mit Kunstbeilagen u. Text-Illustr. Band XVII. Heft 8. August 1903. Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag (M. Eger).
Bock, Alfred, Kantor Schildkröters Haus, Roman. Berlin, Egon Fleischel & Co.
Böhlau, Helene, Die Kristallkugel. Eine altweimarische Geschichte. Berlin, Egon Fleischel & Co.
Bourget, Paul, Psychologische Abhandlungen über zeitgenössische Schriftsteller. Uebersetzt von A. Köhler. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.
Bürkner, Richard, Hans Sachs. (Ein Volksabend herausgegeben von Hermann Kaiser 1. Heft.) Gotha, Verlagsbureau.
Cohn, Dr. Georg, Die Gesetze Hammurabis. Rektoratsrede gehalten am Stiftungsfeste der Hochschule Zürich den 29. April 1903. Zürich, Art. Institut Orell Füssli.
Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Professor Dr. Friedrich Umlauft in Wien. Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.
Dorner, D. Dr. A., Grundriss der Religionsphilosophie. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.
Eucken, Rudolf, Gesammelte Aufsätze zur Philosophie und Lebensanschauung. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.
Frank, Josepha, Der Trompeter von Baden. Ein Badener Roman. Wien, Oesterreichische Verlagsanstalt.
Fridrichowicz, Dr. Eugen, Kurzgefasstes Kompendium der Staatswissenschaften in Frage und Antwort. Geschichte der Volkswirtschaftslehre. Band II. Berlin, N. W. 7. Verlag von S. Calvary & Co.
Frobenius, Leo, Völkerkunde in Charakterbildern des Lebens, Treibens und Denkens der Wilden und der reiferen Menschheit. Mit über 700 Abbild. Hannover, Gebr. Jänecke.
Goethes sämmtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe. Achter Band. Singspiele. Mit Einleitung und Anmerkungen von Otto Pniower. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta-sche Buchhandlung Nachfolger. G. m. b. H.
Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgeg. von Prof. Dr. Karl Heinemann. Bd. IX. Wilhelm Meisters Lehrjahre. Bearbeitet von Dr. Victor Schweizer. — Bd. XV. Zweiter römischer Aufenthalt. Bearbeitet von Dr. Rob. Weber. — Kampagne in Frankreich 1792. Belagerung von Mainz. Bearbeitet von Dr. K. Heinemann.
Grad, Max, Der Mantel der Maria. Novellen. Berlin, Egon Fleischel & Co.
Grillparzer, Franz, Die Ahnfrau. Trauerspiel in fünf Aufzügen. (Max Hesses Volksbücherei No. 1.) Leipzig, Max Hesses Verlag.
— Das goldene Vliess. Dramatisches Gedicht in drei Abteilungen: I. Der Gastfreund. II. Die Argonauten. III. Medea. (Max Hesses Volksbücherei No. 8—9.) Leipzig, Max Hesses Verlag.
Gugitz, Gustav, Der Stammbaum und andere Novellen. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.
Hebbels ausgewählte Werke in sechs Bänden, Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Richard Specht. Zweiter Band. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhdlg. Nachf.
Helbig, Carl Ernst, Die erste Erfindung. Vorgeschichtliche und kulturhistorische Gedanken. Zweite unveränderte Auflage. Dresden-A., Oscar Damm.
Heller, O., Primadonna. Erzählung. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise.) Band 111. Berlin W., Albert Goldschmidt.
Heyse, Paul, Romane. 29.—33. Lieferung. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlg. Nachf., G. m. b. H.
Höppner, Julius, Anleitung zur Blumenmalerei in Wasserfarben (Aquarell-Malerei.) Erweiterter Sonderdruck aus der Schule der Blumenmalerei. Leipzig, A. Haberland.
Jacobowski, Ludwig, Loki, Roman eines Gottes. Zweite Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.
Idel, Wilhelm, Irmgard von Berg. Dramatische Gedichte. Elberfeld, Baedeker'sche Buchhandlg., A. Martini u. Grüttefien.
Jensen, Wilhelm, Der Tag von Stralsund. Ein Bild aus der Hansezeit. (Max Hesses Volksbücherei No. 3—4.) Leipzig, Max Hesses Verlag.
Landauer, Gustav, Macht und Mächte. Novellen. Berlin, Egon Fleischel & Co.
Lüders, A., Anleitung zur Aquarell-, Gouache- und Chromo-Malerei. Fingerzeige für Anfänger. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage, Leipzig-R., E. Haberland.
Lyk, Hugo, Gedichte. Eine Seelengeschichte. Diessen, Verlagsanstalt Jos. C. Huber.
Marshall, Dr., W., Die Tiere der Erde. Eine volkstümliche Uebersicht über die Naturgeschichte der Tiere. Ueber 1000 Abbildungen und 25 farbige Tafeln nach dem Leben. 9. u. 10. Lieferung. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Meister Eckharts Mystische Schriften. In unsere Sprache übertragen von Gustav Landauer. Berlin, Karl Schnabel (Axel Junckers Buchhandlung).
Merk, E., Das Rätsel der Bergnacht. Roman. (Goldschmidts Bibliothek für Haus u. Reise.) (Band 112.) Berlin W., Albert Goldschmidt.
Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- u. Sprech-Unterricht für das Selbststudium der russischen Sprache von K. Blattner unter Mitwirkung von L. v. Marnitz u. P. Perwow. 36 Brief, sowie 2., 3., 4. Beilage und Sachregister. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.
— Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der spanischen Sprache von Dr. S. Gräfenberg unter Mitwirkung von D. Antonio Paz y Mélia. 29.—32. Brief. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Méville, H. de, Die Handelsmarine und ihre Laufbahnen. Ein Handbuch alles Wissenswerten über die Handelsflotte. Nebst einem Anhang: Auszug aus der neuen deutschen Seemannsordnung. Mit 5 Farbendrucken nach Aquarellen von Prof. Hans Bohrdt und Willy Stöwer, zahlreichen Volksbildern und Textillustrationen, technischen Zeichnungen v. d. Hand des Verfassers, Signalflaggen-Tafel, Karten der Dampfer-Linien der Hamburg-Amerika-Linie, des Norddeutsch. Lloyd u. a. Rostock, C. J. E. Volckmann (Volckmann u. Wette.)

Meyer-Förster, Wilh., Die Fahrt um die Erde. Roman. Neue illustrirte Ausgabe mit 25 Bildern von Adolf Wald, Zweites Tausend. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Mosapp, Dr. Hermann, Wilhelm Hauff. (Ein Volksabend herausgegeben von Hermann Kaiser 2. Heft). Gotha, Verlagsbureau.

Müller-Bohn, Hermann, Königin Luise. (Ein Volksabend herausgegeben von Hermann Kaiser 3. Heft). Gotha, Verlagsbureau.

Ompteda, Georg. Freiherr von, Nerven, Novellen. Berlin, Egon Fleischel & Co.

Platzhoff-Lejeune, Eduard, Werk und Persönlichkeit. Zu einer Theorie der Biographie. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Richter, Raoul, Friedrich Nietzsche, sein Leben und sein Werk. Fünfzehn Vorlesungen gehalten an der Universität zu Leipzig. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.

Sieroszewski, W., Sibirische Erzählungen. Autorisirte Uebersetzung von M. Sutram. (Internationale Novellenbibliothek No. 4.) München, Dr. J. Marchlewski & Co.

Spanier, Dr. M., Hans Thoma und seine Kunst für das Volk. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Stein der Weisen, Der, Illustrirte Halbmonatschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. 9. u. 10. Heft, 16. Jahrg. Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Stifter, Adalbert, Prokopus, Die drei Schmiede ihres Schicksals. Zwei Erzählungen. (Max Hesses Volksbücherei No. 5.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

— Der Waldbrunnen. Nachkommenschaften. Zwei Erzählungen. (Max Hesses Volksbücherei 29.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

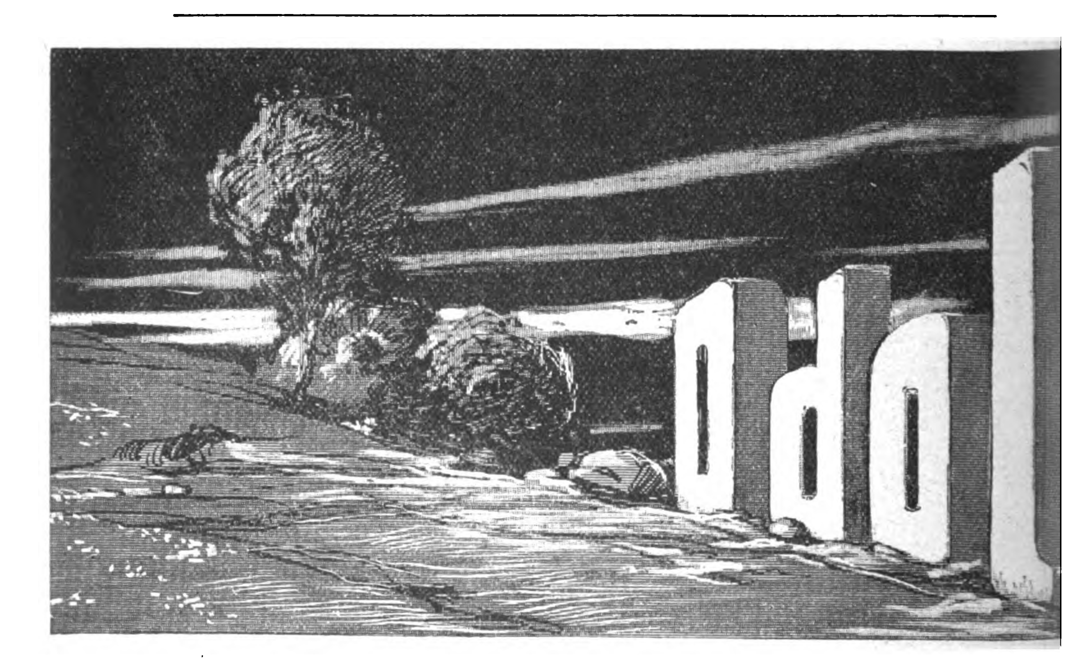
Thoma, Ludwig und Heine, Th. Th., Das grosse Malöhr im Juni 1903. München, Albert Langen.

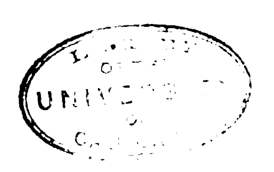
Walter, Paul Friedrich, und Curt L., Hochland. Blätter für Höhenkunst und Geisteskultur. Viertes Heft. Dresden, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhandlung).

Wolff, Franz, Schattenrisse. Vier Einakter. 1. Eine Verlobung. 2. Der Ueberwinder. 3. Liebeswechsel. 4. Jubiläum. Leipzig, Oswald Mutze.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.







Clara Viebig

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender, Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

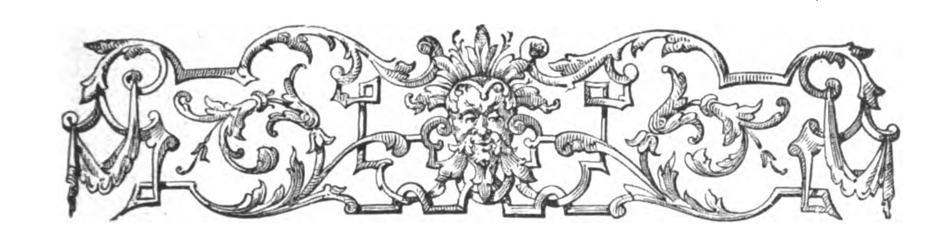
Paul Lindau.

CVII. Band. — November 1903. — Heft 320.

Mit einem Portrait in Radirung: Clara Viebig.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Der Maler.

Novelle.

Von

Hellmuth Mielke.

— Barmen. —

(Schluß.)



Gern hätte sich Richard verabschiedet, als sie nach Hause gekommen waren, aber der Maler ließ ihn nicht los. Was er sich denn eigentlich denke? Den ganzen Tag sei er mit Fräulein Helene herumspaziert, nun müsse er auch ihm, dem Freunde, sich einmal widmen, der leider Gottes wie ein elender Tagelöhner im Dienst der sogenannten Kunst habe frohnen und, was noch widerwärtiger sei, mit unverständigen Geldprotzen habe schachern und feilschen müssen. Jetzt wollten sie einmal Beide zusammen auf die Reise gehen, aber in die „Wildniß der Großstadt" hinein, da, wo sie am tiefsten sei; er bürge ihm jedoch dafür, daß er ihn zu mehr als einer stillversteckten Oase führen werde, wo eine liebliche Quelle des sorgenbrechenden Nektars sprudele und sie im Schatten kühler Denkungsarten die „alten Zeiten und die freie Schweiz" vergnügt leben lassen könnten.

„Nunc est bibendum, nunc pede libero tellus pulsanda!" schloß der Maler, der nun einmal während des Abendbrotes, das Tante Schöllchen mit kaltem Aufschnitt einfach und appetitlich bereitet hatte, ins Citiren geraten war. „Das Einzige, Menschenskind, was ich von dem ollen Horaz außer dem „Persicos odi puer apparatus" noch weiß. Diesmal kommen Sie aber nicht mit, Fräulein Helene."

„Ich gönne den Herren gern allein ihren abendlichen Spaziergang," erwiderte sie heiter.

„Aber morgen — morgen Abend gehen wir zusammen aus. Du, sag' mal, warst Du schon in einer Theaterbude?" wandte er sich an Richard.

„Einmal im Schauspielhause."

„Und es hat Dir gefallen? Natürlich, gewiß was Klassisches? Ich bin seit Jahr und Tag in keinem Musentempel gewesen. Das machen wir mal morgen zusammen. Da müssen Sie mitkommen, Fräulein Helene, in Ihrem Buxtehude zu Hause werden Sie wohl nicht viel von so was zu sehen bekommen haben."

„Ich selbst werde wahrscheinlich morgen Abend nicht mehr hier sein," suchte Richard abzulehnen. „Du weißt, mich ruft die Pflicht."

„Ach Unsinn! — Na, wir sprechen noch darüber. Einstweilen ist das Programm festgesetzt, und nu 'rin ins Vergnügen." Damit warf er seine Serviette hin. „Ich muß mal ein bischen auftauen, namentlich bei dieser Sommerhitze."

Sie standen auf, während Helene mit der Tante den Tisch abzuräumen begann.

„Adieu, Fräulein Helene! Adieu, Tantchen!" schrie der Maler, sich seinen Filzhut auf das gelichtete Haupt stülpend.

Richard hatte vor, endgültigen Abschied von den beiden Frauen zu nehmen. Allein er hatte kaum begonnen, zu Helene einige Worte des Dankes zu äußern, als der Andere fast heftig dazwischenfuhr:

„Ach, Quatsch! Du kommst ja morgen wieder, Menschenskind. Is ja gar nich. Das giebt's nich. Hören Sie ihn nicht an, Fräulein Helene, laufen Sie weg."

Sie hielt seine Hand in der ihrigen, ein Zug von Verlegenheit oder Trauer hatte sich in ihrem Gesicht ausgeprägt, als Richard zu ihr sprach.

„Soll ich fortlaufen, Herr Oberlehrer?" fragte sie bittend, und als er, nachgiebig geworden, zusagte, daß er morgen doch wieder vorkommen werde, fühlte er an seiner Hand einen sanften Druck ihres Dankes.

„Ich danke Ihnen herzlich, Herr Oberlehrer, für das schöne Vergnügen, das Sie mir heute den Tag über bereitet haben," sagte sie.

„Im Gegenteil bin ich Ihnen dankbar, Fräulein, daß Sie sich meiner Gesellschaft gewidmet haben," erwiderte er.

Ihre Hände lagen noch ineinander, und während sie diese konventionellen Worte wechselten, sprachen ihre Blicke noch einmal von dem, was er ihr bekannt hatte.

Der Maler wurde ungeduldig und nervös und fing in seiner burschikosen Art zu schimpfen an, indem er zur Eile antrieb. Richard war peinlich berührt, und er bereute es nun nicht, seinen Abschied auf morgen verschoben zu haben.

Es war schon nach zehn Uhr, als die beiden Freunde sich, wie Gustav es ausgedrückt hatte, in die Wildniß der Großstadt stürzten. Nur mit innerem Seufzen fügte sich der Oberlehrer, denn er war kein Freund von Kneipreisen, am wenigsten heute, wo alle die Erinnerungen mit tausend süß-schmerzlichen Empfindungen in ihm wach geworden waren. Aber er durfte es Gustav nicht gut abschlagen.

Der Maler schleppte ihn von einem Restaurant zum anderen. Ueberall trug er sein lärmend-burschikoses Wesen zur Schau, bändelte mit den Gästen an, zankte mit den Kellnern und schrie auch wohl mit lauter Stimme durch das Lokal, daß alle Welt verwundert auf ihn die Blicke richtete.

Mit Schrecken sah Richard, der diesem Benehmen des Freundes vergebens zu steuern suchte, daß Gustav sich auch im Trinken keinerlei Zurückhaltung auferlegte. Er behauptete, die Hitze mache ihn durstig; Glas auf Glas goß er so hinunter, ohne daß es ihm in der Tat anscheinend viel schadete, denn sein Schreien und seine heftigen Geberden kamen mehr auf Rechnung seines Naturells.

Zu irgend einer intimen, gemütlichen Aussprache zwischen den Beiden fand sich unter diesen Umständen keine Gelegenheit, und Richard hätte es schließlich doch vorgezogen, sich einfach frei zu machen und sein Hotel aufzusuchen, aber Gustav klammerte sich wie eine Klette an ihn und ließ nicht locker.

Endlich wurde der Sache dadurch ein Ende gemacht, daß in einem Weinrestaurant der Maler wegen seines Benehmens von dem Wirt mit Hülfe eines Kellners an die frische Luft gesetzt wurde. Innerlich empört folgte ihm Richard auf die Straße, wo er den Freund zwischen zwei Laternen mit lautem Gelächter wie einen Wilden auf dem Fahrdamm herumtanzen sah; er schien sich vor Vergnügen über das Abenteuer ausschütten zu wollen.

Mit einem Griff packte ihn Richard unter dem Arm und zog ihn fort.

„Ich finde Dein Benehmen unverantwortlich, Gustav. Du benimmst Dich wie ein betrunkener Student und nicht wie ein anständiger Künstler.“

„Aber erlaube mal, Menschenskind, es ist ja nur ein Ulk.“

„Ich meine doch, daß wir Beide aus den Jahren heraus sind, um solchen Ulk noch treiben zu dürfen. Was soll ich von Dir überhaupt denken? Du spielst Dich auf den überzeugten Buddhisten hinaus, malst Bilder, mit denen Du der Welt Buße und Entsagung predigst, und dann machst Du Dich zum Hohn und Spott Deiner Mitmenschen. Gustav, Gustav, was ist aus Dir geworden?

„Was aus mir geworden ist? Zum Teufel, was geht's Dich an, Du Schulmeister?“

„So geh' und leb' wohl!“ sagte Richard, dem das Blut zu Kopfe stieg, und gab ihn frei.

„Halt!“ Und der Maler hatte den ihm entzogenen Arm rasch wieder erfaßt. „Um mich mit Dir zu zanken, bin ich nicht ausgegangen, Menschenskind, und zwei Freunde wie wir Beide hätten — beim Buddha! — was Besseres zu tun, als Einer dem Anderen einen dummen Streich übel zu nehmen.“

Er schien vollständig ernüchtert, während er wieder neben ihm her schritt.

„Nein, nicht deswegen bin ich mit Dir ausgegangen, Richard —“ wiederholte er. „Ich wollte ja ganz was Anderes mit Dir — aber siehst Du, Menschenskind, wie wir so herausgekommen sind in diese Kulturwildniß mit ihren Affen, Wölfen und Schlangen, in dies Sodom und Gomorrha von Gemeinheit, Stumpfsinn und Brutalität, da ist der Kerl in mir wieder rege geworden, der gemeine Lump, der sich da in seinem Element fühlt, — der Satan!“ setzte er mit heiserer Stimme hinzu.

„Ich verstehe nicht, was Du meinst!“ erwiderte Richard. Seine Gereiztheit hatte sich noch nicht vollkommen gelegt, und sein Ton war kühl und kalt.

„Ich will es Dir sagen, Menschenskind, Alles will ich Dir sagen, wie ich es ja vorhatte. Tue mir nur die Liebe und schneide kein so fremdes Gesicht. Es giebt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als sich auch Deine Schulweisheit träumen läßt. Komm, wir wollen vernünftig sein, ganz vernünftig — hier an der Ecke ist ein Café, es ist leidlich anständig und hoffentlich kein Mensch drin! Komm!“

Er legte wie bittend Richard die Hand auf die Schulter. Dieser zögerte.

„Bei unserer Jugendfreundschaft, so laß es Dir doch nicht noch einmal sagen. Ich habe ein Anliegen — helfen sollst Du mir, wie Du es früher getan. Soll ich Dich nach Jahren vergebens bitten? Also sei barmherzig, Menschenskind!“

Ein Klang erregten Ernstes lag in seinen Worten. Richard fügte sich, und zusammen betraten sie das kleine Café, in welchem sie ein Nebenzimmer vollständig unbesetzt fanden; Niemand störte sie, nur der verschlafene Ruf des Kellners an das Buffetfräulein im Hauptraum schlug bisweilen an ihr Ohr, und über ihnen summte das Gas des Kronleuchters seine einförmige Melodie.

Der Kellner hatte zwei große Pilsner gebracht. — Gustav hob das Glas.

„Prost, Menschenskind! Siehst Du, beinahe hätten wir uns verknurrt. Ach, das schlägt nieder, vorzüglicher Tropfen!“ Er wischte sich den Schaum von seinen bärtigen Lippen. „Wir uns Beide verknurrt? Beim Buddha, es hätte mir riesig leid getan.“

„Es wäre mir ebenso schmerzlich gewesen, Du kannst es mir glauben,“ beteuerte Richard.

„Das laß ein Wort sein — darauf wollen wir anstoßen. Auf ewige Freundschaft, bis wir wieder auf die Welt kommen. Und auch dann noch. Die Hand darauf, oller Junge. Was auch kommen mag — schlag ein! Wir wollen stets wie Freunde an einander handeln. Wie heißen die beiden Kerle in Schillers ‚Bürgschaft‘ doch? — Du wirst es ja wissen. Also so!“

Er hielt ihm fast feierlich die Hand hin, in die Richard einschlug.

„Du hast mir vorhin was übel genommen," fuhr der Maler fort, „mir Vorwürfe gemacht über mein Benehmen. Wie ich als Buddhist so was wie ein Trunkenbold sein könnte. Still, Menschenskind, red' nicht dagegen. Es ist, wie es ist, und es hat lange gedauert, ehe ich begriff, warum es so ist. Ich will's Dir sagen."

Er bog sich zu ihm herüber, seine Augen glänzten dabei in einem fahlen, verschleierten Ausdruck, wie er Trunksüchtigen und Menschen eigen, die, während sie reden, mit ihren Gedanken in irgend einer Ferne herumschweifen.

„Es ist mein Karma! Weißt Du, was Karma im Buddhismus bedeutet? Es ist schwer zu erklären und doch wieder leicht. Karma ist — nenn' es Verhängniß oder nenn' es Dich selbst. Es ist Beides. Verstehst Du? Nein? Es läßt sich kurz in einem Satz ausdrücken: Dein Leben ist Dein Gericht."

„Ein furchtbares Wort, dieser Ausspruch! Wenn das wäre — es wäre schrecklich! — Wie kommst Du zu einer so grauenhaften Philosophie?"

„Schrecklich, aber wahr, Menschenskind! Sinne drüber nach, und Du wirst es finden — in Dir!"

„Mein Leben — mein Gericht?" Und indem Alles, was er gelitten, in Richards Denken zurückströmte, setzte er bitter hinzu: „Was müßte ich nicht begangen haben, wenn ich das verdienen sollte — als Strafe oder Züchtigung — was ich habe ertragen müssen."

„Du nicht, aber der in Dir, der Andere, der mit Dir lebt, von dessen Leben Du nur ein Teil bist, wie das Wort, das Du sprichst, nur ein Teil von Deinem Innern ist. Der vor Dir war und der nach Dir sein wird, und der immer wiederkehrt, weil er immer neu geboren wird."

„Du sprichst von der buddhistischen Lehre der Wiedergeburt?"

„Nenn es keine Lehre, es ist eine Wahrheit. Und sie wird in Jedem lebendig, den Buddha erleuchtet. Mich hat Buddha erleuchtet — ich weiß, wer ich bin."

„Und woher weißt Du das?" Mit einem matten Versuch wollte Richard das Gespräch in's Scherzhafte ziehen, aber der Andere ließ sich nicht beirren. Nur daß er, der sonst laut und fahrig zu reden pflegte, seine Stimme dämpfte, daß sie bisweilen wie ein Flüstern klang.

„Weil ich es spüre, daß in mir noch ein Anderer lebt, ein Wesen, ich selbst und doch gemeiner, wilder, gefährlicher als ich. Die frommen Christen sprechen ja immer vom alten Adam. Siehst Du, der alte Adam ist unser eigener Ahn in uns, der vor tausend Jahren einmal lebte, auch heute nicht tot, sondern nur wie im Traum und Schlaf in uns. Bis er auf einmal aufgeweckt wird und sein tolles Spukleben beginnt. Da kannst Du die schönsten Vorsätze haben, er ringt sie nieder. Wie ein Dämon preßt er Dein Herz, Deinen Willen und Deine Hand in seine Macht, daß

Du tust, was er will. Ja, ich will es Dir verraten, wenn Dir davor nicht graut — ich weiß, daß in mir ein Mörder steckt — Einer, der vor Jahrhunderten seine Schandtaten begangen hat und den es immer noch nach neuen Schandtaten verlangt."

„Aber, Gustav, was für ein absonderlicher Einfall!"

„Ja, Menschenskind, vielleicht wird es Dir schwer, Dich darein zu finden, darein zu denken. Denn Deine Seele saß, wie ich Dich kenne, einmal in irgend einer frommen Mönchskutte, schmierte Psalmen ab und sang die Messe, während die meine zwischen Wald und Galgen hin- und herjagte. Ich habe noch so die Empfindung, daß sie den Andern in mir einmal grausam gefoltert haben müssen, die Hunde!"

Er sprach es ganz ernsthaft aus, mit einem gewissen Abscheu und einem leisen Grauen in den Worten, die verschleierten Augen auf das Bierglas gesenkt, als sei er wirklich davon überzeugt, daß er schon in seinem früheren Leben etwas Furchtbares erduldet habe, was auf sein jetziges noch wirken müsse.

„Ich beschwöre Dich, Gustav," bat Richard, „gieb Dich nicht so phantastischen Vorstellungen hin. Wie kannst Du nur aus dem Buddhismus Dir derartige Ideen zurecht brauen? Was hast Du, ein Künstler, mit Mord und Mördern zu tun? Es klingt ja wie ein schlechter Scherz, den Du mit Dir selber treibst."

Wieder bog sich der Maler zu ihm herüber, und seine heisere Stimme tuschelte grimmig:

„Und wenn diese meine beiden Hände, siehst Du, diese Finger hier, einmal einen schönen Hals umspannt hätten wie die Othellos die Kehle seiner Desdemona — wenn sie gedrückt und gekrallt hätten, bis sie zuletzt selbst starr und kalt wurden — wäre das auch ein Scherz?"

„Gustav!"

„Pst — still! Siehst Du, so war's, und das Werk war's des Teufels, des Andern in mir."

„Gustav, es kann nicht wahr sein."

„Es ist wahr — doch beruhige Dich. Ich will Dir Alles sagen. In dem Weib steckte ein Teufel, der größer und mächtiger war als der meine. Er stierte mich mit seinen gräßlichen Augen an, wie ich's tat — und dieser Schlangenblick hypnotisirte den Mörder in mir. Ich ließ das Weib fahren, das ich morden wollte und das — verstehst Du — mein Weib war. Ich ließ es fahren — das Weib und seinen Geliebten."

Fassungslos blickte Richard den Freund an. Das war kein Wahnwitz, sondern furchtbare Wahrheit — er fühlte es, und er fühlte mit dumpfem Grauen zugleich, daß über den Andern ein Schicksal gekommen war, größer und schwerer als sein eigenes Leid.

„Aber wie konntest Du — Dein Weib —?"

„Ich sagte es Dir ja — der Ahn in mir war's, der Teufel. Du

hast ja auch Dein Weib verloren. — Sag', hast Du sie geliebt, war sie schön?"

„Ob ich sie geliebt habe? Was fragst Du so? Ich glaube, die Liebe liebt immer nur das Schönste, und sie war es für mich — das Schönste, was die Welt hatte."

„Aber mein Weib war schön, nicht blos für mich, sondern auch für die Welt. Du hast das Deine begraben, Du bist besser daran, denn Du weißt es nun sicher für alle Zeit gebettet, das Schönste, was Du kennst. Aber meins! Ach, wenn Du Dir denken könntest, wie ich sie geliebt habe! So als Mann mit der Jünglingsschwärmerei des Künstlers, der in dem Weib noch ein Götterbild sieht, das mit geheimem Zauber sein Leben, sein Schaffen bestimmt. Und mich, der seine Kunst, sein Leben zu ihrem Tempel machte, mich konnte sie betrügen, — mich verraten an einen Fant, an ein Nichts von Menschen, an eine alberne, bunte Eintagsfliege — mich, mich!"

Und der Maler bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Seine Brust keuchte, sein Atem ging schwer, und sein ganzer Körper schien zu erzittern. Dann richtete er sich wieder auf.

„Bah, glaube nicht, Menschenskind, daß ich noch jetzt darum jammere. Da ich sie nicht umbringen konnte, habe ich sie ziehen lassen. Sela! Möge sie glücklich sein. Ich kann ruhig und friedfertig sein wie ein Weiser aus dem Morgenlande und Alles verzeihen und vergeben, seit Buddha mich erleuchtet hat. — Nur der in mir macht mir zu schaffen. — Mein Karma!"

„Wie tief mußt Du gelitten haben, — armer Gustav, wie tief! — Und ich habe nie davon erfahren." Und Richard streckte ihm die Hand hin.

„Wohl Dir, daß Du nichts davon erfahren, und das, was ich Dir erzählt, ist noch nicht Alles — nicht einmal das Entsetzlichste. Der Kerl da in mir wollte unter allen Umständen Blut sehen. Daß ich Dir's sage, — ich habe in meinem Atelier ein Dolchmesser — es klebt Blut daran, mein Blut! Sei ruhig, es traf nur auf die Rippen, und wider Willen kam ich mit einer leichten Wunde davon. Es war obenein Unsinn, denn seit Buddha mich erleuchtet hat, weiß ich, daß man ja doch wieder auf diese elende Welt kommt und daß die Geschichte wieder von vorn anfängt. Das ist nicht das Schreckliche, was ich meine. Es ist viel schlimmer, oh, viel schlimmer."

Er starrte vor sich hin, und sein Gesicht gewann einen öden Ausdruck der Verzweiflung und des Ingrimms, der Richard mit neuem Schrecken erfüllte.

„Siehst Du," fuhr der Maler stoßweise fort, „daran habe ich erkannt, wer in mir haust und daß er mein bitterster Todfeind ist. So lange schlief

er, bis mein treuloses Weib ihn weckte. Und, einmal aufgeschreckt aus seinem Schlaf, verwüstete er mir nicht nur das Leben, sondern das, woran ich hänge, solange ich davon weiß, was mir vielleicht mehr wert war als Weib und Leben. Meine Kunst hat der Schuft mir vernichtet, meine Kraft hat er mir gebrochen und mich tausend Qualen ausgeliefert. Die Hölle, von der die frommen Christen reden, die trage ich in mir. Weißt Du etwas von der verzehrenden Pein, wenn man Pläne, Hoffnungen, Illusionen in sich trägt, voll bis zum Ersticken, schaffen, schaffen und schaffen möchte und dann, wenn man den Pinsel in die Hand nimmt, — ritsch, ratsch — Alles zerrissen, Alles Fetzen, fortgeblasen vom Winde, nichts — nichts kommt aus den Fingern heraus — Himmeldonnerwetter!" Er schlug mit der Hand auf den Tisch, daß die Gläser klirrten, die Augen quollen ihm aus dem verzerrten Gesicht.

„Gustav, ich beschwöre Dich, sei ruhig," flehte Richard, ihm die Hand auf die Schulter legend.

„Ich will nicht ruhig sein. Ich kann nicht ruhig sein, ich trage einen Mörder in mir herum, der meine Hand lähmt, meine Augen verblendet, mir die Farben verschmiert, mir meine Entwürfe mordet. Zum elendesten Stümper hat er mich gemacht, der Lump, der Schuft, der Satan, nieder, nieder mit ihm!"

Mit erregter Stimme schrie es der Maler durch den stillen Raum, mit den Händen durch die Luft fuchtelnd, als kämpfe er mit einem unsichtbaren Gegner. Seine Fäuste faßten einen Stuhl und schmetterten ihn auf die Erde, sodaß die Lehne krachend abbrach.

Aus dem Café liefen die wenigen Gäste, der Wirt und der Kellner herbei in dem Glauben, zwischen den Beiden sei ein hitziger Streit ausgebrochen. Aber schon war der Maler wie teilnahmslos auf seinen Sitz zurückgefallen, und in völliger Teilnahmlosigkeit überließ er Richard auch die Auseinandersetzung mit dem Wirt.

Diese Auseinandersetzung verlief nicht so ungemütlich, wie Richard gefürchtet hatte, denn auf die Versicherung, daß es sich um keinen Streit, sondern nur um einen etwas temperamentvollen Ausbruch handle, und daß sie Beide selbstverständlich für den Schaden aufkämen, zog der Wirt friedlichere Saiten auf. Er kannte, wie er mit einigem Grinsen Richard im Geheim erklärte, den „verrückten Maler" schon von früheren Besuchen. Das war so seine Art, wenn er einen Sparren weg hatte. Aber trinken dürfe er unter keinen Umständen noch etwas.

Geduldig wie ein Kind folgte Gustav der Weisung, daß sie das Lokal zu verlassen hätten. Er schien seine Selbstbesinnung zurückgewonnen zu haben.

Sein Gesicht war leichenblaß, und doch taumelte er nicht, als sie sich draußen befanden, sondern ging mit ruhigen und sicheren Schritten.

Trotzdem war am Ende nicht ratsam, ihn den Heimweg durch das

nächtliche Berlin allein antreten zu lassen. Richard winkte eine vorüberfahrende offene Droschke an.

„Wohin soll ich fahren?" fragte der Kutscher, während sie einstiegen, und ehe Richard Auskunft geben konnte, sagte der Maler in diktatorischem Ton:

„Eine Stunde spazieren fahren — durch den Tiergarten. Vorwärts, Männeken!"

Richard wollte zuerst dagegen Einspruch erheben, aber er besann sich. Was tat es nun noch, ob sie eine Stunde früher oder später nach Hause kamen? Und die frische Luft war am Ende gut für sie, auch für ihn, der sich von dem Wirrwarr dieses Abends, von der Scene im Café tief erschüttert fühlte.

Schweigend lehnten sie sich Beide in den Rücksitz des Wagens zurück, denn auch der Maler sagte kein Wort mehr; vielleicht schlief er gar.

Der Wagen rollte durch die Straßen, auf denen der Verkehr bereits zu veröden begonnen hatte. Die Laternen, das elektrische Bogenlicht schossen ihre scharfen Flammen durch das Dunkel, so daß Richard die Augen schmerzten. Er sah nichts von den Gestalten, die johlend hier und da an einer Ecke auftauchten, von den Söhnen und Töchtern der Nacht, die in dem steinernen Bauch der Weltstadt herumtollten, er fühlte nur die spitzen Strahlen des zuckenden Lichtes, das immer wieder auf ihn einströmte, während er seinen trüben Gedanken nachhing.

Das war das Leben! Er hatte gemeint, der Unglücklichste aller Sterblichen zu sein, und sein armer Freund war noch unglücklicher. Der hatte recht: die teure Tote war sicher gebettet und schlief ihren stillen Schlaf, erhaben über jede irdische Gemeinheit, die ihre Schlammwogen durch das Dasein der Lebendigen wälzt. Und in seiner Erinnerung war sie ja nicht tot, war ihr Andenken wie ein fortlebender Segen, der ihn selbst, seine Gedanken und Wünsche reinigte und heiligte.

Jenem aber hatte sein Weib das Leben verwüstet. Diese Frau war wie ein unsauberer Geist nicht bloß in den Frieden seines Hauses, sondern auch in seine innere Welt eingebrochen; sie hatte den Mann siech gemacht und entnervt — und ihr Andenken war wie ein Fluch, der fortdauernd in seiner Seele wirkte. —

Sein armer Freund!

Vor zwei Jahrzehnten hoben zwei Jünglinge einst in sehnsüchtigem Jubel ihre hellen Augen zur Sonne empor, zur Spenderin alles Glückes, zur großen Urquelle des Lebens, die unermeßliche Ströme von Licht und Frohsinn auf die Erde entsendet, daß ihre Menschenkinder sich darin baden sollen. Er dachte an dies Einst, und indem sein Gedanke den langen, so rasch vergangenen Zeitraum seit jenen Tagen durchlief, fand er sich in der traurigen Gegenwart dieser nächtlichen Fahrt wieder, die sie wie zwei sterbende, gebrochene Seelen durch zuckende Lichtflammen in das stille Dunkel

führte, — in das Dunkel des Tiergartens, in dessen Alleen der Wagen jetzt einbog.

Und dem trübsinnigen Mann taten das Dunkel und die Stille wohl. Hier war die Luft frisch und mild, in schweren Schatten atmeten und flüsterten die Bäume zu beiden Seiten des Weges. Von einem fahlblauen Himmel glitzerten sanfte Sterne herab.

Der Maler, der in dem Wagen wortlos und wie zusammengekauert gesessen hatte, regte sich jetzt, als sie am großen Stern angelangt waren.

„Weißt Du, was wir nun tun?" fragte er.

„Ich finde die Fahrt sehr schön. Laß uns doch noch etwas fahren, Gustav. Man kann in dieser Luft so still für sich denken."

„Gut, noch eine Weile. Ich wüßte aber noch was Besseres, Menschenskind."

„Und?"

„Einen kleinen Bummel zu Fuß durch den Tiergarten."

„Wollen wir nicht lieber nach Hause fahren? Es ist zwei Uhr."

„Können wir nachher machen. Lassen wir den Kutscher am großen Stern auf uns warten. Eine halbe Stunde nur! Das Gehen bekommt mir besser."

„Wie Du willst."

Sie verständigten sich mit dem Kutscher und verließen den Wagen. Der Maler schlug irgend einen Seitenweg ein. Er war ganz ruhig, doch wohl abgespannt, denn während sie gingen, sprach er wieder kein Wort. Ein Jeder von ihnen überließ sich nach wie vor seinen Gedanken.

Niemand kam ihnen zwischen den Bäumen entgegen. Das Schweigen der Nacht ruhte auf den verlassenen Wegen, die kaum den Schall ihrer Fußtritte wiedergaben. Die Luft war so köstlich, daß sie jeden Bann von der Brust zu nehmen schien. Die große Lunge der Weltstadt atmete in vollen Zügen, während sie nichts mehr von dem unruhigen Herzschlag derselben spürten. Aber es lag auch etwas Heimliches in dieser dunklen Stille, die die Sinne leise wieder erregte.

Und Richard dachte auf einmal an den Grunewald und an seinen Ausflug mit Helene, den sie Beide am Vormittag unternommen. Der Gegensatz bewegte sein Gemüt. Im Sonnenschein hatte der grüne Zauber der Natur ihn da umhüllt — ihn und sie — und jetzt war es mattes Sternenlicht, bei dem er mit dem Freunde im Halbdunkel unter den schwarzen, ernsten Umrissen des Waldes einen unbestimmten Weg suchte, ziel- und zwecklos, wie es am Vormittag auch der Fall gewesen. Aber ihm war, indem die liebe, anmutige Gestalt des jungen Mädchens, vom hellen Licht umflossen, in ihm auftauchte, als habe ihn am Vormittag das verlorene Glück geführt und als leite ihn jetzt im Dunkel das Unheil. Eine peinliche Empfindung stieg in ihm auf, gegen die er sich wehren mußte.

„Wollen wir nicht umkehren?" fragte er. „Es ist Zeit, Gustav!"

Doch der Maler hatte etwas entdeckt — eine Bank. Sie mußten nicht weit vom neuen See sein. In demselben Augenblick, als Richard die Frage tat, hatte er auf der Bank Platz genommen.

„Ein paar Minuten. Hier ist ein lauschiges Plätzchen."

„Ist Dir besser geworden, Gustav?" fragte Richard unschlüssig.

„Ja, bedeutend, Menschenskind. Doch ein paar Minuten." Er machte eine müde, bittende Bewegung, so daß Richard nicht zu widersprechen wagte.

Schweigend saßen sie eine Zeit lang nebeneinander. Der Maler hatte die Arme auf die Knie gelegt und ließ den Kopf hängen.

„Hier hat man mal Ruhe von der Jagd!" begann er wie vor sich hin.

„Eine herrliche Nacht!" erwiderte Richard, um doch auch etwas zu sagen.

„Ein schönes Bild — wir zwei Kneipbrüder hier! Wie? Aber auf dieser Bank sitze ich, glaub' ich, nicht zum ersten Mal. Wenn man aus der großen Kulturwildniß da drüben in die Einsamkeit flüchten will, so bleibt einem nur übrig, sich bei Nacht in den Tiergarten zu machen. So dachte ich mir das auch heute."

„Aber nach Hause müssen wir doch auch einmal kommen?"

Richard suchte sich zu einem scherzenden Ton zu zwingen.

„Erst haben wir noch etwas zu erledigen. Oder meinst Du, ich hätte ohne Absicht Dich hierhergeschleppt?" Es lag etwas Lauerndes in der Frage, was Richard betroffen machte.

So war sie kein Zufall, diese nächtliche Fahrt, eine Berechnung lag ihr zu Grunde. Und umso unangenehmer fühlte er sich davon berührt, als seine eigenen, halb schon vom Traum umfangenen Gedanken ganz wo anders weilten. Er dachte nur noch an den Vormittag, an den Sonnenschein des Grunewaldes und an Helene.

Von dem Maler schien jede Müdigkeit abzufallen; er schwatzte fort:

„Siehst Du, ich habe Dir noch etwas zu bekennen. Da — vorhin konnte ich es nicht. Der in mir war wieder über mich gekommen und auch sonst — ich hätte es nicht fertig gebracht, wo mich Alles beunruhigt und reizt. Hier ist Friede, und hier" — er machte eine kleine Pause, ehe er fortfuhr: „Hier ist sie wieder da."

„Wer denn, Gustav?"

„Die Sehnsucht, die große Sehnsucht nach Erlösung!" sagte der Andere dumpf. „Spürst Du davon nichts, Menschenskind? Dann bist Du in all Deinem Leid noch glücklich. Aber in mir schreit sie dann, daß ich weinen könnte wie ein Kind."

Schwer legte sich sein Arm auf Richards Schulter.

„Sagt nicht Dein Buddha, daß wir uns selbst erlösen müssen," gab dieser zur Antwort. Er sprach es aus seiner träumerischen Schlaftrunkenheit heraus, ohne viel Ueberlegung, ob die Antwort paßte. Seine Stimmung

war nicht danach, hier unter dem blassen Sternenhimmel zu philosophiren, wie es der Andere im Sinne haben mochte.

„Buddha sagt's — Du hast recht. Aber Buddha war wie Jesus Christus ein Auserlesener der Jahrtausende. Ich bin eine arme Kreatur — mein Karma ist zu schwer. Du weißt, was Karma ist. Der in mir ist mächtiger als mein Fühlen, Denken, Wollen. Ich kann mich nicht selbst erlösen, ich kann es nicht."

Wie ein unterdrücktes Schluchzen kam es aus seinem Munde.

„Du hast Deine Kunst, Gustav. Sie wird Dich befreien und wieder erheben. Glaube es mir."

„Nein, meine Kunst kann mich nicht erlösen. Das ist es gerade. Ich muß wieder Ruhe und Frieden in mir haben, Menschenskind, um schaffen, schaffen zu können!"

„Du wirst sie finden, wenn Du vergessen hast, Gustav. Man muß vergessen."

Aber der Träumer erschrak über seine eigenen Worte, als er sich ihres Sinnes bewußt wurde, und er setzte etwas rascher hinzu, wie um von dem Gespräch abzulenken:

„Du wolltest mir noch etwas bekennen, Gustav. Was war es denn?"

Der Maler atmete ein paar mal schwer. Dann begann er wieder:

„Siehst Du, ein Weib hat mich elend und unglücklich gemacht, daß ich darüber fast alle zu verachten gelernt habe. So ein gewöhnliches Lug- und Trugbild unserer sogenannten Gesellschaft — wenn es Dich anlächelt, giert es schon mit seinem Auge nach einem Andern. Da hab' ich geschworen, keine mehr zu malen — und hab' doch mein Gelübde gebrochen. Denn ich will's Dir sagen, Menschenskind, ich weiß jetzt, daß gerade ein Weib mich auch wieder besser machen könnte. Mich erlösen muß sie — erlösen von mir selbst."

Der Andere stutzte und fuhr aus seinem Traum.

„Du willst Dich wieder verheiraten?" sagte er mit melancholischem Lächeln. „Tu's, Gustav, und Du wirst wieder glücklich sein."

„Weißt Du auch, seit wann ich das weiß? Daß es für mich eine Erlösung giebt, eine Befreiung? Seit dem Tage, wo die Helene ins Haus kam."

„Fräulein Helene!" Wie ein leiser Schreckensruf entfuhr es Richard.

„Bist Du davon überrascht?" sagte der Maler ungewöhnlich sanft. „Hast Du es denn noch nicht selbst gespürt, wie sie ist? Habe ich Dich denn umsonst einen Tag mit ihr zusammen sein lassen? Wenn Eine mir helfen kann, mich von mir selbst zu erlösen, so ist sie's! Und da nun — ach —" er seufzte schwer auf — „hast Du vielleicht sie fragen können, was sie eigentlich gegen mich hat? Denn, Menschenskind, sie hat etwas gegen mich — und ich muß das herausbekommen."

„Aber es ist nichts, Gustav. Fräulein Helene hat mir selbst gesagt,

daß sie Dir sehr dankbar sei für die Güte, mit der Du sie in Deinem Hause aufgenommen, bis sie sich eine Stellung gesucht hätte."

„Stellung? Unsinn! Sie ist viel zu schade für das vornehme Gesindel da hinten." Und er erhob die Hand gegen die Stadt. „Warum hat sie es mir abgeschlagen, sich von mir malen zu lassen?"

„Auch davon sprachen wir zufällig. Sie sagte mir, sie hätte keine Natur zum Stillsitzen."

Der Maler schüttelte den Kopf.

„Nein, das ist es nicht?" sagte er düster.

Ueber den Andern rauschte es wie eine leise Wonne, daß es zwischen dem Freund und ihr eine trennende Schranke gab, aber im nächsten Augenblicke schämte er sich dieser Empfindung als unehrlich.

„Sie hat wirklich nichts gegen Dich, Gustav. Allein wenn ich es sagen soll, es geht Dir wie mir. Wir Beide haben unter unserem Schicksal verlernt, dem weiblichen Geschlecht gefällig zu erscheinen. Mich wundert es nicht, daß Du so geworden. Davon sprach sie, und sie bedauerte Dich zugleich."

„Sie bedauerte mich — wirklich? Und sag', könntest Du glauben, daß sie mich — nein, nein, etwas ist doch zwischen uns! Aber, Menschenskind, meinst Du, daß sie mich einmal lieb haben könnte? Denn ich kann sie nicht mehr entbehren! Sie muß mein Weib werden! Richard, willst Du mir einen Gefallen tun?"

„Gern, wenn ich kann."

„Frage sie, ob sie mich will!"

„Ich soll sie fragen — für Dich?"

„Ja Du! Ich bitte Dich darum. Ich krieg's nicht fertig. Es ist was zwischen uns, und ich fürchte mich, ich könnte Alles verderben, wenn ich sie fragte. Ich habe die Art verlernt, mit Weibern umzugehen. Du hast es selbst gesagt. Und siehst Du, als Du gestern kamst, da sagte ich mir: den Richard schickt Dir der Himmel. Ich habe keinen Freund sonst, wenigstens keinen wie Dich, aus der Jugendzeit. Tu's mir zur Liebe — frage sie morgen, wenn Ihr Beide allein seid."

Richard antwortete erst nicht, dann sagte er: „Das ist zu schwer für mich. Wenn Du einen Fürsprecher brauchst, so wende dich doch an die Tante."

Die Tante — die taube Meerkatze?" Der Maler lachte höhnisch auf. „Mit der man sich kaum verständigen kann? Begreifst Du nicht, daß Einer kommen muß, der mich kennt, der Alles von mir weiß, mein Elend und mein Unwesen? Der ihr sagt, wie ich einst war und warum ich so geworden bin, und der vor Allem ihr sagt, daß ich nur durch sie ein Anderer werden kann — nur durch sie wieder Glück und Frieden finden kann. Denn mich jagt Einer mit der Geißel durch die Wüste! Mensch, Mensch, wenn Du ein Freund von mir bist und nicht mein Leben auf Dein Gewissen haben willst — mein Leben über diese Zeit hinaus, so tust Du's!"

Er trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Wie ein Fieberkranker hatte er gesprochen.

Der Andere saß still da und blickte starr zu den Sternen empor, als erwarte er von ihnen ein Zeichen.

„Wenn Du es wünschest, so will ich es versuchen!“ sagte er. „Aber es kann nur morgen geschehen — übermorgen werde ich nicht mehr in Berlin sein. Und noch eins — wenn sie nein sagt?“

„Sprich zu ihr und laß uns das Uebrige abwarten,“ versetzte der Maler heftig. „Bei Dir ist Alles in bester Hand. Buddha weiß es! Nun komm!“

Er stand auf, und Richard folgte ihm, todmüde an Körper und Seele. Er hörte nur noch die Stimme des Freundes, ohne auf den Sinn der Worte zu achten.

Am großen Stern fanden sie ihre Droschke.

„Also auf heute Mittag!“ rief der Maler, als der Wagen vor seinem Hause hielt und er selbst ausstieg. Ich werde die Helene von Dir grüßen. Gute Nacht, Du lieber Kerl!“

„Gute Nacht!“ erwiderte Richard.

Eine Viertelstunde später war auch er vor seinem Hotel angelangt. Er entkleidete sich in seinem Zimmer rasch und legte sich in das Bett, das Licht löschend. In der nächtlichen Stille und Einsamkeit war er endlich sich ganz zurückgegeben; er wollte sich darauf besinnen, was an diesem Tage mit ihm vorgegangen sei.

Aber seine Gedanken verwirrten sich sogleich, und er verfiel in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

* * *

Am Morgen, als er erwachte, waren ihm seine Gliedmaßen noch wie starr und mit Blei gefüllt, über den Schläfen fühlte er einen dumpfen Schmerz. Bei dem hell durch die Fenstervorhänge brechenden Sonnenschein sah sein verschlafener Blick an der Uhr auf dem Nachttischchen, daß die zehnte Stunde bereits vorüber war.

Es machte ihm bei seinem körperlichen Unbehagen keinen Eindruck; mechanisch streckte er sich wieder in dem Bette aus und schloß die Augen, um weiter zu schlafen. Aber indem er seine Sinne so gegen die Außenwelt von Neuem abzusperren suchte, erwachten langsam in seinem Innern die Gedanken, die den Schlummer verscheuchten. In seiner Erinnerung glitten die Bilder des vergangenen Tages schwerfällig und sprunghaft zurück.

Es war ihm, als ginge er wieder durch den grünen Wald — mit ihr zusammen, und der Schall ihrer Stimme schlug wieder an sein Ohr, der süße Ton der Vergangenheit, und er sah in ihren Augen das verlorene Glück wieder winken und locken: „Such' mich — such' mich!“ War es die Eine oder war es die Andere? Sie zerflossen ihm zu einem Bilde, zu einer

Gestalt; in dem träumerischen Dämmerzustand, der auf ihm lastete, umfing er die Liebliche mit seinen Armen, und während ein Strom von sanft glühendem Feuer ihm durch die Adern schoß, flüsterte er: „Ich liebe Dich — ich liebe Dich!" Er fühlte die Lippen wieder, die er so oft geküßt; sie atmeten den Hauch frischer Waldblumen, herb und würzig. Aber es war die Jugend, die in ihnen duftete.

Dies Bild war nicht von Dauer; ihm unverständlich änderte es sich in jähem Wechsel: was er in den Armen hielt, war nicht mehr die junge, teure Geliebte, sondern eine blasse, kühle Gestalt, starr wie ein Leichnam, und irgend eine Stimme, die nicht die seine war, sprach in ihm: „Sie ist tot — tot!" Eine müde Schwere füllte ihm die Glieder, den Kopf und tötete das Gefühl der Seligkeit, ja es schien ihn selbst zu töten, seine geistigen Kräfte aufzulösen, seinen Atem stocken zu lassen. Und die Stimme raunte ihm zu, langsam und jedes Wort ein Gifttropfen: „So welkt der Mensch wie das Blatt!"

Fast mit einem Schrei fuhr er in die Höhe und richtete sich schweratmend im Bette auf. Er war doch wieder eingeschlafen gewesen; die Uhr ging auf elf. Der Kopf schmerzte ihn noch stärker als vordem.

In halber Betäubung stand er auf und kleidete sich an. Die Melancholie des zweiten Traumbildes wirkte in ihm nach und unterdrückte alle sonstigen Rückerinnerungen. In dem Spiegel der Toilette sah er die grauen Fäden, die sich hier und da schon in sein dunkles Barthaar mischten.

Er sah es — der Herbst des Lebens zog für ihn herauf, und wie lange noch? so kam auch der Winter.

Und er dachte daran, wie er dann einsam und fröstelnd in seinem leeren Heim sitzen würde, und anstatt eines lebendigen Glückes, das ihn wärmen und hegen konnte, saß bei ihm nur der Schatten des toten wie ein düsteres Gespenst und wob sein graues Gespinnst trauernder Gedanken, das ihm Leben und Sterben gleich schrecklich machte.

Nie zuvor hatte dieser Ausblick in die Zukunft ihm sonst Furcht eingeflößt.

Gustav, sein Freund — er war doch glücklich daran! —

Er betrachtete sich genauer in dem Glase. Die Fältchen und Striche über der Nasenwurzel und um die Augenwinkel waren erst feingezogen, noch nicht tief eingegraben, seine Gesichtsfarbe von der Seereise braun und frisch, sein Kopfhaar noch voll und schwarz. Er mußte an die nervösen, verlebten Züge des Freundes, an dessen Platte denken — wie jugendlich erschien er neben ihm!

Er seufzte leise auf, und indem er die elektrische Schelle in Bewegung setzte, bestellte er bei dem Kellner das Frühstück auf das Zimmer. Dann saß er und trank mechanisch wie ein Automat die Schale schwarzen Kaffees, die er sich eingegossen. Und seine Gedanken gingen weiter.

Mit der Toten hatte er immer des Morgens zusammengesessen, ehe er

zum Unterricht in sein Gymnasium ging; er sah es wieder, wie sie ihm das Täßchen füllte, dessen Porzellan ihre kunstfertige Hand einst bemalt. Aber es war auf einmal Helenens runder Arm, und es waren ihre vollen, weißen Finger, die den Henkel der Kanne umschlossen — ganz wie gestern im Grunewald!

War er der Toten schon so ganz untreu geworden, daß sie ihm im Träumen und Wachen durch die Lebende ersetzt wurde? Der Morgentraum mit seinem schneidenden Gegensatz von Lebenswonne und Todesahnung dämmerte in ihm wieder auf. Die Tote wollte allein in seiner Seele leben und nicht zugeben, daß eine Andere darin einzog, um zu herrschen. Es war doch wahr: auch die Toten sind eifersüchtig, und sie haben Grund dazu, weil das Leben, das so viel mächtiger als sie, über sie hinweggeht.

Er lächelte schmerzlich vor sich hin: die teure Tote mochte sich in seinem Herzen beruhigen. Er hatte ja dem Freunde ein Versprechen gegegeben, das jede Eifersucht ersticken mußte, er wollte für ihn, nicht für sich das neue Glück!

Das war noch seine letzte Aufgabe vor seiner Abreise, die er erfüllen mußte. Morgen in aller Frühe — er stellte es aus dem Kursbuch fest — trug ihn der Schnellzug in die Heimat.

Vielleicht war in einigen Wochen Alles und er selbst vergessen — vielleicht!

Er fing an, seine im Zimmer umherliegenden Sachen zu sammeln und seinen Koffer zu packen, klingelte darauf dem Kellner und trug ihm auf, morgen in aller Frühe seine Rechnung bereit zu halten.

Als er das Hotel verließ und das lärmende Gewoge des Straßenverkehrs ihn umfing, litt es ihn nicht lange in dem Treiben. Er bog eilends in stillere Straßen ein und befand sich bald an den Ufern des Kanals, der hier im Westen sein Wasser langsam dahintreibt, von großen Kähnen belastet, auf welche jetzt die Mittagsonne ihre drückenden Strahlen ergoß.

Er suchte Schutz vor ihr unter dem grünen Geäst der Allee, die dem Zuge des Kanals folgte. Eine schwere, melancholische Stimmung brütete in ihm und verschloß seine Sinne vor den Eindrücken der Außenwelt — die sonderbare Stimmung, die den Traum der Nacht mit seinem wunderlichen Verwechslungsspiel in ihm erzeugt hatte.

Er war nicht mystisch veranlagt, aber seine Trauer hatte die Neigung in ihm geweckt, einen tieferen Zusammenhang der Dinge anzunehmen, als ihre Sinnenfälligkeit ergab. Alle Liebe, die die Tote ihm geschenkt, glühte in ihm leise fort, und wenn diese Liebe auch bei ihr nicht im dumpfen Moder des Grabes erloschen war, sondern — wie er sich sagte, daß es sein müsse — fortleuchtete in einer Sphäre, erhaben über menschliche Begriffe und Schranken, warum sollte sie einen andern Gedanken hegen als in ihrem

irdischen Dasein, und wie konnte überhaupt noch eine Spur von ihr in dem großen All vorhanden sein, die nicht seinem eigenen Glück galt?

Wie sollte sie zürnen, wenn ihre Stimme selbst zurückgekehrt war und aus dem Munde der Andern sprach wie in jenen vergangenen, ach so schönen und so jäh vergangenen Jahren?

Aber nur die Stimme der Toten redete zu ihm, nicht ihr Herz. Was die Lebende für ihn empfand, was war es denn anders als Mitleid? Unfruchtbares, dürres Mitleid, ein billiges Almosen der Seele, jedem Bettler des Glückes, der vor ihrer Tür erschien, wie eine Gabe des Ueberflusses gespendet!

Er meinte, der dunkle, verlangende Trieb seiner Seele müßte darüber erstarren, aber es war nicht so. Dieser Trieb ließ sich nicht ersticken, und er mußte sich waffnen, ihn anders zu bekämpfen.

Er hatte dem Freunde versprochen, für ihn zu werben. Aber warum hatte er es getan? Warum hatte er sich selbst den Weg zu seinem eigenen Glück verschlossen? Konnte er sie nicht fragen, ob sie nicht ihn —?

Aber das war unehrenhaft, unwürdig eines Freundes und nicht minder unwürdig eines Lehrers und Erziehers der Jugend. Das war schlecht!

Er mußte entsagen! Der wunderliche Einfall des Freundes stieg in seiner Erinnerung wieder auf, daß er selbst einmal vor einem Jahrtausend in einer Mönchszelle gelebt haben sollte. Wirkte etwa aus jenem Seelenleben der Bann des alten Gelübdes in ihm nach:

„Du mußt entsagen — entsagen!“

Was war nur im Wandel dieser zwei Tage über ihn gekommen? Wie war das so unheimlich rasch in ihm geworden? So gleichsam über Nacht aus einer süß-schaurigen Empfindung des Schmerzes heraus. Lag nicht genug Unglück auf seiner Seele und auf der des Freundes auch?

Eine Angst überfiel ihn auf einmal und mit der Angst eine Bitterkeit, — am besten war es, er reiste auf der Stelle ab, ohne den Freund, ohne sie wiederzusehen. Mochten sie glücklich werden — er konnte ihr schreiben, er konnte sein Versprechen, das er Gustav gegeben, auch auf diese Weise erfüllen. Nur sie nicht wiedersehen!

Der scharfe, schrille Ton einer Glocke schreckte ihn auf. Ein Radfahrer war hinter ihm. Jetzt sah er erst, daß er dicht am Tiergarten angekommen war. Er wußte nicht, was er tun sollte, er fühlte nur, daß seine ganze geistige Verfassung gestört war.

Unschlüssig lief er durch die Alleen des Parkes. Er kam an spielenden Kindergruppen und an lachenden Mädchen vorüber, ohne auf sie zu achten. Er wollte nach seinem Hotel zurück und mied doch den Weg nach dem Brandenburger Tor. Er wanderte durch die Siegesallee und betrachtete sich die Monumente; sie lenkten seine Gedanken etwas ab, ohne jedoch das quälende Gefühl in ihm zu ersticken, das ihn wieder vorwärts

trieb, nur daß er nicht wußte, ob sein Ziel in der einen oder in der andern Richtung lag.

Als er schließlich in die Bellevuestraße einbog, war es das rein physische Gefühl der Erschöpfung, das ihn veranlaßte, in einem Restaurant ein Mittagessen einzunehmen. Es schmeckte ihm nicht, und er mußte jeden Bissen hinunterwürgen; er hatte ein böses Gewissen dabei, wie wenn er etwas Schlechtes, ein Verbrechen oder gar einen Mord begangen hätte. Er dachte daran, daß man ihn erwartete und daß er statt dessen hier saß, daß er ein Versprechen abgegeben hatte, dem er sich nun durch seine Abreise entziehen wollte, und seine Handlungsweise erschien ihm zuletzt als ein Akt kläglichster moralischer Feigheit, unwürdig eines Mannes und geradezu verächtlich bei einem Erzieher und Lehrer der Jugend.

Sein Entschluß war auf einmal gefaßt: er wollte doch Gustav wieder aufsuchen. Ja, er wollte dem Freunde halten, was er versprochen, er wollte Alles aufbieten, um die Beiden miteinander zu vereinen. Sie sollten glücklich sein, wenn er Abschied von ihnen nahm. Es gab ja kein Hinderniß, das dazwischen treten könnte. Etwa Helenens Abneigung? Ach, welches junge, unbemittelte Mädchen würde nicht stolz und froh sein, die Gattin eines in Berlin gefeierten Künstlers zu werden? Und er dachte wieder an sein stilles Schlummerdasein in der Kleinstadt, das so fern ablag von dem geräuschvollen Treiben, den Festen und Vergnügungen der oberen Zehntausend der Weltstadt — an die tote Einsamkeit seiner Mönchszelle!

Er mußte eben von Neuem lernen, in dieser Einsamkeit sich selbst genug sein!

Eine halbe Stunde später zog er die Klingel an der Tür des Malers.

Das Herz schlug ihm stärker, ob Helene öffnen würde, aber nicht sie, sondern das Dienstmädchen ließ ihn ein und geleitete ihn in das Empfangszimmer; sie würde Herrn Bendler benachrichtigen, der im Atelier sei.

Er hatte sich auf die Vorwürfe des Freundes gefaßt gemacht, und er täuschte sich nicht. Der Maler erschien mit einem äußerst verdrießlichen Gesicht.

„Du machst mir schöne Geschichten, Menschenkind!“ war sein erstes Wort. „Da sitzen wir und warten auf Dich mit dem Mittagessen bis in die Puppen.“

Richard hatte seine Entschuldigung bereit: er sei zu spät aufgestanden, habe von der letzten Nacht her große Kopfschmerzen gehabt, diese sich erst durch einen Spaziergang vertreiben müssen, dabei sich aber leider im Tiergarten verspätet. In Folge dessen hätte er es vorgezogen, erst am Nachmittag zu kommen.

„So'n Kater hast Du gehabt?“ brummte der Maler. „Ist ja kaum glaublich! Dann weißt Du wohl überhaupt nichts mehr von heute Nacht?“

„Alles!“ versicherte Richard, und da sein Blick dem des Andern begegnete, fügte er hastig hinzu: „Alles, was wir miteinander besprochen haben.“

Aber die üble Laune des Malers schien trotz dieser Versicherung eher zu wachsen als abzunehmen. Er fing nach seiner Gewohnheit an, im Zimmer herumzugehen, und machte dabei seinem Groll Luft.

„Warum bist Du nicht Vormittags gekommen? Wenn Du spazieren gehen wolltest, konntest Du es ja mit der Helene tun. Hol's der Teufel — Buddha vergieb mir, daß ich so christlich fluche — eine schönere Gelegenheit hättest Du garnicht haben können. Statt dessen führt dies Menschenskind seinen Kater aus. Weißt Du, was Du durch Deine blödsinnige Verbummelung angerichtet hast? Vielleicht ist jetzt Alles für immer aus — und das durch Deine Schuld, nur durch Deine Schuld!“ Er stieß es heftig, fast zornig aus.

„Um was handelt es sich denn?“ fragte Richard betroffen. „Ich bin doch gekommen, wie ich es versprochen habe.“

„Ja, aber zu spät.“

„Zu spät? Ist etwa Fräulein Helene —“

„Sie ist mit der Tante aus, um eine Stellung anzunehmen. „Hörst Du, Menschenskind, eine Stellung — als Dienstmädchen oder sonst was! Was weiß ich? Bei irgend einem dummen, reichen Spießer! Aber das muß verhindert werden — Du mußt es verhindern! Eben habe ich eine Rohrpostkarte an Dein Hotel losgelassen, um Dir Beine zu machen, daß Du hierher kämst. Wahrhaftig, ich glaubte schon, Du seist überhaupt über alle Berge.“

Es dauerte einige Zeit, ehe Richard darüber vollständig im Klaren war, was inzwischen geschehen. Bei Tisch, als man vergeblich auf ihn wartete, hatte Helene erzählt, daß sie einen Rohrpostbrief erhalten habe mit der Aufforderung, sich Nachmittags bei einem Rentner in der Kurfürstenstraße vorzustellen. Es handelte sich um eine Bewerbung auf ein Zeitungsinserat. Und darum war sie mit der Tante gleich nach dem Kaffee gegangen.

„Ich denke, die Decke stürzt ein,“ stöhnte der Maler, „als sie wirklich weggeht. Sie will fort — fort! Mir das anzutun — mir das anzutun!“

In Richard regte sich eine merkwürdige Empfindung. Es war nicht Mitgefühl oder gar Mitleid mit dem Freunde. Daß Helene eine derartige Stellung schon lange suchte, wußte er ja; wenn sie eine solche fand und annahm, ihm war es fast eine Erleichterung, eine Befreiung von dem Druck, der auf ihm lastete. Und doch schämte er sich, dieser Regung nachzugeben, die mißtönig in dem Untergrund seiner Seele wie ein momentanes schrilles Frohlocken erklang.

„Du hättest sie fragen sollen — gerade in dem Augenblick!“ sagte er gepreßt. „Warum hast Du es nicht selbst getan?“

„Damit ich Alles verderbe!“ schrie der Andere. „Habe ich mich denn

so ganz umsonst vor Dir seelisch so nackt ausgezogen, daß Du mir damit kommst? Und meinst Du, daß man bei der so etwas anbringen könnte wie eine Einladung zum Abendessen oder zum Thee? Nur Eins bleibt noch übrig — wir müssen noch heute Abend die Dinge zur Entscheidung bringen. Du wirst es tun, nicht wahr?"

„Ich will Alles tun, was ich kann."

„Du gehst mit ihr nachher in's Deutsche Theater, ich habe schon Billetts für Euch besorgt. Ich gehe nicht mit."

„Aber warum nicht, Gustav?"

„Weil Ihr Beide allein sein sollt. Da hast Du genug Zeit und Gelegenheit.

„Es wird doch auffallen, wenn Du nicht mitkommst."

„Ich habe Sitzung im Künstlerklub oder sonst was — ganz egal — ich gehe nicht mit."

„Und Du meinst, daß ich mit ihr im Theater oder auf der Straße darüber sprechen könnte? Nein, Gustav, das geht nicht."

„Nun, so habt Ihr nachher Zeit," rief der Maler nervös. „Ich werde erst gegen zwölf Uhr nach Hause kommen. Ihr kommt vom Theater sofort hierher, eßt Abendbrot, trinkt eine Flasche — ich stelle Euch ein paar von meinen besten Pullen hin. Da kannst Du sie warm machen. Willst Du?"

Richard sah schweigend auf den Fußboden wie im Nachdenken.

„Du sagst garnichts?"

„Fahre nicht auf, Gustav. Ich habe Dir versprochen, für Dein Glück zu wirken. Ob dies der richtige Weg ist, weiß ich nicht, aber es sei darum. Es muß wohl schon sein, denn morgen reise ich in aller Frühe ab. Machen wir es so."

Der Maler schien von dieser Erklärung befriedigt.

„Erzähle ihr Alles, Alles," sagte er, „Du mußt für mich sprechen wie Cicero. Ich werde Euch schon Zeit lassen. Und schildere ihr, wie gut sie es bei mir haben soll, wie ich sie — ich hätte beinahe wieder gesagt — liebe, aber das Wort ist so ein affiger Ausdruck aus der dummen Romanwelt. Liebe! Als wenn diese abgenützte, ausgewaschene und mit Eurer Eau de Cologne obenein begossene Phrase das ausdrücken könnte, was man da in sich hat."

„Wir haben kein anderes Wort und müssen uns wohl mit dem begnügen," bemerkte Richard, wie um etwas zu sagen.

„Kein anderes Wort? Sagt Erlösung dafür — das ist das Rechte. Und Du weißt, von wem sie mich erlösen soll."

Richard schwieg, und erst nach einer Pause, während welcher der Andere leise pfeifend durch das Zimmer schritt, fragte er:

„Was giebt es denn heute im Deutschen Theater?

„Ich weiß nicht," versetzte der Maler. „Ich habe die Billetts holen

lassen, ohne danach zu fragen. Wahrscheinlich irgend eine Sache von Sudermann oder Fulda. Was Anderes geben sie ja da nicht. Da — hier hast Du die Zeitung."

Er überreichte ihm das in einem Zeitungshalter an der Wand aufbewahrte Blatt. Richards Blick überflog die Theater-Kolonne.

„Nun, habe ich Recht?"

„Morituri!" las Richard.

„Morituri? Siehst Du — das sind ja wohl drei Einakter von Sudermann?"

„Ja, es sind drei Einakter," erwiderte Richard, das Blatt langsam wieder zusammenfaltend.

* * *

Es waren viele Fremde im Theater, man sah es an den Reiseanzügen, dem etwas schüchternen und verlegenen Benehmen, der Gleichgiltigkeit, mit der sie aufeinander blickten und mit der sie schließlich auch die Vorstellung aufzunehmen schienen, denn keine Hand rührte sich, wenn der Vorhang sich senkte, als fürchtete man hier durch ein Zeichen des Beifalles unangenehm aufzufallen.

Im Anfang hatte Richard die Vorgänge auf der Bühne mit einer gewissen Teilnamlosigkeit verfolgt. Ein eigenes Glücksgefühl waltete in ihm, daß Helene neben ihm saß in ihrer hellfarbigen Blouse, mit dem anmutig und doch nur leicht frisirten Kopf, dessen blaue Augen auf das Spiel der Darsteller gerichtet blieben.

Immer wieder streifte sie sein Blick verstohlen, ihre gespannte Aufmerksamkeit war es, die ihn allein bewegte. Was die Schauspieler sagten, hörte er kaum. Erst beim zweiten Stück „Fritzchen" fühlte er sich auf einmal auch durch die Darstellung gefesselt. Hier breitete sich ein menschliches Schicksal vor ihm aus.

Die Sphäre, in der es spielte, war ihm durch seine kleine Heimatstadt nicht ganz fremd. Offiziere und Gutsbesitzer gab es auch dort, feudale und bäurische, liebenswürdige und rohe Menschen, mit denen er sogar in seiner Eigenschaft als Pädagoge ihrer Sprößlinge bisweilen zu tun hatte. — Und mit wachsendem Interesse vernahm er Fritzchens Beichte.

Es schien ihm Alles so wahr und einfach — so ging es ja zu in der Welt — und der arme Schelm dort auf der Bühne war eben in den Schlingen seines standesgemäßen Ehrbegriffes gefangen. Da fand sich kein anderer Ausweg als der Tod, wenn es nur ein Tod war, den die Standesehre noch mit ihrem Bahrtuch deckte. Am tiefsten erschütterte ihn der Abschied des jungen Leutnants von seiner Kousine, das schlichte, wortarme und so herzenstiefe Lebewohl der Beiden.

Und plötzlich durchzuckte es ihn. Es gab etwas Gemeinsames zwischen

ihm und jenen Beiden dort oben. Sie gehorchten den Anschauungen, die in ihrem Kreise die Grundlagen des Lebens bildeten, und entsagten, stumm, gefaßt, ja fast freudig, indem sie einander für immer verloren.

Ihm war ja dasselbe oder ein Aehnliches beschieden. Den Kampf hatte er nun in sich ausgekämpft; er endete ja nicht einmal mit dem Tode, ihm blieb das Gedächtniß seiner geliebten Frau, das er wie ihr Grab zu hegen und zu pflegen hatte. Dabei schaute er unwillkürlich in Helenens Gesicht. In ihren Augen standen helle Tränen.

Im Zwischenakt fragte er sie:

„Wie hat es Ihnen gefallen?"

„Sehr, Herr Oberlehrer!"

„Es ist ein Stück von unglücklicher Liebe, und das gefällt den Damen immer," versuchte er etwas scherzhaft zu sagen. „Wer tut Ihnen nun mehr leid, das Fritzchen oder die Kousine?"

Ohne Besinnen antwortete sie: „Das Mädchen!" — Eine Antwort, die ihn überraschte und in Erstaunen versetzte.

„Meinen Sie? Und warum gerade das Mädchen?"

„Sind Sie denn wirklich anderer Meinung, Herr Oberlehrer? Nach meinem Gefühl ist der Mann, der Leutnant, zu willensschwach gewesen, und dem wird sie und vielleicht ihr ganzes Leben geopfert."

Er bemühte sich, das Fritzchen als Opfer seiner Standesbegriffe zu rechtfertigen.

„Was sollte er denn machen, er konnte doch nicht Versicherungsagent werden oder nach Amerika gehen? Glauben Sie denn, daß sie ihm dahin gefolgt wäre?"

„Ich weiß es nicht, aber wenn sie es auch nicht täte, sie würde, wie ich mir denke, innerlich beruhigter sein, wenn er so handelte."

„Aber Fräulein Helene," suchte er sie abzuweisen, „so kann kein deutscher Offizier handeln. Das geht unmöglich nach den Begriffen in unserem Heer und in unseren Adelskreisen. Und das ist es ja eben, daß auch das Mädchen, die Kousine, einsieht, so müsse er handeln."

Sie schüttelte nur den braunen Kopf, aber sie sagte nichts weiter. — Sie ahnte nicht, wie ihre Antwort ihn innerlich beschäftigte, während sie mit gespannter Teilnahme dem weiteren Verlauf der Vorstellung folgte.

Aber alle diese Eindrücke des Theaterspiels schienen in ihm ausgelöscht zu sein, als sie Beide nach Schluß wieder auf die freie Straße heraustraten.

Es war ein warmer, schwüler Abend, die Straßenbahnen jagten durch eine staubige und stickige Luft. Die Theaterbesucher flüchteten in hellen Haufen in die Sommergärten und die Restaurants.

Ihm lag schwer auf dem Herzen, was er ihr noch mitzuteilen hatte, und er dachte daran, daß diese Stunde die letzte sei, die er mit ihr allein

zu verbringen habe. Zu Hause erwartete der Freund vielleicht schon mit Ungeduld ihr Eintreffen.

Darum war es ihm lieb, daß sie ihm vorschlug, eine Strecke zusammen zu Fuß zu gehen und erst später den Wagen zu benutzen. Allein in dem Trubel des abendlichen Verkehrs, in dem die Menschen schwatzend und lachend auf den Trottoirs unter dem Licht der Glühlampen und der elektrischen Flammen sich drängten, fühlte er bald, daß es für ihn unmöglich sei, irgend ein vertraulicheres Wort zu äußern. Eine schwermütige Beklommenheit bemächtigte sich wiederum seiner und versenkte ihn in seine alte Schweigsamkeit.

Helene suchte ihn daraus aufzurütteln.

„Ich muß Ihnen wiederum dankbar sein, Herr Oberlehrer, für den Genuß dieses heutigen Abends. Ich bin mir fast böse, daß ich alles das annehmen konnte."

„Herr Bendler ist daran Schuld," versetzte er wortkarg. „Er wollte es," und er dachte dabei: Ich hätte es nie und nimmer gewollt!

„Herr Bendler?" sie schien zu stutzen, aber sie setzte herzhaft hinzu: „Er ist so überaus liebenswürdig und freundlich. Ich habe seine Güte fast mißbraucht, und er wird am Ende froh sein, daß ich von morgen an hoffen kann, ihm nicht mehr zur Last zu liegen."

„Ist es denn abgemacht, Fräulein?" fragte er.

„Ja, so gut wie abgemacht, ich erzählte es Ihnen ja. Meine Gehaltsanforderung erschien den Herrschaften in der Kurfürstenstraße noch etwas hoch, aber einer von uns beiden Teilen wird nachgeben müssen. Wie immer der schwächere Teil, und das bin ich in diesem Falle. Nehmen wird man mich, davon bin ich überzeugt. Das alte Ehepaar findet nicht so leicht und so billig Jemand, der bei ihm die sämmtlichen Aemter einer Krankenpflegerin, Gesellschafterin, Köchin und Hausmädchen für ein Salair übernimmt, das gerade für eins derselben knapp genug ist. Das merkte ich doch aus ihren Reden und ihrem Benehmen."

„Sie sollten das nicht annehmen, Fräulein Helene. Nein!" Er sagte sich, daß jetzt die Gelegenheit da sei, von dem zu sprechen, wozu er sich verpflichtet hatte.

„Es wird mir nichts Anderes übrig bleiben."

„Doch wir sprechen noch davon," entschlüpfte es ihm.

Sie war verwundert. „Was denn, Herr Oberlehrer?"

„Ich kann es Ihnen nicht hier in dem Straßenlärm sagen. Zu Hause, das heißt, bei meinem Freund. Wollen wir nicht fahren?" Er warf einen Blick auf die Uhr, und sein Gedanke war, ob der Andere nicht schon unruhig in seinem Zimmer hin- und herginge und auf sie warte.

„Sie machen mich geradezu neugierig, Herr Oberlehrer. Eine Stellung? Ach, warum haben Sie denn nicht eher davon gesprochen?"

„Ja, eine Stellung, eine sehr gute sogar!" murmelte er. „Wollen wir nicht einen Taxameter nehmen?"

„Bitte, keine Droschke, an der nächsten Ecke können wir in die Straßenbahn einsteigen."

Er fügte sich in das Loos, inmitten gleichgiltiger Menschen mit ihr nach Hause zu fahren.

Und während der Fahrt dachte er wiederum daran, wie wenig sie eigentlich das Stück begriffen hätte, in dem doch die Herzensneigung nichts bedeutete gegenüber den Grundlagen des gesellschaftlichen Lebens, wie sie sich in der Seele eines Mannes wiederspiegeln. Was würde die teure Tote über das Stück gedacht haben? Er grübelte nach, ob er sich aus seinem Innenleben und seinen Erinnerungen davon einen Begriff bilden könnte.

Da erschreckte ihn ihre Stimme neben ihm:

„Wir müssen aussteigen, Herr Oberlehrer."

Dasselbe, woran sie ihn am ersten Tage gemahnt hatte, und sie lächelte leicht, indem es ihr einfiel.

Sie hatten nur eine stille Querstraße bis zu Gustavs Haus zu passiren. Der Weg war kurz, und er hatte ihr so viel zu sagen. Sie selbst war es, die ihn dazu ermunterte.

„Was für eine Stellung haben Sie denn für mich, Herr Oberlehrer?"

Er wollte nun keine Umschweife mehr machen.

„Die beste, die es für ein junges Mädchen giebt, Fräulein Helene. Mein Freund Gustav liebt Sie."

Es kam ihm so platt heraus, daß er sich darüber innerlich selbst ausschalt und er einen Augenblick selbst nicht fortzufahren wußte.

Sie erwiderte nichts, und der Schatten der Straße fiel auf ihre Züge, daß er den Eindruck nicht wahrnahm, den seine Worte auf sie gemacht hatten.

Da begann er zu reden, in langen, vollen Sätzen wie ein Buch, von seinem Freunde und dessen Schicksal, von der seelischen Zerrüttung, der Gustav anheimgefallen sei, und von seiner Sehnsucht nach Ruhe und innerer Erlösung. Helene hörte ihn an, ohne ihn zu unterbrechen, aber sie ging weiter, sodaß sie die Haustür bald erreicht hatten.

Sie schloß auf, und er sprach noch. Während sie in den Flur traten, wünschte er, der Freund wäre, wie er in Aussicht gestellt, noch nicht nach Hause gekommen.

Das Dienstmädchen öffnete ihnen. Es meldete, die Tante sei bereits zu Bette gegangen und Herr Bendler noch nicht daheim, der Tisch aber wäre gedeckt.

„Es ist gut, Marie, wenn Sie müde sind, können Sie auch zu Bett gehen!" sagte Helene, worauf das Mädchen verschwand.

Sie wies auf die Teller und die Schüssel mit dem kalten Aufschnitt, neben der einige Flaschen Wein standen.

„Sie werden Hunger haben, Herr Oberlehrer.“ Und sie beeiferte sich, ihn zu bedienen. Erst jetzt beim Lampenlicht fiel ihm auf, daß sie blaß aussah. Sie selbst aß und trank nichts und versicherte auf seine Mahnung, daß es ihr unmöglich sei, etwas zu genießen.

Auch sein Appetit war gering, und er legte bald Messer und Gabel hin. Er durfte auch die Zeit nicht verlieren. Wie lange noch, so kam der Andere und fragte, wie er seinen Auftrag erfüllt habe.

Und er sprach hastig weiter wie in fiebernder Ungeduld, daß sie sich endlich entscheiden und ihr Jawort geben möchte. Alles, was er wußte, erzählte er und nur, als er ihr auszumalen begann, was für ein prächtiges Leben sie in diesen Räumen als Hausfrau führen werde, war es ihm, als blieben ihm die Worte im Munde stecken.

Sie sprach kein Wort, den Kopf gesenkt, als dächte sie nach über Alles, was er vorbrachte, saß sie da, und der Schein des grünen Lampenschirms floß über ihr Gesicht, daß es noch bleicher erschien.

Er hatte sich erschöpft und wußte nichts mehr geltend zu machen. Er wollte sich den Anschein einer gewissen väterlichen Vertraulichkeit geben und fragte:

„Und nun, Fräulein Helene, bitte, sagen Sie aufrichtig, wie Sie über den Antrag meines Freundes denken.“

Jetzt sah sie ihn an, ruhig und, wie ihm vorkam, fast schmerzlich.

„Herr Bendler hat Sie beauftragt, mich darum zu befragen, nicht wahr?“

„Ja, er bat mich darum. Er wollte es nicht direkt tun. Es war ihm peinlich, da Sie doch hier im Hause —“ er stockte.

„Da ich hier Herrn Bendlers Gastfreundschaft genieße, wollen Sie sagen. Hätte er es nur getan, schon seit Langem getan.“

„Wie?“ meinte er zweifelnd.

„Ich hätte nicht unter dem Gefühl der Verpflichtung zu leiden, denn dann wäre ich schon längst gegangen. Ich hätte nicht gewartet bis jetzt. Und Alles wäre besser gewesen, Alles.“

„Fräulein Helene, was sprechen Sie da?“

„Es ist mir schrecklich, das Gefühl, daß ich ihm Dank schulde. Mein Gott! Daß das sein und kommen mußte.“ Sie brach erregt in ein leises Schluchzen aus, ihre ruhige Sicherheit schien vollständig aufgelöst zu sein: Richard sah, daß er auf einmal ein armes, fassungsloses Weib vor sich hatte.

Ihm ging es nahe. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt, aber er erinnerte sich, was er dem Freunde gelobt hatte, und verbiß den Schmerz, das liebe Gesicht vor sich weinen zu sehen. Er machte keine Bewegung, sie zu beruhigen und zu trösten.

„Sie haben etwas gegen meinen Freund, — Fräulein Helene?" fragte er.

Sie schüttelte den Kopf, und doch schien ihr Leib, während sie leise in ihr Taschentuch weinte, wie unter einem Fieber zu erschauern.

„Es ist doch so!" behauptete er. „Sagen Sie es nur."

Da brach sie los: „Nein, nein — nichts! Nur das Eine. Hat er es denn nicht selbst genug gemerkt? Ich fürchte mich vor ihm."

„Aber warum nur?" rief er betroffen. „Er ist der beste, der edelste Mensch von der Welt, gutmütig und fast zaghaft. Sein burschikoses Wesen ist nur äußerlich, die derben Redewendungen, die er bisweilen gebraucht — nun ja, aber das will doch nichts besagen."

Sie wehrte mit einer heftigen Geberde ab, daß er weiter sprechen sollte. —

„Mein Gott, sehen Sie es nicht, ahnen Sie nichts davon, daß etwas Schreckliches in ihm steckt — etwas Fürchterliches, was ich nicht aussprechen kann?"

Fast erschrak er über ihre weibliche Hellsichtigkeit, die sie genau dieselben Worte gebrauchen ließ, mit denen Gustav zu ihm von sich gesprochen. Hatte er auch ihr denn schon von seiner phantastischen Idee erzählt, daß ein Anderer in ihm hause?

„Es ist seine Vergangenheit," entschuldigte er. „Sie war tieftraurig. Seine erste Frau hat ihn betrogen, wie viel könnte eine andere Frau an ihm gut machen."

Aber immer wieder schüttelte sie mit dem Kopf.

„Nein — nein, auch seine Vergangenheit meine ich nicht. Es ist in ihm selbst — wenn er Einen so mit seinen Blicken anstarrt und die Worte ihm so wüst aus dem Munde kommen — dann — Sie werden es ihm nicht wieder sagen — gewiß nicht — Sie versprechen es mir — wenn er so häßlich lacht, — o Gott — ich schaudere dann immer — es könnte ganz und gar bei ihm ausbrechen — der helle Wahnsinn!"

„Fräulein Helene!"

Entsetzt sprang er vom Stuhl auf. In ihren Augen las er eine Angst, die er nie gesehen und nie vermutet hatte.

„Sie werden es nun verstehen, warum mir der Aufenthalt in diesem Hause so peinlich war. Und da ich dies nun weiß, kann ich keinen Tag länger hier bleiben."

Er war durch das Zimmer gegangen und blieb vor dem Vertikow stehen wie in dumpfen Gedanken.

„Armer Gustav!" sagte er gepreßt, „was soll nun werden? Wie wird er es ertragen?"

„Ich gehe morgen von hier fort," versetzte sie leise,

„Ich vermag es kaum, ihm zu sagen," fuhr er fort. „Von einem

neuen Glück hatte er geträumt, von einem neuen Frieden. Nun wird er so unglücklich werden und bleiben — wie ich es bin!"

Er wußte nicht mehr, sprach er von dem eigenen Unglück oder dem des Freundes! Seine Stimme hatte gezittert wie von verhaltenen Tränen — da vernahm er hinter sich ein lautes Aufschluchzen. Helenens Kopf war auf die Tischplatte gesunken, ihre Hände bedeckten ihr Gesicht und die Qual, die sie empfand, schüttelte ihren Leib wie in konvulsivischen Zuckungen.

„Fräulein Helene!"

Er beugte sich über sie, mit einem Griff hatte er sie gefaßt und leicht in die Höhe gerichtet. Er sah ihr blasses, tränenüberströmtes Gesicht, die halbgeschlossenen Augen und spürte, wie er sie hielt, die Erschütterung, die ihr warmes, blühendes Leben durchbebte.

„Was ist denn, Fräulein Helene?" stammelte er.

„So unglücklich — o Gott!" hauchte sie unter neuem Weinen. Ihr Haupt lag an seiner Brust, er fühlte die gesunde, frische Kraft, die mit dem Duft ihres Haares aus ihr ausströmte — da tauchten in seltsamer Verbindung die Erinnerungsbilder des Theaters wieder in ihm auf.

„Morituri!" murmelte er. „Morituri!"

Aber zugleich überkam es ihn wie ein Trotzgefühl. Entsagen — immer nur entsagen und unglücklich sein — ja, froh sein wollen, daß man unglücklich ist, heißt das leben, Menschsein?

So wie er sie hielt — sie zu halten, festzuhalten und nicht loszulassen, keinem Freund und keinem Menschen in der Welt sie preiszugeben, mit dem Schicksal, mit den Göttern — ja mit der Toten selbst, die doch in ihm lebte und sich mehr gegen die Fremde wehrte als Schicksal und Götter, um und für sie zu kämpfen — das war's!

Da schlug Helene die Augen, an deren Wimpern noch leichte Perlen hingen, voll auf. Das Bewußtsein schien über sie zu kommen, daß sie in seinen Armen lag; sie machte eine unwillkürliche schamhafte Bewegung, von ihm frei zu werden. Aber er hielt sie fest. Einen Augenblick nur war es, daß er das Alles sah, erlebte und fühlte, und während eine sanfte Glut bis zur Stirn hinauf ihre blassen Züge färbte, sah er in dem feuchten Strahl ihrer Augensterne das süße, zärtliche Glück wieder winken wie noch gestern unter dem Schatten der grünen Baumwipfel. Und die Tote in ihm sprach mit der leisen Stimme der Vergangenheit:

„Greif zu! Du schaffst unser neues Glück!"

„Helene," murmelte er kaum hörbar für sie. „Ich liebe Dich!"

Er suchte ihre Lippen, die sich ihm entziehen wollten, während doch ihre Augen an ihm hingen, jetzt ängstlich fragend, wie Kindesaugen, vor denen eine fremde Welt sich auftut, aber sie schlossen sich wieder, da sein Mund sich auf den ihrigen preßte, und nur ein paar große Tropfen

glitten langsam unter ihren Lidern hervor. Da küßte er diese fort, wie den Tau des jungen Glückes, das auch über ihre Seele gekommen.

Sie wehrte sich von Neuem und wollte von ihm frei werden, allein er umschloß sie eng mit seinen Armen. Das ganze Lebensgefühl des reifen Mannes, der eine neue Zukunft gefunden, brauste in ihm auf, als sprenge es mit jubelnder Gewalt den Druck eines langen, trüben Zwanges, und sie, erschöpft von dem Widerstreit ihrer Empfindungen, entzog sich seinen Küssen nicht mehr. Er wollte zu ihr reden und vermochte es doch nicht, und auch sie schwieg, und allein ihre Augen verrieten ihm immer wieder, daß das neue Glück für ihn kein Traum sei.

In seinen Schläfen hämmerte es, daß er wie betäubt war, aber in jähem Erschrecken fuhr er nun auf. Er hatte auf der Schwelle eine Erscheinung, eine wohlbekannte Gestalt gesehen, und auch dies war keine Sinnentäuschung, wie er im ersten Augenblick glaubte, denn an sein Ohr schlug deutlich das Krachen der wieder in ihr Schloß fallenden Tür des Nebenzimmers.

„Gustav!"

Er sprang auf die Tür zu, mit einem Ruck sie öffnend. Der Nebenraum war dunkel.

„Um Gottes Willen — Gustav!"

Aus dem Hintergrunde gellte eine wüste, schmähende Stimme.

„Schlangengezücht, zischst Du noch in meinem Hause? Fort aus dieser Lumpenwelt — ah, fort!"

Irgend etwas flog durch das Dunkel, schlug mit lautem Klirren auf den Fußboden, Scherben rollten in die Ecke. Dann krachte eine andere Tür, und Richard vernahm das scharfe, knatternde Geräusch eines Schlüssels, der sich mehrfach im Schlosse drehte.

In dem Halbdunkel des einströmenden Lichtes stand Helene, wie er blaß und entsetzt, neben ihm im Zimmer.

„Es ist Gustav — wie ist er nur hereingekommen?"

„Durch das Atelier — vom Hofe her," flüsterte sie. „Mein Gott, regen Sie sich nicht auf — lassen Sie ihn."

„Ich muß mit ihm reden. Was soll er von mir denken? Was habe ich ihm versprochen? Gustav — Gustav!"

Er rüttelte an dem Schloß, pochte und klopfte gegen die Tür und wiederholte laut seinen Ruf: „Oeffne, Gustav! Ich habe Dir etwas zu sagen."

Es erfolgte keine Antwort. Zitternd vor Aufregung lauschten die Beiden, aber im Nebenraum blieb Alles still.

„Was ist dies für ein Zimmer?" fragte Richard.

„Es ist sein Schlafzimmer, glaube ich. Was wollen Sie von ihm, Richard?" Sie klammerte sich an ihn an in halber Verzweiflung. „Kommen Sie fort — lassen Sie ihn — ich bitte Sie. Reizen Sie ihn nicht —

er hat drinnen Waffen — die Tante sagte mir davon. Richard!" Alle ihre seelische Angst löste sich in einem flehenden Schrei.

„Aber wir müssen ihn beruhigen."

„Ich beschwöre Sie — gehen Sie, gehen Sie!"

„Nein, Helene, ich kann Sie doch auch nicht in dieser Lage zurücklassen — in diesem Hause mit ihm zusammen — er scheint ja halb wahnsinnig zu sein."

„Ich gehe mit Ihnen!"

Mit wirren Blicken schaute Helene um sich, und ihren Hut und ihr Jacket suchend, die sie vorhin irgendwohin gelegt, bemühte sie sich, den Geliebten von der Tür fortzuziehen. Er sträubte sich und widerstand ihr.

„Still — hören Sie nicht? Ein Geräusch?" Es war, als wäre drinnen ein Körper dumpf hingeschlagen, und nun folgte ein gurgelndes Stöhnen, verbunden mit einem unartikulirten, wütenden Lallen — Töne, die durch die Wand und die Stille des Hauses mit nervenpeinigender Kraft drangen.

„Gustav — was ist Dir?" schrie Richard. „Der Unglückliche — wenn er sich ein Leid angetan hat!"

„Nein, nein — es kann ja nicht sein. Glauben Sie es nicht — es ist nur sein Anfall."

Sie stand dicht neben ihm an der Tür, ihre Herzen schlugen zusammen in fiebernder Angst; immer noch hielt sie seinen Arm krampfhaft fest, strengte sie sich an, ihn selbst fortzuziehen. Und die schauerlichen Töne wurden drinnen leiser und schwächer.

„Gustav — kannst Du öffnen — so öffne doch! Herr des Himmels — wenn er — er hat es ja schon einmal versucht — ich muß hinein. Vom Hof her durch das Atelier, nicht wahr, so kam er?"

Er wollte forteilen, sie ließ seinen Arm nicht los, mit der ganzen Kraft ihres Körpers hing sie sich an ihn.

„Richard, wenn Sie mich lieb haben — gehen Sie nicht!" flehte sie.

„Aber ich muß doch — bedenken Sie, liebe Helene —" er hatte sich frei gemacht und suchte sie zu beruhigen — „es ist mein Freund, der drinnen vielleicht stirbt. Ich wäre ja ein Elender, wenn ich ihn so umkommen ließe."

Vor seiner erregten Phantasie stand immer nur das Bild seines im Blute schwimmenden Freundes, alle Zärtlichkeitsempfindungen, alle Glücksgedanken waren in ihm betäubt von dem Entsetzen dieser Vorstellung.

Sie wollte ihm widersprechen, aber ihre Sinne verwirrten sich, ein plötzlicher Schwindel ließ vor ihrem Gesicht alle Gegenstände sich drehen, und von der Lampe her sah sie auf einmal einen breiten, gelben Strahl rings durch das Zimmer fluten.

Er war schon an der Ausgangstür, als ihr letzter Schrei ihn noch ereilte:

„Richard — er tötet Dich!“

Mit ersterbender Stimme rief sie es, und danach sank sie auf den Teppich nieder. Er sah es noch und eilte zurück, um sie aufzufangen; mühsam richtete er sie auf und schleppte sie in einen breiten Sessel, der am Fenster stand, indem er sie mit den zärtlichsten Kosenamen rief. Jetzt, wo er sie so leiden sah, schlug die Liebe seines neuen Lebens wie eine zurückgepreßte Flamme mit doppelt starker Gewalt empor.

„Helene, meine einzige, liebe Helene!“ Er streichelte ihr das Haar und küßte ihre bleichen Wangen, als sie die Augen wieder aufschlug. Er fühlte nichts mehr als das Glück, daß sie lebte und daß sie sein war.

„Wo ist er?“ fragte sie tonlos mit leichtem Schauder. „Was war denn?“

„Nichts war, Kind. Du warst ein wenig ohnmächtig geworden. Ist Dir besser jetzt. Komm, willst Du nicht zur Stärkung ein Glas Wein trinken? Du hast ja überhaupt nichts zu Abend genossen.“

Sie wehrte mit einer entschiedenen Handbewegung ab.

„Nein, hier kann ich nichts mehr genießen — in diesem Hause nicht.“ Sie erhob sich auf einmal rasch, die Energie ihres Wesens war zurückgekehrt. „Wir wollen gehen — so schnell wie möglich.“

„Aber — er — Gustav! Sieh, wir müssen doch nach ihm sehen, Kind.“

„Es wird nichts bei ihm sein als ein nervöser Anfall. Er hat schon einmal einen solchen Anfall gehabt. Damals, als er mich malen wollte“ — stockend brachte sie es hervor. „Er ist entsetzlich dann — wie ein wildes Tier. Ich gehe nach oben und wecke das Dienstmädchen oder die Tante, daß sie nach ihm sieht. Und nun komm, Richard — ich habe solche Angst, solange ich in diesem Hause mit ihm bin.“

Ihm war es in innerster Seele peinlich, den Freund so zurückzulassen. Vielleicht lag nebenan ein Toter, den ein unglückseliges Mißverständniß dazu verführt hatte, Hand an sich selbst zu legen. Und der Ausdruck dieser Niedergeschlagenheit war auf seinem Gesicht so deutlich, daß sie, leise die Hand auf seine Schulter legend, traurig sagte:

„Er ist Dir lieber als ich!“

„Nein, nein!“ versicherte er eifrig. „Siehst Du,“ fuhr er fort. „ich glaubte, einer alt müder Mann bereits zu sein, zu alt und zu sehr mit einer trüben Vergangenheit verbunden, um wieder glücklich werden zu können. Das war's, warum ich ihm etwas versprach, was ich nie hätte tun dürfen, und dann wußte ich nicht, konnte ich mir nicht denken, daß Du je Interesse an mir genommen hättest — in der kurzen Zeit, in drei Tagen — sag', ist es denn wahr, wirklich wahr, daß Du mich liebst?“

Sie nickte.

„Vom ersten Augenblick an, wo ich Dein Gesicht sah, mit den Augen, die so traurig bei Dir nach innen blicken. Und im Walde, als Du mir

von Deiner armen Frau erzähltest und von Eurer Liebe, da dachte ich, daß sie doch glücklich gewesen sei, so jung sie gestorben ist."

„Weißt Du, daß Du ihr ähnlich bist — ich meine, daß Du dieselbe Altstimme wie sie hast und daß, als ich Dich zuerst sah und hörte, mir war, als wäre sie wiedergekommen in einer anderen Gestalt?"

Wie in völliger Selbstvergessenheit gaben sie sich diesem Austausch ihrer Empfindungen hin, nur daß Helene, immer zum Gehen bereit, ihren Hut und ihr Jacket in der Hand hielt und er in Furcht, daß sie noch nicht sich genügend erholt habe, stützend seinen Arm um sie gelegt hatte.

„Komm nun!" bat sie. Und plötzlich überflog ihre Züge wieder der blasse Schein der Angst. Die Tür im Nebenzimmer schien wieder geöffnet zu werden, ein schlurrender Schritt wurde hörbar.

„Er ist es! Schnell — ich bitte Dich — gehen wir!"

„Gott sei Dank! Er hat sich nichts angetan. Nun muß ich mit ihm sprechen!"

Er hielt sie mit seinem Arm aufrecht und blickte fest in das Halbdunkel des Nebenraumes, wo die Gestalt des Malers sichtbar geworden war. Aber er fühlte doch eine gewisse seelische Erschütterung, als Gustav nun auf der Schwelle im vollen Licht der Lampe sich zeigte.

Der Maler schien nicht zu gehen, sondern nur auf den Beinen sich fortzuschleppen. Irgend eine krankhafte Erregung hatte seinen Körper gelähmt, nur das bleiche Gesicht arbeitete in nervösen Zuckungen, und aus der Brust kam ein pfeifender Atem. In sich gebrochen stand er mit gebogenen Knieen da, die Hände an den Leib gepreßt. Das verwilderte Haar und die dunkelglühenden Augen erhöhten den unheimlichen Eindruck seiner Erscheinung.

„Hinaus!" keuchte er.

Richard trat mit Helene auf ihn zu.

„Du bist nicht wohl, Gustav. Komm — setze Dich — ich —!"

Aber der Andere unterbrach ihn mit fast schreiendem, erneutem Ruf:

„Hinaus! Verräter! Pfui — pfui!"

„Gustav! Denk an unsere Freundschaft! Du tust mir Unrecht, indem Du mich beleidigst!"

Der Maler war auf einen Sessel zugetappt, an dem er sich festhielt. Die Augen voll Haß auf den Jugendfreund gerichtet, sagte er mit seiner heiseren Stimme:

„Judas! Unsere Freundschaft — da liegt sie in Scherben." Er wies ins Nebenzimmer und dann nach vorn. „Und da ist für Sie die Tür."

„Gustav — ich schwöre Dir, ich bin unserer Freundschaft nicht untreu geworden."

„O Du Don Juan mit der traurigen Gestalt, — meinst Du, ich hätte nicht gemerkt, wie Du immer um die da gebuhlt hast. Und ich traute Dir trotzdem, ich Narr! Aber das Komödienspiel hat ein Ende, mein Herr. Ich will in meinem Hause wieder reine Luft atmen. Also hinaus!"

„So gehen wir denn! Komm, Richard!" Helene war es, die das Wort ergriff. Mit ängstlicher Spannung hatte sie jede Bewegung des Malers beobachtet.

„Sie? In die Nacht hinaus — mit dem Verführer da? Nie und nimmermehr!"

„Keine Stunde kann ich länger in Ihrem Hause bleiben."

„Sie müssen es!"

„Nach dem, was vorgefallen? Nein!"

„Höre mich, Gustav," begann Richard wieder. Allein der Andere ließ ihn nicht zu Worte kommen. Er machte eine wilde, fortweisende Handbewegung und wandte sich nur an Helene.

„Was vorgefallen? Daß Sie der da beschwatzt hat, der Judas. Und er sollte Ihnen sagen — sagen sollte er Ihnen, Helene, daß ich Sie liebgewonnen habe — nein, wahnsinnig liebe. Bin ich toll, die Menschen, das Affenvolk hat mich dazu gemacht. Aber Sie — Fräulein Helene — Sie sollten mich von meinem Elend erlösen."

Er sah das leichte Schütteln ihres Kopfes, sein keuchender Ton verlor an Heftigkeit. Dieser kranke, fiebernde Mensch begann zu bitten und betteln wie ein Kind.

„Fräulein Helene. Um mich zu retten! Wenn Ihnen ein Menschenleben lieb ist, so dürfen Sie nicht gehen, müssen Sie bleiben. Nie wieder kommt der da über meine Schwelle. Ich bin so unglücklich, wie nie ein Mensch war, und wenn Sie gehen, dann ist es aus hier in meinem Kopf. Dann kommt der in mir hervor und erwürgt mich. Seien Sie barmherzig, Helene. Zu Buddhas Füßen haben Sie einst gesessen vor tausend Jahren und ihm gelobt, mich zu retten."

Er heftete seine irren Augen flehend auf sie, die Hände emporstreckend, schien er vor ihr niederknieen zu wollen. Sie wich scheu zurück und zog Richard mit sich.

„Leben Sie wohl, Herr Bendler! Ich kann nichts für Sie tun!"

„Warten Sie — und meine Liebe, mein Elend, das gilt Ihnen für nichts? Das stäuben Sie Alles von sich ab wie ein paar unreine Fetzen! Um den da — um den da?"

„Ja, um ihn, den ich liebe!" erwiderte Helene. „Ich will zu Gott bitten, daß er Sie —"

„Gott — Gott? Ich brauche keinen Gott zwischen uns. Es ist aus."

„Gustav, ich bitte Dich — sei vernünftig und ertrag' es wie ein Mann!"

Aber diese Bitte aus Richards Munde versetzte den Anderen, anstatt ihn zu besänftigen, in neue Wut.

„Vernünftig? Toll bin ich — und Du hast mich dazu gemacht. Ahi —" er kreischte förmlich in unartikulirten Lauten — „los, Satan, Mörder, los — auf den Judas!" und ehe Richard es sich versah, hatte sich der Maler wie rasend auf ihn gestürzt.

Mit einem lauten Ausruf des Entsetzens warf sich Helene zwischen sie. Sie sah in der Hand des Malers auf einmal etwas blitzen und umklammerte seinen Arm, allein der Unselige schien in seinem scheinbar erschöpften Zustande durch die Leidenschaft neue Kraft gewonnen zu haben und stieß sie wüst zurück.

In diesem Augenblick war zwischen den beiden Freunden Alles vernichtet, jede Erinnerung seelischer Gemeinschaft war in dem Einen von Haß erstickt, der ihn trieb, wie ein wildes Tier auf den Andern loszugehen. Es waren Beides Männer, gebildet und gesittet in den Formen ihrer Gesellschaft, die jetzt von ihnen im rohen Kampf der Kraft abfielen, weil der Eine töten wollte und der Andere sich wehren mußte.

Dann geschah ein dumpfer, schwerer Fall.

In einer Ecke lehnte sich Richard an die Wand, keuchend und in Schweiß gebadet von dem Ringen, die Hände und die Kleidung mit Blut besudelt. Er fühlte nichts von seiner Verwundung, und mechanisch umklammerten seine Finger noch das Dolchmesser, das er dem Andern entrissen.

Vor seinen Augen schwamm eine Zeit lang Alles im Nebel. Doch das Grauen vor diesem abscheulichen Auftritt kam ihm jetzt, und er sah den Feind bleich und wie tot auf dem Fußboden liegen. Eine unendliche Scham stieg in ihm auf, daß es dahin gekommen war.

Da fiel sein Blick auf Helene. Sie war vor dem Sopha auf die Kniee gesunken und schluchzte, den Kopf auf ein Kissen drückend, in nervösem Krampf. Eine tiefe Rührung bemächtigte sich seiner, doch zugleich auch eine schmerzliche Traurigkeit — er sah, daß aus dem Grauen dieser Nacht für alle Zeit ein trüber Schatten auf sein neues Glück fallen werde.

Aber wenn es sein Leben gekostet hätte, um des Schattens willen wollte er dies Glück nicht mehr preisgeben.

Leise trat er an Helene heran und richtete sie auf. Sie schlang ihre Arme um ihn und weinte heftig. Wortlos ließ er sie gewähren, bis sie die Blutflecken an ihm bemerkte und in neue Angst geriet. Jetzt sah er erst, daß er verwundet war — eine kleine Fleischwunde im Arm, die nicht tief und groß zu sein schien.

„Laß nur!" wehrte er ihre Sorge darum sanft ab. „Wir müssen nach ihm sehen," und er deutete auf den regungslos liegenden Körper.

„Mein Gott — er ist doch nicht tot?" rief sie.

„Ich weiß es nicht," erwiderte er gepreßt.

Sie sah ihn an, und sein Blick begegnete dem ihrigen. Wie zwei Schuldige schauten sie sich gegenseitig an. Die ganze Qual dieser furchtbaren Stunde lag in dem Anschauen. Er konnte es nicht ertragen und wandte sich ab.

Die Energie ihres Wesens gewann rasch wieder die Oberhand.

„Es kann nicht sein — es ist unmöglich. Und dann — er wollte ja — Dich — der Schreckliche — Es kann ja nicht sein!"

Sie sprang zum Tisch, und darauf beugte sie sich zu dem Maler. — Sie besprengte sein Gesicht mit Wein und rieb ihm die Schläfen damit, ängstlich lauschend, ob sich nicht der Atem rege — eine barmherzige Samariterin, nur erfüllt von ihrem weiblichen Trieb, Schmerzen zu lindern und Leben zu schaffen. Und wie Richard sie so rege tätig sah, ganz dem Bilde entsprechend, das der Unglückliche da ihm selbst von ihr entworfen, fühlte er seine eigene Zuversichtlichkeit in sich zurückkehren.

„Er ist nur bewußtlos, Richard, nichts als das!"

Von seiner Brust fiel es wie eine schwere Last.

„Willst Du nicht doch das Mädchen wecken, daß es einen Arzt holt?" fragte er.

Zwei starre Augen hatten sich aufgetan. Es schien kein Licht und kein Verständniß in ihnen zu sein; sie blickten hohl und wirr in's Leere. —

Aber in dem Augenblick, als Helene sich von dem Maler erhob, bewegten sich seine blassen Lippen, und deutlich vernahmen sie Beide in dem leisen Stöhnen, wie aus dem Traume heraus, einen mehrfach wiederholten Namen.

„Helene — Helene!"

* * *

Durch die warme Sommernacht, die ihren weißgrauen Schleier über das Häusermeer des Berliner Westens breitete, schritten zwei Wanderer den langen Straßenzug nach dem Leipziger Platz hinunter. Die Beiden gingen Arm in Arm, die junge Dame, ganz leicht gekleidet, trug nur ein kleines Täschchen in der Hand, was wohl um diese Zeit auffallen konnte, und der Mann neben ihr hielt seinen linken Arm in einer weißen Binde.

Die Beiden unterhielten sich nicht, aber sie schmiegten sich fest und zärtlich aneinander wie ein trauliches Liebespaar. Ein paar Nachtschwärmer ulkten hinter ihnen her, ohne daß sie etwas davon merkten.

Noch lag der trübe Bann dieser Nacht auf ihrer Seele, herb und schwer für das neue Glück, das sie gefunden hatten, und machte sie still und schweigsam.

Am Potsdamer Platz sagte Richard:

„Es ist in fünf Minuten vier Uhr. Du hast noch zwei Stunden bis zu Deinem Zuge, wenn Du wirklich fahren willst."

„Was könnte ich Besseres tun?" meinte sie. „Der Vater und die Schwester werden zwar ein erstauntes Gesicht machen, wenn ich so plötzlich zurückkomme — noch dazu ohne Gepäck, das mir die Tante wird nachschicken müssen, als wäre ich auf der Flucht."

Sie hatte doch schon die Fähigkeit zurückgewonnen, zu lächeln.

„Ich werde bald kommen und Dich holen," meinte er.

„Wirst Du es auch nicht vergessen?“ fragte sie scherzend. „Sonst muß ich freilich die Stelle bei meinem Berliner Rentier annehmen.“

„Im Herbst, ich nehme mir Urlaub, suche ich Euch auf.“

„Nein, lieber zu Weihnachten, es ist besser. Wir können uns bis dahin viel näher kennen lernen.“

„Wie Du nur sprichst! Mir ist, als kenne ich Dich schon mein ganzes Leben lang, als wärst Du schon seit Jahren bei mir gewesen — in ihr und mit ihr — Du weißt.“

Er sprach es ernst und nachdenklich aus.

„Und wird nicht —“ sie stockte leicht — „sei nicht böse, Liebster, wenn ich es offen sage — ihr Andenken in Dir zwischen uns treten? Sieh, ich habe sie nach dem, was Du mir von ihr erzählt, so lieb, wie Du sie selbst hast, darum aber fürchte ich doch —“

Er unterbrach sie eifrig, ihre Hand drückend.

„Nein, nein, nur das nicht sagen, ich weiß es, daß sie es selbst wünscht und so gewollt, ja, daß sie uns Beide in dieser furchtbaren Nacht gesegnet hat.“

Sie schwiegen Beide, während sie stehen geblieben waren. Dann sagte sie plötzlich besorgt:

„Was ist Dir? Du zuckst so zusammen?“

„Mein Arm schmerzt etwas — nicht sehr.“

„Du solltest in's Hotel fahren, Dich pflegen, Liebster.“

„Und Dich hier stehen lassen, nicht wahr? Nein, da müßtest Du schon mitkommen und selbst die Pflege übernehmen.“

„Wie gerne täte ich es — und wenn es gefährlich wäre und nicht anders ginge —“

„So kämst Du am Ende gar mit, ohne Scheu vor dem Herrn Oberkellner. Nein, nein, es ist wirklich nicht schlimm, der Arzt hat es ja noch gesagt. Aber was tun wir nun? Es ist so schade, daß unsere Züge in entgegengesetzter Richtung fahren und ich Dich nicht zu Deinem Vater begleiten soll. Willst Du es wirklich nicht?“

„Nein, die Schule braucht ihren Lehrer nötiger. Wenn wir noch zwei Stunden Zeit haben, wollen wir etwas in den Tiergarten gehen. Du bringst mich dann zur Bahn, wir trinken dort eine Tasse Kaffee zusammen, und Du winkst mir beim Abfahren mit der Hand. Und dann schreiben wir uns hoffentlich recht bald.“

„In den Tiergarten?“ Es fiel ihm ein, daß er in der vorigen Nacht mit dem Anderen dort zusammengesessen. Die dunkeln Schatten in seinem Gemüt zogen sich wieder zusammen.

„Willst Du nicht? Nur so am Rande entlang. Ich könnte jetzt in kein Café gehen, und auf dem Bahnhof wird es öde sein.“

„Ja, gehen wir. Ich dachte nur, Du bedürftest wirklich einer Stärkung.“

„Ich bin eine westfälische Natur. Bei uns können die Mädchen etwas aushalten."

„Ja, das kannst Du wirklich."

„Muß man es nicht?" fragte sie. „Das Leben ist doch nicht leicht — ich habe es wenigstens nie gefunden, und ich bin doch noch nicht alt."

„Und Du wirst doch so leicht mit ihm fertig," versetzte er voll Bewunderung.

„Komplimente, Herr Oberlehrer?"

Er nahm ihre Hand und küßte sie und sah ihr innig in die Augen. Sie fühlte, daß das Herz des Mannes ihr für immer gehörte, und nur langsam entzog sie ihm die Hand.

„Du Liebe, Gute," sagte er. „Und wärst doch beinahe für mich gestorben."

Sie waren während dessen durch die Bellevuestraße gegangen, und das Grün des Tiergartens schimmerte ihnen entgegen.

„Ich werde nie die Todesangst vergessen," versetzte sie, auf einmal in der Erinnerung schaudernd, „als er sich so auf Dich stürzte. — Ich wußte garnicht, was ich tat. — Der schreckliche Mensch, er ist schwer krank."

Er dachte daran, was der Arzt zu ihm geäußert hatte.

„Er war seiner Sinne nicht mächtig — wir dürfen ihm nicht zürnen. Vielleicht wird ihm bald, wonach er sich sehnt."

Wie ein Nachhall der Gedanken, die er aus dem Munde des für immer für ihn verlorenen Freundes in der vergangenen Nacht vernommen, durchglitt es sein Gemüt.

Erlösung vom Leid — ihm selbst war sie geworden, und dem Anderen würde sie in anderer Weise kommen — bald, recht bald!

In seiner Seele stieg der ernste Schicksalsspruch des großen Dichters auf, dessen Denkmal unweit von ihnen die stille Nacht behütete:

„Ihr führt in's Leben uns hinein
Und laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden!"





Clara Viebig.

Von

August Friedrich Krause.

— Breslau. —

Kunst ist Widerspiegelung der Zeitseele; Kunstphänomene sind Zeitphänomene. Alle Empfindungen der Menschheitsseele haben jeweils ihren restlosen Ausdruck in der Kunst gefunden. Sie sind das rote Blut des Lebens, das die Kunstwerke aller Zeiten durchpulst. Die großen Epochen der Kunst sind immer auch die großen Epochen der Menschheits-Entwicklung gewesen. Eine jede Zeit hat die Kunst, die ihrem geistigen Gehalt entspricht, die sie also verdient. Das sollte nicht immer vergessen werden, wenn von „Schulen" und „Richtungen" geredet wird.

Wer wüßte nicht, daß die moderne Zeitseele krank, dekadent ist? Die Ueberkultivirung des Gefühls einerseits — wie es sich in der Romantik und Neuromantik dokumentirt — hat sie in Gefühlswirrnisse gestürzt, aus denen sie keine rettenden Pfade zu finden weiß, weil sie die Erlösung durch die Tat nicht kennt. Der Intellektualismus der modernen Zeit dagegen, die Nüchternheit und Brutalität ihrer Entwicklungstendenzen, die Jagd und Hast des Daseinskampfes — mit einem Worte: die Friedelosigkeit der Tat andrerseits haben alle Nerven überreizt und ein Raffinement des Genusses geschaffen, das nur Zeiten des Niederganges zu charakterisiren pflegt. Die Zeitseele hat das Gleichgewicht ihrer inneren Kräfte verloren — zwischen Gefühl und Intellekt haltlos hin und her pendelnd, ist sie einem ruhelosen Schwanken unterworfen, das ihr weder Befriedigung gewähren, noch sie neue Entwicklungsmöglichkeiten finden lassen kann. Es reizt die Ueberreizte noch mehr und treibt den Krankheitsproceß nur weiter und weiter, einem gefährlichen Stadium entgegen. Selbst in den bevorzugtesten Geistern weist das

Zünglein der Wage noch nicht die Stabilität der Empfindungen und damit die Ruhe und Harmonie des inneren Lebens.

Diese krankhafte Zwiespältigkeit, die Ueberkultivirung des Gefühls einerseits und des Intellekts andrerseits, spiegelt sich in der Kunst wider. Die große Desorganisation der Menschheitspsyche, die wir gemeinhin Romantik nennen, begann mit einer Vertiefung und Differenzirung des Gefühls, die nach dem dürren, unfruchtbaren Rationalismus wie eine Befreiung mochte empfunden werden. Romantik ist nicht Schmerz-Erlösung, sie ist Schmerz-Verfeinerung und damit Schmerz-Potenzirung. Der Schmerz wird nicht überwunden, er soll auch nicht überwunden werden, er wird vielmehr gesucht und zur Wollust gemacht. Es giebt Seelen, die ein Grauen vor dem Ende dieser Wollust haben, die den Schmerz nie geendigt wissen, die das Unkündbare, das hinter der sichtbaren Welt lebende Leben, nie verdeutlicht haben wollen, die von der Sehnsucht — wer mag wissen wonach? — die von dem Schmerze — wer mag wissen worüber? — leben. Das sind die Ueberreifen, die Kulturmüden, die Allzufeinen — die Dekadents, in denen die Krankheitssymptome der modernen Zeit zum vollendeten Ausdruck kommen. Ihre ganze Weltanschauung ist Lebensresignation, in letzter Konsequenz Lebensverachtung und Lebensverneinung. Alle Verneinung aber ist unfruchtbar und entwicklungsunfähig. Nur freudige Lebensbejahung, also Schmerzüberwindung, schafft der Menschheitsseele immer neue Entwicklungs-Möglichkeiten und leitet empor zu den Sonnenhöhen neuer Kultur.

Darum gilt es, der Menschheitsentwicklung und damit auch der Kunst neue Wege zu suchen aus den Wirrsalen der Komplicirtheit, des Gefühlsüberschwanges und des Raffinements zu Einfachheit, Kraft und Größe.

Durch unser Leben und durch unsre Kunst geht eine starke Sehnsucht. Niemals ist das Verlangen nach Gesundheit, Frische und Fülle der Kraft größer als in Zeiten der Krankheit; niemals lebte darum in der Menschheitsseele eine so krankhafte Sehnsucht nach Größe und Kraft und fröhlichem Zukunftsglauben, als in den gegenwärtigen Zeiten der Dekadence. In dieser Sehnsucht offenbart sich im Keim der Beginn eines Gesundungsprocesses, der Kraft und Glück und Frieden der Zeitseele wiederbringen wird.

Ihm will eine neue Kunstbewegung dienen, die immer weitere Kreise zieht: die **Heimatkunst**. Der recht unglücklich gewählte Name der Bewegung, der ein Symptom zu ihrem Haupt- und Endzweck emporschrauben möchte, giebt ihr in den Augen der Gegner das Gepräge einer kleinlichen, reaktionären Dorfkunst, die eine bewußte Verengung des Stoffgebietes und ein Herabschrauben der Kunst auf das niedrige Niveau naiver Unkultur bedeutet. Ich möchte in ihr mehr sehen — ich möchte sie auffassen als den **ersten größren** Versuch einer Erlösung von dem Gefühlsüberschwang und Gefühlsraffinement der Romantik, als einen Versuch, der Kultur und Kunst neue — oder vielmehr die alten Quellen an Kraft, Lebenslust und entwicklungsfreudiger Lebensbejahung wieder aufzudecken. Letzten Endes soll sie

hinweisen auf die Erlösung von Schmerz und Sehnsucht durch die Tat. Denn nur die Tat schafft Leben und trägt die Zukunft im fruchtbaren Schoße. Durch sie lehrt die großzügige Heimatkunst der dekadenten modernen Psyche fröhliche Lebensbejahung, die von Todesfurcht und Todessehnsucht befreit. Sie soll der Seele keine neuen Sensationen bereiten und keinen neuen Nervenkitzel — sie soll sie lehren, jeden Tag brüderlich zu umfangen als Geschenk des großen, göttlichen Lebens, er bringe Liebes oder Leides. Denn das ist das erlösende Glück:

„Jeder Stunde gut zu sein,
Lebensfülle froh zu fassen
Und die Blicke wandern lassen
Weit in Luft und Welt hinein!"

(Jacobowski.)

Es ist kein Zufall, es hängt mit diesem Wesen der Heimatkunstbewegung eng zusammen, daß sie aus den großen Städten, aus der überhitzten Treibhausatmosphäre der Salons, der Boudoirs und Kaffeehäuser hinausging aufs Land, hineinging in die niedrigen, schmucklosen Stuben der Bauern und Ackerbürger, die erfüllt sind von einem starken animalischen Duft. Hier fand sie statt Gefühlsüberschwang und Gefühlsraffinement Einfachheit und Kraft, statt höflicher Verlogenheit derbe, aufrichtige Wahrheit, statt kränkelnder, verzärtelter Empfindungen robuste und gesunde Gefühle, statt leerer Worte wortlose Taten. Hier wurde sie selbst einfach, wahr und stark, hier verlor sie das Ueberfeinerte, Schwanke und Haltlose und gewann dafür Bodenständigkeit und einfache Großzügigkeit des Wesens. Nicht allen Werken der Heimatkunst sind diese Eigenschaften eigen — aber doch den besten von ihnen. Ich möchte nur an die Dichtungen Wilhelm von Polenz' erinnern. Es ist wahr: wie alle gegenläufigen Bewegungen verfiel auch die Heimatkunst ins Extrem. Im Eifer, das Gegensätzliche zur modernen, überfeinerten nichts als litterarischen Salonkunst besonders stark hervorzukehren, übertrieb sie die Betonung des Ländlich-Primitiven, blieb sie in der Schilderung des Aeußerlichen stecken und wurde klein und arm an Geist. Sie sah das Einfache nur im Ländlichen, das Starke nur im Physischen und verlor alle Fühlung mit dem lebendigen Kulturleben der Gegenwart.

Man braucht nicht gerade den Begriff der Heimatkunst so kleingeistig eng zu fassen wie diese ihre Répräsentanten oder wie Adolf Bartels und kann doch der Meinung sein, daß sie eine Kunst großen Stils nicht werden kann. Dafür sind die Lebenskreise, deren Darstellung sie sich angelegen sein läßt, zu eng, die Menschen zu klein, die Schicksale zu gebunden, das Heldentum ihrer Helden zu passiv. Der Dichter ist aber nicht nur der Spiegel, der in seinen Kunstwerken die Bilder zurückwirft, die er aufgefangen. Er ist auch Pfadweiser und Pfadfinder in die Zukunft. Die Heimatkunst darf sich darum nicht genug tun an der Widerspiegelung der kleinen Bilder

des täglichen Lebens, sie soll den Boden bereiten, aus dem die neue deutsche Höhenkunst emporwachsen kann, auf die wir hoffen und warten mit brünstigem Verlangen; sie kann die Ansätze, die Knospen bilden für diese Kunst. Durch Betonung des Typischen und allgemein Menschlichen im Besonderen, durch innige Verknüpfung der Einzelschicksale mit dem lebendigen Kulturleben der Gegenwart, durch die Aufdeckung der steten Wechselbeziehungen zwischen Beiden kann der Heimatkünstler die Geschicke von Gesamtheiten gestalten und große, umfassende Kulturbilder der Gegenwart schaffen, einen bedeutenden Ausschnitt aus dem modernen Weltbilde darstellen.

Noch hat die Heimatkunst uns die Erlösung aus den romantischen Gefühlswirrnissen nicht gebracht, noch ist auch ihr nicht ganz die fröhliche, unbedingte Lebensbejahung eigen, die den neuen Menschen auszeichnen wird, denn noch ist die Zeit nicht erfüllet, da solches geschehen kann. Aber allüberall regen sich neue Hoffnungen und neue Kräfte, und alle neuen Säfte streben dem einen Ziele zu: Erlösung von Dekadence und unfruchtbarer Lebensresignation. Das neue Jahrhundert wird voll sein von diesem Frühling. Aus dem liebend nährenden Boden der Heimat werden neue Persönlichkeiten wachsen, die mit ihren zukunfthellen Blicken die Welt des Gestern, Heut und Morgen umspannen und über alle engen Grenzen hinaus und weit hinein sehen werden in die Länder der großen, allgemeinen Menschheitsentwicklung.

Wir harren ihrer!

* * *

Trotzdem Clara Viebig zu dem Kreise derer um Adolf Bartels, Fritz Lienhard und Heinrich Sohnrey nicht gehört, möchte ich sie doch als eine der bedeutendsten Vertreterinnen deutscher Heimatkunst bezeichnen. Oder eben gerade deshalb! Sie begnügt sich nicht mit ländlicher Milieuschilderung und nicht mit Oberflächen-Psychologie. Sie vergißt in den besten ihrer Werke nicht, ihre Menschen, die wahrhaftig Menschen mit Fleisch und Blut und starkem, ursprünglichem Empfinden sind, aus dem Kleinen und Alltäglichen heraus und hinauf zu heben ins Besondere und Allgemein-Menschliche, ohne ihnen dabei den Reiz des Individuellen zu rauben. In ihren Erzählungen geht es nicht so schiedlich-friedlich zu wie in den harmlos-naiven Dorfbildern Sohnreys und seiner Zunftgenossen; sie zeichnet keine idealen Tugendbolde, die ihr Leben einzig nach „Gottes Wort und Luthers Lehr'" einrichten; sie hat die ursprünglichen Leidenschaften der Menschen, in denen ein Stück elementarer Natur sich offenbart, zu oft hervorbrechen sehen wie einen wilden Bergstrom und weiß, daß dabei alle Fesseln gesprengt, alle Rücksichten und Vorurteile über den Haufen geworfen werden, und wären sie selbst wie Felsblöcke. Hart ist das Land, auf dem sie und ihre Eifelmenschen gewachsen, und herb ist die Luft. Sie ist eine Eigne und Freie auf freier Bergeshöh, der die Lüfte den Blick geklärt und das Herz fest

und stark gemacht haben. Mit scharfem, prüfendem Auge sieht sie tief hinab in die Herzen der Menschen. Darum weiß sie nichts von Schuld und Sünde; sie sieht hinab in die Seelen und kennt die Zusammenhänge zwischen dem Tun der Menschen, das alle sehen, und ihrer innersten Natur, die ihr Dichterauge erkannt hat. Darum ist sie keine überweise Moralpredigerin. Sie zeichnet die Welt und die Menschen in ihr, wie sie sind, mit allen ihren „guten" und „bösen" Eigenschaften und enthält sich dabei jedes Urteils. Aber in der Durchführung der Handlung, in der Sicherheit, mit der sie aus den Charakteren und ihren aus dem Impuls gebornen Handlungen die notwendigen Konsequenzen zieht, in dem wohl abgewogenen Spiel und Gegenspiel der Menschen ihrer Erzählungen offenbart sich ein starkes ethisches Empfinden. Sie ist gerecht gegen ihre Menschen bis zur Grausamkeit — gerecht, wie das Leben gerecht ist. Aber sie ist auch von inniger Liebe zu ihnen beseelt, von jener Liebe der Schaffenden, die selbstlos ist und stark. Dieser Liebe fehlt jedoch die starke subjektive Färbung nicht. Denn Clara Viebig ist ein Weib, in ihrem menschlichen Empfinden und darum auch in ihrem Schaffen. Ja, in ihren ersten Romanen ist sie fast mehr Weib als Künstlerin.

Frauenrechtlerinnen haben es der Dichterin schwer zum Vorwurf gemacht, daß sie ihre Kunst nicht in den Dienst der modernen Frauenbewegung stellt, wie Helene Böhlau und Gabriele Reuter. Man hat es auch an eifrigen Bekehrungsversuchen nicht fehlen lassen. Einmal wurde sie von zweien dieser Damen, die glaubten, es erzwingen zu müssen, stundenlang bearbeitet, bis ihr schließlich von alle dem so dumm war, „als ging' ihr ein Mühlrad im Kopf herum" — aber genützt hat es nichts. Clara Viebig schafft, wie das Herz sie treibt, ohne Rücksicht auf Schulen oder Bewegungen oder aktuelle Fragen. Es zeugt von der Stärke und Selbstgewißheit ihrer künstlerischen Begabung, daß sie sich in keiner Weise beeinflussen und sich durch nichts bewegen läßt, einer Tendenz zu Liebe zu gestalten. Es ist allerdings auffällig, daß sie in keinem ihrer Werke die moderne Frauenbewegung behandelt, die so viele weibliche Gemüter erregt, ja sie nicht einmal streift. Es ist, als ginge sie diesem Thema mit einer gewissen, zaghaften Aengstlichkeit aus dem Wege. Oft genug gestaltet sie in ihren Dichtungen Weibcharaktere und immer mit einem sichern und feinen Instinkt für das specifisch Weibliche; nie aber beschäftigt sie sich mit dem Weib p r o b l e m. In unserer gährenden Zeit voller Uebergänge und Probleme ist das Weib eines der wichtigsten und schwierigsten Probleme. Clara Viebig scheint das noch in keiner Weise zum Bewußtsein gekommen zu sein; was Tausende und Tausende bewegt, scheint ihr das Herz nicht zu rühren. Es fehlt ihr nicht an starkem, innig anteilnehmendem Mitempfinden, es fehlt ihr nicht an sozialem Gefühl — und doch . . !

Clara Viebig ist glückliche Gattin und Mutter. Ihre geistige Entwicklung ist wohl von Niemandem eingeengt und gehemmt worden, frei hat

sie sich zu einer freien und eigenartigen Persönlichkeit bilden dürfen. Ihr ist die Not des modernen Weibes, das verzweifelt um seine Befreiung aus unwürdiger Abhängigkeit und um das freie Recht der Entwicklung und Selbstbestimmung ringt, fremd geblieben, darum hat diese Not für sie auch niemals zum Problem werden können. Sie hat ihr nicht in der Seele gebrannt, darum hat sie auch niemals das Bedürfniß empfunden, sich davon zu befreien durch ihre Kunst.

Zum Anderen: Der Befreiungskampf der modernen Frau hat durch die impulsive Heftigkeit, mit der er geführt wurde, Formen und Typen gezeitigt, die leicht im Stande sind, einem gesund und gerade empfindenden Menschen die Teilnahme daran schwer, fast unmöglich zu machen. Es hat sich so viel Verlogenheit, Schamlosigkeit und Unnatur in den Reihen der Emanzipirten breit gemacht, daß eine Natur wie Clara Viebig sich wohl abgestoßen und angewidert fühlen kann. In ihrem Roman „Es lebe die Kunst“ sagt sie: „Die Weiber, die sich mit angelogenen Empfindungen aufplustern und die Welt mit einem Syruppinsel anmalen, — sind lächerlich! Die sich und ihre Mitschwestern ausziehen bis auf's Intimste und rufen: ‚Seht, so sind wir!‘ die sind ekelhaft! Die ihre Weiblichkeit in Hosen verstecken: ‚Laßt uns den Männern gleich sein!‘ — die verdienen Prügel!“ Obgleich diese Worte in dem Roman von einem Manne gesagt werden, offenbart in ihnen doch sich ein natürlich weibliches Empfinden. Clara Viebig ist Weib — und ihr Stolz und ihre Freude ist es, daß sie es ist. Ihr impulsives weibliches Empfinden, das allen ihren Beziehungen zu Menschen und Verhältnissen eine rein persönliche, subjektive Färbung giebt, läßt sie nicht so leicht über Erscheinungen hinwegkommen, die ihr im Grunde der Seele zuwider sind, wie den kühler und objektiver urteilenden Mann, der den Dingen leichter auf den Grund sieht. In dieser psychologischen Tatsache, die typisch ist, mag es begründet liegen, daß die Frauenbewegung ihre hartnäckigsten Gegner — unter den Frauen hat.

Doch scheint mir auch dadurch die Stellungnahme der Dichterin zur Frauenfrage noch nicht genügend begründet zu sein. Schließlich könnte ihr echt weibliches Mitempfinden stärker sein, als ihre Antipathie, und das fehlende äußere Erlebniß könnte ersetzt werden durch ein intensives inneres Erleben. Wenn wir die wahren Gründe aufdecken wollen, müssen wir tiefer graben. Das subjektive Empfinden des Weibes, das im engen Kreise häuslichen Lebens der Frau oft ein gewisses Uebergewicht über den Mann gibt, zieht ihr eine kaum überwindbare Schranke, wenn es sich um die geistige Durchdringung, um das restlose Erfassen und Erleben von Zeiterscheinungen handelt. Kulturbewegungen steht das Weib ratlos und klein gegenüber, selbst wenn es an ihnen so stark interessirt ist wie an der Frauenbewegung.

Das gefühlsmäßige Erfassen der Erscheinungen verhindert ein ruhiges, verstandesgemäßes Beurteilen. Der Frau spinnen sich immer nur Fäden von Person zu Person, selten zu großen, typischen Erscheinungen und Er-

scheinungskomplexen. Sie ist ein leidenschaftlicher und darum niemals ein sachlicher, objektiver Kritiker, selbst wenn sie äußerlich sich diesen Anschein zu geben und ihre echt weibliche Parteinahme geschickt zu verbergen weiß. Hier müssen wir einsetzen, wenn wir das Verhalten der Viebig dem Emanzipationskampf der Frauen gegenüber ganz verstehen wollen. Noch ist in unsrer besonders stark subjektiv empfindenden Zeit der moderne große Kulturroman, der ein reiches und — so weit das möglich ist — vollständiges Bild der gegenwärtigen Kultur giebt, nicht geschaffen, obgleich wir in den besten Werken Wilhelm von Polenz' die schönsten Ansätze dazu haben. Wenn er wird geschrieben werden — wird es nicht eine Frau sein, die ihn schreibt, weil das Empfinden des Weibes nicht universell genug ist. Sie wird nicht einmal den Roman schaffen, der das farbige und reich bewegte Kulturbild der Frauemanzipation widerstrahlt. Denn ihr fehlt dafür die Distance, die ein völliges Ueberschauen und ein objektives, restloses Erfassen und Widerspiegeln im Kunstwerk erst ermöglicht. Entweder wird die Frau — wie Gabriele Reuter — die Not und das Ringen des modernen Weibes in stark subjektiv gefärbten Einzelbildern darstellen, denen zwar typische Züge nicht fehlen, die aber doch als typische Bilder nicht gelten können, — oder sie wird — wie Helene Böhlau — die Kunst als Kampfmittel benützend, in temperamentvoll kolorirten, aber tendenziös gezeichneten Erzählungen ein leidenschaftliches und darum unklares und unrichtiges Bild seiner Leiden und Erfahrungen geben, denen jede typische Bedeutung mangelt. Mit sicherem Instinkt ist Clara Viebig dieser Gefahr, der das starke Talent einer Böhlau erlag, aus dem Wege gegangen, sie mochte — bewußt oder unbewußt — im Innersten fühlen, daß die Emotionen ihrer Frauenseele die künstlerische Wahrheit des Bildes beeinträchtigen könnten. Das stand ihrer aufrichtigen und ehrlichen Natur, die nur die Wahrheit liebt und nur der Wahrheit dient, nicht an. Darum hielt sie sich Problemen fern, durch deren subjektives Erfassen die Freiheit ihres künstlerischen Schaffens leicht gefährdet werden konnte. Dem Impuls ihres weiblichen Herzens folgend, gestaltete sie die Geschicke von Individuen, denen zwar allgemein menschliche Züge eignen, die aber keine tiefgehende typische Bedeutung beanspruchen können. Immer ist es das Einzelschicksal, das sie interessirt, nie das Geschick von Gesammtheiten. Die Helden und Heldinnen ihrer Romane interessiren wohl als Individuen, niemals jedoch sind sie Typen ihres Standes, ihrer Klasse oder ihres Geschlechtes wie der Büttnerbauer Wilhelm von Polenz', sein Grabenhäger oder auch seine Thekla Lüdekind und sein Fritz Berting.

* * *

Von Anfang an hat Clara Viebig den künstlerischen Instinkt besessen, der sie vor Stoffen und Problemen bewahrte, denen sie als Weib unfrei und hilflos gegenüberstehen mußte. Nicht aber hat sie von Anfang an die

richtige Distance herzustellen gewußt zwischen sich und den Stoffen, die sie gestaltete. Manchmal stand sie dem Erlebten noch zu nah, wie bei der Gestaltung des Romans: „Es lebe die Kunst", vielleicht gar noch mitten darin. Dann fehlte ihr beim Schaffen die nötige Ruhe, Sicherheit und Objektivität, oder sie stand dem Stoffe schon zu fern und darum zu kritisch und zu kühl gegenüber. Dann arbeitete sie mehr mit dem Verstande als mit dem Herzen. Zu diesen Werken möchte ich besonders die „Dilettanten des Lebens" zählen. Es ist Sache einer bewußten künstlerischen Klugheit, den rechten Augenblick der Gestaltung zu treffen, einer Klugheit, die der Dichter erst allmählich sich zu eigen machen kann. Im künstlerischen Schaffen*) der Viebig können wir deutlich zwei große Perioden unterscheiden: Die erste reicht bis zu dem Roman „Es lebe die Kunst" und umfaßt die Novellen: „Kinder der Eifel" und „Vor Tau und Tag", die Romane: „Rheinlandstöchter", „Dilettanten des Lebens" und „Es lebe die Kunst" und die beiden Dramen: „Barbara Holzer" und „Pharisäer". Sie wird deutlich charakterisirt durch ein tastendes Hin- und Herschwanken, durch ein Suchen nach der rechten dichterischen Form, nach den besten künstlerischen Ausdrucksmitteln und durch ein in der technischen Unsicherheit begründetes Gelingen und Mißlingen, Treffen und Danebengreifen. Es ist dies die Zeit der Entwicklung, des langsamen künstlerischen Reifens, der Ausbildung einer eignen Technik und eines eigenen, persönlichen Stils bis zur vollständigen sicheren Beherrschung.

In dieser Periode ihres Schaffens sucht die Dichterin ihre Stoffe bald auf den rauhen Eifelhöhen, auf denen Gestalten und Schicksale wachsen, ursprünglich und hart wie der Boden, der sie trägt, herb und wild wie die Stürme, die über sie hinblasen mit elementarer Gewalt, trotzig und groß wie die Lavaberge, die finster auf sie herniederblicken. Bald sucht sie sie in den Schichten der Berliner Gesellschaft, bald sind es fremde Geschicke, die ihr in der Seele brennen und zur Gestaltung treiben, bald sind es eigene Erfahrungen und Erlebnisse, von denen sie sich befreien muß. immer aber geht sie mit ursprünglicher frischer Kraft an die Bewältigung ihrer Stoffe, mit jugendlicher Begeisterung und mit einer fröhlichen Naivetät, die einen großen Zauber der Werke ausmacht, die dieser Periode angehören. Noch zittern ihre gestaltenden Hände bei der Arbeit vom Fieber der Schaffenden, noch treibt eine innere Hast sie unaufhörlich vorwärts,

---

*) Clara Viebigs Werke sind sämmtlich im Verlage von Egon Fleischel & Co. Berlin W. erschienen: „Kinder der Eifel", Novellen, 4. Auflage; „Rheinlandstöchter", Roman, 4. Auflg.; „Barbara Holzer", Schauspiel in 3 Akten; „Dilettanten des Lebens", 2. Auflg.; „Vor Tau und Tag", Novellen, 2. Auflg.; „Pharisäer", Komödie in 3 Akten; „Es lebe die Kunst", Roman, 3. Auflg.; „Das Weiberdorf", Roman, 11. Auflg.; „Das tägliche Brot", Roman in 2 Bänden, 6. Auflg.; „Die Rosenkranzjungfer", Novellen, 5. Auflg.; „Die Wacht am Rhein", Roman, 7. Auflg.; „Vom Müllerhannes", Roman, 7. Auflage."

noch drängen die Stimmungen und Motive, die Geschicke und Gestalten in überreicher Mannigfaltigkeit auf sie ein, daß sie sich engen und stoßen und die Dichterin ihre bunte Fülle kaum zu meistern vermag. Wohl bekommt durch das ungebändigte Temperament der Schaffenden und durch die Leidenschaftlichkeit, mit der sie Partei nimmt für und wider ihre Gestalten, die Darstellung Farbe und Glut, der Stil schillernde Beweglichkeit, die Handlung Reichtum und Abwechslung — die Erzählung übereilt sich aber auch oft genug infolgedessen und strebt hastig und sprunghaft vorwärts; es unterbleibt die wirksame Ausgestaltung im Detail. Die Charakteristik wird oft mit wenigen, sicheren Strichen gegeben und wirkt dann ungemein plastisch und lebendig, ebenso oft ist sie aber in den schwächeren Partien auch gartenlaubenhaft konventionell, schablonenmäßig und farblos. Nicht selten werden Eigenschaften über Gebühr stark hervorgehoben auf Kosten anderer, so daß alle individuelle Besonderheit der Figuren verloren geht und ein schiefes, karikirtes und deshalb künstlerisch unwahres Wesensbild entsteht; die Psychologie ist, bedingt durch die Hast der Darstellung, mitunter noch sprunghaft; manche Handlungen sind psychologisch nicht gerechtfertigt oder nicht genügend motivirt, andere wieder sind eingehender motivirt, als nötig gewesen wäre. Clara Viebig ist eine gesunde und robuste Weibnatur, mit einem natürlichen und gesunden Empfinden. Die Sentimentalität, die in ihre ersten Romane sich manchmal einschleicht, hat darum niemals etwas Ungesundes, Widerlichsüßes und Verlogenes. Die Frische, Natürlichkeit und Kraft, die in ihren Gestalten lebt, hält ihr glücklich das Gleichgewicht und beweist, daß die Sentimentalität nur ihrem mitleidvollen und mitleidbereiten Herzen entstammt, das noch nicht gelernt hat, der grausamen Notwendigkeit des Lebens sich zu beugen, und daß sie nicht ihre Ursache hat in einem verbildeten und verlognen Denken und Fühlen.

Clara Viebig ist ein Kind der Rheinlande. Am 17. Juli 1860 ist sie zu Trier als das jüngste Kind eines Oberregierungsrates geboren. In ihrem neunten Lebensjahre wurde ihr Vater nach Düsseldorf versetzt. Hier besuchte sie die Schule und verlebte hier ihre ganze Jugend. Doch ihre Liebe gehörte der Mosel. Alle Ferien, auch das sechzehnte und einen Teil ihres siebzehnten Lebensjahres verlebte sie in Trier, im geistig sehr angeregten Hause eines alten Freundes ihrer Eltern, des Untersuchungsrichters und spätern Landgerichtsrats Matthieu. Ihm verdankt die Dichterin die ersten literarischen Anregungen. Er hat ihr wohl auch als Modell gedient für den Staatsanwalt Milde in der Eifelerzählung „Die Schuldige", resp. für den Landgerichtsrat Matthieu in ihrem nach dieser Novelle geschaffenen Drama „Barbara Holzer". In seiner Gesellschaft durchstreifte sie kreuz und quer die Eifel, bald zu Fuß und bald zu Wagen, immer aber mit offnen Augen und empfänglicher Seele. Während der Landsgerichtsrat beruflich zur Aufnahme von Tatbeständen, Obduktionen rc. abwesend war, hockte sie in den Dorfhäusern, freundete sich mit den Eifelanern an und

lernte ihr Leben und Treiben, ihr Hoffen und Fürchten und Wünschen, ihr Denken und Fühlen und Glauben bis in's Kleinste kennen. Den Eifeldialekt beherrschte sie bereits; sie hatte ihn von den Dienstboten in ihres Vaters Hause gelernt, die Kinder der rauhen Eifel waren. Auch ihre Amme war eine schwarze Eifeldirne gewesen. Von ihr vielleicht wurde die Liebe zur Eifel und ihren Bewohnern dem Kinde in die Seele gesenkt, die in den Jugendjahren, da das Herz am empfänglichsten ist für alle Eindrücke, auf den Fahrten talauf, talab durch die Eifel wachsen und groß werden durfte, bis sie, spät zwar, aber um so gewaltiger, sich entlud in dem ersten Novellenbande „Kinder der Eifel“.

Clara Viebigs Erstling war ein starker Wurf, der ihrem Namen rasch einen guten Klang in der Literatur verschaffte. Er beweist, daß sie auf ihren Eifelfahrten nicht nur viel und scharf beobachtet, nicht nur Bild um Bild die Landschaft in sich aufgenommen und den Menschen Gebahren und Sprache, Sitte, Glauben und Aberglauben abgelauscht hat. Sie ist ganz eingedrungen in ihres Wesens Eigentümlichkeiten, sie hat sich mit ganzer Seele hineingefühlt, hineingelebt in den innerster Kern ihrer Seele. Sie konnte das um so besser und vollkommener, als ihre Natur wesensverwandt ist mit der Natur der Eifelaner. Gar mancher scharf ausgeprägte Zug ihrer geistigen Physiognomie fand sie in den Bauerseelen wieder. Es ist viel Ringendes und Gährendes in ihr, das Befreiung suchte und Befreiung fand in der wesensechten Darstellung dieser Eifelmenschen, die, von der Natur auf kargen, harten Boden gestellt, schwer kämpfen müssen mit den Gewalten des Lebens und mit ihrem eigenen ungebärdigen Willen. Ihnen gehört alle Sympathie der Dichterin; wie in ihr, so lebt auch in ihnen ein großer dunkler Trotz, eine tief im Innersten brennende Leidenschaft und ein wilder Mut. Ungebrochene Triebe bestimmen ihre Handlungen, und doch sind sie im innersten Wesen gebunden durch die Natur ihrer Landschaft und durch die Natur ihres Wesens. In der ersten Novelle des Bandes hat Clara Viebig eine ihrer ursprünglichsten Weibgestalten geschaffen. Es lebt in diesem Mädchen, der Suß, die dämonische, katzenartige Wildheit, die ungebrochne und ungezähmte Kraft der Natur. Im oft recht ungleichen Stil dieser Erzählung ist ein unruhiges Auf und Ab und Hin und Her, das den tausend Empfindungen entspricht, die sie durchwogen. Zu tragischer Größe und dramatischer Wucht erhebt die Darstellung der Dichterin sich aber in der besten Novelle des Bandes, „Die Schuldige“, die ihren künstlerischen Höhepunkt erreicht in der nächtlichen Scene zwischen Babara, der Magd, und Lorenz, dem schönen Haussohne, im Stalle des Pfalzelbauern. Mit einer fast raffinirten Geschidlichkeit ist diese Scene gesteigert und ihr so eine bedeutende Wirkung gesichert. In der sonnigen Skizze „Margareths Wallfahrt“ klingt das Buch in einfacher, schlicht-schöner Weise aus.

In der ersten Periode des künstlerischen Wirkens unsrer Dichterin

macht sich einmal eine gewisse Unsicherheit in der dichterischen Form bemerkbar, die charakteristisch ist für das Ringen und Suchen dieser Zeit. Ihre beste Eifelerzählung des ersten Novellenbandes — eben jene Erzählung „Die Schuldige" — hat Clara Viebig in ein Drama umgeschaffen: „Barbara Holzer". Sie mochte, als sie diese Novelle schrieb, noch nicht das rechte Gefühl dafür gehabt haben, welche Form diesem Stoff am angemessensten war. Trotzdem in dem Stoffe wirklich große und reiche dramatische Wirkungen ruhen, ist es der Dichterin doch nicht gelungen, diese Wirkungen herauszuarbeiten. Der Grund liegt nicht in dichterischem Unvermögen, auch nicht in technischer Ungeschicklichkeit — sie beherrscht die dramatischen Ausdrucksmittel mit einer bei einer Anfängerin verblüffenden Sicherheit. Er ist vielmehr in der inneren Gebundenheit zu suchen, mit der sie an die dramatische Gestaltung heranging. Gebunden war sie durch die erste, die novellistische Form. Es ist schwer, einen Stoff, dem man schon die erste Gestalt gegeben hat, noch einmal mit eigener Hand von Grund aus neu zu formen. Die erste Form wird stets einen unglücklichen Einfluß auf die Gestaltung der zweiten ausüben. Das ist auch hier der Fall gewesen. Das Drama erweist sich als keine durchaus neue Form des selben Stoffes, sondern nur als eine Dramatisirung der Novelle. In beiden wird der Kampf der Geschlechter dargestellt, und die Erlösung, die das Weib in ihrem Kinde findet. Schon die Novelle verzichtet zu ihrem Nachteil auf die direkte Darstellung der Hauptscene dieses Kampfes, in der Lorenz seinen Tod durch Barbara findet — das Drama hätte ihrer aber unter keinen Umständen entbehren dürfen, ganz abgesehen davon, daß diese Scene ein wirksames Pendant zu der Schwurscene im Stall gebildet hätte. Der Inhalt des schwächlichen zweiten Aktes dagegen wäre besser indirekt gegeben worden.

Die novellistische Form dieses Stoffes ist, weil die ursprüngliche, auch die bessere. Es liegt über ihr noch ein zarter, frischer Hauch und eine Naivetät, die beim Umschaffen naturgemäß zerstört werden mußte.

Es ist durchaus nicht Zufall und liegt in dem ursprünglichen Wesen der Dichterin begründet, daß ihr die robusten, unkomplizirten Gestalten mit ungebrochnen Trieben und ungedämpften Leidenschaften am besten gelingen. Darum sind ihre Eifelgestalten wie aus einem Guß, einheitlich, groß und stark — Menschen von Fleisch und Blut; ich kann mich nicht einer einzigen, gänzlich verzeichneten Bauernfigur erinnern. Das wird mit einem Schlage anders, sobald sie den Boden verläßt, der ihr Säfte und Kräfte und gesundes, starkes Empfinden gab, und den für sie künstlerisch unfruchtbaren Parkettfußboden der Salons betritt. Hier verlieren ihre Menschen oft fast alle individuelle Besonderheit, sie sind nicht selten schablonenhaft konventionell gezeichnet und auf Kosten der künstlerischen Wahrheit. Noch wenig merklich tritt dies hervor in ihrem ersten, an Motiven und Gestalten überaus reichen Roman „Rheinlandstöchter". Trotz mancher nicht selten empfindlichen Mängel in der Technik möchte ich diesen Roman als den

besten der ersten Schaffensperiode bezeichnen. Er hat, was die übrigen fast ganz entbehren, Lokalfarbe. Man merkt ihm an, daß er in der Zeit geschrieben wurde, der „Die Kinder der Eifel“ ihre Entstehung verdanken. In den Frauengestalten dieses Romans, die alle Töchter des Rheins sind, pulst rheinländisches Blut in verschiedener, bald hellerer, bald dunklerer Mischung. Nelda, die Heldin, deren Entwickelungsgang in dieser Dichtung Gestaltung gefunden hat, trägt unverkennbar Clara Viebigs charakteristische Wesenszüge. Die Dichterin hat ohne Zweifel viel eigenes Erlebnis, viel eigene innere Entwicklung in diesem Roman gestaltet. Das giebt ihm eine wohltuende Wärme, eine Frische und Natürlichkeit der Darstellung, die dem zweiten ihrer Romane, den „Dilettanten des Lebens“, abgehen. Ueber diesem Roman liegt eine seltsam anmutende Kühle, die nicht resultirt aus einer objektiveren Betrachtung der Dinge, sondern aus einer uninteressirten, mehr verstandesmäßigen. Es ist, als wäre bei seiner Gestaltung das Herz der Dichterin nicht beteiligt gewesen. Wohl ist die Technik reifer geworden — dafür aber die Darstellung ärmer an Gefühlstönen. Die Komposition ist geschlossener und straffer, die Handlung einheitlicher und einfacher als in den Rheinlandstöchtern. Es mag auch am Stoff liegen, daß dieser Roman weniger interessirt als die übrigen Dichtungen. Es ist nun einmal nichts Tragisches in Menschen, die voll guten Willens, doch ohne rechte Kraft, die voller Hoffnungen und Pläne, aber ohne Initiative sind — sie erregen kein Interesse und kein Mitgefühl. Der Roman stellt sich dar als eine Fortsetzung der „Rheinlandstöchter“. Lena Langen ist innerlich verwandt mit Nelda Dallmer, doch sie entbehrt der gesunden Aktivität der Rheinlandstochter; allen Widrigkeiten des Leben, allen Stürmen und aller Not setzt sie nur einen passiven Widerstand entgegen. Eine solche Natur hat mit der Dichterin wenig Wesensverwandtschaft. Darin mag die Kühle begründet liegen, die uns beim Lesen aus diesem Werke anweht.

Einen ganz andern, fast den gegensätzlichen Eindruck macht der dritte Roman: „Es lebe die Kunst!“ Wie die Rheinlandtöchter mutet auch er wie ein Selbstbekenntniß an. Es lebt auch ohne Zweifel viel schmerzliches Erleben in dieser Dichtung. Die Schmerzlichkeit und Stärke dieser Erlebnisse bedingt das Temperament der Darstellung. Da ist wieder der leidenschaftlich erregte Stil, da ist wieder die stürmische Parteinahme der Dichterin für und wider ihre Menschen, wieder jene etwas karikirte Darstellung unliebenswürdiger Nebenfiguren. Es ist ein leidenschaftliches Ringen um Befreiung von der Gewalt der Gefühle in der Dichtung, die Darstellung der eignen innern Entwicklung, diesmal der Entwicklung als Künstlerin. Noch stand Clara Viebig aber zu sehr darin in dieser Entwicklung, um sie unbefangen und frei darstellen zu können. Dadurch kommt etwas Schiefes und Einseitiges, fast könnte man sagen: Tendenziöses in dies Weltbild der Dichterin. Alles, was um sie herum steht, betrachtet sie mit zu nahen Augen und gewinnt darum keinen Eindruck von der Totalität der Dinge. Aber die

Darstellung der eigenen innern Entwicklung gelingt ihr dafür umso besser und sicherer. Da ist Alles echteste, lauterste Wahrheit. Mit schonungsloser, ehrlicher Offenheit enthüllt sie ihr innerstes Fühlen und Denken als Künstlerin. Wie Elisabeth Reinharz hatte auch sie auf dem Pflaster der Großstadt die Ursprünglichkeit, Frische und Unbefangenheit verloren und das rechte Gefühl für das wahre Wesen der Kunst. Es ist charakteristisch für die künstlerischen Anschauungen der Dichterin, daß Elisabeth die Ruhe und Harmonie ihrer Seele, ihre Selbstsicherheit und ihren Mut im Frieden der Heimat, in der Einsamkeit und stillen Größe der Natur wiederfindet. In der Heimat, wo die starken Wurzeln ihrer Kraft liegen, lernt sie begreifen, daß alle echte Kunst Ausleben der eigenen Persönlichkeit, daß sie „Befreiung und Frieden" ist. Mit diesem Roman hat die Dichterin, die in einigen ihrer Werke von der gerade aufwärts führenden Linie der Entwicklung sich entfernt hatte, ihr eigenstens, in der Heimat wurzelndes Wesen wieder gefunden. Von nun an geht sie frei und sicher ihre Bahn und findet nun leicht zu den Höhen ihrer Meisterschaft.

Zwei Werke noch gehören in die eben geschilderte Zeit der Entwicklung hinein, die Novellensammlung: „Vor Tau und Tag" und die Komödie „Pharisäer". Sie bestätigen nur das bereits Gesagte, bringen aber keine neuen und besondern Momente in die Entwicklung hinein, so daß wir nicht besonders darauf eingehen brauchen.

* * *

In der zweiten Periode ihres künstlerischen Wirkens schuf Clara Viebig eine Reihe wohlgelungener Meisterwerke, die frei sind von aller schwankenden Unsicherheit in der Technik. Die Dichterin hat ihr Temperament beherrschen gelernt. Ihren Menschen gegenüber findet sie den rechten Standpunkt, nicht zu fern und nicht zu nah; sie weiß sie jetzt in ihrer Totalität anzuschauen und darzustellen. Jede ihrer Gestalten ist Mensch mit typischen und individuellen Eigenschaften, auch die Nebenfiguren, die oft nur mit wenigen, aber sichern, charakteristischen Strichen gezeichnet sind. Der Stil ist ruhiger, klarer und plastischer geworden, die Komposition straffer und die Handlung einfacher und lückenloser. Aus der naiv formenden Dichterin ist die bewußt gestaltende Künstlerin geworden. Wohl haben ihre Werke dadurch etwas von dem frischen, natürlichen Hauch und an Unbefangenheit eingebüßt, dafür aber an Bedeutung und an künstlerischer Vollendung gewonnen.

In der Heimat — das hatte Clara Viebig erkennen gelernt — liegen die starken Wurzeln ihrer Kraft. Aus der Heimat holte sie sich darum die Menschen und die Handlung für ihren neuen Roman: „Das Weiberdorf." Sie knüpft — wir dürfen nach dem Bekenntnisroman: „Es lebe die Kunst!" schließen: bewußt — an die „Kinder der Eifel" wieder an, sowohl im Stoff, als auch in der Technik. Aus der Unterhaltungsschriftstellerin ist wieder die Heimatkünstlerin geworden — um es von nun an

auch ganz zu bleiben. Das Weiberdorf ist ein Dorf in der Eifel, das fast das ganze Jahr ohne Männer ist. Der harte Boden der vulkanischen Eifelberge bietet nicht genug Nahrung für alle; mühsam mit Hacke und Sichel ringen die Frauen allein ihm die karge Frucht ab. Die Männer ziehen hinab ins Rheinland und arbeiten jahraus, jahrein in den Fabriken. Nur zweimal im Jahre kommen sie für kurze Tage nach Eifelschmitt. Dann beginnt hier ein lustiges Leben; die Tage werden durchzecht, die Nächte mit den Weibern durchtanzt und durchtollt — bis die Scheidestunde schlägt und die Männer wieder fort müssen, hinab in die qualmigen Fabrikstädte. Außer dem Pfarrer, dem Küster, dem Schankwirt und ein paar hilflosen, stumpfen Greisen bleibt nur ein Mann im Dorfe zurück: Peter Miffert, das Pittchen genannt. Seine Arbeitsscheu und seine Liebe für allerhand „Pläsirchen" lassen ihn nicht mit den Männern hinabziehen. Auf ihn konzentrirt sich das Verlangen der Dorfweiber; um ihn drängen, um ihn reißen sie sich. Der Kampf, der sich um diesen einzigen Hahn auf dem Hühnerhofe entspinnt, ist von geradezu zwerchfellerschütternder, derber Komik. Peter Miffert könnte sie sich alle untertan machen und über sie herrschen, wenn er wollte — aber er will nicht. Wohl nimmt er gern ein Extravergnügen mit und läßt sich hätscheln und päppeln von den Weibern — nota bene solange es seine eigne Frau, die hübsche Zeih, nicht sieht. Aber Dorfpaschagelüste sind ihm völlig fremd. Für die ist er zu — faul, fast ebenso faul wie zu den kleinen Bosseleien, die ihm die Weiber bringen. So muß sein Haushalt zerfallen, sein Weib, das Putz und Tand über Alles liebt, ihm untreu werden. Das ist der einzige Schmerz seines satten Drohnen-Lebens. Um aber das einzige Weib, das im Dorfe nicht sein bleiben will, — seine Frau — zu halten, wird er zum Falschmünzer — bis Alles an den Tag kommt und der „Arm der Gerechtigkeit" das Pittchen am Schlaffittchen nimmt.

Es geht nicht gerade sanft her in diesem Roman und nicht besonders reinlich. Clara Viebigs künstlerischer Takt aber weiß stets die rechte Grenze inne zu halten. Mit anerkennenswertem Freimut zwar behandelt sie ihr Thema, aber ohne Aufdringlichkeit und Lüsternheit. Das brünstige Weiberdorf schildert sie mit überaus plastischer Kraft. Ein starker, animalischer Duft dringt durch alle Poren dieser prächtigen Darstellung, es liegt darüber eine wilde, flackernde Begier. Leider fällt der Schluß ab, als wenn die Kraft der Dichterin für ihn nicht mehr ausgereicht hätte. Pittchen geht nicht daran zu Grunde, daß er der einzige Mann ist in dem männertollen Weiberdorfe — sein Untergang steht mit dem Thema der Dichtung in keinem organischen Zusammenhang. Auch in einer andern Umgebung wäre Pittchen unter ähnlichen persönlichen Voraussetzungen zum Verbrecher geworden. Hier klafft ein Riß, der den Wert der Dichtung als Kunstwerk leider beeinträchtigt.

Clara Viebig ist eine temperamentvolle, heißblütige Weibnatur.

Darum nahm in ihren bisherigen Dichtungen die Sinnlichkeit, das Geschlechtsverlangen einen übermäßig breiten Raum ein. Im „Weiberdorf“ schuf sie die Tragikomödie der Sinnengier. Damit scheint dieses Thema erschöpft — sie wendet sich mit einem entschiedenen Ruck andern Stoffen zu. In ihrem Novellenbande „Die Rosenkranzjungfer“ freilich kehrt es in einigen Erzählungen noch manchmal wieder. Da dieser Band aber Stücke aus den Jahren 1896—1900 enthält, so darf man. wohl annehmen, daß diese Skizzen nicht lange nach dem „Weiberdorf“ geschrieben sind.

Der Roman: „Das tägliche Brot“, mit der vierten Bitte des Vaterunsers als Motto, ist ein Berliner Dienstbotenroman. Wieder betritt Clara Viebigs Kunst das harte Großstadtpflaster. Aber diesmal ist sie sich selbst gewiß, diesmal läßt sie sich nicht beeinflussen, nicht entmutigen, nicht verwirren. Sie ist gesund und rotbäckig und fest im Kern wie das naive Landmädel, dessen Schicksale als „Mächen for Alles“ in dem neuen Roman ihre Gestaltung gefunden hat. Die Handlung dieser Dichtung vollzieht sich in der Großstadt, und dennoch möchte ich den Roman ein wurzelechtes Produkt der Heimatkunst nennen. Nicht weil er durch seine Schilderung des Berliner Lebens Berliner Heimatkunst bietet, sondern weil er gleichfalls aus der Liebe zur Heimat und ihren Menschen geboren ist. Denn Clara Viebigs Heimat ist nicht allein die Eifel und das Rheinland. Durch ihre Eltern, die beide Kinder der Provinz Posen waren, verbinden sie Blutsbande mit dem norddeutschen Tiefland und seinem Menschenschlag. Es fließt norddeutsches Blut in ihren Adern — das erklärt das Schwere, Schwüle, Massige in ihren Dichtungen und die Sicherheit, Gewissenhaftigkeit und Schärfe der Beobachtung. Die Sonne des Rheinlandes aber hat ihrem Blut das leidenschaftliche Feuer, die Glut des Temperaments gegeben. So einen sich in ihr norddeutsches und süddeutsches Wesen. Nach dem Tode ihres Vaters war die Dichterin mit ihrer Mutter nach Berlin gezogen. Von hier aus besuchte sie oft und lange ihre Verwandten, die auf Gütern nahe der polnischen Grenze ansässig waren und sie gastlich für Monate und Monate aufnahmen. Hier lernte sie auch das flache Land lieben. Und wenn auch mit den Menschen dieser Gegend sie nicht dieselbe innige Zuneigung verband, wie mit den Kindern der Eifel — sie lebte sich doch auch in ihr Fühlen und Denken ein und erfaßte liebend den Kern ihres Wesens. Das offenbart sich in einigen Skizzen des Bandes: „Die Rosenkranzjungfer“, das offenbart sich vor Allem in dem Roman: „Das tägliche Brot“. Es ist eine Freude, mit welcher Sicherheit und Plastik sie nicht nur die Berliner Dienstbotenverhältnisse, nicht nur die verschiedenartigen, in ihrer Darstellung auch individuell wohl unterschiedenen Typen dieser Dienstboten selbst, sondern auch die beiden in ihrem Wesen gänzlich verschiedenen Landmädchen schildert, die aus Mecklenburg nach Berlin kommen, um sich hier das tägliche Brot zu verdienen. Wirklich ausgezeichnet ist auch die Art, wie sie die Wirkungen derselben Berliner Verhältnisse auf

die beiden verschiedenen Temperamente zeigt; die Eine ringt sich unter Mühsal, Not und Jammer durch zu einem gefestigten Charakter, dem die Stürme des Lebens nichts mehr anhaben können, weil er wurzelfest ist; die Andere geht zu Grunde, trotzdem ihr das Leben verhältnißmäßig leicht und mühelos wird, und endet in der Gosse. Der Roman ist mit großer dichterischer Kraft gestaltet und zählt mit den beiden folgenden zu den besten Werken der Dichterin.

In ihre engere Heimat kehrt Clara Viebig zurück mit dem Düsseldorfer Roman: „Die Wacht am Rhein". Wir wissen bereits, daß die Dichterin den größten Teil ihrer Jugend in dem rheinischen Florenz verlebte. In der Geschichte einer Familie und eines Mädchens dieser Familie zeigt sie das allmähliche Verschmelzen norddeutschen und süddeutschen Wesens. Josephine Rinke ist die Tochter eines preußischen Feldwebels und einer rheinländischen Mutter. Die Ehrlichkeit, Geradheit und Pflichttreue des norddeutschen Volksstammes gehen in ihrem Wesen eine glückliche Vereinigung ein mit der temperamentvollen Lebhaftigkeit, der Ungebundenheit und der leichtbeschwingten Fröhlichkeit ihres rheinländischen Naturells. Diese Familiengeschichte hebt sich wirksam ab von dem dunkeln Hintergrunde der politischen Zeitereignisse. Mit großer anschaulicher Kraft schildert die Dichterin die politisch faule Zeit von 1830—1848, die Gewitterschwüle des Revolutionsjahres und das wilde Losbrechen des Sturmes: den Kampf in den Straßen und auf den Barrikaden. Trefflich sind die Lieder: „Sie sollen ihn nicht haben", „Deutschland, Deutschland über Alles!", „Heil Dir im Siegerkran," und „Die Wacht am Rhein" in die Darstellung eingefügt und durch die Zeitstimmung lebendig gemacht. Mit diesem Roman tat Clara Viebig einen Schritt hin zu dem großen Kulturroman, den wir von der Heimatkunstbewegung erwarten. Vor unsern Blicken entrollt sie ein Stück vaterländischer Geschichte, das freilich weniger ein Stück plastisch herausgearbeiteter Kulturgeschichte aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist, als vielmehr eine Reihe von Stimmungsbildern aus der politischen Zeitgeschichte. Die Personen stehen mehr vor diesen als Hintergründe benutzten Bildern, als daß sie in ihren Gestalten als Zeittypen diese Geschichte selbst verkörperten. Doch freuen wir uns dieses großen vaterländischen Romanes, er ist der erste, den die moderne Litteratur uns beschert hat.

Mit der Geschichte „Vom Müllerhannes" schließt die lange Reihe der Dichtungen Clara Viebigs*). Mit ihm kehrt sie in das Land ihrer ersten Liebe zurück, in die Berge der Eifel und zu ihren Menschen. Wie Wilhelm von Polenz im „Büttnerbauern" schildert sie in diesem Roman die Geschichte eines wirtschaftlichen Zusammenbruchs. Aber wie ganz anders gestaltet die

*) Soeben lese ich, daß Clara Viebig einen neuen Roman beendet hat: „Das schlafende Heer." Er soll auf dem Boden der deutschen Ostmark spielen und mit diesem Schauplatz eine Art Gegenstück zu dem Roman: „Die Wacht am Rhein" bilden.

Frau als der Mann. Polenz spinnen sich von dem Bauern, der in der Mitte seines Romans steht, und dessen Schicksal Fäden über Fäden zu dem Geschick des ganzen Standes; der Zusammenbruch der alten Bauernwirtschaft des alten Büttner ist typisch. In diesem Bauern geht der Bauernstand zu Grunde. Clara Viebig dagegen behandelt den wirtschaftlichen Zusammenbruch in ihrer Geschichte vom Müllerhannes rein individuell ohne jede, auch nur die leiseste Beziehung auf die Allgemeinheit der Eifelbewohner oder des Bauernstandes. Hierin offenbart sich deutlich der Unterschied zwischen dem männlichen und weiblichen Kunstschaffen; es ändert an diesem Unterschiede nichts, daß eine nicht zu kleine Zahl unserer dem Femininismus verfallenen Künstler diesen Zusammenbruch auch nicht anders als individuell behandelt hätten. Was für sie aber ein Vorwurf wäre und ein Tadel, bedeutet für die Viebig ein Lob. Es ist ihr hoch anzurechnen, daß sie garnicht erst den Versuch gemacht hat — sie hat das in keinem ihrer Werke getan — die Grenzen ihrer Weibnatur zu durchbrechen und so der Welt auf's Neue das klägliche Schauspiel zu geben, das ein Weib bietet, das ihre Geschlechtsnatur vergißt oder gar verleugnet. Sie streckt ihre Hand nicht nach Lorbeeren aus, die ihr nicht grünen können, erwirbt sich aber ehrlich und treu die Kränze, die ihr zu Teil werden müssen.

Es sind meist Bilder düsterster, erschütterndster Tragik, die Clara Viebig in ihren Dichtungen geschaffen hat. Und dennoch lebt in ihrem Herzen Sonne und ein hoffnungsfreudiger Glaube an die Zukunft. Das Leben ist oft brutal und grausam — aber es ist doch herrlich schön für den, der es mit jauchzender Kraft in seine Arme zu zwingen und seinem Willen zu unterjochen weiß. Etwas von dieser Kraft und dieser sieghaften Energie des Willens lebt in allen Gestalten der Viebig, selbst noch, gedämpft zwar nur und schwellend, in Lena Langen, der passiven Heldin in den „Dilettanten des Lebens.“ Nicht immer freilich sind sie Sieger in ihrem Kampf mit dem Leben, dennoch aber bleiben sie innerlich unbezwungen, trotzig, frei und kühn. Und selbst der leichtlebige Müllerhannes, den eigene Schuld und das Leben zu Boden geworfen und mit Füßen getreten haben, ist groß und wild und trotzig wie der Mosenkopf, der auf ihn herabsieht, ist eine „großragende Gestalt auf freier Eifelhöh“, ob er auch zermürbt ist vom Leben und blind ist auf beiden Augen, daß er den Mosenkopf selbst nicht mehr schauen kann.

Mit dieser freudigen Liebe zum Leben im Herzen, die ihr aus dem Boden der Heimat quillt mit starken, urgesunden Säften, schafft Clara Viebig in Lust und Schmerz und arbeitet so an ihrem Teile mit an der Ueberwindung romantischen Gefühlsüberschwanges und sehnsuchtkranker Lebensmüdigkeit. Die Fülle des Lebens ist in ihren Bildern — das große, grausam schöne Leben selbst mit seiner Erhabenheit und Kraft.



Zur Grammatik und Logik.

Von

Herman Jacobson.

— Dresden. —

„Lothoo."

Fritz Mauthner, „der Ehrliche," wie ihn vor Jahren, wenn mir recht ist, Gustav Landauer einmal genannt hat, warnt am Schluß des dritten Bandes seiner Beiträge zu einer Kritik der Sprache mit Dantes Worten (**Paradiso II**: „**O voi che siete in picciolettabarca**") vor solcher Fahrt, wie wir sie mit ihm wagten:

„O Ihr, die Ihr in allzu kleinem Boot,
Begierig zuzuhören, meinem Fahrzeug
Gefolget seid, das fiegend vorwärts bringt,
Kehrt um, zum Wiedersehen Eurer Ufer.
Werft Euch nicht in das hohe Meer, in dem Ihr,
Verlierend mich, gar leicht verirrt zurückbleibt!
Das Wasser, drin ich segle, ist unbefahren!"

Aber erfahrene Reisende setzen ihre Hoffnung wohl mehr auf den Lenker als auf Größe und Vorzüglichkeit des Schiffes. Selbst der auf der besten Werft aus auserlesenstem Stoff erbaute Dampfer würde zum Spielball der Wellen, hauchte ihm der Mensch nicht seinen Willen ein, führte nicht er mit nerviger Faust das Steuer.

Wir sind gelandet. Nur die Geschichte der Polarreisen mag von ähnlichen Fahrten zu erzählen haben. Dort ließ sich hin und wieder ein Unglücklicher durch den Untergang seines Fahrzeuges gezwungen auf einer Eisscholle dem warmen Heimatlande zutreiben. Eine grausige Reise, auf der die Gefahr wuchs, je näher die Rettung erschien, auf der das Fahrzeug zu Wasser schmolz, vor dem es doch gerade seinen Insassen schützen sollte. Mauthners Unternehmen erscheint noch gewaltiger. Auch er fährt mit einem Fahrzeug hinaus, das aus nichts Andrem besteht, als der Ozean,

über den es ihn tragen soll. Aber er selbst bricht während der Fahrt Stück für Stück von seinem Schiffe ab. Mit der Sprache fuhr er auf das Meer der Sprache hinaus zu einer Tiefseeforschung. Reich beladen kehrt er heim; aber nicht wie die Challenger- oder die Chun'sche Expedition bringt er nie zuvor geschautes Leben von dem Boden des Meeres, das er durchforschte, heim. Seine Ausbeute zeigt uns nur, wie gänzlich tot und unwirklich das ist, in dem wir das Leben zu fassen glaubten: Attrappen und Schalen brachte sein Senkeimer empor.

Im vorigen Jahr, als ich hier den zweiten Band von Mauthners Werk einführen durfte, nannte ich es einen kostbaren Nachlaß, den er selbst als getreulichster Testamentsvollstrecker verwaltet habe. Ein Testamentsvollstrecker ist Mauthner; er hat die Hinterlassenschaft der ganzen bisherigen Menschheit auf ihr Inventar geprüft. Es ist ja die erste Leistung des Menschen nach der Bibel schon im Paradies gewesen, die Außenwelt zu inventarisiren und zu katalogisiren, wie es im I. Buch Mose Kap. 2, Vers 20 heißt: „Und der Mensch gab einem jeglichen Vieh und Vogel unter dem Himmel und Tier auf dem Felde seinen Namen." Es war Adams erste Beschäftigung, und es wird wohl auch die seiner letzten Enkel sein. Auch dann wird das Verzeichniß noch so unvollkommen sein, wie es uns Mauthner heute gezeigt hat, aber Mauthners Werk wird sich dann vollendet haben: jeder wird wissen, daß die Worte nicht die Wirklichkeit erfassen, noch sie wiedergeben. Die Menschheit wird sich bescheiden und sich doch nicht genügen lassen.

* * *

Wir sprechen ein Wort aus und meinen, wir schüfen die Welt noch einmal, wenn wir es zu anderen Worten in Beziehung setzen; wie ein Kind, das lächelnd die eben totgeschossenen Bleisoldaten wieder aufstellt und erklärt, sie seien lebendig und die Schlacht beginne von Neuem. Wir lassen noch als Erwachsene unsere Armeen von Substantiven, Adjektiven, Verben und so weiter aufmarschiren und sehen nicht, daß auch sie nur Bleisoldaten aus der Spielzeugschachtel der Menschheitskinderstube sind, denen draußen die Welt so wenig entspricht, wie eine Kompagnie exercirender Grenadiere dem Bleisoldaten, der umfällt, wenn ihn des Kindes Finger antippt.

Ungläubig mag mancher den Kopf schütteln, ob es wirklich noch solche platonische Torheit gäbe. Ja, mein Freund, de te fabula narratur! Und ich, der ich sie erzähle, bin in den Stunden der Unbefangenheit sicher nicht weniger töricht — und bin es möglicherweise selbst in dieser Stunde, wo ich doch auch nur wieder Worte mache. Gewiß, dem Kindermärchen sind wir entwachsen, in dem erzählt wird, daß das Aussprechen eines Wortes das Ding herbeischaffe, das es bezeichnet. Die Meisten haben auch schon eingesehen, daß es Substantive, Adjektive u. A. m. in der Wirklichkeitswelt nicht giebt, aber an der Existenz der Dinge selbst oder ihrer Eigenschaften zweifeln nur wenige und sind auf der Suche nach dem „Ding an sich",

das zu erkennen sie zwar auch für unmöglich halten, aber dessen Bestehen sie annehmen. Und dennoch ist ja „das Ding an sich" eben immer auch nur ein Substantivum. Wir wissen nichts von der Außenwelt, wissen nicht einmal, ob sie existirt, obwohl es wahrscheinlich ist. Und wir können sie mit gutem Gewissen als bestehend annehmen, weil der Mensch — er muß sich ja selbst zum Teil objektiv betrachten — sich selbst ein Stück Außenwelt insoweit ist. Aber wir sind überzeugt von ihrem Bestehen und von unserem gegensätzlichen Sein, weil wir aus der ungenauen Sprache — d. h. der Erinnerung an mehr oder minder ungenaue Wahrnehmungen unserer Mitmenschen entnehmen, daß sie eben dieselben Wahrnehmungen von sich, so weit sie sich Außenwelt sind, und von der weiteren Außenwelt machen. Wir erfahren jedoch von den Wahrnehmungen Anderer nur durch die Sprache, d. h. durch den konventionellen Ausdruck, der einmal für irgend eine Wahrnehmung gefunden und seither metaphorisch mehr oder minder anschmiegend für ähnliche oder ähnlich gehaltene Eindrücke verwandt worden ist, täglich auch auf andere Eindrücke in einer neuen Metapher verwandt wird.

Goethe hat in einem seiner letzten Gespräche diesem Gedanken besonders eigenartigen und klaren Ausdruck gegeben: „Alle Sprachen sind aus naheliegenden menschlichen Bedürfnissen, menschlichen Beschäftigungen und allgemein menschlichen Empfindungen und Anschauungen entstanden. — Wenn nun ein höherer Mensch über das geheime Wirken und Walten der Natur eine Ahnung und Einsicht gewinnt, so reicht seine ihm überlieferte Sprache nicht hin, um ein solches von menschlichen Dingen durchaus Fernliegendes auszudrücken. Es müßte ihm die Sprache der Geister zu Gebote stehen, um seinen eigentümlichen Wahrnehmungen zu genügen. Da dieses aber nicht ist, so muß er bei seiner Anschauung ungewöhnlicher Naturverhältnisse stets nach menschlichen Ausdrücken greifen, wobei er denn fast überall zu kurz kommt, seinen Gegenstand herabzieht oder wohl gar verletzt und vernichtet."

Wir wissen in Wahrheit von dem, was wir uns jenseits von uns, aber als gegenwärtig, als unsere Hülse vorstellen, eben so wenig wie von jenem zukünftigen Jenseits, auf das Millionen ihre Hoffnung setzen.

Mauthner sagt, „wir nennen die angenommene Ursache gleichzeitiger Wahrnehmungen ein Ding". Also auch vom scheinbar Einfachsten können wir nicht mehr erfassen, als daß wir, unser Gehirn, unsere Seele, oder wie man es nennen will, Empfindungen, die irgend etwas in uns erregt, oder von denen wir glauben, daß sie von außerhalb uns zugeführt werden — daß wir diese Empfindungen zusammenfassen, daß wir sie gleichsam wie einzelne Drähte in ein Kabel zusammenspinnen; dann tasten wir uns an dem selbstgeseilten Tau rückwärts bis — dessen anderes Ende liegt ja für uns im Unendlichen — bis zu dem uns bequemen Ende und nennen es ein Ding. Aber das Wort für das Ding nennen wir Substantivum. Und jenachdem

ob es uns gefällig ist, die Annahme, daß es auf uns oder andere Dinge einwirkt, oder daß wir oder andere Dinge darauf einwirken, auszudrücken, bezeichnen wir es als Subjekt oder Objekt in der Fabel, die wir von ihm erzählen. Die Kunst aber, die Fabel so zu erzählen, daß man gern zuhört, nennen wir Grammatik, und die — sie wenigstens für Augenblicke glaubhaft zu machen — Logik.

Der erste Aesthetiker dieser Kunst war Aristoteles. Er betrachtete die griechische Sprache und beschrieb ihre Ausdrucksmöglichkeiten. Anstatt der Beschreibung erhielten wir jedoch, — wie es nun einmal bei der Menschlichkeit geht, die immer teleologisch ist, — ein Sprachgesetz. Durch den Zufall, daß die griechische Kultur älter und reifer als alle anderen europäischen war, wurde die Beschreibung des griechischen Denkens und Sprechens das Gesetz für die Sprachen Europas, und da sich Europa der einzig civilisirte Erdteil dünkt, zum Gesetz für alles menschliche Denken, aber ein Gesetz, das nur gelehrt und nie-befolgt worden ist.

Hoffentlich habe ich meine Leser schon so weit in Mauthners Werk eingeführt, daß sie mir hier nicht eine unzulässige Vermengung und Gleichstellung von Grammatik und Logik vorwerfen. Aus der Vogelperspektive ist allerdings Beides dasselbe, nur in der gleichen Fläche sehen wir je nach dem Standpunkt zwei verschiedene Seiten und haben Anlaß, sie auch verschieden zu bezeichnen. Kant führt einmal treffend an, daß die Logik seit Aristoteles kaum Veränderungen durchgemacht hätte. Seit Sigwart und Wundt die Logik psychologisch zu vertiefen suchten, gilt dies nicht mehr ganz. Aber tatsächlich hatte die Logik keinen Schritt gemacht — denn es war eben nur die griechische Sprache, die Aristoteles von einer besonderen Seite gesehen hatte, und die griechische Sprache war gestorben.

In der griechischen Sprache konnte man wirklich die zehn Kategorien der Substanz, der Qualität, der Quantität, des Liegens, Habens, Tuns und Leidens u. s. w. finden. Schon die Tatsache, daß es in einer anderen Sprache gelang, die Einheit von Wortgruppen, die Aristoteles noch unterschied, zu entdecken — indem z. B. die Kategorien des Liegens, Habens, Tuns und Leidens in die eine der Tätigkeit, des Verbums, zusammengefaßt wurden — widerlegt ihre Allgemeingiltigkeit. Daß Sprache und Denken unauflöslich Eins sind und die Kategorien nicht einmal darin unveränderlich und überall bestehen, ist damit bezeugt.

Mauthner sagt: „Die Logik ist doch nur ein Sammelname für die Bemühung, in der Erinnerungswelt den Lageplan der Wirklichkeitswelt nicht zu verlieren oder vielmehr ihn wiederzufinden.“ Die Möglichkeit besteht, daß diese oder jene Sprache einen richtigeren Lageplan zeichne. Ob das mit der griechischen Sprache — oder der aus ihr geschöpften Grammatik und Logik — der Fall ist, bedarf der Erörterung.

Die heutige Wissenschaft kennt in der Wirklichkeitswelt nur Bewegung. Die Sprache hinkt auch hier unserer Erkenntniß nach. Das Stück Gold

oder Radium, der Baum, den ich vor mir sehe, ist nur in meinem augenblicklichen Empfinden als individuelles Sein vorhanden. Er oder es zerfließt mir in eine unendlich schnelle lang oder kurz andauernde Vibration von Atomen. Ohne daß ich es sehe oder sonstwie wahrnehmen kann, findet ein Hin und Her von Bewegungen statt, ein Schwinden und Kommen von Atomen, die hineingezogen werden in dieselbe Bewegungsrichtung des Wirbeltanzes. Je enger sie sich schaaren oder vielleicht auch nur je schneller die Bewegung ist, um so dichter oder härter erscheint das „Ding". Die Eigenschaften sind ja schon lange als besondere auf unsere Sinne wirkende Bewegungen erkannt worden. „Wenn aber Dinge und ihre Eigenschaften sich uns nur als Bewegungen, Geschehnisse darstellen, welche Besonderheiten schließt dann noch die Kategorie der Tätigkeit ein? Es ist nicht nur eine Verschiebung der Kategorie, daß wir die Merkmale eines Begriffs bald durch Adjektive, bald durch intransitive Verben ausdrücken, sondern daß wir Bewegungen adjektivisch ausdrücken, ist teils falsche Naturvorstellung, teils reiner Zufall". „Man hätte alle Adjektive wegdenken und an ihre Stelle intransitive Verben setzen können. Sämmtliche intransitiven Verben aber sind es in unserer Vorstellung nur darum, weil wir uns sprachlich und gedanklich gewöhnt haben, ihr alleiniges und gemeinsames Objekt nicht zu beachten. Der sprechende Mensch ist das gemeinsame Objekt aller intransitiven Verben. Deutlich ist das an denjenigen zu erkennen, die eine unmittelbare Beziehung zu unseren Sinnen haben".

Wir übersetzen Verbum mit Tätigkeits- oder Zeitwort. Die letztere Bezeichnung eignet sich jedoch nur für einen Teil der Sprachen. Es giebt Sprachen, in denen das Zeitverhältniß nicht durch das Verbum ausgedrückt worden ist. Die Jakuten konjugiren das Substantivum oder besser das Subjekt im Satzbau. Aber auch Tätigkeitswort scheint keine geschickte Uebertragung zu sein. „Duften" ist ein Verbum; doch widerstrebt es dem — zum Mindesten meinem — Sprachgefühl zu sagen, das Duften sei eine Tätigkeit der Rose. Der Zauber des Blumendufts ist wohl eben, daß er keine Tätigkeit ist, wie ein Mädchen reizend ist, wenn sie nicht reizt, wenn ihre Anmut ihrem Wesen, nicht ihrem Handeln entspringt. „Eine Handlung," sagt Lessing, „nenne ich eine Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen. Diese Einheit des Ganzen beruht auf der Uebereinstimmung aller Teile zu einem Endzweck". Der Endzweck, den wir bei einer Verrichtung im Auge haben oder ihr anthropomorph zu Grunde legen, macht sie zur Handlung, zur Tätigkeit. Allein nur der Mensch kann teleologisch sein — zwar wird die Rose, die am stärksten duftet, am meisten von Bienen und Schmetterlingen besucht, und sie am meisten befruchtet; aber Niemand wird sagen, daß die Rose mit ihrem Dufte den Schmetterling anzulocken bezweckt. Das transitive Verbum drückt jedoch lediglich die Endhandlung aus, das Bezweckte. Es ist durchaus keine Wiedergabe der Wirklichkeit, wenn wir sagen: „Der Knecht sattelt das Pferd." Aber selbst

eine Beschreibung der Einzelhandlungen zum Zwecke des Sattelns würde — selbst wenn sie möglich wäre, die Zerteilung würde jedoch in's Unendliche führen — ebensowenig dem Unkundigen ein Bild von der Tätigkeit geben, wie der Wirklichkeit entsprechen, denn die Natur kennt keine Teile, die bestimmt sind, ein Ganzes auszumachen, sie weiß nichts, sie kennt keine Zwecke. Auch die ärgste Kokette ist ein Teil der Natur und als solcher harmloser und unbewußter, als der jeweilige Beobachter ihr auferlegt. Auch die Kategorie des Tätigkeitsworts ist lediglich eine Bequemlichkeit — sie steht der Natur ferner als eine Photographie.

Wir stehen im Nebel. Ringsum wogt es schleierhaft und grau. An unserem von Wolken behangenen Himmel scheinen selbst die Fixsterne zu wanken, zu verschwinden. Wir wenden uns rückwärts. Aus griechischer Vorzeit leuchtet in goldenen Lettern mit neu entfachtem Feuer eine Wahrheit: Die Zahl ist das Wesen aller Dinge.

Es war einmal eine Wahrheit. Denn auch Wahrheiten sterben, — was ihre Leichname sind? Ueberlieferte Vorstellungen der Alten, denen ihr Gefühlsinhalt wie eine Seele entflohen ist. Die Seele der Wahrheiten ist ihr Gefühlswert, den ihnen der Mensch als lebendigen Odem einhaucht. Entweicht ihr Hauch, so liegen die Wahrheiten da wie die Mumien ägyptischer Prinzessinnen. Der Künstler ist zeugungsstärker als der Denker; Homer lebt, Anaximander und Thales sind gänzlich tot. Homer, Sophokles, Praxiteles hatten stärkere Gefühlswerte mitzugeben; ihre Wahrheiten bestehen fort. Wissenschaftlichen geht bald der Atem aus.

Einst war das pythagoräische Wort: „Die Zahl ist das Wesen aller Dinge" wahr. Aber die Dinge sind nicht mehr. Uns haben sie sich zu Atombewegungen verflüchtigt. Noch bestände der Satz: Die Zahl ist das Wesen der Bewegung, des Geschehens. Ultraviolett ist soundsoviel Schwingungen mehr als der Kammerton. Ultraviolett gesehen zu haben hat kein Mensch behauptet, aber der Kammerton ist vorläufig noch eine Wahrheit; Keiner hat jedoch bisher die Schwingungen gehört, die das bilden, was unser menschliches Ohr als das A der ersten Oktave zu empfinden gelernt hat. Wir haben die Schwingungszahlen aus unserem Kopf in den Ton hineingelegt. Sie wäre eine andere, wenn wir das Decimalsystem nicht hätten. Es giebt keine Zahl außer im Menschenkopfe. Die Natur kann nicht zählen — auch nicht bis zu eins, wie Mauthner einmal meint. Zum Mindesten ist ihre Einheit eine andere als die menschliche — wenigstens wissen wir nicht, welches ihre Einheit ist. Makrokosmus oder in's unendlich Kleine hinab. Ein Energieteil könnte ihre Einheit sein, aber es ist vielleicht je ein Centralsonnensystem, wahrscheinlich ist ihre Einheit sie selbst.

Bewegungen kann man nicht zählen, aber ihre Richtungsänderungen kann man messen, d. h. vergleichen und die Richtungsänderungen sind es wohl, die uns als Empfindungen zum Bewußtsein kommen. Erst die geänderte Richtung vermögen wir zu erschauen. Die Größe der schließlichen

Abweichung läßt sich in Zahlen ausdrücken, rechnerisch vermögen wir aber auch das Abweichen — die allmähliche unmerklich kleine Aenderung von Punkt zu Punkt durch die Differentialrechnung auszudrücken. Allerdings sprachlos — nicht durch die Zahlwörter der Sprache, sondern durch symbolische Zeichen. Während man die Zahl der Sprache an die Größen band, die für fest und unveränderlich angenommen wurden, brauchte man, als man die Veränderlichkeit der Größen erkannte, einen Ausdruck, der sich der Wirklichkeit und ihrem beständigen Geschehen anschmiegte. So wurde Newtons Fluxionsbegriff erfunden. Er ist der mathematische Ausdruck für die alte Weisheit: „Alles fließt". Mit Freuden ruft Mauthner aus: „Die Differentialänderung wird . . . zur jüngsten Form des alten Steins der Weisen: sie ist das Perpetuum mobile . . . sie ist die Quadratur des Zirkels (sie leistet sogar die Quadratur aller Kegelschnitte) sie kann die sinnliche wie die geistige Welt erzeugen und kann zuletzt auf die Entstehung der einen Welt aus der andern angewandt werden. Die Differentialrechnung kann allein helfen, dem jetzt herrschenden Entwickelungsgedanken einst eine mathematische Unterlage zu geben." Beredte und wahre Worte zum Preise des Fortschritts, den uns die Integralrechnung brachte. Aber ist es auch sicher ein Fortschritt der Wirklichkeitserkenntniß, oder ist es nicht eine Erhöhung unserer Bequemlichkeit? Ist es nicht nur eine Beschreibung unserer Vorstellungen statt ein Spiegel der Wirklichkeit? Auch das Differential ist nur ein von uns erfundenes Instrument. Es ist nicht eine Vergleichung von Wirklichkeit mit Wirklichkeit, sondern von menschlichen Anschauungen mit der Wirklichkeit. Es ist eine von uns konstruirte Einheit.

Wenn in der Wirklichkeit weder Zahlen noch Zahlenverhältnisse existiren, woran haben die Menschen zählen gelernt? Eine viel gebrauchte Erklärung ist die, daß sie das Zählen vom eigenen Körper z. B. der Finger entnommen hätten. Aber wie sie, ohne bereits Zahlworte zu haben, auf das Zählen der Finger gekommen sein sollen, ist unerklärlich. Wunderschön ist die philologische Erklärung, die auf die Verwandtschaft von dem Wort für zwei, dva, duo, two und dem Fürwort twam, duo, thou hinweist, daß der Mensch, als er zum ersten Mal rechnete und zählte, damit seinen Bruder als ein alter ego begrüßte.

Diese Hypothese ist wunderschön, aber sie setzt voraus, daß der Mensch — zum Mindesten sich als eine Einheit kannte, jedoch gerade die Erfassung der Einheit setzt eine schwierigere Denktätigkeit voraus, als daß die Menschen von ihr ausgegangen sein könnten.

Mit allen Vorbehalten möchte ich hier folgende Vermutung preisgeben. Wir können es täglich beobachten, wie wir Zahlworte gebrauchen, ohne irgend welche Zählabsicht, um einen Rhythmus zu bezeichnen oder uns in eine rhythmische Bewegung zu versetzen. Der Steuermann, der die Ruderer im Takt halten will, zählt eins, zwei, die Drescher eins, zwei, drei, vier, die Straßenarbeiter beim Pflastern eins, zwei, drei. Karl Bücher hat uns

in seinem trefflichen Buche: „Arbeit und Rhythmus“ dargelegt, wie unentbehrlich gerade den primitiven Völkern bei der Arbeit der Takt ist, wie sie sich rhythmisch in Arbeit erhalten durch Absingen oder Recitiren mehr oder weniger sinnloser Strophen je nach ihrer Kultur. So mögen die Zahlworte — wenigstens die ersten vier bis sechs — nichts Anderes als Taktzeichen gewesen sein. Die junge Mutter, die vielleicht anderthalb Jahre vorher von der Brust des schlafenden Geliebten den Rhythmus des Atmens ablauschte, mag ihren kleinen Jungen das Laufen gelehrt haben, indem sie ihm den Rhythmus vorzählte: eins zwei, eins zwei. Dann verstand auch der Mann, wenn sie ihm bei der Heimkehr jubelnd erzählte: „Er kann schon eins zwei, eins zwei, eins zwei machen“ — welchen Raum sein Erstgeborener durchlaufen konnte. Von da aus oder auf eine ähnliche Weise mag sich das Taktzeichen als Größenbezeichnung eingebürgert und vermehrt haben.

Auch die Kategorie der Zahl hat keinen Bestand in der Wirklichkeit, kaum ein Analogon. Dingwort, Eigenschafts-, Tätigkeits- und Zahlwort haben ihren Schein verloren — von den anderen Kategorien ist es schon landläufig, daß er nur von den anderen erborgt war.

* * *

Die Kategorien sind die Grundsteine der Logik. Sie enthalten die Begriffe, aus denen man nach der Lehre Urteile ziehen und dann Schlüsse zu folgern im Stande sein soll. Aber tatsächlich findet derjenige, der mittelst einer tiefen sprachgeschichtlichen Bildung aus einem Begriffe heraus ein Urteil finden kann, daß er eine verblüffende Aehnlichkeit mit einem hat, der beim Metzger Wurst kaufte und zu Hause froh ist, wenn er beim Ablösen des Papiers wirklich die Wurst findet. Er kann auch froh sein, Mancher verlor die Wurst unterwegs und hielt die leere Hülle zu Hause in der Hand. Der Menschheit ist es nicht selten so gegangen. Mancher Begriff ist uns zum leeren Wort geworden — philologischer Kunde gelingt es zuweilen wirklich, aus den Begriffen die Urteile herauszuwickeln, aus denen der Väter Vorzeit sie gebildet hat; ein Wahn aber ist es zu glauben, daß sich die Urteile aus den Begriffen herauslösen lassen. Wenn es uns bei den alten und überlieferten gelingt, die wir fest in unserem Sprachschatz haben, so erklärt es sich eben daraus, daß der Schluß dem Urteil, das Urteil dem Begriff vorangeht, und im fertigen Begriff Urteil und Schluß als ersparte Arbeit latent aufgespeichert sind.

Ist einem dies aber klar geworden, so steht man kopfschüttelnd vor dem stolzen Bau, der sich Logik nennt, und er kommt einem vor, wie eine der jetzt vielfach stilgerecht wieder hergestellten Schloßruinen, die von Niemandem bewohnt, auch auf die Dauer nicht mehr bewohnbar, wieder errichtet wurden, damit — sie dastehen.

* * *

Das ist das Ergebniß, zu dem Mauthner gelangt, himmelsstille, himmelsheitere Entsagung.

„So steht denn die Menschheit mit ihrer unstillbaren Sehnsucht nach Erkenntniß in der Welt, ausgerüstet allein mit ihrer Sprache. Die Worte dieser Sprache sind wenig geeignet zur Mitteilung, weil Worte Erinnerungen sind und niemals zwei Menschen die gleichen Erinnerungen haben. Die Worte der Sprache sind wenig geeignet zur Erkenntniß, weil jedes einzelne Wort umschwebt ist von den Nebentönen seiner Geschichte. Die Worte der Sprache sind endlich ungeeignet zum Eindringen in das Wesen der Wirklichkeit, weil die Worte nur Erinnerungszeichen sind für die Empfindungen unserer Sinne, und weil diese Sinne Zufallssinne sind, die von der Wirklichkeit wahrlich nicht mehr erfahren, als eine Spinne von dem Palaste, in dessen Erkerlaubwerk sie ihr Netz gesponnen hat."

Es ist nicht greisenhafte Müdigkeit, die Mauthner zur Ruhe kommen läßt. Es ist ein stolzes Alter, das gesättigt vom Tun die Arme nun sinken läßt. Uns, die Jungen, treibt es, sie zu rühren und nachzuforschen, ob wir nicht zur Wirklichkeit gelangen können, zur gaya cienca.

Zufallssinne! Mich erfüllt das Wort nicht mit Traurigkeit, es giebt mir frohe Zuversicht.

Die Außenwelt hat sie an uns erzeugt; gewiß, sie hätte uns noch mehr und hätte uns andre geben können. Aber das Wesentliche ist doch, daß sie an der Außenwelt herangewachsen sind. Daß sie uns nicht von einem noch so allgütigen Konstrukteur eines Tages fix und fertig, so vollkommen und unvollkommen sie sind, verliehen wurden, wie uns etwa der Zahnarzt einen neuen Zahn einsetzt.

Mauthner trauert über die Wahrheit des Wortes:

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken!

Ich jubele darüber.

Die Sonne selbst ist die Ursache — ich übersehe dabei nicht, daß die Kausalität nur in meinem Denken besteht — des lieben Menschenauges. Das Geschehen draußen und das Geschehen in mir hat denselben Mutterboden. In mir, in meinen Sinnen findet Entwickelung statt, und mit diesen meinen wirklichkeitserzeugten Sinnen nehme ich die stetige Entfaltung der Außenwelt wahr. Aber ist die von mir wahrgenommene Außenwelt auch die Wirklichkeitswelt? Was sich in mir zum Reiz, Empfindung, Gefühl, Vorstellung, Gedanken verdichtet, ist es und was ist es?

Ja, es ist richtig: „Was in Wirklichkeit vorgeht und was wir heute mit der Sprache der Mechanik Bewegung nennen, das kennen wir so wie es an die beiden Breschen des Sehens und Hörens herantritt. Wenn wir das deutlich begreifen, daß die fünf Tore unserer Sinne zufällig Schöpfungen sind, wie Breschen, die feindliche Kugeln in eine Mauer geschossen haben, so erkennen wir erst völlig — nicht wie Mauthner will — den Jammer

unseres Mühens um Erkenntniß," sondern dann wissen wir, daß wir mitten in der Erkenntniß sind.

Wir haben uns nicht diese Breschen gemacht. Sie sind nicht unsere Sinne. Im Laufe seiner Arbeit kommt Mauthner wiederholt darauf zurück, daß wir ja selbst ein Stück Außenwelt sind und uns nur zum Zwecke der Betrachtung der Wirklichkeit gegenüberstellen. Meine Augen, meine Ohren sind wirklich, sie sind — nur nicht mein. Ich habe sie nicht erzeugt, ich kann sie freilich zerstören. Aber wenn der Entschluß hierzu in mir entsteht, so darf ich ohne Selbstbetrug nicht sagen: Ich will ihre Vernichtung, sondern muß bescheidentlich bekennen, daß die mit ihren Reizen auf mich einstürmende Außenwelt mich dazu bewegt. „Der Mensch will nicht begreifen, daß die Welt, weil sie stärker ist, die Spielregeln stellt, und doch würde er dadurch erst recht zum Mittelpunkt der Welt, freilich nur jeder Einzelne zum Mittelpunkte seiner eigenen kleinen Welt."

Es mag richtig sein, daß andere Tiere andere Sinne haben, daß der angeblich leblose und sinnlose chemische Stoff, der auf die Affinität, den Magnetismus, die Elektricität reagirt, Vorgänge wahrnimmt, auf die wir nicht gestimmt sind — nur daß wir nicht zu erkennen vermögen, womit er seine Wahrnehmungen macht und worin sie bestehen. Aber von Tag zu Tag lernen unsere Sinne die Vorgänge, die sich ihnen nicht direkt darbieten, so umzugestalten, daß diese für sie wahrnehmbar werden.

Wir sind fähig geworden zu denken — gäbe es andere Denkvorgänge in der Welt, wir würden sie mit unseren Denkorganen erkennen. Mauthner hat uns gezeigt, wie es allmählich geworden ist und wird. Er hat uns das Wachsen der Sprache, des Denkens zu sehen gelehrt. Im Menschen hat es die Natur bis zu seiner jetzigen Fähigkeit empor wachsen lassen. Es ist nicht vorher dagewesen — wenn auch latent — durch immer neue Reize hat es sich dann entwickelt. Freilich hat Mauthner darauf auch nur hindeuten können, was in meiner Besprechung des zweiten Teiles zur Sprache kam, wie die chemisch-physikalische Veränderung in der Nervensubstanz Empfindung wird, indem er unsere Gedächtnißarbeit, das ist eben das Denken, unter das Gesetz von der Erhaltung der Energie stellte.

* * *

Der ungewordne Gott
Wird mitten in der Zeit,
Was er nie war noch ward
In aller Ewigkeit.

Weil wir wie ein Fürst sind — „dem das große Netz seiner engverknüpften Diener das unzerstörbare Selbstbewußtsein der eigenen Aktion gegeben hat, während die verborgenen Freunde, die sein Leben schützen, ihm sagen könnten, wie auch er passiv, ohne Freiheit, gebunden wie die sklavische Pflanze dahin lebt" — glauben wir stolz, daß wir Empfinden

und Denken unserer eigenen Menschenmajestät verdanken. Mit größerem Stolze sollten wir bescheiden und wahrhaft sagen, nicht wir denken und empfinden, sondern das All denkt und empfindet in uns. Wir sind das Ohr und das Auge der Natur, wir sind auch ihr Gehirn. Wie mein Finger ein Organ meines Ichs ist, so ist mein Ich ein Organ der Natur. Wie das Kind im Mutterleibe, so bin ich — das Nochnichtich — in der Natur. Eine unsichtbare Nabelschnur verbindet uns; ihre Zuckungen fühle ich als Geschehnisse, und meine Regungen werden auch zu ihr geleitet.

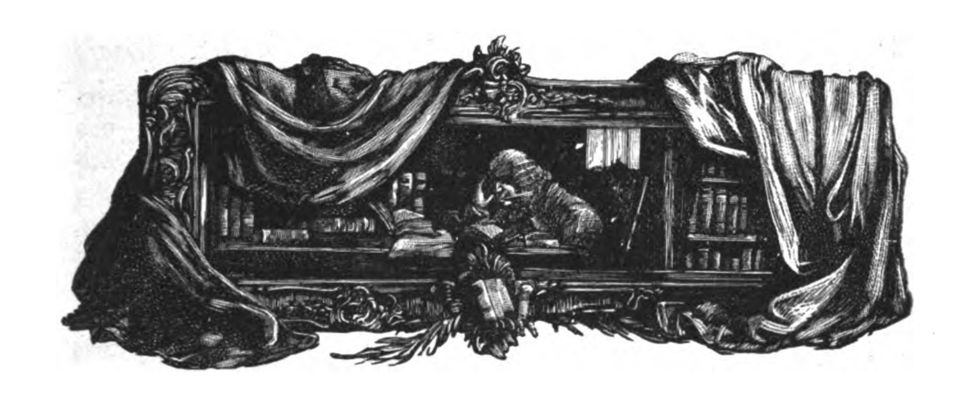
Wir nehmen das Band nicht wahr, das von unserer Mutter zu uns führt. Aber ebensowenig ist der Embryo ein selbstständiges Wesen. Wir fühlen uns nur als Centrum, weil wir unsere eigenen Wurzeln, die nur weniger grob stofflich als die des Baumes sind, nicht gewahren. Darum halten wir uns für Herren der Welt, deren Spielzeug wir sind, fühlen uns stolz als Individuum — und werden unglücklich durch den Zwiespalt, den wir selbst schaffen, indem wir Natur und Geist trennen, Mensch und Natur in Gegensatz stellen, statt selig zu empfinden, daß die Natur in uns sich selbst erlöst, in uns empfindet und denkt. Noch ist sie nicht völlig erwacht, wir aber sind ihr Bewußtwerden.

Zuweilen jedoch erfühlen wir trotz des Dualismus die Nabelschnur, die uns an das Universum knüpft. Dann empfinden wir, daß unser Schwerpunkt außer uns selbst liegt, daß wir in seliger Bescheidenheit stammeln das Urwort: Tat twam asi.

Ehemals war es blinder, sinnloser Trieb, der den Menschen außer sich brachte. Machtlos stehen auch wir unter ihm; er reißt den Gelehrten widerwillig von seinen Büchern empor, deren Lettern vor seinen Augen verschwimmen, den Staatenlenker läßt er seine Schwäche fühlen. In uns wühlt er und läßt uns aufschreien, wie in dem Hirsch, den er zum Röhren zwingt, nur daß ihm bei uns ein Oberton von geistigen Mitschwingungen die süße, allbezwingende Klangfarbe verleiht. Liebe nennen wir den Akkord, und wir fühlen, wie ihn die Natur in uns anschlägt, den wir ertönen lassen müssen, willig oder nicht. In der Liebe fühlen wir, daß unser Centrum außer unserem Selbst liegt. —

Hier sind wir gelandet.





Welt- und Tagesweisheit.

Eine Intuition.

Von

Hans Freyhube.

— Breslau. —

I.



Welchen Zweck hat es, weise zu sein?

Der Zweck aller Weisheit ist das Glück.

Was ist das Glück?

Die Weisheit lehrt es. Und das Exempel stimmt:

Die wahrhaft Glücklichen sind zu allen Zeiten die wahrhaft Weisen gewesen.

Alle menschliche Kultur ist ein Versuch zur Weisheit und Vollendung; welche das Glück ist. —

Die Weisheit aber ist ein Ding aus vielen Dingen. Allzusammen nennt man sie Erfahrung.

Die Erfahrung des Menschen, im Zusammenhange betrachtet, ist ein Organismus: mit Leib und Kopf und Gliedern.

Fest auf dem Boden des hungernden Lebens steht der Fuß, der Alltag: des Wesens Alpha. Der Leib ist die Welt — darin des Lebens Ströme kreisen, des Willens nährende Säfte.

Das Haupt aber, das Antlitz mit den alldurchdringenden Seheraugen, der erhabenen Blässe des Leibes und dem kühnen, strebenden Ausdruck — „trotz Allem!" — dies göttliche Haupt ist die Weisheit. —

Was aber ist Weisheit?

Es ist wohl eine Kraft in uns, uns selbst und alle Dinge nach einem Gesetze zu lenken, welches das Gesetz oder der Wille des Lebens ist. Erworben durch Erfahrung, die nichts ist, als ein Wille zum Wege."

Weisheit ist — menschlich gesprochen — eine vollendete Erfahrung; „vollendet" im Relativismus.

Die Erfahrung des Krieges mag ihm dienlich sein zum Kriege — sie nützt ihm nichts zur Erziehung seiner Kinder.

Die Erfahrung eines guten Lehrers wird an ihrem Platze Gutes tun. Aber, so rund und tüchtig sie sein mag, — zur Wahl oder Ueberwindung eines lachenden Weibes wird sie ihm wenig helfen.

Der gute Kaufmann weiß hauszuhalten und das Seinige sichtbar zu mehren; aber er scheitert vielleicht am Kinde und Weibe zusammen. Und ein Vierter — bei aller Begabung — wohl an sich selber . . . —

So leidet ein Jeder — trotz aller guten und tüchtigen Art seines Treibens — an dieser Unvollendung, die im Wesen gemeiner Erfahrung liegt.

Denn in der großen Kunst des ganzen, großen Lebens gilt ein Größeres, ein Ganzes. Denn da sie nicht durch einzelne Kultur — und sei es die des bestbebauten Feldes — erworben wird, sondern ein Ganzes und Unbedingtes verlangt — so wird sie wohl selber ein Ganzes sein. Wo nicht ein Unendliches . . .

Und dies ist nur die Welt, das ganze Leben; wenn es sich in der Erfahrung spiegelt: als eine Welt und — Lebensweisheit.

Alles Andere ist uns trüglich und betörend durch irgend welchen Anschein von Größe und Vollendung. Nur das Leben als ein Ganzes, als ein Organismus kann „des Lebens Weisheit" zeugen: das denkende Haupt des Menschentums. Entspringt nicht Minerva dem Haupte des Weltgeistes?

Und somit wird Erfahrung, die wahrhaft weise sein will, aus aller Enge in die größte Weite streben müssen; und selbst, wo sie über die Größe des Lebensmeeres, oder alle Möglichkeit, es wahrhaft zu „erfahren", aburteilen will — dort muß sie erst hinaus in die Dinge der Welt und nach ihrem Scheine oder Wesen fragen!

Und so mögen die Andern, die immer „draußen stehen", sagen, was sie wollen: alle echte Weisheit von Anbeginn ist eine „Weltweisheit" gewesen. Was dies bedeutet, ist bekannt: eine wissenschaftlich geläuterte Erfahrung über die Haupttatsachen, Hauptwerte — und Ziele des Daseins; und eine Anwendung gefundener Resultate oder Gesetze auf Charakter und Willen — des Einzelnen sowohl, wie der Gattung.

Der Zweck der ganzen Sache ist somit: Befreiung vom Instinkt; vom Unbewußten, Unerkannten des gesammten Lebenswillens mit allen seinen Kräften — kurz, vom Schicksal.

Demnach die Freiheit unseres eignen Willens.

II.

Der Mensch nämlich liebte es zu allen Zeiten, sich als sogenanntes „freies", d. i. vom eignen Willen und Gesetz bestimmtes Wesen zu betrachten; ja, Viele tun dies noch heut. Und man kann ihnen diesen „Op-

timismus“ nicht einmal verdenken: Denn wer möchte wohl lieber in sich selbst einen ewig gefesselten Sklaven, anstatt eines freien, allmächtigen „Herrn der Schöpfung“ sehen?

Aber schon die einfachste Betrachtung — oder die, welche die „einfachste“ zu sein scheint — ergiebt den Irrtum dieser, so unschuldig anmutenden, Meinung. Denn die ganze, vorurteilsarme Betrachtung des Lebens „von oben bis unten“ liefert nur die fatalen Belege dafür: daß wir — zwar in stufenweiser Ordnung, doch allesammt — Geschöpfe — nicht Herren — des Wirklichen sind. —

* * *

Wir leben bekanntlich in einer Welt, in der alle Dinge notwendig mit einander verbunden sind, indem immer eines das andere voraussetzt oder bedingt. Nichts ist ohne ein Andres, wodurch es selber ward; und nicht ohne ein Drittes, das aus ihm, dem Gewordenen, hervorgeht. Das ist eine ewige Kette — oder besser: eine unendliche Verkettung — aller Dinge und Verhältnisse.

Es ist offenbar, daß der Mensch innerhalb dieser Kette steht, in der er wohl ein mehr oder weniger vornehmes Glied vorstellt. In der Tat aber ist er in der unendlichen Lebens- d. i. Entwicklungsreihe oder Naturgeschichte das „neueste Resultat“; und man darf ihm, dem klügsten, stärksten und in Allem vollendetsten Wesen füglich die oberste Stellung anweisen.

Niemand leugnet auch — kann es vernünftiger Weise leugnen —: daß wir eine gewisse, wenn auch mehr oder minder stark begrenzte „Freiheit“ jener Art besitzen. Aber wir gleichen nur dem „obersten“ Gliede einer „nach unten“ unendlich fallenden Kette: zum einen Teile sind wir an unsere Geschichte, Erblichkeit und Umgebung gefesselt, als an unsere bedingende Wirklichkeit . . .

Zum Andern sind wir „frei“ und bedingen selber alle kommenden Glieder und Möglichkeiten: so daß wir uns wohl mit unsern tausend schönen Handlungs- und Werdensfreiheiten von heut und morgen ganz erschrecklich frei vorkommen. —

. . . Daß alle diese Augenblicks- und Emotionsfreiheit, die nur aus der optisch vergrößernden Lebensnähe so imponirt, in der Gattungs-, der „Kettenlänge“ zum Schein, zum humoristischen Nichts zusammenschrumpft; daß alles „gemeinhin Individuelle“ hier zum ewigen Gelächter, zur erhabenen Eitelkeit wird — und nur der Große, der Einzige, ein neues ewiges Wesen sichtbar weiterzeugt — — das steht auf einem anderen Blatte . . .

— Jedenfalls aber bedeutet der Mensch hinsichtlich seiner „Freiheit“ einen einzigartigen, überaus bedeutungsvollen Fortschritt gegen jedes frühere d. h. früher gewordene Wesen. Da er die einförmig düstren Wege des Instinkts verläßt; oder vielmehr: mit dem Lichte erwachter Vernunft, selbst-

bestimmender Erfahrungskräfte erleuchtet. Da er „klüger“ — oder sollte man sagen: „weiser“? — ist. —

* * *

. . . Vorläufig haben wir es erst mit seiner Klugheit zu tun.

Daß es eben sein cerebrales Leben: die mit erweiterten Erfahrungskräften, mit tausend neuen Erfahrungskünsten eingreifende „Denklust“ ist, die ihn freier, selbstbestimmender, stärker macht, ist offenbar.

Diese Kraft: erweiterte Bahnen und Möglichkeiten zu erzeugen, alle und jede Tätigkeit — kurzum den gesammten tierischen Willen — in den weiten und köstlichen Rahmen des Bewußtseins zu spannen, — diese Kraft aber, wohlgemerkt, ist noch nicht Weisheit; noch lange keine Herrschaft jenes Willens.

Indeß, begreift sie nicht die Hoffnung, daß das also fortgeschrittene Wesen weiter schreiten möchte auf der einmal — nämlich auf der tierisch-menschlichen Grenze — gewählten Bahn und Lebensart? Daß es einst durch seine neue Energie, durch alle seine vielverzweigte Arbeit und die schließliche Forschung nach den Natur- und Lebensgesetzen jene Freiheit des Wollens und Handelns erlangen möchte — die eben nur aus dem rund in's Leben schauenden Geiste, aus der Beherrschung wesentlicher Daseinsgesetze geboren wird —?“

Daß einst der „Tausendmalkluge“ zum einzigen Weisen werde — dem Grundgesetze des Lebens, dem Eins des Vielen gehorchend —? . . .

* * *

Gewiß. Denn Niemand verwehrt es ihm — scheinbar. —

Die „Alten“ — so nennen wir eine vor „bereits“ 3000 Jahren erreichte Blüte oder „Scheinfrucht“ des Menschentums — die Alten haben längst den „Schritt zur Weisheit“ getan; und was sie uns als Welt- und Lebenswissenschaft überlieferten, ist heut im Kern und Wesen noch unerreicht und unverstanden.

Und so scheint es dennoch als ein schwerer, aber hoffnungsvoller Sinn der großen Freiheitsfrage und ihres uralten Streites: daß wir eben jenes fälschlich usurpirte Ideal, die Willensfreiheit, als ein Ziel der Arbeit und Entwicklung in uns tragen!“

Wie aber kommt es dann, daß wir — bei aller Betriebsamkeit, allem Kopf- und Handfleiße dieser unvergleichlichen Kultur, nach den erhabensten Beispielen der Vergangenheit und mitten im schönsten, protzigsten Geistesbewußtsein — daß wir im Grunde immer noch nicht „weise“ sind?

Doch das heißt die Tatsachen allzusehr verrenken, so daß sie zuletzt auf der Spitze stehen. Eine gerechte Erwägung der Verhältnisse zwischen dem eng-national begrenzten Hellenentum und der heutigen Kosmopolitenwelt — mit einer noch gährend auf- und abwogenden Rassen- und Kultur-

mischung . . . wird manches zu Gunsten einer anders gearteten, ungeheuer in die Länge und Breite gezogenen Kulturabwicklung sagen können. Noch ist der Most nicht gar — noch ist kein Wein der Wahrheit und Weisheit — denn es gährt noch . . . —

Als ein Mann, Namens Johann Wolfgang Goethe, starb, da war jene Blüte der gesammten Gattung zum zweiten Male erreicht worden. Und nicht umsonst: ein Segen befruchtenden Geistes der Reifsten, der Vollendetsten und Weisesten ergoß sich über die reifer gewordene Menge. Da ward eine neue Kultur geboren — eine wahrhaft tropische Fülle der Arten und Gewächse, wie sie nie erhört und gesehen worden. Aber es ist eine kurze Pracht, der man überdrüssig wird — ja, es scheint, als ob das Gute entartet sei: indem es sich wohl erhielt, aber in tausend feindliche Arten zerspaltete.

Des Lebens Weisheit lebt — aber sie herrscht in Stücken. Millionen nähren sich von ihrem wachsenden Stamme — und Jeder ist nur ein Zweig . . . —

III.

Eben die Leugnung unsrer naiven „Willensfreiheit“ ist ein großer Fortschritt und ein wohlerworbnes Gut.

Denn sie zwingt uns endlich, nach den Ursachen, Kräften und Gesetzen zu suchen, durch deren weise Beherrschung wir uns ihrer rohen Willkür zu entziehen vermögen.

Nach unsren Ursachen!

Wenn wir einmal wissen, was uns zwingt und unser Leben schafft — welche täppischen Gewalten, welche uralten hirnlosen Triebkräfte hinter all' unserm ungewollten Irrtum sich verbergen . . . dann ist auch ein Eingreifen der bewußten Erfahrungskräfte möglich und gewiß.

Man lernt eben allmählich mit Leben und Lebensbedingungen, da wir nun einmal darin „zu Hause sind“, auch haushalten: rechnen, paktiren, nehmen und geben. So lange, bis der bittre Herr und Hauswirt, das sattsam als blind bekannte Schicksal, aus dem Herrenrechte verdrängt ist — und unser eigner Wille Herr im Hause ist . . . —

* * *

Und so ist es im Grunde immer und mit aller Wissenschaft gewesen. Furcht und Aberglaube und Gott weiß welcher Widerwille trennen uns vom „Natur- und Weltgeheimniß“, lassen uns schlaff, mit vertrauensseliger Deutung und mystischer Gebärde davor stehen: jede Erfahrung und Wissenschaft davon verneinen, sowie deren junge, kühne Vertreter und Schaffende verhöhnen und beleidigen — . . . ganz nach Art unreifer Kinder.

Bis die Sache mählich näher tritt — weil Erfahrung und Wissen dafür gereift und die Frage immer dringender geworden ist.

Als ein solches „Natur“- und „Weltgeheimniß“ aber gilt — zum

Teil noch heute — jede Erfahrung über Ursachen, Gesetze und Endziele des Individuums, der Gattung und des Lebens als Organismus überhaupt.

Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Es handelt sich hier um ein Gebiet, dessen Größe und Schwierigkeit durch nichts übertroffen wird: indem es nach einer, über das Individuelle (über jedes Rassen- und Einzelvermögen, jede epochale und kulturelle Zeitbedingung) hinausgehenden Erfahrung verlangt. Derart, daß es schließlich gerade den skeptisch und rationalistisch empfindenden — und damit sich langsam seiner Erschließung nähernden — Kulturwesen transcendent erscheint. Indem sie annehmen, es könnte über jede mögliche Erfahrung überhaupt hinausgehen. (Kant! Spencer!) —

Und in der Tat ist die seelische Bedeutung der ersten Kulturvölker und ihrer vorzüglichsten Repräsentanten, nicht ausreichend gewesen, eine derart universelle Erfahrung innerlich zu bewältigen und „abschließende" Resultate derselben zu geben.

Wohl haben Blütezeiten der Völker und Kulturen — und zwar der größten, in ihren genialsten Wesen — erhabene und bedeutungsvolle Gebilde des Geistes geschaffen: bestimmt, ihnen selber als Erfahrungs- und Kulturgrundlagen zu dienen, sowie den Einzelnen immer wieder mit der Gattung und deren ewigeren Zielen zu verbinden . . .

Ihre besten Säfte, ihren reinsten Willen hat die Menschheit darin ausgegeben*) oder fortgezeugt**); und ihre größten und dauerndsten Rassen und Institutionen messen sich in diesem Willen noch heut, als einer ewigen historischen Entscheidung***) . . . —

Jedoch — und hier haben die bek. „verbohrten Materialisten" einmal das Wort — zu einem reinen und vollendeten Einheitswerke, das sowohl dem intuitiven Empfinden, als dem wissenschaftlichen Geiste, als der rein menschlichen Gesammterfahrung zu genügen vermöchte — dazu ist es bis heut noch nicht gekommen. Denn die Bibel entspricht zwar — naiv betrachtet — der ersten, aber nicht den obligaten Anforderungen der zweiten Kategorie . . .

Es ist wohl selbstverständlich, daß ich von der Religion und Philosophie als den gewaltigen Geisteswerken gesprochen habe, die dem oben bezeichneten „universellen Erfahrunggebiete" entsprechen.

IV.

Wie verhalten sich beide nun in ihrer gemeinsamen Absicht der Lebensweisheit und Willensbefreiung — bezw. Anpassung?

*) Griechen! Der metaphys. Instinkt ist hier erloschen. Folge: Barbarei, totale Entartung.

**) Germanen! Noch wirksam, wenn auch die „Blüte" bereits auf die Skandinavier überging; von wo sie über Finnland auf die Slaven übergehen mag.

***) Romanen — Germanen; Religion — Philosophie, — bezw. „Protestantismus".

Die Religionen erscheinen dem objektiv-kritischen Sinne als innere, sog. intuitive Erfahrungssysteme, die sich unterhalb der wissenschaftlich-rationalistischen Entwicklung bewegen.

Die metaphysischen Instinkte begabter Rassen stellen sich darin noch unorganisch, gleichwohl mit centraler, durchsichtiger Ordnung: gleichsam krystallisirt dar.

Die Philosophien sind mehr äußere Erfahrungssysteme, oberhalb der wissenschaftlich-totalempirischen Entwicklungsgrenze. Ohne meist die innere Tiefe und äußere Reife der Religionen aufzuweisen, tragen sie dennoch den höheren, „organischen" Entwicklungscharakter. Sie bezeichnen einen beginnenden Arbeitsteilungsproceß des metaphysischen Grundinstinkts und streben — durch zunehmende Integration, Zusammenfassung aller Differenzirungsprodukte — nach organischer Einheit und Wirklichkeit. —

Die religiösen Ahnungen sind in ihrer unvollkommenen Empirik — bei genialer Intuition — das vorläufige Resultat universeller Anpassung an die erweiterte, die Gattungs- und Weltexistenz. Das Surrogat eines vollendeten, „adäquaten" Weltbildes, wie es die Philosophien bewußter Maßen und in natürlicher Arbeitsteilung — nach den Individuen, Rassen, Kulturformen — anstreben und mählich erreichen werden — wenn auch in ungleich größeren Entwicklungsbahnen.

Zwar liegt den Religionen, als den von Anfang praktischen, daher früh gereiften Willenssystemen, eine größere Sicherheit — die des Instinktes — zu Grunde. Dem aber steht ein großes Manko ganz wesentlicher Art gegenüber:

Die Unfähigkeit, sich fortzuentwickeln, neue lebensstarke Principien aufzunehmen — wodurch eine wirkliche Anpassung und mähliche Vollendung herbeigeführt würde. Sie verknöchern mitten in der Erfüllung einer mehr oder minder gewaltigen Kulturaufgabe und verbleiben schließlich rückständigen Rassen und Klassen, während die immerfort zu höheren Formen schreitenden Philosophien, einem organischen Entwicklungsgesetze folgend, sich inmitten aufsteigender Generationen vollenden. —

Und dies ist der große Vorzug und das Wesentliche der Philosophien gegenüber den religiösen Formen: daß sie *werden können*. Von diesem, historisch gegebenen Gesichtspunkte aus haben die Widersprüche und Schwankungen, die Verirrungen, sowie der zeitweilige Niedergang des philosophischen Strebens wenig zu sagen. Am allerwenigsten aber ist seine Vielseitigkeit, seine historische Individualisirung ein Fehler. Denn in Wirklichkeit *mußten* seine großen Repräsentanten der äußeren Lebensentwickelung folgen; und jedes Meinungssystem *müßte* daher und recht eigentlich mit den starken historischen Schicksalen und ihren Subjekten entstehen und fallen; siegen oder untergehen.

Um in wachsenden Gattungseinheiten, epochalen Zusammenschlüssen aller Erfahrung wiedergeboren zu werden.

Und sehen wir nicht selber, wie alles Leben, wie alles intellektuelle Gebahren und fortschreitend auch der praktische Wille unserer Zeit sich mit dem „göttlichen Geiste der Philosophie" sättigt — ungeachtet dessen, daß es sich vorher um die verachteten „Geister der Philosophie", einen nicht völlig adäquaten „Polytheismus" handelt? —

In der Tat muß die größere und dauerndere Bedeutung und aller Zukunftswert derjenigen Lebensweisheit zuerkannt werden, die sich von Anfang an in den Doppelbahnen differenzirender und integrirender Kräfte bewegte: nach arbeitsteilender Vielseitigkeit der Auffassungsorgane, gleichwie nach einheitlicher Vollendung und Organisation im Willenscentrum strebte und sich von allem und jedem Religionssystem wesentlich abhebt durch die höhere der Evolution und unendlichen Anpassung geneigte Grundlage. —

V.

Was man täglich sieht und hört, was der gemeine Mann mit unveränderlicher Miene als seine Erfahrung aufnimmt und behauptet, das Wissen, das „im Volke" gang und gäbe ist — das alles bleibt nicht gänzlich unberührt, ob es schon mehr dem instinktiven als dem denkenden Wesen gehört.

Wer hat das, was man gemeinhin mit „Erfahrung", ja wohl gar als „Lebenserfahrung" bezeichnet, nicht allerorten mit ganz besonderer Miene rühmen hören! Wer hat nicht, zumal als Jüngerer, die Redensart unter bald möglichen, bald lächerlichen Umständen erfahren müssen — von Leuten, die bei ihrem Mangel jeder receptiven Begabung sowie hinreichender Geistes- und Seelenbildung von allem Anderen hätten reden sollen! Der Handwerker, der Bauer, der Kaufmann, der Erzieher, der Gatte — der gemeinste Mann eher als der Weise — . . . sie alle sind stolz auf die Summe dessen, was sie erlebt und — last not least — innerlich verarbeitet haben wollen.

Aber eine so große Summe mehr oder minder gleichförmiger Erlebnisse und wiederholender Tätigkeiten sich darin verbirgt — so gewaltig der individuelle Arbeitsdrang sich äußern mag — so gering bleiben Zweck und Wirkung sub specie aeternitatis.

Um ein gröbstes Beispiel zu wählen: Die Lebensarbeit des fleißigsten Holzfällers reicht nicht entfernt so weit, wirkt nicht entfernt so mächtig auf den historischen und kulturellen Arbeitsmarkt, als die schöpferische Stunde des Genius.

Daß der arme Holzfäller — als ein Zeuger im Blute — mit lebensstarker, in die Jahrhunderte und -Tausende fortzeugender Nachkommenschaft gesegnet ist — und der Genius, der Zeuger im Geiste — wie der Heilige und der Weise — mit dem Tode erlischt, im Wesen, . . . das gehört auf ein anderes Blatt — — wir sprechen vom Geiste. — Alle Arbeit aber

die nicht des „Zeugenden“ Werk ist, nicht Dauer hat, sondern mit dem welkenden Leben zu Staub wird, gleicht dem Werke der unermüdlichen Biene; und die, welche in ewiger Kette der Vollendung aufsteigen, werden am süßen Honig ihren Wert ermessen! . . .

Wirft nicht das Leben selber alles zum Staube, das nicht zeugen und werden will? —

— — — — — — — — — — — — — — —

Es ist der auffällige Mangel dieser, überwiegenden Massen — ja wohl dem gesammten Menschendurchschnitt — gemeinsamen Erfahrung, daß sie einen unveränderlich konservativen Charakter besitzt und ihrem Träger beimißt: ein Fehler, der allem Instinkte im Gegensatz zur universellen bewußten Vernunft anhaftet.

Daraus ergiebt sich der Mangel jeder Tiefe und Weite: da ihr jedes Streben danach ureigentlich mangelt. Sie ist ein verkümmertes, mit tierischer Einseitigkeit funktionirendes Organ — kaum besser als das Hirn der Biene oder Ameise. Aber sie sollte — nach rein menschlicher, ursprünglicher Bestimmung — ein Organismus sein, mit eigener, selbsterhaltender Centrale.

Sie geht zwar im beschränkten Kreise der Gewohnheit sicher, weiß ihre Ziele und Resultate schneller zu erreichen, denn die kaltblütige, langsam wägende Vernunft . . . aber sie geht nie darüber hinaus, fragt nie nach einer anderen Ordnung, anderen oder größeren Wirklichkeit: sie „handelt“ und tut sich viel darauf zu gute, daß sie nicht zu wägen, zu denken braucht. —

Das rächt sich natürlich; um so mehr und öfter, je kleiner der Kreis dieses Handelns gegenüber dem unendlichen Kreise des geschichtlichen Handelns, der universellen Lebensbedeutungen ist: demgegenüber ganz andere Kräfte, andere Bahnen und Lebensformen in Betracht kommen, für die eine einfache tägliche Praxis nicht entfernt genug klug und wehrhaft ist. Ueberall mit der zufälligen und einschichtigen Umgebung — wie das Tier mit seinem Fleck Erde — unauflöslich verbunden, ist diese Erfahrung, selbst bei größter motorischer Willensstärke, nur eine stumpfe schartige Waffe im Leben und Kampf der Gattung.

Die eigentlichsten Interessen, die großen dauernden Werte, wie die kleinen symbolischen, vor allem die bewegenden Mächte ewiger Ideen werden garnicht wahrgenommen; viel weniger im Wesen erfaßt und auf sich selber gedeutet . . .

Mich kann kein verheißungsvoller Glanz schulmäßiger Intelligenzen, akademischer Dressuren täuschen; der klügste Pudel wird kein Stammvater eines homo sapiens: Hund bleibt Hund. Seh' ich nicht an jedem Tage dies pudelhaft gelehrige und dennoch gemeine Wesen sich mit seinen Taten und Erfolgen brüsten, mit Kultur und Lebensweisheit — weil es doch ein wohlgelerntes ABC versteht!

— „Kultur“ —?

Von der es am Ende immer und überall, genau so gleichgiltig wie eine Ameise, verschlungen und begraben wird ohne andere Spuren, als wieder Ameise und Ameisenhaufen zu hinterlassen!

— „Lebensweisheit?“ —

Nun, die Erfahrungsgrenzen sind — dem etwas geriebenen Zweifüßler entsprechend — ein wenig erweitert . . . hier und da sind „universelle Standpunkte“ — unverdaute Produkte der anderen, höheren Gattung*) — eingestreut, gleich Europas Blockhäusern im Lande der Wilden . . .

Aber es täuscht nicht gänzlich darüber hinweg, daß dies Alles tierisch, gemein und nahezu wertlos ist im unendlichen Zeugungs- und Werdensgang des Willens.

Gleich jedem ordinären Vierfüßler bewegt sich der „Gemeine“ täglich zwei bis drei Mal vom Bau zum früh erlernten Raub- und Futtergeschäft, nimmt gern auf dem Wege etwas Sang und Klang und sonstige Abfälle fremder Schönheitswelten als sogenannte „Kunstgenüsse“ zu sich, trabt „mit stolz erhobenem Schweif“ gemeiner Brunst, wahllosem Triebe*) nach.

Und erzieht im Uebrigen seine Jungen möglichst zum gleichgearteten Raub- oder Weidevieh. Wird eines davon zum Sonderling, schlägt es über die alten Stränge ererbter und anerzogener Instinkte, sucht es auf neuen, irrungsschweren Wegen, als ein Stärkerer, sich neue Art und Bahn . . . da beißt's der liebe Vater und die ganze Heerde fauchend aus dem Tegel . . .

* * *

Es scheint mir offenbar, was dies bedeutet: den urewigen Atavismus, die unterwertige Reaktion konstant gewordener Arten; also eine natürliche, im Grunde ziemlich gleichgiltige Sache.

Einzelne, durch Abstammung und Erfahrungsmilieu Bevorzugte, die „Genies“ ihrer Gattung, entwickeln deren specifischen Charakter — etwas einseitig natürlich — zum Höhentyp und schaffen, mit verwandten Umgebungen, eine zeitweilige Blüte der ganzen Gattung: bestimmt, alle nachfolgenden Typen zu befruchten; durch allgemeine Durchkreuzung derselben einen neuen, universellen Haupttyp zu schaffen (z. B. die semitisch-arische Kulturrasse). Die „Gattungsdominante“ — das jeweilige Selektionsprincip**) — aber wirkt fort und bestimmt weiterhin die Auswahl höherer Typen, Arten und schließlich Gattungen.

---

*) Religion und Weltweisheit: „Erzeugnisse“ des Genius und der Weisen. Diese „Zeugenden“ sind eine höhere Gattung, weil in ihnen die „Dominante“ der Hauptgattung Mensch — der „metaphys. Instinkt“ oder das große Welt-Gattungsgesetz rein und wesentlich auftritt. Als neues Selektionsprinzip der kommenden Arten. —

*) Ein tierischer Kommunismus, ein wahrer Atavismus im rohen Mißbrauch des Weibes herrscht. Die instinktiven Ideale der Keuschheit und Reinzucht, die in religiösen und aristokratischen Traditionen obenan stehen, sind hier fremd; wie sie auch dort verfault sind mit der Fäulniß metaphys. Rasseninstinkte. —

Alle aber, die sie nicht wesentlich besitzen und immer wieder im Daseinskampfe erhalten, oder durch glückliche Zuchtwahl in die kommenden Generationen hineintragen — alle diese entfernen sich mit der zunehmenden Konstanz der Arten immer weiter von der „Entwickelungsdiagonale“: demjenigen Willen*) aller Wesen, welcher, zunehmend an Erfahrung und Bewußtsein, des Lebens Weisheit und Vollendung und Befreiung in sich trägt — und nichts ist, denn ein großer Wille dieser Welt. —

Darum steht auch der gemeine Mann, der einfache Berufsmensch — Ehre ihm und seinem unermüdlichen Sklaventum! — machtlos vor dem großen Leben.

Er gleicht immer und überall dem Armen: der zwar dunkel vom „Rotschild“ — vom „Reichtum“ und „Glück“ — träumen darf, aber ewig leeren Magens und Beutels bleibt.

Die gemeine Weisheit — gleichviel ob sie die des reichen oder armen Pöbels ist — empfindet dumpf ein „Jenseits“ ihres Tages, einen „Himmel“; der „große Durchschnitt“ trägt das Gattungsmerkmal, den unendlichen, geistig-göttlichen Grundzug der Menschennatur . . . Aber das Alles ist so klein, so eng, so arm geblieben wie das Denkerhirn der Ameise, uralte Klugheiten der Zelle, lineare Bautriebe, „mathematische“ Instinkte aller Art haben es überwuchert — bis zum mürrischen Hasse oder banausischen Widerwillen gegen alles Metaphysische, gegen Alles, was von Buddhas oder Platos Geiste ist.

Seine heutige Kultur, der Anteil, den er am glänzenden Außenwesen dieser Zeit genießt, ist ephemer, wie dieses selber. Hinter dem Kunst- und Litteraturprotzentum, mitten im Strahlenglanze der allgemeinen Wehrpflicht und des Merkantilismus, kichert ein höhnisches Völkerschicksal. Es ist aber auch das Schicksal der Einzelnen; und Aller, die auf den Wegen Babylons wandeln!

VI.

Die Frage nach „Lebensweisheit“ enthält ein Grundbedürfniß, einen „elektorischen“ Instinkt der menschlichen Natur.

Die Antwort, welche ihr die „Weltweisheit“ giebt, bedeutet eine erweiterte, nach Vollendung strebende Erfahrung über Ursachen, Gesetze und Zwecke des Individuums, der Gattung, sowie des Lebens als Organismus überhaupt.

In der Reihe der existirenden Dinge ist der Mensch als „oberstes Glied“ ein recht eigentlich unfreies Wesen, und seine eigenen Existenzbe-

*) Für die Gattung Mensch eben der, ein universelles Willens- und Weltgesetz entwickelnde, metaphysische Instinkt.

dingungen scheinen ihm selber als ein Uebergeordnetes, ein „Weltgeheimniß*).

Seine vernünftige Natur aber geht auf Beherrschung, Erlernung der ihn umgebenden und bedingenden Gesetze aus. Sie sieht sich mehr und mehr einer allgemeinen ehernen Gesetzmäßigkeit, einem „Kosmos“ gegenüber und nähert sich also dem „äußersten“, dem weiteren Erfahrungskreise, dem der Gattung.

Zwei Wege machen sich von nun an als Hauptstraßen der Entwicklung jenes metaphysischen Instinkts bemerkbar; die im Grunde wesensverwandte Stämme eines Willens zur Weisheit sind: historische Versuche zur Lebensweisheit. Sie bezeichnen die schwierigste, aber großartigste und weittragendste Tat alles Lebewesens: sich durch bewußte wissenschaftlich fortschreitende Anpassung an das große Lebens- oder Gattungsgesetz die negativen Mächte, die unbestimmten, aber wesentlich bestimmenden Faktoren des Willens unterzuordnen; Religion und Philosophie.

Beide verhalten sich ähnlich zu einander, wie der Krystall zum Organismus; wobei die Philosophie, als Gesammtidee genommen, den höheren, den organischen Willen enthält: demnach die Zukunft und Entwickelung des Wesens.

Erstere, als der unerfahrene ungereifte Idealismus naiver Wachstumsepochen schafft eine noch recht ungenaue, mit inadäquaten Vorstellungen vermischte „Zeichnung“ als Grundriß oder Lebensplan.

Letztere — basirend auf demselben Trieb und Willen, aber gestützt auf die „naturgetreuen Aufnahmen“ der Wissenschaft oder bewußt regulirten Erfahrung —. bezeichnet recht eigentlich die „Schulzeit“ jenes großen zukunftsreichen Willens oder Instinkts, der in ihr durch alle „Grade“, durch alle großen Linien und Entwickelungsbahnen des Lebenswillens hindurchgeleitet wird und mählich sein Gesetz erfassen lernt.

Zum Zwecke der Vollendung, welche das Glück des Wesens ist.

Die gemeine Erfahrung oder Tagesweisheit — wie ich sie nenne — ist nichts denn ein verkümmerter Wille zur Weisheit.

Sie endet immer in das „Nein“, in die dumpfe, stumpfe Unkenntniß, in das Nichtempfinden**) jenes universellen Gattungsgesetzes: das auf den Wegen des religiösen bezw. des philosophischen Idealismus nach Weltweisheit und Vollendung strebt.

Weder die krystallinische noch die organische Ordnung der Seelenkräfte im Willenscentrum nichts als die Abwendung vom wesentlichen Menschen;

---

*) Rationalistisch veranlagte Rassen bezw. Kulturen fassen es — objektiver — als Schicksal, allenfalls unter volkstümlichen Personifikationen der Hauptkräfte. Religiös veranlagte dagegen naiv — und subjektiv — als „anthropomorphen Willen“ = Gottheit.“

**) Beruhend eben „auf der Verkümmerung des wesentlichen Organs“, welches der metaphys. Instinkt ist.

die Wiederzersetzung, der senile Tod seines neuen organischen Gebildes, das wie ein unendlich feines Auge oder Ohr eindringt in die Tiefen des „Lebens“-Willens die geheimnißvollen Schatten und Geräusche werdender, webender Gattungskräfte, die ersten, wohl kaum geborenen Schimmer eines Weltgesetzes wahrzunehmen.

Nichts als die erreichte, die verknöchernde „Konstanz“, der urewige „Atavismus der Arten“. Das „ewige Tier“, das im Hintertreffen des großen Kampfes um die Vollendung bleibt und bleiben muß: denn von hundert Steinen, die zur Erde fallen, kommt einer zuerst an, und von tausend Spermatozoen, die um die weibliche Zelle kämpfen, bleibt eine Sieger! . . .

Was sind diese Heloten, diese „Viel zu Vielen“ von Anbeginn der Welt anderes, denn der bewußtlose Schemel und die ungewollte Brücke aufsteigender, siegreicher Arten: wenigstens von dem Zeitpunkt an, wo die völlige Konstanz der niederen Art erreicht ist und diese nicht mehr allgemeiner Vermischung zu Selektionszwecken dienen kann.

Nachdem aus ihnen die Starken, die großen Wollenden aller Art erwählt und miteinander herrschend geworden sind, haben jene genug getan für alle Zeiten. Und leben ihr eigenes Leben im engen Kreise und sterben langsam; wie alles Leben stirbt, das nicht ein Wille Gottes ist.

Ein „Wille zu Gott“ — —

Dehne, o Mensch, die Linien und die Dauer Deines Wesens und Geschehens, Deines Lebens und Denkens, all das, was Dir — zusammen und in Einem gesehen — als Dein Wille erscheint — dehne es in unendliche Zeiten und Räume: gleichend Deinem Bilde der „Welt“ und „Ewigkeit“.

Und es wird sein und scheinen als wie dieses Dir scheint. Nicht anders. —

Schaffe aber das Gedeihen und Werden und all die Gedichte der „Welt“ und „Ewigkeit“ in einen Raum und eine Zeit: gleichend Deinem vergänglichen Leben: Es wird sein und scheinen, was Du bist im Wesen.

Doch alles Werden wird das Denken und der Wille seines Gottes sein. —

Und wie Du Dein Gesetz gewählt, und wie sich Deine Kraft bemißt: nach einem engen, kleinen Kreis — in den Du kamst aus einem Nichts, zurückzukehren in das Nichts; oder von Kreis zu Kreis, von Ewigkeit zu Ewigkeit zu steigen in das große, ewige Leben aller Kreise, in den großen, ewigen Willen dieser Welt — den Willen Gottes:

Nach Deines Lebens . . . Deines Willens . . . Weisheit wirst Du fallen — oder steigen. Siegen oder untergehen.

Nur die Wollenden sind. —



Eine Schwärmerin aus der Zeit der Romantik.

Von

Ludwig Geiger.

— Berlin. —

Der Gefühlsüberschwang des 18. Jahrhunderts bei Männern und Frauen ist ein merkwürdiges Phänomen. Im Ganzen erinnert er an das Sichausleben der Modernen, an das Recht der Individualität des Uebermenschen (Mann wie Frau), der die Schranken der Sitten und Gesetze nicht für sich geschaffen wähnt. In Deutschland zeigt sich dieses Gefühl bei Männern in den 70er und 80er Jahren des 18. Jahrhunderts, bei Frauen beinahe um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Die großen litterarischen Muster bleiben Werther und Stella: die den ganzen Menschen erfüllende, fortreißende, zum Tode zwingende Leidenschaft des schwärmenden Jünglings, die Kraft des reiferen Mannes, der ohne Skrupel, ja in der Ueberzeugung, recht zu tun, zwei Frauen liebt, mit ihnen lebt und beiden innerlich genug zu tun den Glauben hegt. Die Dichtung setzt sich um in die Tat, und das litterarische Beispiel zeitigt seltsame Früchte: Bürger, der zwei Schwestern liebt und von beiden Kinder erhält, der weniger bekannte Sprickmann, der in ähnliche Bande verstrickt ist, F. H. Jacobi, der, wenn auch ein guter Ehemann, mit dem „Tantchen" Johanna Fahlmer ein Seelenbündniß unterhielt. Auch Schleiermacher, W. v. Humboldt, selbst E. M. Arndt und ihre Beziehungen zu Frauen gehören in diese Reihe. Die beiden letztgenannten lieben Johanna Motherby, die, obwohl sie verheiratet ist, sie wieder liebt, schließlich aber mit einem jungen Arzte ihrem Manne durchgeht.

Sie eröffnet nicht die Reihe der Frauen, sondern sie gehört in die reiche Zahl von Damen der guten Gesellschaft jener Zeit, die ihre Männer verlassen, andere Ehebündnisse eingehen und schon während ihrer ersten Ehe das Verhältniß mit dem künftigen Gatten pflegen: Dorothea Mendelssohn,

verheiratet mit Simon Veit, dann Friedrich Schlegel; ihre Schwägerin Karoline, geb. Michaelis, verheiratet mit Böhmer, dann mit A. W. Schlegel Schelling; Therese Heyne, zuerst mit Forster, dann mit Huber verheiratet, und die Freundin der letzteren, Margarete Wedekind, zuerst verheiratet mit Forkel, dann Liebeskind, sind die bekanntesten.

Von einer ganz unbekannten Dame vermag ich heute nach ungedruckten, völlig unbenutzten Briefen Mitteilung zu machen.

Als Therese Forster*) den folgenschweren Entschluß ausführte, sich von ihrem Manne zu trennen, der sich der französischen Revolution in die Arme geworfen hatte und nicht mehr im Stande war, für sie und ihre zwei Kinder zu sorgen, hauptsächlich aber, um von dem zwar geehrten, aber nicht mehr geliebten Manne frei zu werden und sich mit Huber zu vereinigen, machte sie in Straßburg Halt. Sie kam am 8. oder 9. Dezember 1792 dort an und verließ die Stadt am 4. Januar 1793. Sie war an den Buchhändler Treuttel gewiesen und kam wohl zunächst durch ihn mit der Familie Schweighäuser zusammen. Aber der guten Aufnahme bei dieser war sie schon als Tochter des Göttinger Philologen Heyne gewiß, der, wie mit allen Fachgenossen, so auch mit diesem tüchtigen Philologengeschlecht in enger Fühlung stand. Von diesem Verkehr wußte man bisher wenig. Frau Schweighäuser berichtete ihrem Sohne Gottfried von der Abreise Theresens und fügte hinzu, daß diese ähnlich wie Forster für die französische Revolution begeistert sei.

Katharine Schweighäuser ist weiteren Kreisen so gut wie unbekannt. Sie war eine geborene Hering, Tochter eines hervorragenden Notars in Straßburg, verheiratete sich mit Johann Schweighäuser, einem tüchtigen Philologen, dem Herausgeber einer großen Zahl klassischer Schriftsteller z. B. Appianus, Athenäus, Polybius, gebar ihm 8 Kinder und starb am 23. März 1807. Eine Charakteristik, die Karoline Humboldt dem Sohne Gottfried, der auch als klassischer Philologe, hauptsächlich aber als elsässischer Historiker bekannt ist, machte, lautet: „Ich habe mit großem Vergnügen die Bekanntschaft Ihrer guten Mutter während der letzten Wochen ihres Pariser Aufenthaltes gemacht und große Freundschaft zu ihr gefaßt. Ihre ungeheure Zärtlichkeit für Sie, mein guter Schweighäuser, ihre Lebhaftigkeit, die große Weisheit ihres Charakters, Alles, was ich an ihr beobachten konnte, hat mich entzückt. Oft habe ich wunderbare Aehnlichkeiten zwischen Mutter und Sohn erkannt."

Der Biograph der Schweighäuser'schen Familie, Rabany, weiß von ihr Folgendes zu berichten: „Gottfrieds Mutter besaß einen gebildeten

*) Zum Folgenden ist zu vergl. mein Buch über Therese Huber, Stuttg. 1901„ ferner: Laquiante: Lettres de Guill. de Humboldt à Geffroy Schweighäuser 1891 Rabany, Les Schweigh. 1884. Die Originale der im Folgenden benutzten und teilweise abgedruckten Briefe sind in meinem Besitze. Bei dem Abdruck ist die regellose Orthographie vereinfacht.

Geist und einen trefflichen Charakter. Während der Schreckenszeit, als ihr bescheidenes Einkommen fast verloren, ihr ältester Sohn unter den Waffen, ihr Mann im Gefängnis, in's Innere des Landes deportirt war, blieb ihr französischer Patriotismus und ihr Vertrauen in den endlichen Erfolg der französischen Revolution unerschütterlich."

Aus diesen Stellen, so rühmlich sie sind, kann man nur schließen, daß Katharina Schweighäuser ein braves, gutes, tapferes Weib, eine treffliche Hausfrau und Mutter und eine geistig angeregte Dame von vielseitigem Interesse war.

Was man aus sonstigen Briefen, namentlich denen der Mutter an ihren Sohn weiß, würde nur dazu führen, ihr einen Platz anzuweisen unter den schlichten Frauen, die in der Erfüllung ihrer engumgrenzten Pflichten ihre einzige Befriedigung suchen und finden und sie weit von jenen Schwärmerinnen zu entfernen, die zu den charakteristischen Erscheinungen des 18. Jahrhunderts gehören. Und doch war sie den Letzteren zuzurechnen, nur möchte man sie eine theoretische statt einer praktischen Schwärmerin nennen. Der Mut zur Tat fehlte ihr, oder die Empfindung, von der sie erfüllt war, gelangte nicht zu solcher Stärke, daß sie sie zwang, ihr zu folgen.

Diese bisher völlig unbekannte Seite ihres Wesens lernt man aus Briefen kennen, die sie an Therese Forster schrieb. Es sind im Ganzen 14 erhalten, 12 aus dem Januar bis August 1793, je einer aus dem Jahre 1797 und 1806. Die Briefe sind wesentlich politischen Inhalts und gehen auf die Ereignisse der Revolutionszeit ein. Würden sie jedoch ausschließlich Straßburger Verhältnisse behandeln, so lohnte es sich höchstens in einer Lokalzeitschrift Auszüge davon zu geben. Indessen, die Briefe sind wegen ihrer allgemeinen Berichte über die Vorgänge in Paris sowie über einzelne Ereignisse der französischen Revolution besonders wegen der Art, in der das Erzählte vorgetragen wird, ihrer seltsamen, kühlen Betrachtung gegenüber den aufregenden Ereignissen wert, auch in weiteren Kreisen Beachtung zu finden. Was sie aber besonders interessant macht, das ist der persönliche Zug, daneben vor Allem die bisher völlig unbekannte Tatsache, daß die reife Frau, sie sagt in den ersten Briefen, daß sie achtunddreißig Jahre alt sei, von einer mächtigen Schwärmerei und starken Leidenschaft ergriffen wird.

Während der Zweite, der das Herz der alternden Frau mit Liebe erfüllt, nicht genannt und zu undeutlich bezeichnet wird, als daß es gelingen könnte, ihn zu erforschen, wird der Erste einigermaßen deutlich genannt*).

*) Die nachfolgende Notiz und den Hinweis auf die genannten Werke verdanke ich Herrn Prof. Rod. Reuß in Versailles, dessen Schrift Jean Pierre Massenet, Straßburg 1897, sowie schriftliche Mitteilungen desselben dankbar benutzt sind. Vgl. Lehr, L'Alsace Noble, Straßburg 1900 und Robinet, Dictionnaire historique et biographique de la Révolution, 1902.

Es ist Gaetan Philipp Matthieu, ein Bruder zweier bekannter Elsässer, Michel und Jacques. Der Erstere ist am 11. November 1753, Jacques am 4. Januar 1755 und Gaetan am 11. December 1761 geboren. Außer diesen drei existirten noch ein vierter Bruder und vier Töchter der weitverzweigten Familie. Der Vater aller dieser Geschwister war Jurist, Beisitzer des Rates der Fünfzig und lebte jedenfalls bis 1788. Jacques war einer der Begründer der Revolutionsgesellschaft in Straßburg. In hohen Ehrenämtern tätig, lebte er bis 1811, nach anderen Angaben bis 1821; er ist es auch, der nach einer Notiz in Erdmannsdörffers politischer Korrespondenz des Karl Friedrich von Baden als Agent Talleyrands beim badischen Hofe tätig war. Der zweite, Michel, war städtischer Beamter, wurde zu manchen juristischen und Verwaltungsstellen gebraucht, lebte seit 1818 in hohen Gnaden bei Ludwig XVIII. und starb im hohen Alter 1841. Philipp Gaetan, der uns hauptsächlich Interessirende, auch als Matthieu Faviers bekannt, war jedenfalls derjenige, dem das Glück am meisten lächelte. In ziemlich jungen Jahren begann er seine Carrière im Kriegsdepartement, war eine Zeit lang in Landau gefangen, wurde dann Kriegskommissar in dem Kriege gegen die Schweiz, Oesterreich, Preußen und Spanien. Auch unter den Königen war seine Laufbahn eine glänzende. 1817 wurde er Baron, 1832 Pair, 1833 starb er. Aus den Briefen, die Reuß veröffentlicht hat, erkennt man seine große Hilfsbereitschaft und Hochherzigkeit im Spenden, seine ungemeine, selbst durch Widerborstigkeit der Verwandten unzerstörbare Liebenswürdigkeit. Von seinen eigenen Familienverhältnissen ist wenig die Rede, garnicht während der Zeit, die uns hier beschäftigt. Ein rührendes Schreiben über den Tod einer Tochter aus dem Jahre 1818 beweist die Innigkeit seines Familienlebens in späteren Jahren. „Sympathisch, tätig verständig und sehr gut,“ in diese Worte faßt Reuß sein Urteil über unseren Helden zusammen.

Nach dieser Charakteristik ist es von hervorragendem Interesse, die Briefe kennen zu lernen, die sich auf ihn beziehen.

... Januar 1793. Die politischen Dinge haben vier Seiten weggenommen. Heute ist es vierzehn Tage, daß der Sylphe ankam. Er war sehr beschäftigt und zerstreut. Ich habe kaum fünf ruhige Minuten um ihn gehabt. Ich erwarte ihn wieder. Er hat sich zehn Tage dazubleiben vorgenommen, dann will ich Dir erst meine Bemerkungen über ihn mitteilen. Sowie Du jetzt fing ich auch an, das Leben recht zu genießen. Die verflossenen sechs Jahre waren reicher an Gefühl und Genuß, als alle vorhergehenden. Zufrieden, befriedigt seh ich zurück; mein Glück, meine Ruhe hängt nun fast ganz allein von mir ab.

An die Stelle der hingebenden Liebe ist ein ganz sanfter Egoismus getreten, den das Gefühl meines eigenen Wertes endlich an die Stelle ewiger Aufopferung gesetzt hat. Noch fühle ich's ganz, er war sie wert, auch ist ihm noch das ganze Herz gewidmet, mit Vorbehalt meiner eigenen Ruhe. Aber Liebe, merk' Dir's, dieses Frühjahr trete ich das 38. Jahr an, ich habe also nichts zu erwarten, nichts zu fordern als Achtung und Freundschaft. Und wann er nun keiner Freundschaft fähig ist? Das fürcht ich eben, und darüber will ich ihn prüfen. Ist er das nicht, so freuten wir uns der süßen,

schönen Blume, solange sie blühte; soll ich jetzt weinen, daß sie keine Früchte trägt? So ätherisch bin ich nicht, Schwesterchen, als Du wähnst, nur ein wenig phantastisch.

Die Imagination vertritt die Stelle der Sinne; die Kenntniß des sonderbaren Geschöpfes, das so sehr von seinem Mechanismus abhängt, führte mich immer sicher. Mich amüsirte außerordentlich zu beobachten, und nur einzig bei dem Sylphen war ich nicht kühl genug zu dieser Philosophie.

2. März 1793. Du hast die Liebe nach Deinem und meinem Gefühle geschildert. Sie ist der Atem der Seele, und was ich sonst noch kann als lieben, ist blutwenig. Gewöhnt, nach einer Richtung hin zu leben und zu träumen, ist meine Tätigkeit nur durch Liebe rege. Ich hoffe, daß, beschränkt durch Hindernisse, diese Wärme allumfassender wirken wird. Nie wurde sie ganz erwidert, nicht Jeder kann lieben wie Du und ich. Was Männerliebe ist, kann ich nicht fassen, ihr Ungestüm ist nicht Liebe. Was ist der Mann, der auf unsere Gefahr hin der Liebe Aufopferung annimmt und im süßen Rausche sie erwidert und dabei keiner Seelenmitteilung fähig ist. Der darauf schwören würde, er sei mein Freund, mich aber nicht schützen, mir gewiß nicht helfen würde, der außer dem Zauberkreise der süßen Stunde Kälte, tötende Kälte, mit dem Schwindel der Sinne verbindet, der äußerst geliebt, äußerst liebenswürdig, bei seinem sylphenartigen Benehmen dem liebenden Wesen die höchste Täuschung gewährt und vielleicht hat er für sie nie wahres Interesse gefühlt und von dem Glück, das er gab, nur den schlechtesten Teil gekannt. Daß ich einen solchen Mann seit sechs Jahren abwechselnd an mich hielt, war eine Quelle von Glück und Schmerz. Eigenschaften, glänzende, schöne Eigenheiten fesselten mich an ihn. Schon damals, als er mich suchte, liebte ich seinen Ruf und suchte ihm nahe zu kommen. — Ich rang nach seiner Achtung, nach seiner Freundschaft. Ob ich sie je besitzen werde, weiß ich noch nicht. Um ihm doch etwas Reelles zu sein, habe ich ihn mir auf's teuerste verpflichtet. Ich liebe, was von ihm kommt, was ihm gehört, wie ihn selbst. Das ist der Inhalt meiner Liebe und meines Glücks. Die einzige Frau, die ihn beherrscht, der er sich ganz schuldig glaubt, der würde er mich und jede meiner Neigungen opfern. Für diese Moralität schätze ich ihn hoch, sah sie immer als erste Bedingung unseres Bundes und hütete doch mein Herz nicht es ganz hinzugeben. Zum Dank für diese Großmut, ohne Murren sein Schicksal zu tragen, bot er mir den Kuß des Abschieds, den Kuß der Trennung. Es war Laune, Eigenheit, die ich kenne. Und doch, Liebe, quält mich der bittre Kuß. Den hatte ich anders verdient. Zorn und Liebe schlossen mir den Mund. Jetzt sind zehn lange Tage verflossen und in keinem seiner Briefe stund ein Wort an mich. Auch das ist an ihm gewöhnlich. Aber wo hat er denn das unbegrenzte Zutrauen an mich her, ich könne das alles ertragen? Du siehst, ich kann es nicht. Bei ruhigem Herzen hätte ich Dir alles dieses nicht gesagt.

25. März. Es ist ärgerlich, daß ich auf volle Leidenschaft nie mit vollem Herzen antworten konnte. Es mußte ein Sylphe sein, der die Sehnsucht ewig in mir anfachte, der nie ganz mein werden konnte, dessen Feuer immer wieder in leichte Luft zerfloß.

Ich bin glücklich, die Deportation ist aufgehoben. Nun sind nur zwanzig Stunden zwischen ihm und mir. Meine Freundin ist zwar fort und so ist mein Dienst unterbrochen. Dafür habe ich aber von ihr sein Bett, seine Kleider, Tisch und Stühle, Kästen, seinen Schreibtisch, sein Petschaft. Denk Dir alle die Glückseligkeit, einen Liebesgott zwar nur von Biscuit, daneben ein Mädchen, das den Finger auf den Mund legt. Alles dieses ist in meinen Zimmern, und wann er kömmt, hat er kein anderes Haus als das meine. — —

Denk nur, er glaubt, es wäre ihm wohl, eine heftige Leidenschaft zu empfinden und sagte dies mir. Er meinte, Du könntest ihm dieses Gefühl geben. Ich lachte ihn aber aus und behauptete, des Gefühls wäre er nicht fähig.

13. April 1793. Nun denk, seit 5 Wochen hatte ich keine Zeile von ihm. Meine Briefe, sagt er, haben ihm Dienste geleistet und er war ruhig, daß sie nicht ausbleiben

würden. So habe ich ihn verdorben. Ich wollte Dir in meinem Briefe eine Spur von seinen Fingern geben, er sagte feurig, er denke oft an Dich. Er ist aber über seinen Geschäften irre geworden, zieht in der Stadt umher, doch wird er beim Einsteigen wieder zu uns kommen, denn sein Wagen steht da. Er hat auch da geschlafen, weil sein Bett da stand und seine Sachen da sind. Vielleicht bitte ich heute noch all den Mutwillen ab, den ich da treibe. Es ist aber noch nicht gewiß.

13. Mai. Liebstes! Ich konnte nicht länger schlafen, er ist hier, bis noch diesen Morgen und ist nur einen Tag hiergewesen. Es machte mir so viel Freude, ihn zu sehen und daß ich mich so leicht, so unbefangen fühlte. Ich triumphirte bei mir selbst; ganz frei muß das Herz sein, um den wunderbaren Mann recht fröhlich zu genießen. Sonst wechselt Schmerz und Liebe, Empfindung und Täuschung quälend ab. Er giebt mehr, als Du willst, und wenn Du schmachteit nach einem Fünkchen Erwiderung der Gefühle, die Dein Herz bebend an das seinige drücken, umsonst! So vermochte ich auch nicht einen Laut vorzubringen von dem Kampf der Sinnen für ihn und von seinen strengen Lehren, wenn der Aufruhr vorüber ist. Ich überwand mich, die Liebe und alles, hinreißend des süßen Augenblicks aus Furcht, ein Wort von ihm möge Reue und Qual in mein frohes Andenken an ihn mischen, wenn er nun fort ist. Was mich dennoch quält und was ich nicht begreifen kann, meine Unbefangenheit ist fort. Wohl ist er verführerisch und verwirrend, der Sylphe, siehst Du ihn einmal, so ist Deine Ruhe verloren und wärst Du mit tausend Ketten der Liebe an den Deinigen gebunden. Er lernte Dich verlangen, denn das ist es eben, was ihn für uns so gefährlich macht. Ewig zu verlangen, dies macht den Wechsel süß, die Untreue so natürlich. Weiber von zarten Nerven und warmen Herzen werden von Uebersättigung kalt. Ich habe ihm Deinen letzten, lieben, wahren Ausdruck Deines Herzens mitgeteilt. Er behauptete, daß Du ihn unrecht verstanden, es war Aeußerung des wahren Gefühls, vielleicht die einzige, die in der Männer Gewalt steht, weil sie sie höherer Gefühle überhebt. Siehst Du den Aerger? Er mag sich selbst verantworten, weil ich's nicht mag. Denn er will den Vorwurf des Tändelns nicht tragen. Du bist ihm sehr merkwürdig. Gestern kam Dein Briefchen. Da er wegen der Hitze ermüdet eingeschlafen war und herzlich schnarchte, knisterte ich solange damit, bis er erwachen mußte. Ein anderes Kind wäre über das Erwachen unwillig geworden, aber des Brieflein Zauber machte ihn gleich gut.

30. Juni. Liebstes Wesen. Ich habe keine Sottise gemacht. Ich habe den — May geliebt — er kam im kriegerischen Kleide, einfach grün; rosen waren seine Lippen, die jugendlich blühten, im düstren Blick sprach Liebe. Aber lieber May, sagte ich zu ihm, ich könnte ja Deine Mutter sein! So sei sie! sagte er, ich liebe Dich, es sei, ich lasse mich gern lieben. So lange der May währt, wollen wir Rosen pflücken, und dann uns trennen, ich, sagte der May, würde Dich beständig lieben. Aber Jüngling, Du bist schön und gut, doch habe ich einen Freund, den liebe ich innig. Was kannst Du wollen? — Liebe auch mich, ich bin es wert, und er war's wert. Die Vernunft stand zwischen uns und kühlte jeden Kuß. Der Jüngling klagte nicht, denn ich gebot ihm Ruhe und Zufriedenheit mit seinem Loos. Er war bescheiden. Noch ehrt er das Weib, das der Erfahrene kühn überwindet. Furchtsam bat er mich, doch ja dem Freunde zu verschweigen, daß auch er gefühlt, ich sage es also nur Dir. Nun, Liebe, lern von mir die Kunst, froh zu genießen und zu entbehren. Denn er ist weg, das Verhängniß rief. Nun tummelt er sich auf wilden Rossen in der Schlacht voran. Das zärtliche Gefühl, das ich der Gegenwart versagte, schlägt tief in meiner Brust, ganz anders würde ich ihn nach der Gefahr empfangen. Nun sehe ich erst das braune Auge voller Feuer, den jugendlichen Mut, die Perlen drin, die blühende Wange, das blonde Haar, und alles das verschmäht! O nein! Gefürchtet. Was würde der Sylphe zu dieser Poesie sagen? Und daß mich die süßen Lippen so oft geküßt, daran bist Du Schuld. Ich habe mich gerächt!"

Nach dieser Liebesschwelgerei hören die Briefe auf, ohne daß ein Grund des Abbrechens der Korrespondenz ersichtlich ist. Beide Frauen litten von der Not der Zeit. Jean Schweighäuser wurde verhaftet und später durch Vermittlung seiner Frau befreit. Therese lernte die schwere materielle Not kennen, sie gebar ihrem zweiten Gatten Huber rasch nach einander zwei Kinder und wurde durch deren Kränkeln und frühes Dahinscheiden im Innersten getroffen. Auch Katharina verlor, wie sie bei der Wiederaufnahme des Briefwechsels schrieb, im März 1797 ein Kind. Dann ist wieder eine Lücke im Briefwechsel bis zum Jahre 1806.

Als sie den letzten Brief vom 15. Juli 1806 schrieb, war sie, wenn ihre früheren Angaben richtig sind, 51 Jahre alt, also über die Zeit des Schwärmens lange hinaus. Und doch sieht es aus, als ob auf's Neue eine Schwärmerei sie ergriffen hätte. Nachdem sie nämlich der Freundin, die sich in einer pädagogisch-praktischen Frage wegen der Erziehung ihres einzigen Sohnes an sie gewandt, Trostesworte nach dem Tode des innig-geliebten Gatten Huber zugerufen hatte, fuhr sie fort:

„Ach, mir ist öfters bange bei meinem Herzensglück, das höchste, das dem Weibe gewährt sein kann, und doch ist das Glück der Mutter und Frau, welches ich besitze, mir am wertesten, am teuersten. Ich genieße und opfre mich auf, wie das Gefühl der Pflicht oder das Bedürfniß des Herzens mich treibt. Seit 6 Jahren ist meine Existenz an das edelste Wesen schwärmerisch geknüpft in Wonne und Schmerz. Doch das kann nicht beschrieben werden, so gerne ich alle meine Gedanken Dir mitteilen möchte. Mein junger Freund hätte Dich leicht besuchen können, wenn ihn der Minister nach Ulm geschickt, hätte, dessen Adjutant er in diesem Feldzug ist."

Muß man nicht annehmen, daß sie wieder eine neue Leidenschaft hegte, daß ihr altes Herz jung blieb und nicht ruhen konnte? Und diese Aeußerung steht in einem Briefe, in dem die Schreiberin von Krankheit und Genesung ihres Lieblingssohnes Gottfried mit aller mütterlichen Zärtlichkeit, von den Arbeiten und dem Gesundheitszustand ihres Gatten und den diesem vom Institut zugedachten Ehren mit dem Stolz einer glücklichen Gattin spricht und in dem sie, von jenem ersten Herzensbesieger Matthieu redend, ihn als Legislateur bezeichnet, der noch immer liebenswürdig und ein Egoist sei.

Was soll der Psychologe von dem allen denken? Hier ist keine berechnende Kokette, keine leichtsinnige, sinnliche Frau, sondern eine höchst ehrbare, wackere Hausfrau, eine treffliche Mutter, eine Frau über die Jahre des Schwärmens, man möchte fast sagen, über die des Liebens hinaus. Und doch erblüht ihr in dem grauen Philisterium die Blume der Romantik.

Ist es unrecht, aus alten Briefen solche Geheimnisse herauszuholen, den Schleier zu lüften, den die Beteiligten eng und undurchsichtig woben? Ich glaube es nicht, denn es handelt sich nicht um eine Anklage gegen eine Einzelne, nicht um kleinliche Moralrichterei, sondern um die Vorführung eines neuen Beitrages zu der rätselhaften und immer auf's neue lockenden Geschichte des weiblichen Herzens.



Gedichte.

Von

Kleon Rangabé.

— Berlin. —

Aus dem Neugriechischen in's Deutsche übertragen von Karl Macke in Siegburg.

Der Seele Wiederkehr.

Die Seele hat das Tränental der Erde früh verlassen
Und eben hat ihr dunkles Haar die Nacht nun fallen lassen
Und gießet aus im Sternenreih'n
Der Diamanten Feuerschein.
Um unsichtbar nun wiederum der Mutter Wort zu hören
Und bei den Liebsten kurze Zeit im Stillen zu verkehren,
Stieg trauernd sie herab, durchschwebt der Ewigkeiten Gänge,
Still, daß sie nicht die Flügel zart an Sternen sich versenge.

In tiefes Dunkel lag gehüllt das Haus der hohen Ahnen,
Der Nordsturm heulte schaurig in entblätterten Platanen;
Und plötzlich dringt ein Klageschrei
Aus Käuzchens stiller Siedelei.
Unheimlich knisterte das Holz im Feuer am Altare,
Der Kerzen Doppelflamme brennt so nahe bei der Bahre.
Ihr Licht fiel auf die Leiche hin, den Kelch zerzaust vom Winde,
Und ringsum weinen hoffnungslos die Eltern, das Gesinde.

Horch! leise ob den Trauernden ein Rauschen in der Höhe!
Und unbemerkt schleicht sich herein das Seelchen, voll von Wehe.
Ein blasser Leichnam, den sie schaut,
Dem Totenschreine angetraut.
„Dein Leiden," sprach sie, „ist nun aus, das duldend Du ertragen,"
Sie sah, o welch' ein Anblick war's, die Mutter voll von Klagen,
Die selbst, ein starres Leichenbild, umarmt des Sohnes Reste,
Das Auge trüb gerichtet auf des Himmels hohle Feste.

Den Vater sah sie, grambeschwert, wie er im Schmerze wiegte
Das Haupt im dünnen Silberhaar, das Schicksals Druck besiegte.
Es floh der Schlaf das Schwesterlein
So lieblich und so engelrein;
Ein reicher Tränenstrom benetzt jetzt ihre zarte Wange;
Die kleinen Brüder, aufgestört jedoch im Spielesdrange,
Der armen Seele zürnen sie, die sie so innig liebte,
Weil sie so ungelegen nun den früh'ren Frohsinn trübte.

Die Zeit verging, sie kehrt zurück, ein dunkler Hügel lastet
Auf ihrer letzten Ruhestatt, darin ihr Leib nun rastet.
Und wie des Boreas Gewalt
Im Sturm durchraset Flur und Wald,
So zitterte der Leichnam auch in seines Grabes Innern. —
Es wandelte das Leid sich um in schmerzliches Erinnern —
Und frohe Tage bringt der Lenz der Erd', vom Frost genesen.
Und alles nahm das Ausseh'n an, wie vordem es gewesen.

Und wieder kam sie: Geigenklang, des Lachens frohe Laute
Erschollen aus dem Hause nun, dem Ohre sie nicht traute.
Ganz umgewandelt war das Haus,
Ein Kerzenglanz, ein Festgebraus.
Ein Rosenflor war aufgeblüht, das Fest mit Glanz zu schmücken,
Und ihre Schwester, schön geschmückt, des Bräutigams Entzücken,
Gab sich ihm hin, eröffnete den Reigen, ihn im Arme,
Und floh dahin im frohen Tanz, im wilden Jugendschwarme.

Und nur die Mutter, schmerzgebeugt, stellt sich, als ob sie lächelt,
Still weint die Seele, und ihr Hauch der Mutter Wange fächelt.
Zum Himmel hob die Schwingen sie auf zu den Sternenbahnen,
Nicht kehrte fürder sie zurück ins Haus der alten Ahnen.

Des Bettlers Reichtum.

Mündchen so honigsüß; —
Bengalis Rose!
Warm Deines Armes Schnee,
Wenn ich dich kose.
Bist ja mein einz'ger Schatz,
Dennoch, so mein' ich,
Nehm' ich's mit Krösus auf,
Göttergleich schein' ich.

Goldener Locken Pracht
Einzig mein Gold ist,
Himmel des Blickes Nacht,
Wenn er mir hold ist.
Und nur mein einz'ger Dienst
Ist, Dich zu schmücken,
Und Deines Herzens Schlag
Ist mein Entzücken.

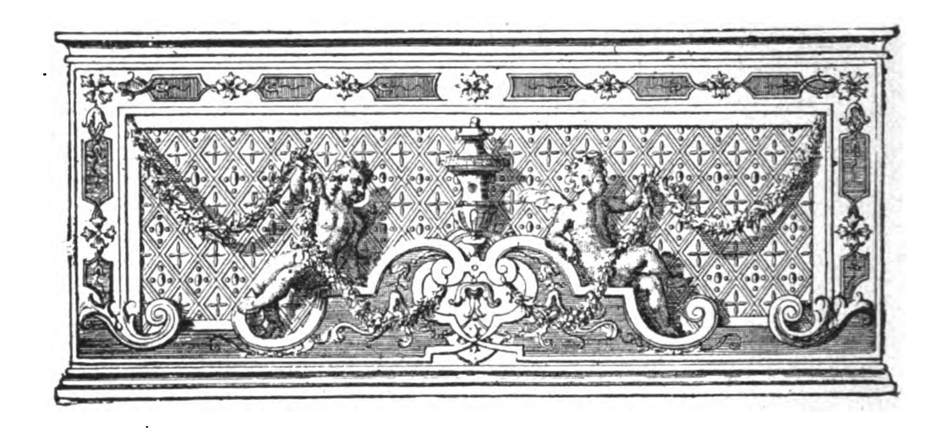
Was sind Saphire mir,
Perlen von Werte?
Herrscht, wo man auf der Welt
Euer begehrte.
Dreimal bin ich beglückt,
Bleibt mir nur Eines,
Wenn Du nur treu mich liebst,
Mädchen, Du feines.

Oleander.

Ja, ich bin der Liebe Sklav,
Noch gibt's Fesseln außer ihr:
Dürft' ich an der Rose Lippen
Fern den Wogen, immer nippen,
Und in heiligem Umarmen
Sie umschlingen und erwarmen:
Rose, sei Du mein Panier!

Knechtessinn ist mir verhaßt,
Gott erfüllt die Seele mir!
Wo der Sappho Saiten rauschen,
Dort verlang' ich einzutauschen
Ruhm, und meinen Durst zu stillen;
Diesen Wunsch mir zu erfüllen,
Lorbeer, sei Du mein Panier!

Ruhm und Lieb' hab' ich genug,
Doch wer ist mein Gott hinfür?
Nehmt gemeinsam an als Gabe
Meine Seel', wenn sie dem Grabe
Dieser Unglückswelt entschwebet,
Sich zu lichten Höh'n erhebet:
Lorbeerrose, mein Panier!



Deutsche Kunst und Kultur in den Ostmarken.

Von

Gustav Ebe.

— Charlottenburg. —

Wie ein uraltes, auf stetiger Ueberlieferung beruhendes Volkstum durch Kolonisation in die Siedelungen eines fremden Volksstammes hinübergreift und sich dort im Laufe der Jahrhunderte heimisch macht, wie auf diesem Boden ein neues Volkstum die Elemente seines Werdens aus verschiedenen Quellen schöpft, um endlich zu einer Einheit zusammenzufließen, das lehrt uns die Entwickelung der Ostmarken, welche heute zu den wertvollsten Bestandteilen des neuen deutschen Reichs, nicht nur dem politischen Verbande nach, sondern auch nach vaterländischer Sprache und Sitte, gehören. Die Verpflanzung einer höheren Kultur auf minder entwickelte Volksstämme, ein Vorgang, der sich seit dem höchsten Altertum oft genug wiederholte, wird immer ein fesselndes Bild bieten, und im vorliegenden Falle handelt es sich obenein um Tatsachen, die für uns Deutsche noch immer von Wichtigkeit sind.

Den alten, auch heute noch nicht überwundenen, obwohl gemäßigten Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland oder, wie hier zutreffender zu sagen wäre, zwischen den Ostmarken und den altgermanischen Ländern, wie er sich in Sprache, Sitten und Trachten, in der Empfindungsweise und nicht zum letzten in der bildenden Kunst ausspricht, versteht man erst recht aus der historischen Entwickelung heraus. Im Westen das alte Deutschland

mit seiner altsässigen, einheitlichen im Osten das Kolonistenland mit seiner gemischten Bevölkerung: dieser Gegensatz zwischen links- und rechtselbischer Art kommt vielleicht am deutlichsten in den Schöpfungen der bildenden Kunst zum Ausdruck. Denn diese erweisen sich als die vorzüglichsten Dokumente einer im ununterbrochenen Flusse befindlichen Uebertragung des deutschen Gedankens und sollen deshalb vornehmlich an dieser Stelle zur Erörterung kommen, obgleich es sich nur um eine Skizze handeln kann und keineswegs um kunstgeschichtliche Vollständigkeit.

Die Eigenart des Kunstschaffens in den Kolonistenländern macht sich scharf bemerkbar: in der Architektur fehlen neu erfundene Haupttypen gänzlich, vielmehr werden die Systeme des Kirchen- und Profanbaues, wie sie sich während des romanischen und gotischen Mittelalters im mittleren und westlichen Deutschland ausgebildet haben, fertig übernommen und fast unverändert wiedergegeben, allenfalls mit einer gewissen durch die Technik des Backsteinbaues veranlaßten Vereinfachung. Eine Minderwertigkeit der Architekturentwicklung in den Kolonistenländern, die Schöpfung neuer Bautypen betreffend, muß deshalb ohne Weiteres zugestanden werden, indeß giebt es daselbst zur hinreichenden Entschädigung für diesen Mangel einen großen Reichtum an originell ausgebildeten Einzelformen. So ist namentlich die Backsteingotik der norddeutschen Tiefebene eine künstlerisch außerordentlich hochstehende Leistung, die noch heute fortwirkt und gerade in letzter Zeit neue begeisterte Wiederaufnahme gefunden hat. Die für den reinen Ziegelbau erfundenen Formen sind im Großen genommen ernst und streng, aber im Einzelnen von malerischer Wirkung und eine reizvolle Silhouettenbildung begünstigend. Nirgend anderswo als in Norddeutschland hat der Backsteinbau eine ähnlich stilistisch harmonische Ausbildung gefunden, selbst nicht in seinen Ursprungsländern, den Niederlanden und Oberitalien. — Ebenso wie in der Architektur die Bausysteme, so werden nach den Ostländern die Ergebnisse der mittelalterlichen Maler- und Bildhauerschulen übertragen, namentlich geht alles hier malerisch Geleistete auf die kölnische, fränkische oder niederländische Schule zurück.

Die ehemaligen Ostmarken, die rechtselbischen Länder, sind jetzt gerade so gut deutsch wie die westlichen Gauen, deren Mitte einst der Rheinstrom bezeichnete. Doch war es nicht immer so, die Ostländer wurden den Deutschen erst durch einen langen Kampf zu eigen. Während dieser Zeit haben sich die in den Marken, in Mecklenburg, Pommern, Preußen und Schlesien eingezogenen Kolonisten ihre tüchtige deutsche Art wohl bewahrt, obwohl sie mit den Einwohnern slavischer, namentlich wendischer Abstammung untrennbar zusammenwuchsen. Aber auch die unvermischten Abkömmlinge der Wenden sind schon lange vollbürtige Deutsche und beweisen dies tatsächlich durch die ganze Richtung ihrer Geistestätigkeit, die dem deutschen Vaterlande schon manche schöne Blüte aus dem Bereiche der Wissenschaft, der Dichtung und der bildenden Kunst geschenkt hat. Freilich hält sich noch

ein Teil der polnischen, mit deutschen Elementen stark vermischten Bevölkerung in der Provinz Posen und in Oberschlesien abgesondert; und dieser andauernde Kampfzustand gegen das Deutschtum ist umsomehr geeignet unserer Erörterung eine gewisse Aktualität zu verleihen. — Welcher langen Kulturarbeit es übrigens bedurft hat, um die Ostmarken für das Deutschtum zu gewinnen, das wollen wir auf dem Gebiete der bildenden Kunst zu zeigen versuchen. Zugleich wird sich gerade in diesem Bereiche ergeben, daß von den slavischen Stämmen nichts hinzugetan ist, was geeignet sein könnte, ihrer nationalen Besonderheit zum Ausdruck zu verhelfen. Die Kunstwerke zeigen sich mit geringen Ausnahmen frei von slavischen Einflüssen. Eine von der deutschen abweichende Art in der Aufnahme und Verarbeitung fremder Elemente kommt erst seit der Barockperiode in den ehemals polnischen, jetzt preußischen Landesteilen zur Geltung.

Als die germanischen Stämme der Goten, Burgunder und Vandalen in der Völkerwanderungszeit ihre Sitze an der Weichsel und Oder aufgaben, da opferten sie dem Wanderungstriebe keine Heimat in dem Sinne, wie wir heute das Wort verstehen, denn es waren Jagdvölker, die sich noch wenig mit Ackerbau befaßt hatten, und ihre einfachen Wohnungen lagen zerstreut. Somit konnten die Germanen den nachdringenden Slaven keine Kultur überliefern, die sie selbst nicht besaßen. Das Wenige, was von germanischer Kunst auf dem alten Boden zurückblieb, waren die in den Gräbern verborgenen Waffen, Geräte und Schmuckstücke, die in reicher Anzahl erst in neuester Zeit wieder an's Licht gezogen und unseren Museen einverleibt worden. Auch die ältesten Wehrbauten der Ostländer, die Ringwälle, mögen zum Teil altgermanischen Ursprungs sein; vielleicht sind einige derselben von den Slaven in dem alten Zustande weiter benutzt oder sind wohl später in der Zeit der deutschen Kolonisation zu Anfängen von Mauerburgen geworden.

Die nach der Völkerwanderung unzweifelhaft rechtmäßigen Besitzer des Bodens, die bis zur Elbe und Saale vorgedrungenen slavischen Stämme, brachten offenbar aus ihren alten Sitzen keine höhere Kultur mit und blieben auch, wie hier gleich bemerkt sein mag, in der Entwickelung solcher Elemente gegen ihre westlichen Nachbarn, die Deutschen, zurück. So ergab es sich von selbst, daß die Länder östlich der Elbe in ihren politischen und geistigen Interessen von dem geeinigten deutschen Reiche seit der Zeit der sächsischen Kaiser beeinflußt wurden. Aber die Erlangung der kaiserlichen Lehnsherrlichkeit über die Ostländer, sowenig wie die Einführung des Christentums und die Stiftung der Bistümer konnten sich nicht auf friedlichem Wege vollziehen; dies Alles mußte durch das Schwert errungen werden.

Im Verlaufe der romanischen Kunstperiode ergaben sich eine Anzahl der wichtigsten politischen und kulturellen Bezüge zwischen dem Reich und den Ostländern. Eine kurze Darlegung der obwaltenden Machtverhältnisse, unter denen die deutsche Neukolonisation auf dem altgermanischen Boden

einsetzte, dürfte das Verständniß der Vorgänge auf künstlerischem Gebiete, wie sie nachstehend erörtert werden sollen, erheblich fördern.

Kaiser Otto der Große (936—973) stiftete im eroberten Wendenlande die Bistümer Meißen, Merseburg, Magdeburg, Havelberg und Brandenburg, in den polnischen Kreisen das von Posen, was zugleich in jedem Falle eine Städtegründung bedeutete. Polen gehörte zum Reich, Herzog Boleslaw I. erhielt von Kaiser Otto III. die Königswürde, blieb aber tatsächlich unabhängig. Mit der Gründung der Bistümer und Klöster beginnt zugleich der Einfluß der von Westen einwandernden Geistlichen auf die Gestaltung des Kirchenbaues.

Um 940 war Gero Markgraf der Nord- und Ostmark; Gottschalk stiftete 1042 ein wendisch-christliches Reich unter deutschem Schutze, welches jedoch 1134 zerstückelt wurde. Boleslaw III. von Polen verweigerte dem fränkischen Heinrich V. den Tribut und schlug das kaiserliche Heer in Schlesien. Zur Zeit Konrads III. von Hohenstaufen war Albrecht der Bär von Askanien Markgraf von Brandenburg. Die obotritischen Herzöge Pribislaw und Niclot unterwarfen sich Heinrich dem Löwen von Braunschweig, und erst 1182 nach dessen Sturze wurden Pommern und Mecklenburg unmittelbare Reichslehen. Bernhard von Askanien erbaute unter Kaiser Friedrich I. Rotbart das Schloß Lauenburg und die Stadt Wittenberg im Lande der Wenden; Lübeck wurde unter demselben Kaiser freie Reichsstadt, und Polen mußte wieder Tribut entrichten. Um 1261 wurde der Orden der Schwertbrüder in Littauen gestiftet; aber weit wichtiger war die 1230 erfolgende Berufung der deutschen Ritter, denen Kulm abgetreten wurde, gegen die heidnischen Preußen. 1238 geschah die Verschmelzung des deutschen Ritterordens mit den Schwertbrüdern in Livland. Der Eroberung Preußens durch die Deutschritter, auf welche der Papst mehr Einfluß hatte als der in Sicilien weilende Kaiser Friedrich II., folgte der Strom der deutschen Einwanderung. Zu gleicher Zeit, etwa seit 1241, verbreitete die Hansa den niederdeutschen und niederländischen Einfluß in den Städten der Ostseeküste. — Die nach Boleslaws III. Tode getrennten Provinzen des polnischen Reichs wurden unter Wenzeslaw II. wieder vereinigt, und Wladislaw Lokietek befestigt 1309 die Vereinigung von Groß- und Kleinpolen.

Von den Mönchsorden, die sich im Ostlande ansiedelten und daselbst ein gutes Stück der Kulturarbeit verrichteten, kommen im 10. und 11. Jahrhundert die französischen, die Cluniazenser, Cisterzienser und Prämonstratenser in Betracht, im 13. Jahrhundert die aus Italien stammenden Dominikaner und Franziskaner.

Die romanische Kunst hatte sich aus der Nachbildung der altchristlichen vom 10. bis zum Ende des 12. Jahrhunderts zu hoher Blüte entfaltet. Es war der jugendlich-frische Schöpfungstrieb der germanischen Völkergruppe im westlichen Deutschland, in Gallien und Norditalien, welcher neue Ideale in's Leben rief. Auf kirchlichem Gebiete ergab sich als Neuschöpfung die ge-

wölbte, kreuzförmige Basilika, im Grundriß nach dem sogenannten gebundenen System geordnet und in sämmtlichen Schiffen mit Kreuzgewölben überdeckt, so daß eine volle, unmittelbare Beleuchtung des Mittelschiffs durch die Fenster im Obergaden erfolgen konnte. Erst nach vielfachen Versuchen wurde dies höchste Ziel der romanischen Kirchenbaukunst erreicht. Für den Profanbau dieser Periode ist die Burg und das nach den Stammeseigentümlichkeiten verschieden ausgebildete Bauernhaus wichtig. Im Ganzen erwies sich die romanische Kunst in Deutschland als die am einheitlichsten ausgebildete der großen Gruppe; und von hier aus gingen die fertigen Typen auf die Kolonistenländer östlich der Elbe über, ohne irgend welche dem slavischen Charakter entsprechende Anpassungen zu erleiden.

Die Planbildung der alten Städte des Ostens, die sich bis heute ebenso unverändert erhalten hat, wie die Grenzen der alten Dorfgemarkungen, mag allenfalls slavische Eigentümlichkeiten bewahrt haben; so die Anlage des Rings als Mittelpunkt der Stadt und die freie Stellung des Rathauses wieder in der Mitte des Ringes. In den Ostmarken kam vor der deutschen Kolonisation ausschließlich der Holzbau in Anwendung. Die Holzkirchen in Oberschlesien, am rechten Oderufer bis gegen die Lausitz hin, in der Mark und in Pommern stammen in ihrem jetzigen Zustande aus späterer Zeit, aber sie gehen auf ältere Muster zurück; und in den meist frei neben ihnen stehenden geböschten Fachwerkstürmen mag immerhin eine slavische Urform erhalten sein. Im Wohnhausbau aus Holz, oft noch im Blockverbande errichtet, kommt in den polnischen Landkirchen eine mit der Laube an der Eingangsseite versehene Form vor, welche dem altnordischen Hause näher steht, als die niedersächsische oder fränkische Art, und darf jene wohl ebenfalls als ein slavisches Erbteil gelten. Oft bleibt zwischen den vorgestellten Stielen des Obergeschosses und der Blockwand ein größerer Zwischenraum, so daß das von Wänden umschlossene Innere als ein Einbau erscheint. Diese Anordnung geht auf die Zeiten zurück, in denen die innere Einrichtung des aus Stelen und Dach bestehenden Oberbaues dem wechselnden Bedürfnisse überlassen blieb; sie findet sich in allen ehemals von Slaven besiedelten Gebieten! Zum größeren Theil ist der Wohnhausbau der Ostmarken von den Sitten der deutschen Einwanderer abhängig geworden und läßt keine Spur slavischer Sonderbildungen bemerken. Der Kirchenbau in Stein, wie er durch die Bischofssitze und Klöster verbreitet wird, zeigt niemals einen slavischen Zug, sondern es sind stets die Vorbilder desselben im mittleren und westlichen Deutschland nachzuweisen.

Bis in das 12. Jahrhundert hinein ist überhaupt kein monumentaler Steinbau östlich der Elbe zur Ausführung gekommen. In Pommern gab es noch im zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts Holzkirchen, in Lübeck war eine solche noch 1193 vorhanden, und in Breslau wurde die an der Stelle des jetzigen Doms stehende Holzkirche erst 1158 abgebrochen. Der Anstoß zur Errichtung von Steinbauten ging von den Kirchen aus; und

selbstverständlich konnten die Kolonisten nur die Typen der alten Heimat nachahmen, da sie im Neulande keine Vorbilder fanden. Im nordöstlichen Tieflande fassen am frühsten die Wiederholungen der ernsten und strengen Bildungen der westfälisch-niedersächsischen Schule Boden. Der Zeit nach konnte nur der spätromanische Uebergangsstil auf die Ostmarken wirken.

Zur Herstellung der ersten Kirchenbauten in der Mark, wie derer zu Leitzkau, Arneburg, Havelberg, Hillersleben, Wolmirstedt diente der auf der Elbe aus Sachsen herangeschaffte Sandstein, oder auch, wie häufiger in den Dorfkirchen, ebenso in den Resten der Nikolaikirche in Berlin, dem älteren Teile der Katharinenkirche in Brandenburg, der Kirche zu Kruschwitz im Posen'schen u. a. die Granitfindlinge der rheinischen Gemarkungen. Aber bald lernte man das Brennen von Ziegeln, zu denen die mächtigen Thonlager der Tiefebene das Material lieferten, und fand mit Hilfe dieser den natürlichen Verhältnissen entsprechenden Technik eine Bauweise, welche durchaus maßgebend und bezeichnend für die Ostmarken geworden ist. Bischof Heinrich von Hamburg und Bremen führte zuerst die des Ziegelbrennens kundigen Holländerkolonien ein und besuchte mit Bischof Anselm von Havelberg, der 1150 nach Ravenna berufen wurde, Italien. Die Technik des Ziegelbrennens stammt somit aus den Niederlanden und die Formgebung des Ziegelbaues aus Oberitalien, wie es für letztere eine Vergleichung unzweifelhaft ergiebt.

In der Mark entstanden die Ziegelbauten der Klosterkirchen zu Krewese, diese zuerst mit Gewölben überdeckt, zu Arendsee, Diesdorf und Lehnin, die Kirche St. Lorenz zu Salzwedel u. a. Die Prämonstratenserkirche zu Jerichow ist eine kreuzförmige Säulenbasilika sächsischer Ableitung; die Pfeilerbasilika St. Maria zu Magdeburg wurde wieder das Vorbild der Kirchen zu Burg, Stendal und Prenzlau. Pommern erhält in der Cisterzienserkirche zu Eldena eine Pfeilerbasilika im Ziegelbau, in derselben Art sind die Nikolaikirchen in Pasewalk und Greifenhagen errichtet. In Westpreußen bildet die Cisterzienserkirche in Oliva den östlichsten Punkt für den Ziegelbau der romanischen Periode. Die Klosterkirche St. Maria in Elbing ist eine Gründung des deutschen Ritterordens. Auch in Polen wurden die in Deutschland ausgebildeten Typen unverändert in Ziegelbau nachgeahmt. Die Kirche in Kruschwitz ist flach gedeckt, ähnlich denen in Niedersachsen. Es entstanden noch die Klosterkirche zu Mogilno in Basilikenform, die einschiffige Marienkirche zu Inowrazlaw, die später gotisch umgebaute Klosterkirche zu Strelno, die Johanniterritterkirche St. Johannes bei Posen. In Schlesien wiederholen sich die deutschen Kirchentypen, zum Teil allerdings unter unmittelbarem französischen Einflusse, und technisch insofern von den Bauten des reinen Ziegelbaues unterschieden, daß in der Regel nur der Mauerköper aus Ziegeln, die Gliederungen aus Sandstein hergestellt werden, seltener kommen auch Ausführungen ganz in Sandstein vor. Von der abgebrochenen St. Vincenzkirche in Breslau ist nur ein romanisches Portal von echt deutschem Gepräge erhalten, jetzt an der

Magdalenenkirche eingefügt. Der Dom daselbst, eine Pfeilerbasilika, zeigt in den ältesten Teilen fränkischen Einfluß, ebenso die Cisterzienserkirche in Trebnitz.

Eine Anzahl Wallburgen, wie beispielsweise Dargun in Ostpreußen, mögen slavischen Ursprungs sein, dagegen zeigen mit Umfassungsmauer und Hauptturm versehene Burgen der romanischen Periode, wie die Wasserburg zu Plau in Mecklenburg, die von den Tempelherren gegründete Burg bei Tempelburg, Schloß Landskron, die Burgen Löcknitz und Gülzow in Pommern keine slavischen Besonderheiten.

Es ist nicht anzunehmen, daß die bei der Völkerwanderung einziehenden Slaven bereits germanische Wohnhaustypen vorfanden, vielmehr vollzog sich die Aufnahme des ober- und niederdeutschen Bauernhauses erst nach der Kolonisation im 12. und 13. Jahrhundert. Das slavische Haus, wie es sich in ehemals polnischen Landesteilen erhalten hat, ist dem fränkischen durch seine Querteilung ähnlich und besitzt wie dieses eine Laube als Vorplatz. Bisweilen erscheint eine allseitig offene Vorhalle auf Pfeilern, dahinter nur eine Stube mit Kammer, so daß die Hauptform des Hauses mit dem altnordischen, noch in Skandinavien erhaltenen Typus so ziemlich übereinkommt. In den Marken, in Pommern und Mecklenburg hat die Einwanderung die Hauptarten des deutschen Hauses, die fränkische und sächsische, eingebürgert. Nach Pommern kamen zunächst Franken, später Niederdeutsche; in Schlesien waren Wallonen die ersten Ansiedler, denen Franken folgten: und dieser oberdeutschen Bevölkerung entspricht das Gebirgshaus der Grafschaft Glatz und der angrenzenden Landstriche.

Nachrichtlich gab es in den slavischen Ländern hölzerne Tempel, welche außen mit figürlichen geschnitzten Darstellungen geschmückt waren, indeß ist nichts Derartiges erhalten. Die in der romanischen Plastik vorkommenden phantastischen Bildungen gleichen ganz denen an deutschen Arbeiten. Die Bronzetür am Dom zu Gnesen stammt aus einer sächsischen Gießhütte; das Tympanon-Relief von der abgebrochenen St. Vincenzkirche in Breslau zeigt Zusammenhang mit der obersächsischen Schule, ebenso das Relief an der Klosterkirche in Strelno. Auf dem Tympanonrelief von der alten Sandkirche in Breslau sind zwar slavische Figurentypen dargestellt, dennoch ist der Stil der Arbeit deutsch.

Die Malerei der romanischen Periode in den Ostmarken hat nur geringe Spuren hinterlassen; so beispielsweise ein mit Miniaturen geschmücktes Psalterium aus dem Kloster zu Trebnitz. Die vorkommenden kunstgewerblichen Arbeiten sind von fremdher eingeführt. Ein Reliquiarium in der Kirche zu Objezierze stammt aus Limoges, und der Reliquienkasten im Domschatz zu Cammin ist gleichfalls ausländischer Herkunft.

In der gotischen Periode erfolgt in einem Teil der Ostmarken eine Befestigung der deutschen Herrschaft, in einem anderen Teile eine Schwächung derselben. Der Sieg der Polen über die Ritter des Deutschordens und

die Schwertbrüder bei Tannenberg 1410 wirkt einschneidend im letzteren Sinne. Die brandenburgischen Marken kommen 1323 an das bayerische Haus, 1373 an die Luxemburger und endlich 1417 an die Hohenzollern. Schlesien wurde unter Karl IV. mit Böhmen vereinigt; Mecklenburg und Pommern blieben Reichslehne unter eigenen Herzögen. In Polen war Kasimir III. der letzte der Piasten, mit Wladislaw II. kommen die Jagellonen zur Herrschaft; Kasimir IV. erwarb 1466 die Oberhoheit über Preußen.

Der eigenartigste Vorgang auf dem Gebiete der Baukunst ist die in dieser Periode erfolgende Ausbildung der Backsteingotik in den Ländern der nordöstlichen Tiefebene. Der Aufbau erscheint praktisch nüchtern und erinnert an westfälische Volksart, indem die Mauern weniger durchbrochen werden, als dies in der Hausteingotik der Fall ist, namentlich fehlen in den Obergaden der Basiliken die großen mit den durchsichtigen Triforien zusammengefaßten Fenster. Außerdem wird die freie Auswahl der Gesimsprofilirungen und Friesformen durch die fabrikmäßige Herstellung der Formziegeln eingeschränkt. Eine Art Ersatz für diese Mängel bietet indeß die Möglichkeit eines reichen Farbenwechsels, einmal durch Ziegel in verschiedenen Farben, dann durch farbige Glasuren und endlich durch den Gegensatz weißer Putzflächen der Blenden zu den dunklen Ziegeleinfassungen. Fialengiebel und Rosenformen, die sich frei gegen die Luft absetzen, verleihen den Backsteinbauten hohen Reiz und selbst poetische Ausdrucksfähigkeit.

Die nach Deutschland übertragene französische Chorbildung mit Umgang und ausstrahlendem Kapellenkranz erleidet im Backsteingebiet eine Reduktion, indem der Umgang mit den Kapellen zusammengezogen und durch gemeinsame Gewölbe überdeckt wird. Auch diese Besonderheit ist von den Niederlanden her auf die Kirchen der baltischen Gruppe übertragen; so auf den Dom in Schwerin, die Marienkirchen in Rostock, Wismar, Stralsund, Stargard, die Nicolaikirchen in Stralsund, Wismar u. a. O. Ebenso erfahren die inneren Formen eine Vereinfachung, Bündelpfeiler sind selten, dagegen wird der einfache, viereckige, oblonge oder achteckige, bisweilen auch der runde Querschnitt bevorzugt. Besonders oft wird die Innenwirkung der schlesischen Basiliken durch schwerfällig-oblonge Pfeiler beeinträchtigt. Der Strebebogen wird selten und immer nur in einfachster Ausbildung angewendet.

Nach Osten drang der gotische Stil erst später vor, in Polen wahrscheinlich von Breslau her, und wird dort als „Jagellonischer Stil" bezeichnet, weil sich derselbe zur Regierungszeit des Hauses Jagello einbürgert. Indeß ist diese Sonderbenennung durch keinen Unterschied der polnischen von der deutschen Form des Stils gerechtfertigt. Dem Anscheine nach sind in jener Zeit nicht nur in Krakau, wo es feststeht, sondern auch an andern Orten Polens deutsche Meister tätig gewesen.

In der Brandenburgischen Mark ist die anmuthige Klosterkirche zu Chorin bemerkenswert; die Klosterkirche in Berlin entstand 1271. Der

niederländische Einfluß in den baltischen Gebieten bewirkte, daß man hier bereits vor der Mitte des 13. Jahrhunderts gotisch baute, als am Rhein noch der spätromanische Stil vorherrschend war. So entstand bereits 1226 der Dom zu Güstrow, 1238—48 der Dom zu Schwerin, 1237 die Klosterkirche zu Dargun. Schöne Musterung in glasirten Ziegeln zeigt die 1280 begonnene Marienkirche in Rostock. Die Nicolaikirche in Wismar, von 1381—86, gehört zu den wenigen mit ausgebildetem Strebebogensystem. In Pommern wiegt die Form der Hallenkirche vor; der Dom in Colberg von 1282, die Marienkirchen in Barth, Greifswald, Grimmen, Anclam und Pasewalk, die Jacobs- und Nicolaikirche in Greifswald, die Kirche in Triebsees und die Katharinenkirche in Stralsund gehören sämmtlich diesem System an, dagegen sind die Marienkirchen in Köslin, Belgard und Stolp Basiliken. Die vorwiegend deutsche spätgotische Form der Hallenkirche, im Chor mit einem Umgange in voller Höhe der Schiffe umgeben, kommt in Pommern in der Jacobikirche zu Stettin, der Petrikirche in Treptow a. d. Tollense und in der Petrikirche zu Wolgast in Anwendung. Besonders großartig in dieser Art ist die Marienkirche in Stendal, welche im Innern runde Pfeiler mit vier Bündeldiensten besetzt und mit Spiralbändern von schwarzen Ziegeln umwunden zeigt. Als besonders anmutige Hallenkirchen mit hohem Chorumgang sind die St. Katharinenkirche in Brandenburg, 1381—1401 von Heinrich Brunsberg aus Stettin errichtet, und die Marienkirche zu Königsberg in der Neumark, 1407 geweiht, zu nennen, sie zeigen den ganzen Reichtum, dessen der Ziegelbau fähig ist. Die außen wie flach vorspringenden Strebepfeiler der Katharinenkirche sind durch dreigeschossige doppelte Bildnischen ausgezeichnet, welche durch zierliche, farbig glasirte Formsteinen gebildet werden. Die größte Pracht entfaltet sich an den kapellenartigen Ausbauten der Kirche; sie sind mit frei aufsteigenden Giebeln zwischen Fialen bekrönt, welche reiche Maßwerksmuster, zum Teil in freier Durchbrechung, einschließen.

Die Kathedrale zu Pelplin in Westpreußen, unter Herzog Mestwin II. von Pomerellen in der zweiten Hälfte der 13. Jahrhunderts erbaut, ist in der Basilika nach dem Muster der in Doberan, der Dom in Kulmsee ist nach 1251 entstanden. Die St. Johannis- und die Franziskanerkirche in Thorn, letztere 1270 begonnen, sowie die in großen Abmessungen 1343 errichtete Marienkirche in Danzig sind Hallenbauten, dagegen ist der Dom zu Marienwerder, 1343—80, eine Basilika. Westpreußen wurde 1467 polnisch, und seitdem war der von dem deutschen Ritterorden gepflegte Geist deutscher Bautätigkeit erloschen. In Ostpreußen gehen wie überall die basilikalen Anlagen neben den Hallenbauten her; Beispiele ersterer Art sind die Kirchen in Bartenstein und Wormditt, der letzteren die Kirche in Schippenbeil. Im Posenschen wiegen die Basiliken vor, zu diesen gehören die Cisterzienserkirche in Paradies aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, der Dom in Gnesen, aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, und die

Stanislawkirche in Sambor, aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Die Kollegiatkirche St. Mariae in Posen ist der einschiffigen Petrikirche in Stettin nachgebildet. Die technisch insofern von reinem Ziegelbau unterschiedene Bauweise Schlesiens, als sie es liebt, die Gliederungen, bisweilen auch ganze Bauwerke aus Sandstein herzustellen, ist schon weiter oben gekennzeichnet. Der Hauptbau des Doms zu Breslau, 1232—68, erinnert an die Schöpfungen der sächsisch-thüringischen Schule, vornehmlich an Pforta. Die Kreuzkirche daselbst, 1288—95, ist ein zweigeschossiger Hallenbau, die Marienkirche „Auf dem Sande“ ist wieder eine Hallenanlage. Basiliken sind die nach 1241 entstandenen Cisterzienserkirche in Heinrichau und die nach 1364 begonnene Marienkirche in Glatz, letztere zeigt sich als reiner Sandsteinbau.

Der gotische Profanbau in Backsteinen hat in den Ordensburgen der Deutschritter sowie an den Tortürmen, Rat- und Bürgerhäusern der Städte eine außerordentliche Ausbildung erreicht. Die prächtigen Rathäuser in Thorn, Tangermünde und Rostock stehen keinem der auf altdeutschem Gebiete errichteten nach. Das Rathaus in Thorn, vom Ende des 14. Jahrhunderts, hat den charakteristischen Zug der Ordensbauten, das in Tangermünde, 1460—65, zeichnet sich durch reiche Blendgiebel aus, welche mit glasirten Ziegeln geschmückt sind. Das Rathhaus in Rostock besitzt einen großen, die Dächer von drei Einzelhäusern überragenden Blendgiebel. Das Rathaus in Breslau, als Ziegelbau mit Gliederungen aus Sandstein im wesentlichen 1471 entstanden und noch später im Einzelnen vollendet, ist ein künstlerisch hervorragendes Denkmal bürgerlicher Wohlhabenheit. Dasselbe übt durch die Fülle seiner dekorativen Theile, mit den maßwerkgeschmückten Erkern, den Giebeln und Türmen einen phantastisch malerischen Reiz aus. Das Aeußere ist reich mit Skulpturen geschmückt, auch Malereien waren vorhanden. Außer einem phantastischen Figurenschmuck enthalten einige Friese derbhumoristische Scenen aus dem deutschen Volksleben, in Anlehnung an die Kupferstiche süddeutscher Meister. Und der Schweidnitzer Keller unter dem Rathause bietet unter seinen weiten Gewölben immer noch wie früher eine volkstümliche Bierwirthschaft. Die Bürgerhäuser der Städte stehen hinter den öffentlichen Bauten nicht zurück, sie spiegeln dasselbe stolze Behagen eines kräftigen Bürgertums wieder. Für die innere Einrichtung des städtischen Wohnhauses blieb immer noch das deutsche Bauernhaus mit seiner hohen Diele maßgebend, aber im Aeußern erhoben sich hochragende, bisweilen die Dachlinie weit überschreitende Giebel, wie beispielsweise an den Häusern in Rostock aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts. Ein Haus in Thorn, Bäckerstraße, von 1350, ist durch übereckgestellte, von Fialen bekrönte Pfeiler von unten auf gegliedert, die Flächen dazwischen sind geputzt. Im Ganzen bildet sich in Westpreußen ein Wohnhaustypus heraus, den man als „hanseatisch“ bezeichnen kann.

Auch die Wehrbauten der Städte, in erster Linie die Tortürme,

atmen den trotzigen Sinn eines freien Bürgertums, werden aber in der Spätzeit der Periode mehr üppig dekorativ als fortifikatorisch ausgebildet, und auch an ihnen fehlt nicht der Schmuck farbiger glasirter Ziegeln. Die glänzendsten Torbauten finden sich in den altmärkischen Städten Werben, Tangermünde und Stendal, an letzterem Orte das berühmte Uenglinger- und das Tangermünder Thor von 1436 und 1460.

Einen künstlerisch und kulturhistorisch hervorragenden Platz behaupten die Ordensburgen der Deutschritter, eigentlich befestigte mönchische Kasernen, jedoch meist mit großartigen Repräsentationsräumen und Kirchenbauten ausgestattet. Der schönste und bedeutendste mittelalterliche Schloßbau der Ostmarken und Deutschlands überhaupt ist die Marienburg in Westpreußen. Das Hochschloß, seit 1280 ausgeführt, enthält unter andern den mit reichen Gewölben überdeckten Kapitelsaal, die Annenkapelle und die obere Schloßkirche; im Mittelschloß, zwischen 1451—81 vollendet, ist im zweiten Obergeschoß die Hochmeisterwohnung eingerichtet, welche den prunkvollen Hochmeistersaal, dessen Sterngewölbe auf einer achteckigen Granitsäule ruhen, umschließt, und daneben liegt ein zweiter dem ersten ähnlicher Saal. Der Konventsremter in dem anstoßenden Flügel ist wieder mit kühnen Fächergewölben auf drei dünnen Säulen überdeckt. Der Eindruck, den die Räume hervorrufen, ist der einer anmutigen Leichtigkeit und entbehrt nicht des poetischen Reizes. Das Schloß in Königsberg, aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, ist eine Gründung des deutschen Ritterordens, ebenso ferner in Ostpreußen die Burgen in Balga, bei Labiau, in Lochstedt, Tapiau, Braunsberg und Allenstein. In Westpreußen erheben sich die Ordensschlösser von Berglau, Thorn, Graudenz, Bischöflich Papau. Das Schloß Kruschwitz im Posenschen stimmt in der Anlage mit den Ordensbauten überein. Auch die Bischofsschlösser folgen demselben Vorbilde, wie beispielsweise Heilsberg in Ostpreußen.

Die Skulptur der gotischen Periode in den nordöstlichen Ländern, Mecklenburg, Brandenburg, Pommern und Preußen, tritt zwar nach der Germanisirung einigermaßen künstlerisch selbstständig auf, indeß werden die feineren Arbeiten doch von auswärts bezogen. Wegen des an den Bauten fast ausschließlich verwendeten Backsteinmaterials wird für die plastischen Arbeiten, Schnitzaltäre und Grabdenkmäler, Holz oder Bronze bevorzugt; eine Thonplastik gelangt nur in der Bauornamentik, nicht für Figürliches, zur Ausbildung. Die besseren bronzenen Grabplatten sind meist niederländischen oder fränkischen Ursprungs, nur die roheren Arbeiten, unter diesen auch die Taufbecken, sind in den Ostmarken entstanden. Das oben Gesagte gilt auch für Schlesien, nur kommt hier mehr Marmor für die Grabdenkmäler zur Verwendung. In Posen und Preußen finden sich nur vereinzelt bessere Schnitzaltäre. Ein Altarwerk in Güstrow in Mecklenburg ist von Jan Borman von Brügge und Bernhard von Orley gefertigt. Soweit für die Schnitzaltäre in Pommern und Mecklenburg heimische Meister in

Frage kommen, so folgen dieselben ausnahmslos westlichen Vorbildern. Die Marmorgrabplatte des Erzbischofs Olesnicki im Dom zu Gnesen wird als ein Werk von Veit Stoß bezeichnet. Schlesien hat in der Kreuzkirche in Breslau das Hochgrab des Herzogs Heinrich IV., nach 1290, mit der Figur des Verstorbenen, in der Kirche zu Grüssau die Grabtumba für Herzog Bolko von Schweidnitz nach 1301. In der Pfarrkirche zu Glatz ist eine Marienfigur von Holz aus dem 14. Jahrhundert als gute Arbeit zu erwähnen. Die Bronzegrabplatte des Bischofs Johannes Rot im Dom zu Breslau ist ein Werk Peter Vischers von 1496.

Selbstständige, Lokalschulen der Malerei haben sich in den Ostmarken nicht gebildet, überall tritt die Abhängigkeit von der fränkischen, kölnischen und niederländischen Schule hervor, falls die Malwerke nicht überhaupt von auswärts eingeführt sind. In Schlesien äußert sich unter König Wenzel, seit 1386, der Einfluß der Prager Malerschule, der gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts von der Nürnberger abgelöst wird; Altar- und Wandmalereien, meist etwas handwerksmäßig, bestätigen die Abhängigkeit. So sind die Wandmalereien, der Pfarrkirche in Brieg in Anlehnung an die Prager Schule, die doch selbst wieder von deutschen und italienischen Ueberlieferungen zehrt, entstanden. Der Marienaltar in der Elisabethkirche zu Breslau, vom Ende des 15. Jahrhunderts, erinnert an die fränkische Schule. Endlich zeigen der Altar der Barbarakirche von 1447 und das Altarwerk im Dom daselbst von 1468 die realistische Richtung der Eyckschen Art. Die Altarbilder in Brandenburg und Mecklenburg folgen zum Teil noch der altkölnischen Schule, ebenso die Wandbilder im Dom zu Schwerin aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, die Gewölbe- und Wandmalereien im Dom zu Colberg, aus dem 14 Jahrhundert, zeigen mindestens in der Hauptanordnung italienische Art. In Westpreußen giebt es ganz italienische Arbeiten, wie die Mosaikreliefbilder an der Kirche der Marienburg und über dem Südportal des Doms zu Marienwerder, sie stammen aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Graudenz besitzt in der Nicolaikirche noch Altarbilder auf Goldgrund aus dem 14. Jahrhundert. In der Kirche zu Danzig finden sich Werke der flandrischen und spätgotischen Kölner Meister. So in der Marienkirche ein Werk von Hans Memling, in der Reinholdskapelle ein Gemälde von 1516, vermutlich vom Meister des Todes Mariae.

Eine Anzahl kunstgewerblicher Ausstattungsstücke der Kirchen- und Profanbauten könnten ihrer Formgebung nach als Augsburger oder Nürnberger Fabrikate gelten, indeß macht das Fehlen der Meisterzeichen dieser Städte die Herkunft zweifelhaft. Sicher gab es in den Ostmarken einheimische Gold- und Silberschmiede sowie Paramentsticker, so daß Kelche, Reliquien und Anderes recht wohl hier entstanden sein können. Zu den heimischen Arbeiten gehören die theilweise prachtvoll geschnitzten Chorstühle, wie die in den Domen zu Brandenburg und Havelberg und in der Kirche zu Doberan

aus dem 13. Jahrhundert. Bedeutende Schmiedearbeiten an Türbeschlägen, Türen und Gittern sind vielfach vorhanden, ebenso sind eine Anzahl guter Glasgemälde erhalten. Die besseren Bronzegüsse der Taufbecken und Lichterkronen sind vielfach aus Braunschweig und anderen westlichen Städten eingeführt.

Für die bis zum 16. Jahrhundert erfolgte, vollständige Germanisirung der Ostmarken spricht der Umstand, daß sich die Formen der Deutschrenaissance überall in ihrer charakteristischen Ausbildung einbürgern. Gleichzeitig verfallen die Landstriche der Ostseeküste in stärkerer Weise als früher dem niederländischen Einflusse, außerdem deutet der mit reichlichem Terrakottaschmuck ausgestattete Backsteinbau Mecklenburgs auf erneute italienische Uebertragungen.

Im politischen Sinne hat eine wesentliche Verschiebung zu Gunsten des deutschen Besitzes stattgefunden, indem der Große Kurfürst durch den Traktat von Wehlau 1657 die unabhängige Herrschaft über Preußen erwirbt. Schon 1466 war Vorderpreußen an Polen gekommen, unter Sigmund I. von Polen (1506—48) wurde 1525 der deutsche Orden aufgehoben, zugleich erhielt Albrecht von Brandenburg Hinterpreußen unter polnischer Lehnshoheit. In den Jahren 1568—1618 regierte Albrecht Friedrich daselbst als Herzog, seit 1603 wurde Kurfürst Joachim Friedrich mitbelehnt, und seit 1618 kam das Land in die eigene Regierung des Kurfürsten Georg Wilhelm. Indeß war 1617 ein großer Teil des polnischen Preußens und ganz Livland an Schweden gekommen. Nach dem Tode des letzten Jagellonen, Sigmund II. August, um 1572, wurde Polen ein Wahlreich, welches nacheinander Heinrich von Valois, Stephan Bathory und danach schwedische Prinzen beherrschten. Schlesien blieb unter eigenen Herzogen ein Zubehör Böhmens unter österreichischer Herrschaft. In die Schlußzeit der Periode fällt der große dreißigjährige Krieg, der Deutschland verwüstete und des größten Teiles seiner Einwohner beraubte. Immerhin bleibt es erstaunlich, daß ungeachtet der vielen Bestürmungen und Plünderungen so wenig von dem Bestande der Denkmäler und von den Ausstattungen der Kirchen und Schlösser verloren gegangen ist. Die grausige Zerstörung Magdeburgs abgerechnet, sind im rechtselbischen Land keine Städte verbrannt und, wie es der Bestand erweist, sind die Baudenkmäler mit ihrem Inhalt fast ausnahmslos der Vernichtung entgangen.

Eine fortdauernde italienische Beeinflussung ist so innig mit dem Wesen der nordischen Renaissance verbunden und über alle deutschen Gauen verbreitet, daß es nicht befremden kann, wenn wir derselben auch in den Ostmarken begegnen. Am kurfürstlichen Schloßbau in Berlin wirkte seit 1538 Caspar Theys aus Sachsen, dann der Italiener Graf Rochus von Lynar, 1578—96; und unter ihm sind Peter Kummer aus Dresden, seit 1578, und der Italiener Niuron seit 1591 tätig. Am Ende der Periode, bereits das Barock vorbereitend, entsteht in Berlin das v. Ribbeck'sche Haus,

welches 1629 durch den Dresdener Balthasar Benzelt verändert und für den Marstall verwendet wird, außerdem wird für denselben Zweck um 1665 ein Neubau durch den Holländer Matthäus Smids errichtet. Die in der Mark noch zahlreich vorkommenden Wohnhausbauten in Fachwerk tragen durchweg den Charakter der Deutschrenaissance nach westlichem Muster. Pommern hat in demselben Stil eine Anzahl Schloßbauten aufzuweisen: in Stettin nach 1503 unter Herzog Bogislaw X., in Stolpe 1553, in Ueckermünde 1546, die Schlösser Pudagla und Mellentin auf Usedom von 1574 und 1575. Die in Mecklenburg errichteten Fürstenschlösser, in Wismar, Schwerin und Gadebusch, zeigen einen stark eklektischen Zug; es sind Backsteinbauten, an denen fein ausgeführte Reliefs in Terrakotta zu reichlicher Verwendung gekommen sind, die Baumeister waren niederländischer oder italienischer Herkunft. Der Fürstenhof zu Wismar, 1552 von Gabriel van Aken begonnen, ist von Valentin van Lyra vollendet; am Schlosse zu Schwerin ist seit Mitte des 16. Jahrhunderts der Italiener Joh. Bapt. Parr thätig und am Schlosse zu Gadebusch seit 1570 Christoph Haubitz, ein Schüler des Vorigen. Außer den Genannten werden in dieser Zeit noch andere italienische Architekten in Mecklenburg gewirkt haben; so Francesco a Basino aus Brescia und Francesco Chiaramonte aus Venedig. Das Schloß in Schwerin wird 1608—58 durch Ghert Ewert Piloot erweitert.

In Danzig und anderen Städten Westpreußens kommt an den Bürgerhäusern ein spezifisch niederländisches Fassadensystem zur Ausbildung. Die Fenster erhalten Gewände von glatten, mit einem Profil umzogenen Quadern, die Fenstersturze werden mittelst eines Korbbogens entlastet, dessen Schlußstein durch ein Pflanzenornament oder eine Maske hervorgehoben wird. Die Häuser Jopengasse Nr. 66, Brodbänkengasse Nr. 36 und 27, Heiligegeiststraße Nr. 73 in Danzig gehören der holländischen Art an. Eine zweite Art Wohnhäuser daselbst zeigt die italienisirende Deutschrenaissance, welche die Fassaden mit kräftigen Horizontalgesimsen, Triglyphenfriesen und Fenstereinfassungen in Form flacher Pilaster ausstattet, wie dies am Steffens'schen Hause, 1609 von Speimann aus Rostock erbaut, zu bemerken ist. Der in Danzig übliche Beischlag kann als Ersatz für die früheren Lauben gelten. Die in Elbing etwa 1590 bis 1630 errichteten Giebelhäuser zeigen ebenfalls die holländische Art: das zweite und dritte Geschoß sind durch Nischen zusammengezogen, in denen die Fenster liegen, die Nischen sind durch den überhaupt bevorzugten Korbbogen geschlossen, dessen einzelne Steine besonders betont sind. Die Giebel haben eine Teilung durch horizontale Bänder und die Fenster starke Sohlbankgesimse. Die mit dem Giebel nach der Straße gekehrten Holzhäuser in Gollub sind mit Lauben versehen, nähern sich in der inneren Einrichtung dem altnordischen Hause und können vielleicht slavischer Ueberlieferung folgen. Auch in der Art, wie sich die Pultdächer des Rathauses in Kulm, von 1567, hinter einer Blendwand der Front verbergen, könnte die slavische Auffassung einer ur-

sprünglich italienischen Anordnung gefunden werden, wie sie auch in böhmischen Städten sehr verbreitet ist.

Unmittelbare Mitarbeit niederländischer Meister zeigt sich an den öffentlichen Gebäuden in Danzig. Das Hohe Thor daselbst wird 1574—76 von Wilhelm van den Blocke nach Motiven von San Micheles Bauten in Verona errichtet und erfährt 1586—88 eine Vervollständigung. Anthony van Obbergen aus Mecheln ist der Erbauer des Zeughauses, 1602—5, und ist an dem Ausbau des rechtstädtischen Rathauses betheiligt. Das Langgassertor rührt von Abraham van den Blocke her. Ostpreußen hat in Springborn eine Klosterkirche von 1641 aufzuweisen, welche durch ihre kreisförmige Grundform und die überdeckende Kuppel auf ein italienisches Muster hinweist; ein Langhaus wurde erst später angebaut. In Friedland ist ein Holzhaus mit einer auf Steinpfeilern ruhenden Laube erhalten, in Mehlsack finden sich noch mehrere Holzhäuser mit Giebeln und Laubenvorbauten. Das Rathaus in Posen wurde in der Mitte des 16. Jahrhunderts ganz im italienischen Sinne von Giov. Bat. di Quadro umgebaut. Eine hohe Pultmauer verbirgt die dahinter liegenden Dächer, und an der Ostseite öffnet sich eine stattliche Loggia. Die Kirche in Borek im Posenschen soll etwa 1611 von dem Italiener Albin Fontana erbaut sein.

In Schlesien treffen wir ebenfalls auf italienische und niederländische Einwirkungen, jedoch überwiegt hier die Umbildung der Formen im deutschen Sinne. Die Reste des abgebrochenen Leinewandhauses zu Breslau, jetzt am Rathause eingefügt, sind noch stark italienisch; der Torbau des Schlosses zu Liegnitz um 1533 ist von Georg von Amberg, vermutlich einem brabantischen Meister, ausgeführt. Am Piastenschloß in Brieg, 1541—74, werden der Italiener Jacob Baar und sein Schwiegersohn Niuron als Baumeister genannt; übrigens hat auch hier bereits eine Ueberleitung der Formen zu deutscher Art stattgefunden. Der Wittumsstock des Piastenschlosses in Oels, unter Herzog Johann von Münsterberg 1558—62 entstanden, verhält sich wie das vorgenannte, doch zeigt das Brückenportal von 1603 mit Sternmustern verzierte Quadern, wie dieselben gleichzeitig auch an den mitteldeutschen Bauten, in Hämelschenburg und Hameln vorkommen. Eine Besonderheit der schlesischen Architektur ist der häufig angewendete Sgraffittoputz, der wohl wieder auf italienische Anregungen zurückzuführen ist. Die Bürgerhäuser und oft auch die Schlösser Schlesiens zeigen Gliederungen aus Sandstein und geputzte Mauerflächen, oft sind die Giebel schmuckreich ausgebildet, wie an den Bürgerhäusern in Breslau, Glatz, Wünschelburg u. s. w. Wo Fachwerksbauten auftreten, da haben dieselben die in der Deutschrenaissance üblichen Formen, etwa fränkischen Vorbildern entsprechend.

Die Plastik der Deutschrenaissance ist überall minderwertig im Figürlichen, also auch in den Ostmarken, außerdem werden hier bedeutendere Denkmäler meist von fremden Meistern ausgeführt. Der bürgerliche Wohlstand

spricht sich in den zahlreichen Epitaphien aus, die zwar der Mehrzahl nach nur einen dekorativen Werth beanspruchen können, aber doch der Trachtenkunde wegen hoch bemerkenswert sind. Die Bronzedenkmäler der Kurfürsten im Dom zu Berlin stammen von Peter Vischer; das Grabmal Melchior Arnstadts in der Stadtkirche zu Jerichow von 1609 ist ein Werk des Magdeburger Meisters Bastian Ertle; das Grabmal Herzog Christophs († 1595) und seiner Gemahlin im Dom zu Schwerin ist von dem Niederländer Coppens geschaffen, ebenso rühren die Grabmäler Mecklenburgischer Fürsten im Dom zu Güstrow, 1576—86, von dem Niederländer Philipp Branden von Utrecht her. Auch besitzt der Dom zu Schwerin eine Grabtafel von Peter Vischer. Die geschnitzten Altarschreine in den pommerschen Städten Stolp, Stralsund, Anclam gehen nicht über das Handwerksmäßige hinaus. Ostpreußen besitzt in der Kirche zu Friedland Holzschnitzereien von einigem Wert aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts; im Dom zu Königsberg das Marmordenkmal der Markgräfin Dorothea, um 1549, von Jacob Bink und das Grabmal des Bischofs Polentz von 1550 mit Reliefs niederländischer Herkunft. Ebendaselbst das Grabmal des Markgrafen Albrecht von 1570 in Marmor, von einem Niederländer, und das der Markgräfin Elisabeth, von Willem van Bloche gearbeitet. Eine Hochaltargruppe im Dom zu Frauenburg ist nur eine mittelmäßige Leistung. Das Grabmal zu Kulmsee in Westpreußen zeigt die Gestalt des Bischofs Peter Kostka († 1515), in Marmor ausgeführt auf einem Sarkophage ruhend, und ist von einem Italiener ausgeführt. Unter den Bronzegrabplatten der Kirche zu Samter im Posenschen befinden sich mehrere, welche Anfang des 16. Jahrhunderts in der Vischer'schen Gießhütte in Nürnberg gefertigt sind. Giovanni von Florenz hat 1517 einige Grabplatten für den Dom in Gnesen geliefert, die jedoch rein ornamental gehalten sind. Der Stanislausaltar von 1508 aus der Magdalenenkirche in Breslau zeigt in den Figuren ausnahmsweise polnische Typen, vielleicht nur als Beweis für die scharfe Naturbeobachtung eines deutschen Meisters. Das Wandgrab des Heinrich Rybisch in der Elisabethkirche daselbst von Marmor, 1534—39, ist vermutlich die Arbeit eines Italieners. Die Pfarrkirche in Neisse hat zwei Grabmäler, jedes mit der Rundfigur des Verstorbenen, auf einer Tumba ruhend; das des Bischofs Jacob von Salza († 1539) und das des Bischofs Promnitz, († 1562). Das Doppelgrab des Herzogs Johann und seiner Gemahlin, von 1564, in der Pfarrkirche zu Oels, hat Johannes Oslew aus Würzburg geschaffen. Das bemerkenswerte Grabmal der Familie Rhediger in der Elisabethkirche zu Breslau zeigt die knieenden Rundfiguren der Stifter. Das Hochrelief von Bronze des Vincenzaltars im Dom daselbst ist ein Werk des Adrian de Vries.

Die Kolonistenländer gewinnen weder im 16. noch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts irgend einen Einfluß auf den Gang der Malerei. In den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts wurden in Schlesien

Jacob Beinchardt und Jeremias Hecht als Maler genannt, doch sind keine Werke derselben nachzuweisen. Michael Willmann aus Königsberg, 1626 bis 1706, der hauptsächlich im Kloster zu Leubus tätig war, folgte der Rembrandt'schen Richtung. Der Artushof zu Danzig besitzt ein Gemälde von Hans Bredeman de Vries von 1596, außerdem hat daselbst Anton Möller aus Königsberg um 1602 ein Jüngstes Gericht gemalt. In der Klosterkirche zu Pelplin sind 1623 Bernhard Hahn aus Konitz und 1640 Bartholomäus Strobel als Maler beschäftigt. Ein Flügelaltar in der Dorfkirche zu Praust vom Anfange des 16. Jahrhunderts zeigt Malereien besserer Art. In Berlin sind am Ende der Periode fast ausschließlich holländische Maler beschäftigt.

Auf kunstgewerblichem Gebiete entstehen in den Ostmarken schöne Arbeiten im Stil der Deutschrenaissance, aber irgend eine stilistische Besonderheit oder eine neue Technik wird man vergebens suchen; es zeigen sich immer wieder die Wiederholungen deutscher Vorbilder neben den von fremdher geholten Arbeiten. Der Dom in Colberg bewahrt die sogenannte Schlieffenkrone, ein in Holz geschnitztes Tabernakel von 1523; in der Marienkirche zu Rügenwalde befinden sich Reliefs in Silber von Johannes Körner aus Stettin. In Westpreußen treffen wir in der Pfarrkirche zu Culmsee ein gutes Chorgestühl von 1519; in Danzig besitzt der Artushof ein Gestühl von 1531, eine Arbeit Heinrich Holzapfels aus Köln. Die Sommerratsstube des rechtstädtischen Rathauses in Danzig ist 1596 mit Malereien von Bredeman de Vries aus Leuwarden und einem Steinkamin von Wilhelm Barth reich ausgestattet, einigermaßen an die prächtigen Zimmer des Dogenpalastes in Venedig erinnernd. In Thorn ist in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Joh. Chr. Bierpfaff als polnischer Hofgoldschmied tätig; die Johanniskirche daselbst besitzt Lichterkronen in Messing von Andreas Kugelhahn in Thorn, um 1580 gefertigt. In der Kirche zu Pelplin sind ein Altaraufsatz von 1619 und das Chorgestühl von 1622 bemerkenswert. Die Kirche von Zirke im Posenschen besitzt Chorstühle von 1641, ganz in den Formen der Deutschrenaissance von Bruder Hilarion geschnitzt. Die schlesischen Kirchen sind reich an Epitaphien in technisch vortrefflichster Ausführung. Die Elisabethkirche in Breslau besitzt Chorgestühle von 1520, schmiedeeiserne Gitter, Leuchter von 1688, letztere von H. Mentzel. Im Dom daselbst finden sich Kelche und eine Altartafel vom Goldschmied Paul Nitsch in Breslau gefertigt. Die Magdalenenkirche daselbst besitzt ein Chorgestühl von 1576, prachtvoll mit Intarsien geschmückt, welche wieder auf italienische Anregung zurückgehen. Eine Monstranz in der Pfarrkirche zu Frankenstein ist von Hans Ostermann in Neisse geschmiedet.

Das Einsetzen des Barockstils nach der Mitte des 17. Jahrhunderts ist zunächst gleichbedeutend mit der entschiedensten Ausländerei auf allen Gebieten des deutschen Geisteslebens, nicht zum wenigsten auf dem der bilden-

den Kunst. Der dreißigjährige Krieg hatte zu furchtbar gewütet, um nicht jedes selbstständige Schaffen sowohl in den altdeutschen, wie in den Kolonistenländern lahm zu legen, und man muß nur erstaunen, daß noch so bald wieder ein Aufschwung möglich geworden ist. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts drangen niederländische und französische Künstler von Westen, italienische von Süden ein und überschwemmten Deutschland mit den Nachbildungen fremder Muster. Allerdings machte sich in den südlichen und westlichen Landschaften gegen Ende des 17. Jahrhunderts eine Umbildung des Fremden im deutschen Sinne durch das Wirken einheimischer Meister kräftig bemerkbar, aber ein solcher Impuls fehlte den Ostmarken. Ueberdies machte sich hier eine Abschwächung des deutschen Einflusses in der Art bemerkbar, daß mehrfach ziemlich genaue Kopien fremder Bauten entstanden, namentlich im katholischen Kirchenbau nach römischen, im reformirten nach französisch-hugenottischen Modellen. So fehlen die eigenartig ausgebildeten dekorativen Einzelformen des süd- und westdeutschen Barocks, welche noch innig mit der Deutschrenaissance und sogar mit der Gotik zusammenhängen, in den östlichen Ländern gänzlich.

Nach dem westfälischen Frieden war Westpommern an Schweden gekommen. Der Große Kurfürst erhielt 1657 den souveränen Besitz Ostpreußens, und, nachdem er die Schweden 1675 bei Fehrbellin geschlagen hatte, auch den Besitz Pommerns. Mit König Friedrich August II. beginnt seit 1697 die sächsische Herrschaft in Polen, endlich erfolgt unter Stanislaus Poniatowsky die erste Teilung Polens um 1772, welche Westpreußen an die Hohenzollern bringt. Die wichtigsten politischen Ereignisse der Periode sind die Erhebung Preußens zum Königreich um 1701 und die 1742 erfolgende Besitznahme Schlesiens durch Friedrich den Großen. Die Marken und das aus dem wendischen Fischerdorfe zur Königsstadt emporgewachsene Berlin haben unterdeß alle Merkmale des ehemaligen Kolonistenlandes abgestreift und sind als vollberechtigte Glieder des deutschen Reiches ganz im Sinne der alten Landschaften zu betrachten.

In Brandenburg war unter dem Großen Kurfürsten der holländisch-hugenottische Einfluß mächtig und blieb es auch unter König Friedrich I., wie die damals entstandenen Bauwerke bezeugen. Das Zeughaus in Berlin, der monumentalste Bau dieser Periode daselbst, noch unter Kurfürst Friedrich Wilhelm II. 1694 von Nering begonnen, zeigt ganz die trockene holländisch klassizistische Art und wird erst später durch Schlüter und Hulot bildhauerisch belebt und von de Bodt im französisch-hugenottischen Sinne vollendet. Memhard seit 1650 und Smids seit 1653 sind holländische Baumeister in brandenburgischen Diensten, ebenso Rütger von Langerveld, der 1681 den Schloßbau in Köpenick ausführt. Ein anderer Holländer, Cornelius Ryquardt, errichtet nach 1670 das Schloß in Schwedt und leitet den Umbau des Schlosses in Sonnenburg. Friedrich I., der erste König von Preußen, stiftet 1699 die Akademie der Künste, an deren Spitze zunächst wieder Holländer

stehen, und läßt in Berlin 1699—1706 den großartigen Bau des königlichen Schlosses durch Schlüter ausführen. Mit diesem großen Meister setzt die italienische Richtung in Berlin ein, aber sie bleibt im Kampfe mit dem Holländertum und unterliegt mit Schlüter in der durch den Einsturz des Münzturmes herbeigeführten Katastrophe. Der Schwede Eosander von Göthe seit 1705 und später Böhme bis 1703 setzen den Schloßbau fort. Die Kirchen auf dem Gensdarmenmarkt in Berlin werden von dem Hugenotten Louis Cayart nach Pariser Mustern ausgeführt. Jean de Bodt erweitert 1701 das Stadtschloß in Potsdam, und Peter von Gayette erbaut daselbst 1720—32 das Rathaus, beide Architekten sind Hugenotten. Unter Friedrich dem Großen sind wohl noch Holländer, wie Gerlach, Boumann, Grael und Titus Favre tätig, aber im Ganzen überwiegt doch der französische Einfluß, dem auch der Hauptarchitekt des Königs von Knobelsdorff huldigt, obgleich er sich anfangs in einer Wiederaufnahme der palladianischen Stilrichtung gefällt und diese am Aeußeren des Berliner Opernhauses zur Geltung bringt. Von Frankreich kam auch die Vorliebe für einstöckige Schloßbauten oder mindestens für die Anlage des Hauptgeschosses zu ebener Erde, nach dem in Versailles und Grand Trianon gegebenen Vorbilde. In dieser Art entstand in Potsdam nach des Königs eigener Skizze das Schloß Sanssouci auf einer hohen Terrasse und als Zubehör in seiner nächsten Nähe das Kavalierhaus und die Bildergalerie, also in der Hauptanlage der damals beliebten Methode möglichster Längenausdehnung entsprechend. Das Neue Palais im Park von Sanssouci, von Büring und Manger errichtet, hat wieder das Hauptgeschoß zu ebener Erde, die zugehörigen Communs bilden einen malerisch gruppirten Bau des von Gontard. Von demselben sind die schönen Gensdarmentürme in Berlin, um 1780 nach italienischem Vorbilde errichtet.

Die Zwiebelhauben der Türme an kirchlichen und Profangebäuden, mit einer Laterne bekrönt und oft mit einer oder mehreren offenen Durchbrechungen versehen, gewöhnlich als „wälsche" Hauben bezeichnet, sind besonders in Deutschland häufig. Ihre Anwendung beginnt bereits im Zeitalter der Renaissance, kommt jedoch erst in der Barockperiode, namentlich im 18. Jahrhundert, recht zur Blüte. Schlesien ist besonders reich an diesen malerischen, oft keck und fein profilirten Turmbekrönungen. Die nach 1650 in Schlesien erbauten evangelischen sogenannten Friedenskirchen in Glogau, Jauer und Schweidnitz sind im Außenbau bescheidene Fachwerkskonstruktionen, aber ihr Inneres zeigt einen reichlichen Gebrauch der Dekorationsmittel des italienischen Barockstils, sehr im Gegensatz zu den französisch-reformirten Kirchengebäuden. Die Gnadenkirchen in Freystadt, Hirschberg, Landeshut und Sagan sind Massivbauten, in demselben Sinne ausgestattet wie die vorgenannten. Der katholische Kirchenbau Schlesiens folgt den böhmisch-italienischen Mustern, wie in der 1673 barock umgebauten Pfarrkirche in Glatz und der Klosterkirche zu Grüssau, welche letztere die Guarinische nach Böhmen übertragene Uebereck-

stellung der in das Innere hineingezogenen Strebepfeiler wiederholt. Die Klosterkirche in Wahlstatt, 1727 von Ignaz Dientzenhofer aus Prag, bildet ausnahmsweise eine Centralanlage. Das Jesuitenkollegium in Glatz, 1655—89, ist von Carlo Lurago nach böhmischer Art erbaut. — Die Jesuitenkirchen wiederholen, wie überall, so auch in den Ostmarken, aber hier getreuer als anderwärts, das Muster des Gesù in Rom. So die Matthiaskirche in Breslau, 1689—98, die Johanniskirche in Liegnitz, 1714—1720, die Pfarrkirche in Brieg, 1735 von Joseph Frisch. Andererseits erfährt der schlesische Kirchenbau unmittelbare Einwirkungen von Wien her, wie die Elisabethkapelle am Dom zu Breslau, um 1680 von Domenico Guidi und Ercole Floretti und die Kurfürstenkapelle daselbst, 1722—27 von Fischer von Erlach. Böhmisch-deutsches Barock zeigt auch das Gymnasium in Breslau von 1659 und die Universitäts-Bibliothek von 1709—1715. Das Collegiengebäude daselbst, 1728—39 von Christian Tausch, zeigt dieselbe Stilisirung wie die vorigen. Nach Abschluß der Barockperiode macht sich in Breslau der Neuklassizismus in dem von Karl Gotthardt Langhans erbauten Hatzfeld'schen Palais und in mehreren Privathäusern der Gillyschen Schule bemerkbar.

In Mecklenburg ist die hugenottische Richtung in einem Altarwerke in der Schloßkirche zu Dargun, 1699 von L. Ph. Dieussart vertreten. Die Johanniskapelle in Danzig, 1678—81, ist ein Werk des heimischen Meisters Barthel Ranisch. Die Jesuitenkirchen in Konitz, 1733—38, und Jakobsdorf sind ganz nach dem Muster des Gesù errichtet. Das Schloß Friedland bei Deutschkrone in Westpreußen, 1731—45 von Gottfried Märner, zeigt dagegen den Zusammenhang mit der holländischen Schule. Auch in Ostpreußen entstehen Kirchen nach römischem Muster, wie die Wallfahrtskirche Heiligenlinde, um 1687—1703, während in den städtischen Wohnhäusern der niederländische Stil mit gefugten Ziegelflächen und in Putz hergestellten Gliederungen sich bis nach Preußisch-Holland ausgebreitet zeigt.

In Polen sind ziemlich genaue Kopien ausländischer Bauten häufiger als anderwärts, von einer Anpassung an national-polnisches Empfinden ist nichts zu bemerken. Unter Johann Sobiesky sind es über Schlesien einwandernde italienische, unter August II. von Dresden kommende sächsische Baumeister, welche bestimmend auf die Architektur einwirken, seltener kommt die böhmische Auffassung des Barocks zur Geltung. Die Klosterkirche zu Priement im Posenschen ist 1651 nach dem Vorbilde der Kirche Sta. Maria di Monti in Rom von Andreas Szoldrzki mit einer Kuppel über der Vierung der tonnengewölbten Basilika erbaut. Die Klosterkirche in Gostyn, 1673—78 von Pompeo errichtet, bildet einen Zentralbau nach dem Vorbilde der Maria della Salute in Venedig. Die Jesuitenkirche in Posen, 1651—1701 von Bartholomäus Warsowski, wiederholt wieder das Muster des Gesù; die Stanislauskirche in Fraustadt ist der barocke Umbau einer gotischen Anlage. Die Nicolaikirche in Lissa bildet eine mit Tonnen-

gewölben überdeckte Hallenanlage. In der evangelischen Kirche daselbst kommt einmal durch den elliptischen mit zwei Reihen Emporen umzogenen, durch ein Holzgewölbe überdeckten Mittelraum ein französisch-reformirtes Motiv zur Geltung, ähnlich wie in Sachsen und Hessen. Pompeo Ferrari hat 1720 bis 28 in Owinsk und 1714 in Obersitzko Zentralbauten mit Kuppeln errichtet. Unter August II. kommen die Dresdener Architekten Pöppelmann, Deybel, Chiaveri, Knöffel und Joh. Friedrich Knöbel nach Polen. Der Dom in Posen ist ein Werk Schregers, aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In Rakwitz finden sich noch Häuser im Blockverbande, welche an der Vorderseite Lauben haben und etwa 1669 errichtet sein mögen.

Unter dem Großen Kurfürsten waren in Berlin Holländer als Bildhauer tätig. Das Marmordenkmal des Feldmarschalls von Sparr in der Marienkirche soll von dem jüngeren Artus Quellinus geschaffen sein, jedenfalls ist es niederländische Arbeit. Die Marmorstatue des Großen Kurfürsten im königlichen Schlosse in Berlin von 1651 hat Franz Dusart geliefert. Zu gleicher Zeit werden daselbst die Bildhauer Franz Bonnani, Kaspar Günther aus Danzig, die Holländer Larson, Mangiot, Sitte, Strenge, Eagers und van der Ley genannt. — Schlüters plastische Arbeiten gehören unzweifelhaft der damals überall herrschenden Nachfolge Berninis an; es tritt dies besonders in der Anwendung der handelnden allegorischen Figuren hervor. Aber in einzelnen, so namentlich in der Reiterstatue des Großen Kurfürsten, erhebt sich der Meister über alle gleichzeitigen. Außerdem waren in Berlin unter König Friedrich I. Baker, Glume, Henzi, Herfort, Hulot, Nahl und Permoser als Bildhauer tätig.

Das Grabmal des Grafen Elias von Kanitz in der Kirche zu Döbern in Ostpreußen mit der liegenden Figur des Verstorbenen ist 1704 in Königsberg entstanden. Friedrich der Große beschäftigt in erster Linie den Franzosen Adam aus Nancy, außerdem sind gleichzeitig Benkert, Cocci, Heynmüller, Ebenhecht, Giese, Chérin u. a. für den König tätig. Der Holländer Tassart steckt zwar noch ganz im Rokoko, vermittelt jedoch als Lehrer Schadows unter Friedrich Wilhelm II. die Ueberleitung der Bildhauerei zum Klassizismus der Neuzeit.

Ganz so wie die Plastik zeigt auch die Malerei der Barockperiode ein starkes Ueberwiegen ausländischer Kräfte. Immerhin ergiebt sich in dieser Beziehung ein beachtenswerter Unterschied zwischen dem westlichen und östlichen Deutschland, indem jenes doch im Stande war, in dieser Zeit eine größere Zahl einheimischer Künstler hervorzubringen, während dieses, zu dem selbst Berlin immer noch in einer gewissen inneren Verwandtschaft steht, fast ganz von ausländischen Kräften abhängig bleibt. In Berlin wirkten unter dem Großen Kurfürsten und ebenso unter König Friedrich I. meist holländische Maler, wie Honthorst, Theodor van Thulden, Jacob Vaillant, die Brüder Terwesten, Vega, Carrie, Madderstheg, Corie, Schonjans und

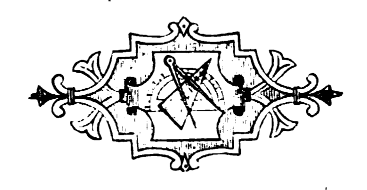
van Bockhorst. Der Franzose Antoine Pesne war bereits zur Zeit Friedrich Wilhelms I. in Berlin als Maler beschäftigt, aber seine wichtigsten Leistungen in der Monumentalmalerei fallen doch erst in die Regierungszeit Friedrichs des Großen. Unter ihm gelangen zahlreiche Bilder der damals tonangebenden Pariser Maler, Watteaus und Lancrets, in die königlichen Schlösser. Von anderen Malern aus der Rokokoperiode sind in Berlin noch Glume, Höder, Möller, Amadeus Vanloo und Harper zu nennen, außerdem eine Polin, Roma de Gask, geborene Liszewska. Ein anderer Künstler polnischer Abkunft, der Radirer und Stecher Chodowiecki aus Danzig, gehört zu den bedeutendsten Meistern seiner Zeit; er ist ein mit scharfer Beobachtungsgabe ausgerüsteter Sittenschilderer seiner deutschen Umgebung, irgend welche nationalpolnische Besonderheit sucht man vergebens in seinen Blättern. Gleichzeitig werden in Berlin immer noch Monumentalmalereien von Italienern ausgeführt; so die Kuppelgemälde der Hedwigskirche 1773 von Gagliari und mehrere Plafonds in Schlössern von Guglielmi. Als Schüler der Italiener hat Bernhard Rode bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine große Anzahl von Decken- nnd Wandmalereien geliefert. In den schlesischen Jesuitenbauten kirchlichen und profanen Charakters sind mehrfach größere Deckengemälde in der Art Tiepolos, in scheinbarer perspektivischer Raumerweiterung und mit überladenen Allegorien zur Ausführung gekommen, unter anderem in der Aula und dem Musiksaale der Universität in Breslau und in mehreren Kirchen und Schlössern der Provinz. In der zu Pelplin in Westpreußen befindet sich ein gutes Altarbild von 1670, ein Werk des Andreas Stech; die Wallfahrtskirche Heilige Linde in Ostpreußen besitzt Wandbilder von Matthias Meyer aus den Jahren 1722—24 und ein Altarbild von Martin Almonti aus Wien. Die Stanislauskirche zu Samter im Posenschen hat ein Hochaltarbild aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, vermutlich aus der fränkischen Schule stammend.

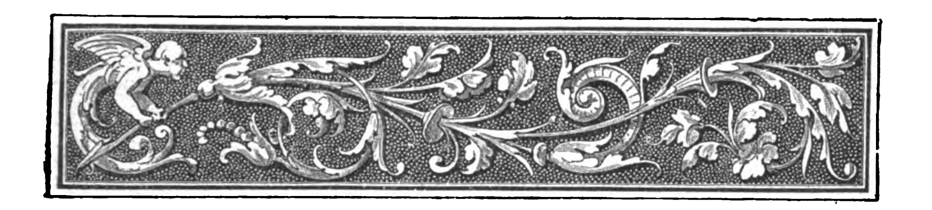
Die kunstgewerblichen Arbeiten der Barockperiode sind sehr reich und mannigfaltig; es sind geschnitzte Chorgestühle, Altaraufsätze, Kanzeln, Orgelgehäuse, Goldschmiedearbeiten, schmiedeeiserne Gitter u. a., und die größte Zahl dieser Werke stammt von einheimischen Meistern. Der berühmte, in Nürnberg und Berlin thätige Eisenschneider Gottfried Leygebe und der Hofgoldschmied unter Friedrich I. Daniel Männlich waren Schlesier, jener aus Freystadt, dieser aus Oberndorf. Die Klosterkirche Oliva in Westpreußen hat ein Orgelgehäuse in Rokoko, um 1760 von Wilhelm Wulff gefertigt; die Kirche zu Carthaus besitzt schöne Chorstühle, und in der Wallfahrtskirche Heiligenlinde findet sich eine schöne schmiedeeiserne Tür, 1733 von Schwarz in Rossel gefertigt.

Die im Jahre 1793 erfolgende zweite Teilung Polens bringt Posen, Gnesen, Inowrazlaw, Kalisch, Danzig und Thorn an Preußen, die dritte Teilung um 1795 Warschau, einen Teil Littauens und Samogitiens,

indeß bleibt aus dem Zuwachs und der letzteren Teilung nur Weniges bei Preußen.

Als Endergebniß aus der Entwickelungsgeschichte der Ostmarken, von den Anfängen der deutschen Kolonisation bis zu ihrer gänzlichen Durchführung, ergiebt sich ganz zweifellos: die slavischen Volksstämme haben in diesen Landstrichen zu keiner Zeit maßgebend auf die Fortschritte der Kultur und Kunst eingewirkt, vielmehr war es stets deutsche Tatkraft, von welcher der treibende Anstoß ausging. Die jeweils von den Niederlanden, Italien und Frankreich übertragenen Einflüsse bilden keine Besonderheit der Ostmarken, sondern sind ebenso im alten Deutschland vorhanden, von dem aus sie meist erst in das rechtselbische Gebiet eindringen.





Ein moderner „Hexenhammer“.

Kritische Studie.

Von

Max Thal.

— Breslau. —



Im Jahre 1488, nicht lange nach Erfindung der Buchdruckerkunst, erschien der „Malleus maleficarum“ der Inquisitoren Krämer und Sprenger, welcher, unter dem Namen „Hexenhammer“ bekannt und berüchtigt geworden, alsbald die größte Verbreitung fand. Dieses Buch, welches der Historiker S. Riezler das verruchteste und zugleich läppischste, das verrückteste und dennoch unheilvollste Buch der Weltlitteratur nennt, verdient besonders leider die letzte Bezeichnung. Unheilvollst — denn wie kein anderes hat es dazu beigetragen, dem Hexenglauben, welchem, wie man heute wohl annimmt, tatsächliche, vielleicht epidemisch aufgetretene hysterische Krankheitserscheinungen bei Frauen zu Grunde lagen, Nahrung zu geben und ihn in weiteste Kreise zu tragen. Es hat gewissermaßen Methode in den Wahnsinn gebracht und ihn dadurch erst besonders unheilvoll gestaltet.

Wie fest in der Folgezeit die Wahnideen saßen, wie häufig die Verurteilungen von Hexen, — welche meist die Beschuldigung der „Teufelsbuhlschaft“ zum Grunde hatten, — „zu Recht“ ergingen, das illustrirt der Bericht eines Chronisten, wonach z. B. im Braunschweigischen die Pfähle, an welche die Hexen auf den Scheiterhaufen gefesselt wurden, wie ein ganzer Wald anzusehen waren.

Ein gut Teil der Schuld an diesen schmachvollen Hexenverfolgungen mit ihrem unermeßlichen menschlichen Elend, mit ihren sinn- und nutzlos heraufbeschworenen körperlichen und seelischen Folterungen zahlloser Frauen und ihrer Angehörigen wird mit Recht dem „Hexenhammer“ zugerechnet.

Neuerdings nun ist ein Buch erschienen*), welches — trotz Hexen-

*) Geschlecht und Charakter. Eine principielle Untersuchung von Dr. Otto Weininger. Wien und Leipzig 1903. 599 Seiten.

hammer — wohl das Ungeheuerlichste bietet, was je, die orientalische Litteratur und die Kirchenväter nicht ausgenommen, in Herabsetzung und Verunglimpfung des weiblichen Charakters, in Verkennung und Aechtung des Weibes geleistet worden ist. Wenn ich dieses Buch als modernen Hexenhammer bezeichne, so meine ich nicht, daß dasselbe — so beachtenswert es mir als kulturelles Phänomen der Gegenwart erscheint — einen unheilvollen Einfluß heute ausüben könnte. Wohl aber möchte ich auf das Weininger'sche Buch, abgesehen von einer gewissen Uebereinstimmung desselben mit dem Hexenhammer in der Auffassung des weiblichen Charakters, insbesondere nach der sexuellen Seite, ein neueres, treffendes Urteil über den „Hexenhammer"*) anwenden, wonach, dort wie hier: „die der Scholastik eigentümliche Mischung von Spitzfindigkeit, Scharfsinn und Blödsinn, ihre Selbstverblendung und Absurdität, die Haarspalterei der Begriffe, die Trugschlüsse und daneben streng logische Deduktionen aus einem unsinnigen, willkürlich aufgestellten Vordersatz" zu finden sind.

Herr Möbius — P. J. Möbius, der famose Entdecker und Verfasser des physiologischen Schwachsinns des Weibes — wird nach der Lektüre des Weininger'schen Buches sein Haupt wohl in Trauer verhüllen; er ist weit überholt, nur mehr ein überwundener Standpunkt. Während er das Weib noch als schwachsinnig gelten läßt, ist es für W. einfach ein Un-Sinn, ein Nichts. Aber auch sonst reicht Möbius, der sich darauf beschränkt, einige empirische Tatsachen und für einzelne Fälle geltende Beobachtungen zusammenzuwürfeln, um daraus willkürlich eine natürliche Inferiorität des ganzen weiblichen Geschlechts abzuleiten, in keiner Weise an Weininger heran. Letzterer ist ungleich ernster zu nehmen; er sucht in seinem umfangreichen Werke seine Ansichten eingehend zu begründen; mit einer, scheinbar wenigstens, tiefgründigen philosophischen Gelehrsamkeit verbindet er eine große, von staunenswertem Fleiße zeugende Belesenheit und führt, aus einer tiefen, vielleicht sogar halb ehrlichen Ueberzeugung schöpfend, diese schonungslos bis in ihre äußersten Konsequenzen durch.

Weininger beschäftigt sich, von einem wenig motivirten Seitensprung auf das Judentum abgesehen, fast ausschließlich mit dem weiblichen Charakter, den Mann meist nur als „Gegenstück" anführend. Ihm in die verschlungenen Pfade seiner Deduktionen folgen, ihn im einzelnen widerlegen, hieße ein gleich umfangreiches Werk schreiben. Es genüge, eine Reihe seiner leitenden Anschauungen über das Weib mit seinen eigenen Worten wiederzugeben und hieran einige kritische Bemerkungen zu knüpfen. Hierbei ist vorauszuschicken, daß Dr. W. das ideale (typische) Weib im Auge hat, welches nach ihm jedoch in reiner Form nicht vorkommt, da jeder Mensch mit gewissen Prozenten der Eigentümlichkeiten des anderen Geschlechts durchsetzt sei, auch bleibt natürlich zu bedenken, daß der volle und oft der korrekte Sinn durch

*) Ed. Sokal, Die Leibeigenen des Satan, Nord und Süd, Heft 316 (Juli 1903) S. 57.

solche aus dem Zusammenhang herausgenommene Sätze nur unvollkommen zu erschließen ist.

Solche „Kernsätze“ sind*):

Das Weib ist nichts als Sexualität, der Mann ist sexuell und noch etwas darüber. 113.

Das Weib verfügt überhaupt nur über eine Klasse von Erinnerungen: es sind die mit dem Geschlechtstrieb und der Fortpflanzung zusammenhängenden. 158.

Das Weib besitzt keine Logik. Ihr mangelt das intellektuelle Gewissen. Man könnte bei ihr von „logical insanity“ sprechen. 191 f.

Das absolute Weib hat kein Ich und keine Individualität. Es ist seelenlos. Es hat keine Persönlichkeit und keine Freiheit, keinen Charakter und keinen Willen. 240 f. 269.

Es giebt kein weibliches Genie, hat nie ein solches gegeben und kann nie ein solches geben. 242.

Das Weib ist denk- und urteilsunfähig. Das Denken des Weibes ist eine Art Schmecken. Wenn eine Frau einen Mann versteht, so schmeckt sie nach, was er ihr vorgedacht hat. 244 f.

Kein Weib hat wirkliches Interesse für die Wissenschaft. Eine Frau konversirt (kokettirt), schnattert, aber sie redet nicht. 250 ff.

Das Weib ist amoralisch, gemein. Es ist herzlos. Das weibliche Mitleid ist eine Form sexueller Verschmolzenheit, selbst wenn es auf ein gleichgeschlechtliches Wesen sich bezieht. 194. 254 ff.

Das Weib ist schamlos. Es erhebt gleichmäßig Anspruch auf alle Männer, die es auf der Welt giebt. Es ist polygam (der Mann monogam!). 257 ff. 268.

Das Register des Weibes an Gefühlen, an Stimmungen ist unendlich arm. 277.

Es stecken vielleicht in den meisten Frauen beide Möglichkeiten, sowohl die Mutter als die Dirne; nur die Jungfrau — giebt es nicht. 285 f.

Die absolute Mutter, der es allein auf das Kind ankommt, wird Mutter durch jeden Mann. 287.

Für die Frau ist der Ehebruch ein kitzelndes Spiel, in welchem der Gedanke der Sittlichkeit garnicht, sondern nur die Motive der Sicherheit und des Rufes mitsprechen. 289.

Jeder Sohn steht zu seiner Mutter in einer, wenn auch vor den Blicken beider noch so verschleierten sexuellen Beziehung. — Schon das Säugen des Kindes stellt eine vollkommene Analogie zum Verhalten des Weibes im Koitus her. 291.

Die Mutterliebe ist wahllos und zudringlich. Ihr genügt die bloße Tatsache der Kindschaft: und das eben ist das Unsittliche an ihr. 295 f.

---

*) Die Zahlen geben die Seiten des Werkes an.

Die Hetäre steht in gewisser Beziehung über der Mutter. 297.

Das Weib ist wahrer Liebe unfähig. — Stets nur das Faunische macht auf die Frau Eindruck; nie der Mann, sondern immer nur „le mâle“ (das Männchen). 337 ff.

Das Weib ist überhaupt nicht „sinnig“; es ist als Ganzes Un-sinn, un-sinnig. — Seine Mission im Weltganzen ist — die Kuppelei. Die Weiblichkeit selbst ist identisch mit der Kuppelei.

Eine Mutter verheiratet ihre eigene Tochter nicht anders — Kuppelei hier wie dort. 343 f. 356.

Das komplicirteste Problem des Weibes ist seine abgründlich tiefe Verlogenheit. — Hysterie ist die organische Krisis der organischen Verlogenheit des W. 352 ff.

Die Frauen haben keine Existenz und keine Essenz, sie sind nicht; sie sind nichts. Das Weib ist nur Materie. Es repräsentirt das Nichts, den Gegenpol der Gottheit. 383 ff.

Das Weib sündigt nicht, denn es ist selbst die Sünde. 398.

Das alte Weib zeigt, wie das Weib nie schön war. Es ist nichts als ein hohles Gefäß, eine Zeitlang überschminkt und übertüncht. 399.

Diese Blütenlese wird ausreichen, um die Anschauungen des Dr. W. über das Weib zu charakterisiren. Auf ihre Begründung einzugehen, erübrigt sich um so mehr, als Dr. W. trotz aller Citatengelehrsamkeit und des großen Aufwandes an philosophischem Drum und Dran sich doch in der Hauptsache auf subjektive Erfahrung stützen muß. Es macht den Eindruck, daß er die Studien über den weiblichen Charakter fast ausschließlich auf Hysterische und Dirnen beschränkt hat; und hier mögen manche seiner Beobachtungen treffend sein. Aber es ist mehr als verwerflich, das kritiklos zu verallgemeinern und als typisch-weiblich hinzustellen. Sollte Dr. W. auf den von ihm so stark betonten Satz: „Der tiefstehende Mann steht noch unendlich hoch über dem höchststehenden Weibe“ im praktischen Leben die Probe machen, ich glaube nicht, daß er blind genug sein könnte, ihn nur eine Sekunde lang aufrecht zu halten.

Die Frage, ob Frauen Menschen seien, erörtert der Verfasser sehr ernsthaft (S. 388 ff.*) und ist so freundlich, dieselbe zu bejahen. Das ist freilich von seinem Standpunkte aus wenig logisch. Denn indem er dem seelenbegabten, denk- und urteilsfähigen männlichen Menschen im Weibe ein Wesen entgegenstellt, welches seelenlos, denk- und urteilsunfähig, überhaupt nur „Materie“ ist, konstruirt er ein völlig anders geartetes Wesen, welches

*) Im Vertrauen auf das geistige Fortschreiten der Menschheit habe ich kürzlich („Mutterrecht, Frauenfrage und Weltanschauung“, Breslau, 1903 S. 117) die Meinung ausgesprochen, daß diese Frage wohl zum letzten Male auf dem Konzil zu Macon (585) in ernsthafter Weise diskutirt worden sei. Ich bekenne, mich geirrt zu haben. Uebrigens hat auch im Jahre 1595 ein schlesischer Arzt Acidalius eine Schrift über den Satz „Mulieres homines non esse“ herausgegeben.

den Namen Mensch nicht mehr verdient und höchstens als eine Art Untermensch gewertet werden kann.

Sehen wir von der großen, oft widerlichen Originalitätshascherei ab, welche den Verfasser wohl mehr, als er glaubt, beherrscht, so tritt doch, insgesammt betrachtet, eine kulturell wohl beachtenswerte Grundanschauung zu Tage. Sie entströmt einer gewissen männlich-asketischen Richtung unserer Zeit. Wie einst in den Anfängen des Christentums, da die Natur selbst sich dem phantastischen völligen Aufgehen in die Religiosität entgegenstellte, alle Schuld hierfür auf das Weib gehäuft wurde; wie damals ungezählte Männer welt- und weibesflüchtig in die Wüste und in Klöster zogen, sich geißelten und kasteiten, Kirchenväter die Ehe verdammten und das Weib als „Tor des Teufels" (Tertullian) und als „Quelle aller Uebel" (St. Hieronymus) bezichtigten und schließlich die Kirche selbst das Zwangscölibat für ihre Diener einführte; so macht heutzutage sich eine phantastisch-individualistische Richtung geltend, welche das höchste Ziel des Daseins im Ausleben des nur auf sich selbst gestellten „Ich", in der Befreiung aus den Fesseln der Geschlechtlichkeit, d. i. der Hingabe an ein anderes Ich, sucht. Sie fordert daher die „Reinheit vom Weibe" und preist die bedingungslose geschlechtliche Enthaltsamkeit als einzigen Weg zum Heil. Das Weib ist die Sünde! Sie ist die stete Verführerin des Mannes, die Wegelagerin an der Heilsstraße — sie muß überwunden werden oder — sich selbst überwinden. Dazu kommt, daß die Frau mit Macht in die bisher dem Manne vorbehaltene Wissenschaft und ihre Berufe einzudringen beginnt und eine gefährliche Konkurrentin zu werden droht. Insoweit bewährt sich die asketische Richtung als eine der Abwehr, welche meint, den aufsteigenden Einfluß des Weibes durch männliche Enthaltsamkeit brechen und überwinden zu können. Wenn wir — Männer — enthaltsam sind, was ist uns Hekuba — und alle anderen Weiber? Die Erscheinung ist durchaus nicht vereinzelt; ich erinnere z. B. an den Enthaltsamkeits-Apostel Dr. Norbert Grabowsky*) und die in der neueren Litteratur so häufigen, aufdringlichen Erörterungen, ob und wie weit die Enthaltsamkeit für den männlichen Organismus zuträglich oder schädlich sei.

Dr. Weininger gehört zu den Aposteln der absoluten Enthaltsamkeit. Er verneint die Sexualität in jeder Form: „Der Mann muß vom Geschlechte sich erlösen, und so, nur so erlöst er die Frau." (S. 456). Das und vielleicht das Gefühl der eigenen Ohnmacht dem Naturtrieb gegenüber ist wohl der tiefste Grund, aus welchem er das Weib haßt und verdammt, es in den Staub zieht und mit zum Teil unflätigen Schmähungen verunglimpft.

Einer weiteren Kritik bedarf es hierfür nicht. Wer nüchternen Verstandes den Naturtrieb eben, weil er da ist und notwendig der natürlichen Fortpflanzung dient, als berechtigt und unumgänglich anerkennt, wird der

*) Dessen zahlreiche Schriften sind im Verlage von Max Spohr Leipzig erschienen.

Menschheit nur die Aufgabe zuweisen, sich so honett wie möglich damit abzufinden, nicht ihn wahnwitzig zu verneinen. Schlechte und gute Triebe und Anlagen wohnen in beiden Geschlechtern; Männlein und Weiblein sind aus demselben Holze geschnitzt, beide weder Engel noch Teufel, sondern einfach: Menschen und als solche — bei aller Verschiedenheit der individuellen Veranlagung — gleichwertig. Töricht ist von vornherein das Unterfangen, das eine Geschlecht zu Gunsten des anderen herabzusetzen; es streift an Wahnwitz, wenn dies so einseitig und voreingenommen wie hier seitens des Dr. W. geschieht. Deducirt derselbe sich doch so in die eigene Wut hinein, daß er sogar „die Existenz und Essenz" des weiblichen Geschlechtes leugnet!

Ueber den nahe liegenden Einwand gegen die allgemeine Abstinenz, daß alsdann das Menschengeschlecht bald ausgestorben wäre, tröstet Dr. W. sich recht leicht hinweg: ihm genügt der Glaube an „das ewige Leben der sittlichen Individualität". Nur schade, daß wir auch sittliche Individualitäten ohne ihr Substrat: die Individuen, nicht recht vorstellen können; hören also die Individuen auf, so wird es wohl auch mit den unsterblichen sittlichen Individualitäten zu Ende sein. Vielleicht läßt die gleiche Bescheidenheit, mit welcher Dr. W. sein Buch die „größte, den Frauen je erwiesene Ehre" nennt, ihn annehmen, daß, nachdem mit seiner Erschaffung die Natur einen so großen Trumpf ausgespielt, es weiterer sittlicher Individualitäten nicht mehr bedürfe und das Menschengeschlecht nun ruhig aussterben könne.

Daß schließlich Dr. W. bei solchen Anschauungen die Frauenbewegung verdammt, ist leicht begreiflich. Seine Ansichten hierüber erscheinen zwar wenig geklärt: einmal ist es ihm, während das echte Weib gar kein Bedürfniß und keine Fähigkeit zur Emancipation habe, „nur der Mann im Weibe, der sich emancipiren will" (S. 80 ff.); ein andermal ist die Bewegung „nur ein Hinüberwollen von der Mutterschaft zur Prostitution, als Ganzes mehr Dirnen-Emancipation, als Frauen-Emancipation" (S. 443). Und er ist zwar logisch genug, anzuerkennen, daß die völlige Gleichberechtigung von Mann und Frau vor dem Gesetze nicht von deren moralischer oder intellektueller Gleichheit abhänge, sondern im Principe schon daraus, daß die Frauen Menschen sind, notwendig folge. Aber andererseits steckt Dr. W. doch so tief in den herrschenden Vorurteilen, daß er z. B. bezüglich der politischen Betätigung wieder eine Ausnahme von der Gleichberechtigung „vom Utilitätsstandpunkte" machen will (S. 342 f. 450 f.).

Die Frauenbewegung hat allen Grund, solche Erscheinungen, wie das vorliegende Werk und die darin zum Vorschein kommende feindliche Richtung, welche, um das Weib zu bezwingen, die Natur selbst und die männliche Sinnenfreudigkeit bekämpft, zu beachten. Sie wird aber in ihren letzten Zielen, in dem Streben, durch freie Entfaltung aller im Weibe ruhenden Kräfte und Fähigkeiten den Wert der Persönlichkeit des Weibes und damit die Aufwärtsentwickelung der menschlichen Rasse überhaupt zu fördern, sich nicht beirren lassen.



Moriturus.

Eine psychiatrische Studie.

Von

Josef Jellinek.

— Berlin. —

Wie langsam nur der Zug dahinrollt! Fast möchte ich hinausspringen und vorauseilen. —

Mein Kopf stößt in regelmäßigem Takt an die Holzwand; er schmerzt mich.

Wie eine unbestimmte, wechselnde Melodie surrt mir das Rädergerassel in den Ohren. Ich strenge mein Gehör an und gebe mir Mühe, ein Motiv herauszuhören —.

. . . Es klingt angenehm, wie Füllstimmen eines unsichtbaren Orchesters und löst sich wieder leise in Harmonieen auf. Ich höre Silberglöcklein . . . und nun geht es jäh in ein unterdrücktes Aechzen und Schluchzen über.

— Wie der Zug schleicht!

Eigentlich gleichgiltig. Früher als vor Tagesanbruch komme ich ja nicht an, und Niemand wird mich erwarten; ich habe doch Keinen von meiner Ankunft benachrichtigt.

Ich werde sie noch früh genug in den Trauerkleidern sehen.

Die Mutter. Die liebe, gute Mutter; ob sie sehr vergrämt und gealtert ist? Sie hat es am ärgsten betroffen, das mit des Vaters plötzlichem Tod.

Jetzt ist es fast ein Jahr her!

Sie wird unter den bösen Menschen nicht zu wenig gelitten haben, in dieser besten von allen Welten!

Welche Verdächtigungen des Vaters, dessen reines Gemüt viel zu hoch über dem Egoismus der Menschen stand, als daß er im Kampf um den Mammon Erfolg haben konnte, — welche Kränkungen und Demütigungen hat sie wohl hinunterschlucken müssen! Die stille, edle Frau. —

Und die Geschwister! — Vielleicht waren sie noch nicht alt genug, um all das zu begreifen und zu empfinden. — —

Ich lehne mich zurück. Wenn ich nur schlafen könnte!

Der Zug dröhnt und stürmt hinaus in die schwarze Nacht, wie in's Unendliche, Ungewisse . . . . .

Unwillkürlich tastet meine Hand nach der Tasche und fühlt befriedigt das niedliche, sechsläufige Instrument, das man immer bei sich tragen kann, wie seinen Hausschlüssel. Ja, es ist ein Schlüssel, der uns das Tor öffnen kann zu uns'rer großen Heimat . . .

Das giebt Schlaf und Vergessen und Frieden und . . . . .

Wie weit doch die Technik ist! — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Grelle Pfiffe; ich bin endlich am Ziele!

Mir ist klebrig im Munde, meine Hände und mein Gesicht fühlen sich fettig und staubig an. Ich könnte in den Waschraum gehen. Ach, das hält nur auf, und es ist doch Alles so gleichgiltig!

Ich gehe die Bahnhofstraße hinunter; mein ehemaliger Schulweg.

Friedlich liegt noch die Stadt, ohne Leben, still. —

Mein ganzer Körper ist wie zerschlagen von dieser niederträchtigen Fahrt. Mich fröstelt.

Nur noch die kleine Gasse jetzt hinunter . . . und da . . . da um die Ecke . . . das — war meines Vaters Haus! Alles noch gerade so wie früher; nur das Eine: wir wohnen nicht mehr in der ersten Etage, sondern oben, wo die kleinen Fenster sind, unter dem Dache ist die Wohnung, die man Euch gelassen hat.

Die Vorhänge sind noch zugezogen . . . und dahinter . . . meine Lieben . . . Sie schlafen noch. Natürlich, so frühe! Ich will Niemand stören.

Schlafet! Alle! Ich warte! —

Schlafet! — Ich gehe erst zum Vater . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Das Kirchhofstor ist noch geschlossen. Zum anderen Eingang hinüber, wo das Häuschen des Totengräbers steht. Ein zottiger Hund geifert mich an. Innen an der Tür da krabbelt es, und verschlafen steckt der rothaarige Bewohner seinen struppigen Kopf zur Spalte heraus.

Ich stehe und harre . . .

Mit weit aufgerissenen Augen besieht er mich.

Es ist auch ein sonderbares Verlangen; zu dieser Stunde auf den Friedhof, und dann mein übernächtiges Aussehen. Sollte der alte, trottelige Mann in mir einen Selbstmordkandidaten wittern?

Er öffnet langsam das Türchen und klappt es hinter mir wieder zu.

Ich gehe die Hauptallee hinunter. Der Atem stockt mir; ein leiser

Schauer überläuft mich. Mein Herz klopft, mir flimmert vor den Augen. . . . Rechts, beim ersten Mittelgang soll es sein . . . . .

Da! —

Vom schwarzen Stein leuchtet mir mein Name entgegen. Geburtstag. Sterbedatum. —

Und darunter . . . ein Spruch!

Aber nicht der, den ich sandte! Haha! Wie konnte ich auch jemals annehmen, daß der Pfarrer so etwas Freidenkerisches würde durchgehen lassen! Er hat also geschickt der Mutter einen anderen suggerirt, einen gar frommen, gottesfürchtigen Bibelvers! —

Na! es ist ja immerhin noch sehr gnädig von dem geistlichen Herrn und Hirten der Gemeinde, daß er einem Selbstmörder ein Sprüchlein überhaupt noch gestattet! —

Aber wie das nach Weihrauch riecht!

So brenzlig süß. Ekelhaft!

— Das Beten habe ich verlernt.

Hier aber, auf dem kleinen Fleckchen Erde wollte ich im stillen Deingedenken, Vater, weilen. Ich bin hierher gekommen, um bei Dir zu sein, mein lieber, guter Vater, der Du das weichste Herz hattest von allen Menschen auf der Welt. —

Mir ist es, als wärst Du nun bei mir und streichelst mir durch die Haare . . . . ich schließe die Augen . . . . verträumt . . . . glückselig, und über mich kommt eine so köstliche Ruhe . . . . seelisches Glück . . . Frieden . . . .

Und jetzt könnte ich den Stein zertrümmern! —

Ich werfe den Hut auf den Hügel und setze mich daneben.

Neugierig lugt eine kleine Eidechse unter den Blättern hervor und züngelt nach Tropfen. Eine Grille zirpt; ich sehe sie nicht. —

Keine Träne steht in meinen Augen. Ich klage nicht mehr um Deinen Verlust; ich beneide Dich!

Du warst der Einzige, der mich verstanden, und ich will Dich doch nicht lebendig wünschen; Du hast ja überwunden, und Nichtsein ist so köstlich.

Und ich weiß, daß, bevor ich noch vom Leben weiter geäfft und ganz zu Tode gehetzt sein werde, ich denselben Weg gehen werde, wie Du.

— Ein Frösteln durchschauert mich von der feuchten Erde. Ich werde mir eine Erkältung zuziehen. Gleichgiltig!

Mein verpfuschtes Leben, was nützt es; wer nimmt davon Notiz! —

Ich werde spurlos scheiden. Denn was ich auch gefühlt und gekämpft und geliebt und gelitten habe, es wird kein Mensch wissen, daß ich überhaupt gelebt! —

Dein Tod, Vater, hat meine Gesundheit erschüttert. Die Ohnmacht gegen alle die niederen Menschen drückt mich nieder. Doch ich klage Dich nicht an, nein, — mir sind ja dadurch die Augen aufgegangen! — —



Ja, einst glichen meine Erinnerungen Blumenbeeten.

Nur manchmal pflückte ich eine Knospe. Der Duft einer Blüte genügte mir schon.

Aus Blumenduft und Mondenschein machte ich meine sehnsüchtigen Lieder.

Ich wurde bewundert und verehrt. —

Jetzt gleicht meine Anschauung einem Misthaufen.

Ich stochere unbekümmert darin herum.

Höhnisch enthülle ich brutale Wirklichkeit. —

Nun will mir Niemand mehr die Hand geben!

Man hält mich für einen Narren und pöbelt mich an!

Und ich kann nicht lügen, der Welt zu Gefallen.

Zuguterletzt sperrt man mich vielleicht noch gewaltsam in ein Narrenhaus. Das wäre schließlich noch das Beste! Ich wäre versorgt, bekäme täglich zu essen, mein Leben lang, hätte Pflege und Aerzte, — ich hätte es so bis zu einer Pension gebracht. — — Ob aber die Anstaltswärter nicht rohe Henker sind, die mich dann umbringen?! — —

Ja, mein lieber, guter Vater, wie sehr gleicht Dein Sohn Dir! Künstlernaturen, wie wir sind, bringen es nie im Leben zu etwas. Ich will auch nicht sein wie die Anderen, mit ihrem tierischen Verlangen, mit ihren physischen Gelüsten und dem ewigen Trachten nach Geld und dem Sinnen nach Betrug. Ich bin stolz auf Dein Erbteil! —

— Wie im ewigen Fieberwahn lebe ich dahin.

Der brutalen Wirklichkeit entrückt, träume ich in den Tag hinein, durchwache die Nächte.

Mit meiner Feder, von rotem Rost bedeckt, tauche ich tief in meine zerquälte Brust, und mit dem langsam sickernden, warmen, rauchenden Herzblut schreibe ich.

Ich lebe der Kunst und meinen Idealen und gehe selbst dabei zu Grunde.

Ich entbehre mit lächelnder Miene.

Von nagenden Sorgen erdrückt, von stetem Kummer durchwühlt, krankt mein Gemüt.

— Und da mußte ich meinen seelischen Schmerz betäuben, wollte vergessen. — Drum trank ich. Oft. Sehr oft.

Erst Bier.

Goldgelbes in Bechern und braunes aus schweren Krügen von Stein.

Mein Magen war krank und schwach, und das viele unverträgliche Naß! So kalt! Ich wurde elend davon. —

Dann Wein.

Doch der wurde mir bald zu teuer.

Nun Schnaps! —

Er wärmt und macht so beseligt . . . !

— So kam ich in den Ruf, ein Säufer zu sein. — —

Wenn die Gedanken im Wirbeltanz fliegen und in meiner überreizten Phantasie Bilder mir sichtbar werden, von so gräßlicher, brutaler Wirklichkeit, dann muß ich trinken! . . .

Der tolle Reigen der Gedanken wird dann gehemmt, geht langsamer, . . . schemenhaft schwinden die beängstigenden Bilder, die mich umgaukeln und verlieren sich . . . im Nebel . . . der Kopf wird lahm gelegt . . . .

Nur manchmal blitzt es noch wie eine jähe Erinnerung durch den düsteren Dunstkreis meines Hirns . . . klar sehe ich dann etwas . . . mir fehlt das Kritikvermögen . . . ich spreche laut mit mir . . . lache . . . begleite meine Reden mit Geberden . . .

Betrunken allein sehe ich die Welt rosig; wache ich auf, faßt mich der ganze Jammer des Daseins schrecklicher an, als je zuvor. Drum immer trinken! — —

— Ich sehne mich nach dem Tode.

Wie schön wäre es, da unten liegen zu können, frei von Leiden und Qualen, in der kühlen Erde . . . . .

Sich hinlegen, mit dem Kopf an den Hügel des teuren Grabes gelehnt, hinaufsehen in das leuchtende Blau, geblendet die Augen schließen . . . . den Rand des Revolvers fühlend an der hämmernden Schläfe spüren . . . ruhig, Herz! — Die Erde ist des letzten Seufzers nicht wert! — ein Druck . . . eine Betäubung . . . ah! . . . wie im wohligen Schlaf sich dehnen . . . . . .

Die roten Feuerkugeln, die ich mit geschlossenen Lidern erst gesehen, werden ins Violette verschwimmen . . . dunkle Schleier werden sich mir vor die Augen senken . . . immer mehr . . . dichter . . . schwarz . . . .

Dann werde ich tot sein — werd' Ruh' und Frieden haben!

Und dann . . . ?

Was wird dann sein? —

Der Totengräber wird den Schuß gehört haben, kommen und heillos über die gottsverfluchte Schweinerei schimpfen und über die unnötigen Laufereien und Vernehmungen. Wer bezahlt das?!

So ein hergelaufener Kerl. Und gerade auf seinem Revier!

Er wird eine Decke über mich werfen; Staub und Ungeziefer wird auf mich fallen; dann wird er sich seine Pfeife anstecken und in die Stadt hineingehen, mit der Meldung. — —

Ein neues Grab, das giebt wieder Verdienst; da kann er auf dem Rückweg schon eins trinken.

— Endlich, am Spätnachmittag wird der Herr Kreisphysikus mit der Kommission erscheinen.

Demütig wird der Totengräber grüßen und umständlich das staubige Tuch von mir wegziehen.

Neugierig wird sein Weib näher kommen. Ein seltenes Ereignis hier, der Herr Doktor!

Er wird mich mit dem Fuße anstoßen. Der wabbelige Körper giebt dann nicht mehr nach und bewegt sich im Ganzen.

Alles wird notirt, der Totenschein ausgestellt und beglaubigt.

Ein Wink, und der Totengräber wird sich wieder mit mir beschäftigen. Er wird mich an den Füßen packen und in die Kammer schleifen. —

Zur Frau werden die geilen Blicke des Doktors schweifen. —

Die dicken Wangen und die molligen Arme!

Sie wird verschämt tun, seinen Mienen weichen und sich umdrehen.

Die Hüften! Donnerwetter!

Im Gehen wird er sie noch einmal anlachen.

Ach! Die Totengräberische! —

— Am anderen Morgen werde ich secirt. Tatsächlich erschossen! —

Dann wird es wieder Abend geworden sein. Mit Hacke und Spaten wird das Stubenkätzchen des Schattenreichs mein letztes Bett zu bereiten anfangen.

Er wird eine Laterne hinstellen, vier Holzpflöckchen in die Erde schlagen, von einem zum anderen eine kleine Rinne ritzen und dann unter Fluchen und Spucken sein trauriges Amt beginnen.

Knirschend wird der Spaten an spitzen Steinen gleiten, einmal links, einmal rechts wird die aufgeschaufelte Erde geworfen, der Totengräber in der Mitte wird immer tiefer sinken, kleiner werden, wie ein Talglicht, das langsam verbrennt.

Endlich wird die Arbeit getan sein.

Am anderen Morgen wird man mich dann begraben. Die ersten Schaufeln Erde werden auf mich herunterpoltern, später wird es immer dumpfer klingen ..... dann nichts mehr ......

Nach einiger Zeit wird ein Hügel geformt, darüber grüner Rasen gelegt. Oben werden Blumen gepflanzt und mit Wasser eifrig begossen. —

Und nun wird langsam die Zersetzung meines Körpers beginnen. —

— Gespenstisch werden sich mir die Wurzeln alle entgegenrecken, sich verzweigen, nach unten, nach allen Seiten, sich strecken und dehnen, immer tiefer, näher! Und um die Wurzeln, die gierig die fettige Erde saugen, wird sich in Rinnen elendes Gewürm und Getier ohne Zahl schlängeln, bis zu meinem Körper hinunter. Ein gar köstlicher Fraß! Es wird auch Leckermäuler darunter geben. Manche werden durch Nase und Ohren vorausdrängen zum Hirn und dann triumphirend bei den Augen wieder herauskommen; andere wieder werden zum Herzen nagen und sich davon nähren und dick werden; gerade so wie die Menschen. Die Lunge, die Zunge, ein herrlicher Fund! Käfer werden rastlos an Knochen krabbeln und schaben. Sauer wird sich die Mühe lohnen. In Flocken werden die Haare fliegen; ein warmes Nest für die junge Brut. Holzkäfer werden im Sarge ticken und bohren und zur Kurzweil den eifrigen Genossen Holzstaub hinunterstreuen in die Augen. Eklige Maden kriechen dann in Legionen

über meinen Körper. Ein Balgen um eine von Fetzen bloßgelegte Stelle. In Knäueln wälzt es sich später darauf herum.

An spitzen Knochen wird sich die Haut dehnen und rissig werden. Der Körper wird dann weich und allmählich in sich zusammensinken zu Brei. Im zähen und klebrigen Leichenwachs werden sich dann träge und schwer die gefräßigen Würmer ziehen. — —

Maulwürfe werden graben und zum Lichte watscheln.

Der Deckel des Sarges, zerbohrt von Käfern und morsch vom Wasser, wird dem Drucke des Erdreiches langsam nachgeben. Nach und nach wird krachend das Brett auf den Kopf splittern. Die Erde wird nachdrücken und die Knochen durch den faulen Sargboden pressen. Lang ausgestreckt bleiben sie dann endlich liegen. —

Die Blumen von oben werden ihre Wurzeln hinuntersenden, dürstend und verlangend nach der nährenden Erde.

Und aus dem, was sich da unten auflöst zu Kot und Staub, entstehen dann prangende Blüten und Blumen. —

Liebe Hände werden das Grab pflegen und den Rasen mit Wasser begießen und die Blümlein sorgsam warten, gleichsam, als wollten sie den Toten bekränzen — oder den Modergeruch abhalten.

Oben auf dem Stein wird in goldenen Lettern der alte Spruch stehen, abgedroschen und geschmacklos: Die Erde sei ihm leicht!

Mitten über das Gesicht wird der Stein gestellt, der den Namen der Nachwelt erhält.

Drum hat auch jeder Totenschädel eine eingedrückte Nase.

— Aber von alledem fühle ich dann nichts mehr.

Deshalb will ich auch nicht lieber verbrannt werden.

Habe ich vergeblich im Leben gehofft, nach meinem Tode wünsche ich nichts mehr.

Giebt man mir ein Plätzchen, mag man mich ruhig begraben, denn bin ich Asche in sorgsam verschlossener Urne, bin ich zu nichts mehr nütze. Faule ich aber zu Dreck, wird aus mir köstlicher Dünger, und farbenprächtiger, duftender, frischer blühen dann Blumen aus mir.

Und wenn man an den Blumen riecht, kitzeln sie in die Nase. — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Hund des Totengräbers bellt . . . Gießkannen klappern hinter mir . . . Kinderstimmen . . . der Kies knirscht.

Ich schrecke auf.

Nun ist es aber Zeit, zu gehen! —

Ich dehne meine steifen Glieder, klopfe den Staub von den Kleidern . . . ein Käferchen sitzt mir auf der Schulter.

Drüben schreitet eine junge Frau zwischen den Reihen einem Grabe zu. Von der anderen Seite kommt der Totengräber mit einem Blumen-

topf und stellt ihn behend auf den Hügel. Er hat ihn vielleicht von einem anderen Grab genommen. Die Frau giebt ihm gerührt Geld. —

Eilig jetzt! Ich kann es kaum erwarten, meine Lieben zu sehen. Wie die Armen nur aussehen in den Trauerkleidern? Bald werden sie diese ablegen . . . . .

— Endlich stehe ich vor der Tür . . . mir wogt die Brust . . . der Arm sinkt mir kraftlos und zitternd von der Klinke.

Ich horche . . . drinnen fröhliches Lachen . . . traute Stimmen . . .

Soll ich nun hineingehen und sagen: da bin ich! —

Soll ich Euch zur Last werden, wie ich es mir bin, wie das Leben mir es ist?

Ich bin krank, an Seele und Körper — ein hilfloses Kind. —

Da packt mich plötzlich wie im Fieberwahn ein Haß gegen Alle, die ich so innig geliebt; ich möchte weinen vor Schmerz und kann es nicht.

Ich habe für Euch gezittert in meiner unsäglichen Liebe und deshalb so viel gelitten. — Doch Ihr — Ihr habt mich nie verstanden!

Meine Liebe zu Euch war ein einziger großer Schmerz!

Nur der Vater konnte mich begreifen. Er sah mit Entsetzen sich in mir, und mein getreues Bild trat mir in ihm entgegen. Ich fühlte seinen Schmerz darüber. Deshalb mußte ich ihn meiden, deshalb trieb es mich fort von ihm, in die weite Welt.

Und was hat das Leben auch aus mir gemacht! — —

Soll ich nun mein ganzes Leben lang weiter herumzigeunern, unstät, so wie der Vater in seinen letzten Stunden?

Er ging auf die Berge, in die Poesie, — der Sonne entgegen . . .

Vater . . . Vater . . . ich will zu Dir! . . .

Wie mit tausend feinen, unsichtbaren Fäden zieht es mich . . .

— Ungesehen zurück, denselben Weg, den ich gekommen, — nach dem Endziel irdischen Jammers.

Vater . . . ich folge Dir!





Gesetz und Liebe.

I.

Wilhelm Bölsche nennt sein letztes Werk „Aus der Schneegrube. — Gedanken zur Naturforschung“ *).

Was er mit diesem Titel sagen wollte, erfahren wir bald. Schon die ersten Worte der Vorrede geben darüber hinlänglich Auskunft. Diese Vorrede, klein und stimmungsvoll fein, ist wieder einmal der ganze Bölsche. Eine Frage wird aufgeworfen, in träumerisch zarter Fassung legt der Fragende sie uns vor. Er beantwortet sie nicht, Die besten Fragen werden am besten niemals in Form einer Antwort beantwortet. Er hat das Gesagte nur so vor sich hingesummt wie eine alte Melodie, die nicht zu vergessen war. Es geht ihm lange im Kopfe herum: Natur, Naturforschung — soll das Alles so kalt sein, eine solche „Nachtansicht“, mit Fechner, dem genialen Verkünder der Tagesansicht. zu reden?

Bölsche ist ein Freund Fechners, — einen Schüler möchte ich ihn nicht nennen. In gewisser Beziehung kann man keine Schüler haben, nur Freunde. Es ist besser und schöner so.

Fechners Geist ruht über dem ganzen Werke. Ich werde vielleicht später einmal Gelegenheit haben, ausführlich darauf zurückzukommen, wenn ich an dieser Stelle über Fechner sprechen werde.

Ein schönes Goethe-Citat — der berühmte „Vorschlag zur Güte“, den Goethe seinen morphologischen Studien einzuverleiben für rätlich fand — hat Bölsche in seine Vorrede aufgenommen. Das Citat ist so gewählt, daß es auch der Bescheidenste seinen Arbeiten vorausschicken könnte. Er spricht von dem Recht der freien Meinungsäußerungen in Sachen der Natur auch für die beschränktesten Kräfte. Bölsche umhüllt sich mit keinem priesterlich würdigen Wissenschaftsmantel. Das Goethewort, dem er sich anschließt, beschützt ihn anders. Ich möchte sagen: demokratischer. Weil Jeder über die Natur reden kann, will auch Bölsche reden. Nach solchem Anfang welche holde Ueberfülle des Gebotenen!

Doch es klingt die kommende Herrlichkeit nun auch schon leise an in der Vorrede. Das Fenster des Studirstübchens springt auf: Winterstürme wichen dem Wonnemond. Nein, ohne triviale Anlehnungen. Ein ruhiger Blick wird auf die lächelnde Landschaft geworfen. Ein Birnbaum hier, weiß und rot mit seinem Mädchenantlitz. Die Rotschwänzchen fliegen aus und ein. Unter dem Dache des Bauernhäusels, wo Bölsche wohnt, haben sie ihr Nest. In der Ferne steht die absteigende Bergwiese smaragdgrün, und es funkelt in ihr von nassen Blumensternen. Ein kleiner Bach schlängelt sich plätschernd hindurch.

---

*) Dresden, 1903, Verlag von Carl Reißner.

Wie schön es da sein muß! — Gewiß, schön. Aber mit solchen Augen gesehen muß die Welt schön sein überall. Ueberall muß der Himmel erblickbar sein, überall das unverbrüchliche Walten der Naturgesetze, im Großen, im Kleinsten. Der Schatten der lichtabgewandten Dinge in der Stube, Alles, Alles, was wir vor uns sehen, würde sprechen, ja würde Hymnen singen, wenn nur der rechte Blick, der fromme tiefsinnige, es zu treffen wüßte.

Eine Erziehung zum seligen Naturgenusse möchte ich Bölsches Werke nennen. Dies neueste schließt sich den bereits vorhandenen würdig an*). Man konnte den einzelnen Aufzeichnungen, gleichsam als losen Tagebuchblättern, bereits an anderem Orte hier und dort, in Zeitungen zerstreut, begegnen. Oft leuchteten sie dem Leser da wie glutvolle Edelsteine aus unscheinbarer Alltagsumgebung entgegen. Manche Hand wird nach ihnen gegriffen und sie ins Sichere gebracht haben. Jetzt strahlt uns, in einem Bändchen vereinigt, eine ganze Reihe dieser Betrachtungen, Schilderungen, manchmal beinahe Predigten der Natur — in blendender Vereinigung an. Weihnachten, Pfingsten, Abendstunde daheim u. s. w.

Es sei mir gestattet, an der Hand dieses Führers von einem großen Problem besonders zu reden. Auszüge will ich aus der Bölsche'schen „Schneegrube" geben, soweit sie dies Problem betreffen. Mir scheint, wir kommen so gleich auf den Kern der weiten, freudigen Weltanschauung des Meisters.

Der Mensch ist eine Naturblume. Mit allen Fasern seines Seins hängt er mit der Allmutter Natur zusammen. Aus ihrem Schoße ist er hervorgegangen, als zwecksetzend handelndes denkendes Wesen. In dem Naturgeschehen herrschte strenge, niemals unterbrochene Gesetzmäßigkeit. Mit der Entstehung der Menschenvernunft erwacht mitten in der Natur eine neue Naturmacht, die mehr will als das bloße Gesetz: Sie will Schönheit, Liebe, Gnade, Alles, was das Herz begehrt. Es ist das neue Testament der Weltgeschichte angebrochen. Der Mensch bringt die Liebe zu allen Naturgeschöpfen durch den Geist zum Siege. In dieser sittlichen Entwicklung sind wir nun begriffen, nachdem die außersittliche bis zu unserem Willenseinsetzen geführt hat. Es ist unzulänglich, will man die Natur leblos oder, in abstrakter Kraft- und Stoffsystematik, ein Skelett, ohne Herz im Leibe, schelten. Dieser Naturbegriff besteht nur soweit zu Rechte, als die Bücher der Naturwissenschaft ihn für ihre Abstraktionen nötig haben. Eine Natur, die uns religiöse Gemütsbedürfnisse gab, ist aber nicht mit solchen Definitionen erschöpft. Es liegt in ihr Alles, was in uns liegt, denn wir sind ihre Geschöpfe. Es sind somit geistige Tendenzen in der Natur, weil geistige Tendenzen in uns sind, und wir sind ihre Geschöpfe. Die Natur ist nicht außermenschlich, sie ist übermenschlich, sie ist mindestens menschlich. So kommen wir zum Begriffe der unsere religiösen Gemütsbedürfnisse befriedigenden „Gott-Natur". In ihr haben wir Alles, was uns bewegt und sehnend treibt, offenbar mit unendlichen Geheimnissen umschwebt, inbrünstiglich zu lieben, zu verehren, soweit das Herz nur Liebe und Verehrung fassen kann. — Wir verehren die Gesetzmäßigkeit, die uns zum Leben rief, und wir lieben die geheimnißvolle Wundermacht, die alle seelischen Regungen in uns entbindet, uns zur Herrschaft des Willens über die sittlichüberwindungswerten Stofflichkeiten in unserem Leben Mut, Kraft und Vertrauen macht. Was sich im Moralischen vollzieht, ist die Fortsetzung der Naturgesetzlichkeit durch das Medium ihres Erzeugnisses, der Vernunft.

Eine alte tiefsinnige Sage umspinnt mit ihrem Schleiernetz das Mysterium des Christentums. Da brach die Weisheit welthistorisch an, daß wir den Menschen lieben sollen.

---

*) Im Februar 1902 brachte diese Zeitschrift einen Aufsatz von Josef Theodor über Wilhelm Bölsche (mit Bild). Anzeigen einzelner Werke finden sich im Bibliographischen Teile der Zeitschrift: August 1900, December 1902, Juli 1903.

Der Mensch ist „nicht bloß der einfache Triumph der Entwicklungslinie, die über das Leben ging.

„Er ist auch ihre Korrektur.

„Er ist die Versöhnung zwischen dem großen Zweck im Leben: dem Bewußtwerden der Welt, — und dem furchtbaren Mittel: dem Schmerz. Er ist der Protest des Weltgesetzes gegen dieses Mittel.

„Zwei Gaben ohne Gleichen sind für diese Arbeit in ihn gelegt.

„Die erste ist das Princip der Liebe.

„Im Moment, da er als Triumph der Entwickelung die Hand ausstreckt nach der Naturherrschaft, bricht auch dieses Princip mit einer fortreißenden Elementargewalt aus ihm hervor. Prometheus, der das Feuer des Himmels, die Naturkraft der Weltallssonne in einem hohlen Stabe, einem Menschenwerkzeug, trägt, wird Christus, der seinen Fluch hängt an Jeden, der Schmerz sät. Er predigt die Köstlichkeit, die Heiligkeit alles Lebendigen."

Wohlgemerkt: dieser Fluch ist keine Schmerzensstrafe für die Schmerzbereitung. Dann wären wir ja in der alten Bahn, und die Schmerzen nähmen kein Ende. Der Fluch ist nur ein Mangel an Segen, an dem Segen nämlich, der uns beseligen würde, wenn wir an unserem Teile den Schmerz in der Welt erlöschen wollen.

„Doch der Mensch hat noch eine zweite Gabe . . ."

Von dem Fortschritt redet Bölsche, und ob nicht die Liebe fortschrittsfeindlich wäre. Wenn die Liebe nur auf Schmerzenaustilgung sich richtet und der Fortschritt doch durch den Schmerz hindurch nach oben will, kommen da Fortschritt und Liebe nicht in einen unlösbaren Konflikt, der mit dem Tode des Fortschritts oder der Liebe endigt? Hie Tolstoi, hie Nietzsche. Wäre dem wirklich so?

Ganz gewiß nicht. In Tolstoi ist, wenn wir von überspannten Forderungen hüben und drüben absehen, auch genug Nietzschisches Fortschrittsleben, und in Nietzsches Fortschritt auch genug Tolstoi, um einen erträglichen modus vivendi sogar aus den Extremen noch zu gewinnen. Vielmehr aber noch aus Goethe, aus Wundt, Spencer, Darwin, Fechner, Paulsen und wie die harmonisch äquilibrirten Geister alle heißen mögen. Bölsche spricht von der Kraft der Ideal-Schau. So nennt er die Kraft, die von einer errungenen Harmonie aus weiter schaut in's Ideale. Goldenes Aufwärts ohne ein Ende. „Innerlich ist der Schmerz vernichtet im Moment, da er aufgenommen ist in die Linie, zum Ideal."

Ich glaube, Bölsche hat im Allgemeinen das Richtige ausgesprochen. Der heroische Sinn, wie wir ihn etwa in Beethovens Musik stürmen nnd himmelwärts jauchzen hören, ist allerdings auch eine Arznei gegen den Schmerz, und hier wäre ein Moment des Fortschritts zu begrüßen.

Ob sich die Sache aber nicht noch monistischer wenden ließe? Ich gestehe offen, daß es mich stört, wenn ich in so hoher Angelegenheit von „zwei Gaben" lese. Diese Zweiheit: Liebe und Idealschau erscheint mir willkürlich geschieden. Die Liebe ohne Idealschau und die Idealschau ohne Liebe als ergänzende Halbbegriffe erscheinen mir der Wirklichkeit gegenüber als etwas gespensterhafte Abstraktionserzeugnisse. In der Wirklichkeit giebt es doch keine Liebe ohne Idealschau und keine Idealschau ohne weltumarmende große Beethoven-Liebe. Bleiben wir, vom Stärkeren die Bezeichnung wählend, bei der Liebe stehen und lassen die Idealschau bei Seite.

Die Fehler bei Tolstoi und bei Nietzsche sitzen wo anders. Ich glaube, Tolstoi hat überall Recht, wo er von der Menschenliebe als unvergleichlich wichtigem Menschheitsanliegen spricht. Er zieht aus diesem richtigen Leitsatz nur unzulängliche Folgerungen, indem er die Civilisation, die nur durch starke Liebesarbeit an allen Orten versittlicht und tiefer kultivirt werden kann, etwas heroisch vorschnell über die Haufen wirft. Nietzsche dagegen geht bei seinem Uebermenschentum, wie ich glaube, von einer bekämpfenswerten der Liebe feindseligen Doktrin aus. Kommt er gleichwohl zu hie und da höchst fruchtbaren Folge-

rungen, so ist das glückliche Inkonsequenz seines feinen Naturells. Er ist in vieler Beziehung, und gerade da, wo er groß und leuchtend ist, kein Antichrist, sondern ein Ueberchrist, ein zartfühlender Fortsetzer christlicher Lebensweisheit im Geiste der Moral des Stifters dieser Liebeslehre. So wenn er alle Beschämung aus der Welt zu tilgen zu trachten scheint. Im Evangelium finden wir diese Zartheit noch nicht. Sollen wir uns darüber wundern, daß nach beinahe zweitausend Jahren hie und da auch einmal über den Umkreis der Bergpredigt hinausgegangen werden kann? Sie bleibt darum nicht minder überraschend göttlich schön und wichtig. Für unsere Erde bezeichnet der Beginn unserer Zeitrechnung ja wirklich, wie Bölsche so schön ausgeführt hat, einen Beginn der großen Friedensreligion, die logisch gesetzmäßig auf allen Sternen einmal anbricht.

„Friede auf Erden!

„Hat dieser Glaube wirklich schon Weltenflügel?

„Wenn die Sterne über Dir brennen, schleierlos, mit der ganzen Majestät des grenzenlos Wirklichen . . . und Du sagst Dir, daß diese kleine Erde mit ihren paar Millionen intelligenter Wesen noch lebt unter dem Getümmel unausgesetzten Kampfes!

„Wird auch nur auf Erden dieser rohe Kampf je enden, wird er eingehen in einen reinen, freudigen Waffengang der Intelligenz unter Herrschaft der Menschenliebe? Oder ist nicht schon dieses Ideal zu groß — zu groß über alle Kraft der Naturgesetzlichkeit hinaus . . .

„Der Nachtwind rauscht leise über mir durch die Kiefernzweige. Ich aber denke, daß auch die Kiefer einst einmal ein Ideal bloß war im Weltenschoße. Und doch hat das ewige Werden sie zu Stande gebracht, mit dem Wunderbau ihres Zellenleibes, mit all den unsagbaren Feinheiten, die da keimen, atmen, wachsen, zu hohen Säulen aufsteigen lassen.

„Und auch die Sterne dort waren einmal Ideal, leise vorgeträumte Fern-Realien. Nichts von ihnen war einmal da, als dieses schwebende Zukunftsbild im Schoße des Urgeheimnisses. Und doch sind sie geworden, geworden, was sie sind, dieses unbeschreiblich erhabene Himmelsspiel kreisender Kugeln, die sich in harmonischen Abständen eingestellt haben, um sich auf Jahrbillionen nicht zu stören, auf daß auf ihren Planeten die zarte Blüte des Lebens sich entfalte.

„Willst Du der Macht, die d i e s e Ideale sich erfüllen konnte, Schranken setzen?"

Ganz wundervoll kräftig hat Bölsche den so wohltuend klaren Gedanken durchgeführt, daß alle Intelligenzwesen zu Begriffen über die Gesetzmäßigkeit und auch zu der Liebesmoral endlich naturnotwendig kommen müssen. Zu dem Gemeingut des Wissens muß auf einer bestimmten Stufe der mathematisch schlichte Kerngedanke der Menschenliebe gehören, und mit monumentaler Simplicität führt der Autor, der über die zartesten Farbenüancen der Sprache verfügt, hier dick und deutlich die evangelische Liebeslehre vor Augen.

Es ist das wohl überhaupt so schön bei Bölsche, daß er mit seiner gesunden Großzügigkeit derb und tapfer in's Zeug geht, wo dem Laien zunächst vor der Gelehrsamkeit der Materie graut. Wir bekommen nicht Steine für Brot vorgesetzt, sondern kräftige, nahrhafte Geistesspeise.

Ein schönes Dasein, das Dasein Bölsches. Er wirkt für Viele, Viele. Mit den Schätzen seines reichen Wissens treibt er, dem Evangelium getreu, Wucher. Er macht die Speise auch noch durch seine geistigen Zutaten schmackhaft, ohne uns etwa Surrogate aufzutischen. Es wird eben nur Alles hübsch liebenswürdig dargeboten.

Bei dem Genusse Bölschescher Lektüre kann dem Leser wohl leicht zu Mute sein, als befände er sich an einer köstlich bestellten Tafel. Auch der dem Auge erfreuliche Blumenschmuck fehlt nicht, und die freundliche Miene des Gastgebers vor Allem würzt das Mahl.

Beim Ueberblicken all solcher Herrlichkeit wird man da nicht auch wieder in die abgrundferne chaotische Vergangenheit im Kontraste zur lichten Gegenwart sich zurückträumen

mögen, und kopfschüttelnd ausrufen: das Alles ist nun in der Welt und war doch einmal nicht da! Aus dem Chaos zum Kosmos!

Oder wird man nicht den Kopf schütteln in lächelndem Erstaunen? Wird man ihn lieber senken in nachdenklicher Andacht vor dem Unerforschlichen? —

Und wenn Herz und Sinn sich sattgetrunken haben an der Idee der Uebermächtigkeit aller herrlichsten Gott=Welt=Naturentwickelung, o daß dann die süße, sanfte Ergebenheit in unser jeweiliges Los doch ja nicht ausbleibe, damit wir, gestärkt von der Schönheit um uns, bauen mögen an der Schönheit in uns und Anderen, wie die Liebe und der Friede, der höher ist als alle Vernunft, in unserer Vernunft sich erahnen läßt!

Diese Bemerkungen waren niedergeschrieben. Ich hatte ein anderes Buch*) zur Hand genommen, und wie es wohl so zu geschehen pflegt, während ich Neues las, kehrte doch der Geist auch manchmal auf die früheren Aeußerungen zurück; denn nicht jedes Gehirn kann sich rühmen, daß es so säuberlich glatt funktionirt wie etwa dasjenige des Kaisers Napoleon, der hinter jeder Beschäftigung sozusagen die Klappe schließen konnte, wodurch die Dinge niemals ineinander gerieten.

Das Buch enthielt eine Reihe in edler Sprache geschriebener, von edler Denkweise zeugender philosophischer Aufsätze. Der Vortrag glitt vornehm zart, ohne stärkere Tendenz zu sinnlicher Unterhaltung und Belebung an stofflichen Reizen, in eigner Schönheit wie abstrakte Musik hoch über den Dingen dahin. Und ich dachte des Mannes, der dies Buch geschrieben, und der Zeit, da ich ihn in Jena selbst gehört hatte. Es war mir damals wie ein freundliches Winken, auf die Bahn der Philosophie den Blick zu richten. Neben Rudolf Eucken aber winkte Ernst Haeckel mit seiner Goetheschen Lust an den Einzeldingen, wobei es wahrlich nicht fehlte an überragenden Gesichtspunkten der Verknüpfung bis ins Unabsehbare hinaus.

Bölsches Philosophie der Zoologie lehrt Gesetz und Liebe. Aber auch die Philosophie des hohen Geistesreichs der philosophischen Lebensanschauungen kann, so meine ich, wohl nichts Anderes lehren. Die Liebe bringt das allbeherrschende Lebensideal zu Stande.

H. R. D.

*) Gesammelte Aufsätze zur Philosophie und Lebensanschauung von Rudolf Eucken. Leipzig, Dürr'sche Verlagsbuchhandlung, 1903.





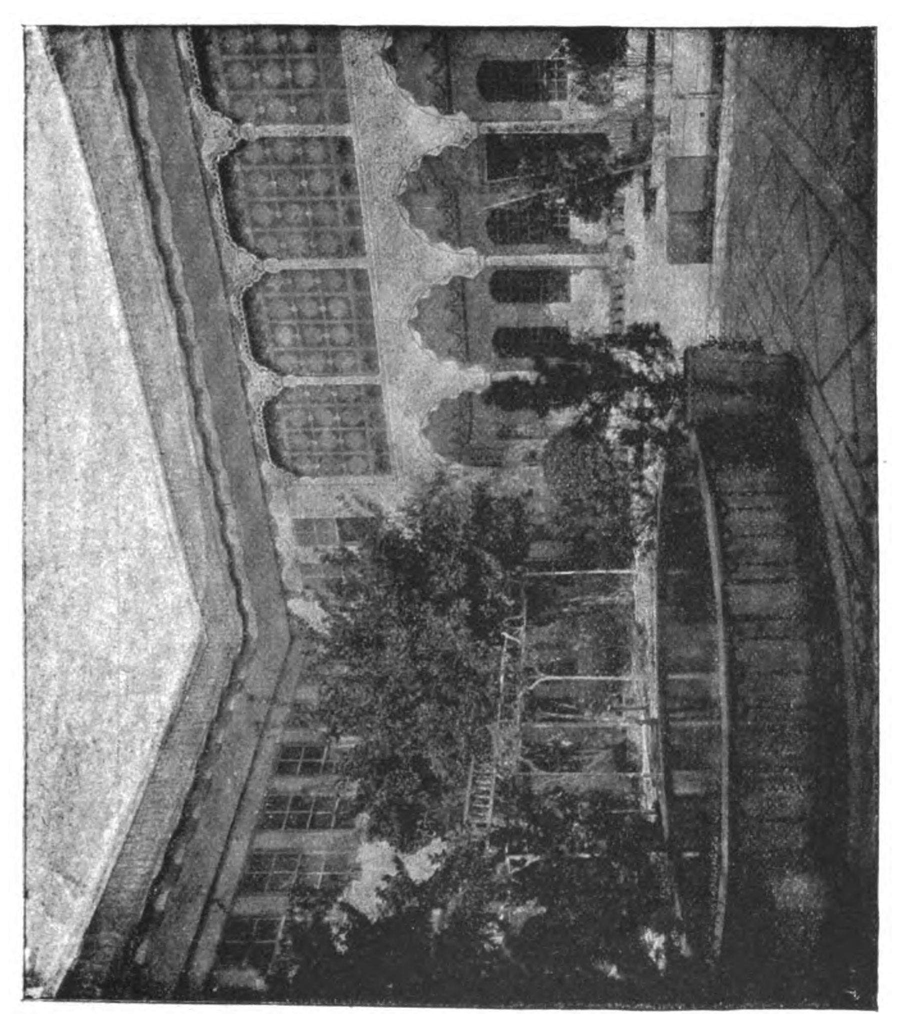
Illustrirte Bibliographie.

Die Frauen des Orients in der Geschichte, in der Dichtung und im Leben. Von A. Freih. v. Schweiger-Lerchenfeld. Mit ca. 350 Textabbildungen, 11 farbigen und 14 schwarzen Vollbildern. A. Hartlebens Verlag, Wien u. Leipzig.

Der Orient gilt uns heute im Zeitalter des Verkehrs und einer üppig wuchernden Reiselitteratur nicht mehr in dem Maße wie in vergangenen Zeiten als das märchenhafte Zauberland, dessen Herrlichkeiten und Wunder die Phantasie ins Ungemessene zu vergrößern bestrebt war. Heute ist uns die einst so ferne, fremde, mit dem Reize des Verschleierten, nur halb Enthüllten lockende Welt recht nahe gerückt und im Wesentlichen bekannt geworden, und der Bekanntschaft pflegt eine kleine Ernüchterung zu folgen. Indeß dürfen wir doch diese Bekanntschaft und unsere Kenntniß des Orients, der in dem starren Bann des Islam liegenden Welt, nicht allzu hoch einschätzen.

Die Aufspeicherung von Tatsachen in unserem Gedächtnis und die Bereicherung unseres Wissens giebt doch im Grunde nur eine bedingte Kenntniß. Die wahre Bedeutung der Tatsachen erschließt sich wohl nur dem, der vielleicht Jahre lang in der fremden Welt heimisch gewesen, sich ihr bis zu einem gewissen Grade assimilirt hat, ihr inneres Leben mitgelebt hat. Gerade diejenigen Leute, die als erfahrene Kenner des Orients gelten, empfinden tiefer, als die sich unterrichtet fühlenden Laien, die Fremdartigkeit der morgenländischen Kultur und Lebensanschauung. Hergebrachte, fertige Urteile, die als unantastbares geistiges Gut in der Anschauung der Allgemeinheit eingewurzelt sind, und selbstsicher bei jeder Gelegenheit wiederholt werden, erfahren bald eine Korrektur, wenn man sich ernsthafter und eindringender mit der als bekannt erachteten Materie beschäftigt. Zu diesen Betrachtungen giebt uns das obenstehende, im Erscheinen begriffene Werk, dessen Verfasser zu den ersten Orientkennern gehört, Anlaß. Wenn z. B. von den Frauen des Morgenlandes die Rede ist, wird man sich über die geistige und moralische Inferiorität und die sie erzeugende Knechtschaft, die jede seelische und intellektuelle Entfaltung, jeden stärkeren Einfluß des Ewig-Weiblichen auf das Kulturleben hindere, über das Haremsleben und die Vielweiberei mit geringschätzigem Bedauern und im selbstzufriedenen Bewußtsein, daß wir Abendländer es „so herrlich weit gebracht“ und noch weiter bringen werden, vernehmen lassen. Und doch spricht man damit nur eine Halbwahrheit aus, die auf lückenhafter, oberflächlicher Kenntniß und vor allen Dingen auf gänzlicher historischer Unkenntniß beruht. Denn es hat Zeiten gegeben, in denen das morgenländische Weib eine glänzende Rolle gespielt hat und der Frauendienst nicht minder geblüht hat, wie bei uns in den Tagen der ritterlichen Minnesänger. Mit Ueberraschung und lebhaftem Interesse wird man in den ersten Lieferungen des Schweiger-Lerchenfeld'schen Werkes von der hohen Stellung, welcher die arabische Frau in jedem Betracht sich rühmen durfte, lesen. Die Araberin ist freilich unter allen Mohammedanerinnen die einzige, die eine „Geschichte“ hat, welche gleichbedeutend mit den

Aeußerungen eines eigenartigen Kulturlebens ist. Die Eigenart der arabischen Rasse ist nach Ansicht des Verfassers in dem freien, selbstbewußten nnd ungebundenen Frauentum der nomadisirenden Stämme vielleicht noch augenfälliger verkörpert, als in den Männern. In Mekka, dem „Paris“ Arabiens, wurde durch das Gebot des Propheten freilich der Frauenwelt freiheitbeschränkender Zwang (Schleier u. A.) auferlegt, doch wurde die Freiheit der Sitten davon nicht wesentlich berührt. Der Verfasser schildert dann die Rolle, die



Hof eines Hauses in Damaskus.
Aus: A. v. Schweiger-Lerchenfeld, Die Frauen des Orients. Wien, A. Hartleben.

Damaskus unter den Ommejaden, Bagdad unter den Abassiden gespielt hat. Unter dem mit Unrecht gepriesenen Harun al Raschid, dessen Regierungsperiode allerdings die Glanzzeit der arabischen Kultur bezeichnet, tritt dann ein völliger Umschwung im arabischen Frauenleben ein, der den Harem mit seiner Klausur, seinen Eunuchen, Intriguen und grausen Geheimnissen herbeiführt, so daß fortan die edelgeborenen Frauen in goldenen Käfigen leben, während Sklavinnen und Sängerinnen ein ungebundenes Leben führen.



Kairenserin (Mischblut).

Aus: A. v. Schweiger-Lerchenfeld, Die Frauen des Orients. Wien, A. Hartleben.

Dann greift die arabische Kulturwelt weiter und bis nach Europa hinüber. In Spanien erblüht die Pracht des Chalifenhofes von Cordoba, welche die der Abbassiden zu Bagdad übertraf, und noch glanzvoller entfaltet sich das maurische Leben unter den Abadiden in Sevilla. Die märchenhaften Nächte in den Gärten zu Granada lassen die mekkanischen



Drusische Mädchen vom Berge Karmel.
Aus: A. v. Schweiger-Lerchenfeld, Die Frauen des Orients. Wien, A. Hartleben.

Symposien unter der Sternendecke des arabischen Himmels und die Liebesidyllen des abassidischen Samarra verblassen. Die Araberin in Spanien steht in höchstem Ansehen. Die Liebe hat den bloß sinnlichen Reiz abgestreift und diesen durch geistige und seelische Beziehungen ersetzt, welche eine Gleichstellung zwischen Mann und Weib herbeiführen, im 9. Jahrhundert erlangte hier der Frauendienst eine Verfeinerung, welche damals selbst im



Maurische Bronzelampe aus dem Jahre 1305, gefunden zu Cordoba. (Archäolog. Museum zu Madrid.)

Abendlande ohne Beispiel stand. Eine Reihe geistreicher Frauen und Dichterinnen, wie die Ommejadin Wallada, ihre Freundin Mohja, Umm ul Kurin, die schöne Hind, die schöne Granadinerin Haffa, die schöne Tarub, in deren Banne der Chalife Abdurrahman II. stand, belehren uns, auf welcher hohen Stufe geistiger Kultur die arabische Frau jener Zeit stand und welchen Einfluß sie geübt hat. Heute ist das freilich dahin. Auch bei anderen Völkern des Orients finden wir Frauen, die durch Geist und Schönheit sich zu Herrscherinnen aufschwangen und als Dichterinnen glänzten. Der Verfasser führt uns dann nach Persien und schildert die Frauen in den iranischen Heldensagen, in der persischen Geschichte und Dichtung und das Frauenleben der Gegenwart. Armenier, Kurden, Sarten und Tadschiks sowie Afghanen reihen sich an.

In dem Kapitel Indien schildert er die Kaiserhöfe in Agra, Delhi, Fathigur, zeigt das Hineinragen der Göttersagen und der Dichtungen in das alltägliche Leben und berücksichtigt in gleichem Maße den überquellenden Blumengarten der indischen Erotik wie das reale Leben in Hütte und Palast. — Das vierte und letzte Kapitel ist den Osmanen gewidmet, unter deren Frauen nur wenige es zur Berühmtheit gebracht haben wie die Dichterin Mihri aus Amasia, die „osmanische Sappho“, und Zeinab, Hubbi, Sioki und Leila Chanum. Das ethnographische, das historische und das litterargeschichtliche Moment hat der Verfasser in seinem Werke zusammengefaßt und so eine Darstellung kulturellen Lebens und seiner Entwicklung geliefert, die ebenso reich ist an fesselnden, farbensatten Bildern wie an instruktivem Gehalt. Diesen vielgestaltigen Textstoff belebt und unterstützt eine Fülle interessanter und schöner Illustrationen, darunter eine große Zahl von seltenen orientalischen Miniaturen. Außer den zahlreichen Textbildern wird das auf 25 Lieferungen (zum Preise von je 1.00 Mk. = 1 K 20 h) veranschlagte Werk noch 14 Separatbilder und 11 Farbendruckbilder enthalten. Papier und typographische Ausstattung sind vortrefflich. Bemerkt sei noch, daß jede pikante Nebenabsicht dem Werke, das der gebildeten Leserwelt, die weibliche mit inbegriffen, bestens empfohlen sei, fehlt, was bei dem Titel und mit Rücksicht auf eine gewisse, sich heutzutage allzu breit machende Litteratur hervorzuheben nicht überflüssig ist. —l—.

Bibliographische Notizen.

Im Lande des Einstigen Paradieses. Ein Vortrag von Friedrich Delitzsch. Mit 46 Abbildg. und 7 Karten und Plänen. 1.–10. Tausend. — Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Bei dem hochinteressanten Thema, das der Verfasser seinen Vorträgen zu Grunde legt, haben diese in ihren Veröffentlichungen sehr bald die weiteste Verbreitung gefunden. Den Vortrag, den das vorliegende, vortrefflich ausgestattete, mit zahlreichen Abbildungen versehene Heft enthält, hat der Verfasser am 17. April 1903 in der Singakademie zu Berlin im Beisein des deutschen Kaiserpaares vor der deutschen Orient-Gesellschaft gehalten. Der Verfasser giebt einen allgemeinen kurzen Rückblick über seine 1902 unternommene babylonische Reise und

die auf dieser gesammelten Erfahrungen. Durch seine interessanten Schilderungen fesselt er den Leser vom Anfang bis zu Ende. Ganz besonders interessant ist das, was der Verfasser über die Keilschriftforschung sagt. Durch Abbildungen wird eine Erklärung für den Ursprung etlicher Keilschriftzeichen gegeben. Die hohe Auflage, in der das vorliegende Heft bereits erschienen, spricht hinreichend für das ihm entgegengebrachte Interesse. K.

Der gemittliche Schläsinger. Kalender für 1904. Herausgegeben von Philo vom Walde. Schweidnitz, Verlag von L. Heege. (Oskar Güntzel.)

Das neue Jahr wirft — wie alle großen Ereignisse — seinen Schatten voraus in Gestalt der bereits jetzt erscheinenden Kalender; — doch es paßt schlecht, von Schatten zu reden mit Bezug auf eine so freundlich-lichte Erscheinung, wie den „gemittlichen Schläsinger“, der seit 22 Jahren in so viel schlichte Wohnstätten Deutschlands, insbesondere Schlesiens, als treuer Hausfreund Helle und Wärme gebracht hat. Unter seinem neuen Herausgeber, Philo vom Walde, dem Dichter der „Leutenot“, der vor Allen berufen war, der Nachfolger Max Heinzels zu werden, erfüllt der „gemittliche Schläsinger“ mit dem gleichen Glück seine Mission, dem Volke eine gesunde, wahrhafte geistige Kost zu bieten. So ziemlich alle in Schlesien gebürtigen oder wirkenden Schriftsteller und Dichter, hat der rührige Herausgeber heranzuziehen gewußt, und Alle, selbst die gelehrtesten Herren haben mit Glück den Ton auf schlichte Volkstümlichkeit, die keine besonderen litterarischen Prätensionen macht, gestimmt. Prof. Dr. Siebs, der Vorsitzende der „Gesellschaft für schlesische Volkskunde“, erläutert in seinem trefflichen Aufsatze „Deutsche Volkskunde“ die Aufgabe der früher Folklore genannten Wissenschaft und die Wichtigkeit volkstümlicher Ueberlieferungen für die wissenschaftliche Forschung; Karl Jentsch hat einen wertvollen Beitrag zur Kenntniß alter volkstümlicher Rechtsprechung geliefert in dem Aufsatz: „Wie man im Neissischen Dreiding gehalten hat“. Hedwig Wigger plaudert ansprechend über den „Johannistag“; Paul Barsch würdigt das Wirken des Breslauer Oberbürgermeister Bender; und Theobald Nöthig erzählt fesselnd eigene Kriegserlebnisse. Humoristische, ernste und gemütvolle Erzählungen in Hochdeutsch und Dialekt haben Moritz von Reichenbach (Valeska Gräfin Bethusy-Huc), Th. Artopé, Herm. Bauch, Paul Keller, Marie Klerlein, Marga von Rentz, Karl Jaenicke, Aug. Lichter, Ludw. Sittenfeld u. A. geliefert. Viel hervorragend Schönes findet sich unter den lyrischen Gaben des Kalenders, in dem neben vielen Andern Gerhart und Karl Hauptmann, Hermann Stehr, Felix und Therese Dahn, Carl Biberfeld, Valeska Tomasczewski, Marie Oberdieck, Jul. Lichtenstein, Sigmar Mehring und vor Allem der Herausgeber Philo vom Walde vertreten sind. —

Der reich illustrirte Kalender kostet nur 0,50 Mk. Einer besonderen Empfehlung bedarf der in Schlesien so fest eingebürgerte Familienfreund nicht mehr. —l—.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Zusammengestellt von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Auerbach und Rosegger. Von A. Bettelheim. Deutsche Rundschau 29, 11.

Bauerntum und Bauerntümelei. Von J. Gillhoff. Türmer V. 10.

Berger, Professor. Von H. Eschelbach. Monatsblätter f. Litterat. VII. 10.

Buchdruck, Zur Geschichte d. B. Von F. v. Zobeltitz. Litt. Echo V. 21.

Fidus. Von O. Grautoff. Zeit (Berlin) II. 41.

Frommel, Emil. Von C. Busse. Deutschland I. 11.

Gildemeister, Otto. Von H. Spiess. Deutsche Monatsschrift II. 11.

Gesundheitspflege, Geistige. Von S. Scherbel. Universum XIX. 48.

Goethe, Zur Charakteristik G. Von M. Seiling. Türmer V. 10.

Götter, Helden und Menschlichkeiten. Von F. Poppenberg. Türmer V. 10.

Grammatik und Logik, Zur. Von H. Jacobson. Nord und Süd. November 1903.

Grazie, Marie Eugenie delle. Von J. Jellinek. Int. Litteraturberichte X. 15.

Haeckel (Anti-). Von H. Friedmann. Zukunft XI. 44.

Hartmann, Eduard von, und die moderne Theologie. Von A. Drews, Deutschland I. 11.

Hexenhammer, Ein moderner H. Von M. Thal. Nord und Süd. November 1903.

Hey, Wilhelm. Von Reineck. Monatsblätter f. Litter. VII. 11.

Idealismus in Amerika. Von M. Wilhelm. Deutsche Rundschau 29, 11.

Impressionismus. Von O. Grautoff. Zeit (Berlin) II. 44.

Kant und Friedrich Wilhelm II. Von M. Kronenberg. Freie Wort III. 8.

Kaufmannsstand in der neuen Litteratur, Der. Von P. Bornstein. Westermanns Monatshefte 47, 11.
Kleists Liebesleben. Von H. Schubert. Int. Litteraturberichte 10, 16.
Kunstbetrachtung, Neue. Von W. Uhde. Zukunft XI. 43.
Kunstgeschichte, Objektivität und Persönlichkeit in der. Von K. Storck. Türmer V. 10.
Kunst und Kultur, Deutsche, in den Ostmarken. Von G. Ebe. Nord und Süd. November 1903.
Leixner, Otto v. Von Frank. Monatsblätter für Litt. VII. 11.
Lohmeyer, Julius †. Von H. v. Blomberg. Monatsblätter f. Litteratur VII. 10.
Martens, Kurt. Von C. H. v. Weber. Litt. Echo V. 20.
Mutation und Selection. Von H. Driesmans. Gegenwart 64, 30.
Mutationslehre, Die. Von W. Haache. Deutsche Monatsschrift II. 11.
Nietzsche in Frankreich. Von F. Blei. Zeit (Wien) 459.
Paulsen, Friedrich. Ein Philosoph der Gegenwart. Von Th. Achelis. Westermanns Monatshefte 47, 11.
Paulus, Eduard. Von R. Krauss. Deutsche Monatsschrift II. 11.
Poe, Edgar Allan. Von K. v. Vleuten. Zukunft XI. 44.
Romantik, Eine Schwärmerin aus der Zeit der R. Von L. Geiger. Nord und Süd. November 1903.
Roseggers sechzigster Geburtstag. Von F. Lienhard. Türmer V. 10.
Rosegger, Peter. Von E. Gnad. Zeit (Wien) 460.
Salus, Hugo. Von S. Mehring. Nation XX. 42.
Schurtz, Heinrich. Von F. Ratzel. Deutsche Monatsschrift II. 11.
Sensibilität, Die Tragödie der. Von K. W. Goldschmidt. Litt. Echo V. 20.
Sterben, Die Angst vor dem. Von P. Rosegger. Türmer V. 10.
Thoma, Hans. Von E. Kleefeld. Westermanns Monatshefte 47, 11.
Twain, Mark, und der amerikanische Humor. Von B. Diederich. Türmer V. 10.
Viebig, Clara Von A. F. Krause. Nord und Süd. November 1903.
Villinger, Hermine. Von Promber. Monatsblätter f. Litt. VII. 11.
Weisheit. Welt- und Tagesweisheit. Von H. Freyhube. Nord und Süd. Novemb. 1903.
Westfälische Dichtung, Die. Von L. Schröder. Litt. Echo V. 21.
Zolaismus, Der. Von Gerhardt Amyntor. Monatsblätter für Litt. VII. 11.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Dritter Jahrgang 1903, Heft 7 u. 8. München, Verlag der Vereinigten Kunstanstalten, Akt.-Ges.
Amateur-Photograph, Der. Monatsblatt für Liebhaber der Photographie. Mit Kunstbeilagen u. Text-Illustr. Band XVII. Heft 9. Sept. 1903. Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag (M. Eger).
Antarktis, Sonnensehnsucht. Randbemerkungen zu neuem Menschentum. 4. und 5. Tausend. Grenzfragen einer neuen Zeit. 1. Flugblatt. Danzig-Zoppot, Grenzfragenverlag. Fr. W. Dietert.
Archiv für Stamm- und Wappenkunde, Monatsschrift. IV. Jahrg. No. 3. September 1903. Papiermühle b./Roda S.-A., Gebr. Vogt.
Aus der Arbeit unter den Stundisten. Andreas Iwanowitsch, Aus meinem Leben. Bei den Stundisten. Reiseberichte. Briefe aus Russland. Mit 4 Abbildungen. Zweite vermehrte Auflage. (Hefte zum Christlichen Orient No. 3.) Berlin W. 10, Lützow-Ufer 5, Verlag: Deutsche Orient-Mission (E. V.)
Aus fremden Zungen. Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands. 13. Jahrg. 1903. Heft 15, 16, 17, 18. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.
Behrbohm, Johannes. Gedichte. Dresden, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).
Birnbaum, Georg. Komödiantenspiel. Ein Lustspiel in vier Akten. Dresden, u. Leipzig E. Piersons Verlag (R. Lincke. k. u. k. Hofbuchhändler).
Björnson, Björnstjerne. Auf Gottes Wegen. Roman. Deutsch von Emma Pastor-Normann. Mit dem Bildniss des Verfassers. Berlin 1903, Verlag von Franz Wunder.
Böhlau, Helene (Frau al Raschid Bey), Die Kristallkugel. Eine altweimarische Geschichte. Berlin, Egon Fleischel & Co.
Bölsche, Wilhelm. Aus der Schneegrube. Gedanken zur Naturforschung. Dresden, Verlag von Carl Reissner.
Borel, Henri. Liliane. Aus dem holländischen Manuskript übertragen von Else Otten. München 1903. Dr. J. Marchlewski & Co. Verlag slavischer und nordischer Litteratur.
Busch, A. Verwaist. Roman. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag (Rich. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).
Cartlidge, S. J. Oelmalerei. Anleitung für Anfänger. Mit Autorisation der Verlagsfirma Winsor & Newton übersetzt von Otto Marpurg. Ravensburg, Verlag von Otto Maier.
Castelli, Cesare. Venedig. Aus dem Italienischen übersetzt von C. Leroi. München, Verlag Dr. J. Marchlewsky & Co.
Dallago, Karl. Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Leipzig, Hermann Dege.
Das Deutsche Volkstum. Unter Mitarbeit von: Dr. Hans Helmolt, Professor Dr. Alfred Kirchhoff, Professor Dr. H. A. Köstlin, Dr. Adolf Lobe, Professor Dr. Eugen Mogk, Professor Dr. Karl Sell, Professor Dr. Henry Thode, Professor Dr. Oskar Weise, Professor Dr. Jakob Wychgram, Dr. Hans Zimmer. Herausgegeben von Professor Dr. Hans Meyer. Zweite neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit einer Karte u. 43 Tafeln in Holzschnitt, Kupferätzung und Farbendruck. 16 Lieferungen zu je 1 Mark. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.
Deutsche Kunst und Dekoration. Illustrirte Monatshefte für moderne Malerei, Plastik, Architektur, Wohnungskunst und künstlerische Frauenarbeiten. 7. Jahrgang: 1903/04. Heft 1 (Oktober) Darmstadt, Alexander Koch.
Diederich, Dr. Benno, Von Gespenstergeschichten, ihrer Technik und ihrer Litteratur. Leipzig, Verlag von Schmidt & Spring.

Dietert-Zoppot, Fr. Das Elend der Kritik, Ein Weckruf an den neuen deutschen Geist. an Künstler, Kritiker und Publikum. Danzig-Zoppot, Fr. W. Dietert, Grenzfragenverlag.

Domansky, Walther, Jean Paul-Büchlein. Prosastellen aus des Dichters Werken als Gedichte bearbeitet. Danzig, L. Sauniers Buchhandlung (Inhaber G. Horn).

Doubletten des kgl. Münzecabinets zu Berlin. Universelle Sammlung aus altem Besitz u. A. 1. Teil: Mittelalter-Münzen. 2. Teil: Münzen und Medaillen der Neuzeit. Herbst-Auktion 1903, Frankfurt a./M., Adolf Hess Nachfl.

Freiherr von Beust, Carl, Im Freilicht. Gedichte. Dresden, Verlag von Carl Reissner.

Friedrichowicz, Dr. Eugen, Kurzgefasstes Kompendium der Staatswissenschaften in Frage und Antwort. Band III. Die Urproduktion. Berlin, N. W. 7, Verlag von S. Calvary & Co.

Fuchs, Hanns, Verfasser von „Claire“, Auf Dornenpfaden. Ein masochistischer Roman. 1. bis 4. Tausend. Berlin W. 30. 1904. Verlag von H. Barsdorf.

Gerstäcker, Friedrich, Verhängnisse. Die Flucht über die Kordilleren. Die Backwoodsmen Nordamerikas. Drei Erzählungen. Erster Band. (Max Hesses Volksbücherei No. 6—7.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

Goethes sämmtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. Vierundzwanzigster Band. Dichtung und Wahrheit. Mit Einleitung und Anmerkungen von Richard M. Meyer. 3. Teil. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. G. m. b. H.

Gold-Statere Alexanders des Grossen von Macedonien und des Königs Lysimachus von Thracien aus einem in Kleinasien gehobenen Münzfunde. Mit 2 Tafeln Abbildungen. Frankfurt a./M., Adolf Hess Nachfl.

Grazie, M. E. delle, Robespierre. Ein modernes Epos. Zweite, vielfach verbesserte Auflage. Erster Teil. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Hegeler, Wilhelm, Pastor Klinghammer. Roman. Berlin, Egon Fleischel & Co.

Herders Werke. Mit Herders Leben, Bildnis, und Faksimile, Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Prof. Dr. Theodor Matthias. 5 Bde. (Meyers Klassikerausgab.) Leipzig und Wien, Verlag des Bibliograph. Instituts.

Otto Hübners Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. 52. Ausgabe für das Jahr 1903. Herausgeg. von Universitätsprof. Dr. Fr. v. Juraschek. Frankfurt a./M., Verlag von Heinrich Keller.

Jaques, Hermann, Münchens Ende. Roman. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reissner.

Kadisch, Heinrich von, Aus dem Tagebuch eines Sonntagsjägers. Erlauschtes und Erlebtes. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).

Kalischer, Dr. Alfred Christlieb, Die Macht Beethovens. Eine Erzählung aus dem Musikleben unserer Zeit. Berlin W. 35., Dr. A. Christl. Kalischer Selbstverlag.

Köstlin, Therese, Gieb Acht auf die Gassen! Sieh nach den Sternen! Gedichte. Stuttgart 1904, Verlag von Max Kielmann.

Krüger, Herm. Anders, Der Weg im Tal. Roman in drei Büchern. Hamburg 1903, Alfred Janssen.

Kyrburg, Fritz von der, Aus einer kleinen Granison. Ein militärisches Zeitbild. Braunschweig, Verlag von Richard Sattler.

Lehmann, Arthur R. H., Krankheit, Begabung, Verbrechen, ihre Ursachen und Beziehungen zu einander. Mit 48 Illustrationen im Text. Berlin W.30., J. Gnadenfeld & Co. 1904.

Leitgeb, Otto von, Die stumme Mühle. Roman. Berlin, Egon Fleischel & Co.

Lepsius, Johannes, Adolf Harnacks Wesen des Christentums. Reden und Abhandlungen. Zweite Auflage. Berlin W. 10, Lützow-Ufer 5a. Reich Christi-Verlag.

Liederbüchel für gemittliche Leute. Zweites Hundert Lieder aus der Schläsing ausgewählt v. Robert Sabel. 2. Heft. — 102 Lieder mit Melodienangabe.—Striegau, Verl. v. A. Hoffmann.

Liliencron, Detlev von, Bunte Beute. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler.

Marbach, Hans, Christus und Faust. Gedanken über Religion und Sittlichkeit. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reissner.

Marschall, Dr. W., Die Tiere der Erde. Eine volkstümliche Uebersicht über die Naturgeschichte der Tiere der Erde. Ueber 1000 Abbildungen und 25 farbige Tafeln nach dem Leben. 11. und 12. Lieferung. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Martens, Kurt, Kaspar Hauser. Drama in vier Akten. Berlin, Egon Fleischel & Co.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der spanischen Sprache von Dr. S. Gräfenberg unter Mitwirkung von D. Antonio Paz y Mélia. 33.—34. Brief. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Mörikes, Eduard, Briefe. Ausgewählt und herausgegeben v. Karl Fischer u. Rud. Krauss. I. Band. (1816-1849) v. Rud. Krauss. Mit Mörikes Jugendbild. n. J. G. Schreiner. Berlin, Otto Elsner.

Neera. Das galante Jahrhundert. Eine Studie über mehrere französische Frauen des achtzehnten Jahrhunderts. Aus dem Italienischen übersetzt von M. von Berthof. Dresden, Verlag von Carl Reissner.

Nietzsche, Friedrich, Nachgelassene Werke. Aus den Jahren 1869—1872. Zweite, völlig neugestaltete Ausgabe. 1. und 2. Tausend. Band IX. Leipzig, E. G. Naumann.

Oestéren, Friedrich Werner van, Die Wallfahrt. Eine Erzählung aus Galizien. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reissner.

Otto, Helene, Odyssee. In der Sprache der Zehnjährigen erzählt. Mit 10 Vollbildern von Friedrich Preller und einer Vorrede an Eltern. Lehrer u. Erzieher von Berthold Otto, 1.—3. Tausend. Leipzig, Verlag v. K. G. Th. Scheffer.

Pfungst, Arthur, Neue Gedichte. Dritte, vermehrte Auflage. Berlin 1903. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Rau, Hans, Franz Grillparzer und sein Liebesleben. Mit zahlreichen Portraits. Berlin W. 30. 1904. Verlag von H. Barsdorf.

Richter, Ludwig, Postkarten. Serie 1, No. 1 bis 10, und Serie 2, No. 11—20. Leipzig, Verlag von Georg Wigand.

Roese, Dr. Chr., Unterrichtsbriefe für das Selbststudium der lateinischen Sprache. I. Kursus. Brief 1, 16, 17 und eine Beilage. Leipzig, E. Haberland.

Roland, Asta Maria, Um Liebe. Die Geschichte eines jungen Mädchens. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).

Schillers, Karl, Handbuch der deutschen Sprache. In zweiter, gänzlich umgearbeiteter Auflage herausgegeben von Prof. Dr. Fr. Bauer und Prof. Dr. Fr. Streinz. Lieferung 6—10. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Schmidhuber, Erwin, Aus knappen Stunden. Dichtungen. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).

Schulze-Smidt, Im finstern Tal. Dresden, Verlag von Carl Reissner.

Schwaebl, I. G., Nüchternheit oder Biervertilgung! Was ist vernünftiger? Eine Antwort auf die Broschüre „Gegen die totale Alkoholabstinenz“ von Bierbrauer Georg Haase, kgl. Kommerzienrat. Ein Mahnwort an alle Biertrinker, sowie an die anderen „heimlichen und unheimlichen“ Alkoholvertilger. 1.—5. Tausend. Breslau, Schles. Druckerei-Genossenschaft G. m. b. H.

Schwedische Lyrik. Deutsch von Hanns von Gumppenberg. München 1903, Dr. J. Marchlewski & Co. Verlag Nordischer und Slavischer Litteratur.

Schweiger-Lerchenfeld, A. Freih. v., Die Frauen des Orients in der Geschichte, in der Dichtung und im Leben. Mit ca. 350 Textabbildungen, 11 farbigen und 14 schwarzen Vollbildern. Lieferung 1—10. Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Stauf von der March, Ottokar, Litterarische Studien und Schattenrisse. (I. Reihe.) Mit vier Bildnissen. Buchschmuck von F. Burian, Olga Landolt und Otto Rosenfeld. Dresden, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).

Swift, Morrison I., The Monarch Billionaire. New-York, 57 Rose Street, J. S. Ogilvie Publishing Company.

Ursprünge des Stundismus, Die. Mit einer Abbildg. (Hefte zum Christlichen Orient No. 2.) Berlin W. 10., Lützow-Ufer 5, Verlag: Deutsche Orient-Mission. (E. V.)

Wainstabl, Wilhelm, Der Stadtsee und die heil'ge Kirche. Komödie in drei Akten. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag (R. Lincke k. u. k. Hofbuchhändler).

Weltall und Menschheit. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Völker. Herausgegeben von Hans Kraemer. Mit ca. 2000 Illustrationen, zahlreichen schwarzen und bunten, sowie vielen Faksimile-Beilagen. Extrabeigaben in neuem System der Darstellung. Lieferung 39.—40. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

West, Jul. H., Offener Brief an Seine Majestät Zar Nicolaus von Russland. Die neue Kultur und die Waarenzölle. Mit einem Geleitwort von Bertha von Suttner. Berlin, Franz Siemenroth.

Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart. 48. Jahrg. No. 1. Heft 565. Oktober 1903. Braunschweig, George Westermann.

Wichert, Ernst, Geschichten im Schnee. Dresden u. Leipzig, Verlag von Carl Reissner.

Wiessner, V., Das Werden der Welt und ihre Zukunft. Wien, Verlag von Stähelin & Lauenstein.

Wigand, J., Macht, Ein sociales Schauspiel in vier Akten. Berlin, Egon Fleischel & Co.

Wolff-Cassel, Louis, Ich. Liedeskunst. Fünfte durchgesehene und vermehrte Auflg. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhandlung).

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



Jakob Wassermann.

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

CVII. Band. — Dezember [illegible].

Mit einem Portrait in [illegible]



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Jakob Wassermann.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

CVII. Band. — Dezember 1903. — Heft 321.

Mit einem Portrait in Radirung: Jakob Wassermann.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Die Brautschau.

Ein Schwank.

Von

Richard Zoozmann.

— Berlin. —

I.

Ein junger Brite — seinen Namen
Vergaß ich, taufen wir ihn Verywell —
War noch bis dato Junggesell',
Weil business und time, die zwei infamen
Obstacles ihn dazu nicht kommen ließen,
Das Eheglück in praxi zu genießen.

Jetzt plötzlich war's die höchste Zeit,
Zu ordnen diese Angelegenheit.
Es starb ein Onkel nämlich — irgendwo
In einer von den vielen Kolonien,
Die untertan der guten Queen —
Und unser Jüngling hatte Grund, recht froh
Zu sein — nicht um des Onkels Sterben,
O nein . . . das fänd' ein Englishman selbst roh
Und shocking! — Doch er durfte ihn beerben;
Ja! erben sollt' er dreißigtausend Pfund,
Wenn er . . . ja wenn! . . . hier lag verscharrt der Hund!

Ein jeder Englishman hat seine Grillen,
Teils offenkundig, teils im Stillen;
Und einen ausgesucht bösart'gen Spleen
Besaß der Onkel aus den Kolonien.
Denn eine Klausel in dem Testamente
Bestimmte klar und bündig, daß der Neffe

Die Erbschaft nicht beheben könnte,
Wenn er, bevor er dreißig Jahr geworden,
Nicht vor der Weiblichkeit die Segel reffe
Und Abschied nähm' vom Junggesellen-Orden!
Da war's geraten, daß man eiligst treffe
Die nötige Vorbereitung — denn ihn trennte
Von dem gefährlichen Termin,
Seit er vor dreißig Jahr empfing die Taufe,
Nur eine Woche noch! — Bedenklich schien
Ihm nur, daß er am Ende sich verpleffe,
Wenn er so eilig auf die Brautschau laufe,
Und schließlich doch im Sack die Katze kaufe.
Zwar soviel Geld macht mancherlei verzeihlich,
Und mehr als Leichsinn wär' es freilich,
Ließ man, aus Furcht, kein passend Weib zu finden,
Auf dreißigtausend Pfund die Aussicht schwinden!

So zwischen Baum und Bast saß Verywell
Und wußte weder links noch rechts — da kam
Ein alter Freund mit gutem Rat, der schnell
Zum neuen Mut den Freiersmann erfrischte
Und aus der Stirn die Furchen wischte,
Die eingegraben Zweifels Qual und Gram.

In Thornhill, einem Dorf, das kaum sechs Stunden
Entfernt ist, lebt ein würdig Pfarrerpaar,
Wo Robert — wie des Freundes Name war —
Schon öfter zu Besuch sich eingefunden.
Drei Töchter, wunderliebliche Gestalten,
Mildstrahlend, Sternen gleich am Himmelszelt,
Erblühten dort im Pfarrhaus; — von der Welt
Und ihrem unheilvollen Tun und Treiben
Durch elterliche Sorgfalt fern gehalten!
So konnten sie, wie Männern es gefällt,
Die noch nach alter Mode sich beweiben,
Taufrisch in knospenhafter Anmut bleiben
Und jedes Herz durch holde Unschuld zwingen:
Wie uns in Hymnen Dichter es beschreiben,
Die einst als höchstes Glück es hingestellt,
Ein Weib mit reiner Seele zu erringen!
Heut denkt man anders ja in diesen Dingen:
Man will kein Weib zum Lieben und zum Dulden,
Daß man gemeinsam trage Lust und Leiden —
Man freit nur zur Bezahlung seiner Schulden,
Vereint sich heut und läßt sich morgen scheiden!

Dahin! — rief Robert — lenke Deine Schritte!
Und wähle aus des Dreigestirnes Mitte,

Die Deinem Aug' am hellsten strahlen mag,
Bei der Dein Herz sich regt im frohsten Schlag! —
Befürchte nicht, Du kämest ungelegen;
Die Leutchen sind von unmodernem Schnitt,
Besonders der Herr Pastor — ungefähr
Vom selben alten Schrot und Korn wie der
Von Wakefield, der soviel Schlimmes litt
Und doch nicht wich von Gottes Wegen,
Weil er wie Hiob glaubte — oder mehr!
Glaub' mir, man kommt Dir offnen Arms entgegen,
Doch geb' ich Dir ein Briefchen mit,
Das angelegentlich den guten Seelen
Dich und Dein Kommen soll empfehlen!

Die Pfarrin ist berühmt ob ihrer Küche,
Und er ob seiner Predigten nicht minder;
Wenn ihnen aber dieser Ruhm erbliche,
Hell tönt und laut das Loblied ihrer Kinder!
Drum werden Beide dort zu Land
Die Grazien-Pastors meist genannt. —
Gern finden sich bei ihnen Gäste ein,
Doch wird der Vorwand nie vergessen:
Man pflege nirgend sonst so gut zu essen,
Und der Herr Pastor hab' den besten Wein!
Nie sind die Kirchenbänke leer: — es heißt,
Es habe keine Predigt soviel Geist,
Als die des Alten — doch ich sag' es dreist:
Ob Tischgast oder Kirchengast, ich wette,
Sie kommen sämmtlich nur der Töchter wegen,
Daß Eva, Klärchen und Dorette
Sie aus der Nähe sich betrachten mögen!

Drum auf! mein Freund, und sei kein Tor!
Bedenk: es kämen Andre Dir zuvor!
Wenn sie die schönen Grazien sich erhaschen,
So stehst Du da — und leer sind Herz und Taschen!

So sprach der Freund. Bei Verywell indeß
War noch manch' Wenn und Aber breitzuschlagen;
Doch dann versprach er, morgen es zu wagen,
Und rief: Ich reite hin — I do so, yes!

II.

Lieblich aus des Ostens Toren steigt der Sommertag,
In den Lüften jubiliren Fink- und Amselschlag.
Grün die Wälder, gelb die Felder, schönste Augenweide,
Wie ein Baldachin darüber himmelblaue Seide.

In der Laube, schattenspendend, auf der grünen Bank
Sitzt der Pfarrherr und die Pfarrfrau schon beim Morgentrank;
Freuen sich des frischen Regens, wo der Blick auch schweife,
Wünschen, daß der Ernte Hoffnung zur Erfüllung reife.

Schau! beginnt der Pastor, wenn ich meinen Augen glaub',
Hinten auf der Straße wirbelt's wie ein Wölkchen Staub.
Längst doch auf der Weide sind schon unsres Dorfes Heerden,
Schau, da bin ich doch begierig, was das möchte werden?

Ei! versetzt die treue Gattin, streng' Dein Aug' nicht an,
Meins sieht schärfer — ich erkenne einen Reitersmann.
Ach! Du prahlst ja, neckt der Pastor — nur Dein Glas ist schärfer,
Mit der Brille seh' ich gleichfalls jetzt den Staubaufwerfer!

's ist die alte Rumpelkutsche, die allwöchentlich
Aus der Stadt kommt! — Die Frau Pastor meint: Da irrst Du Dich,
Dienstags kommt sie, heut ist Montag! — Nun denn, meinetwegen,
Lacht der Pastor — kann ein Reiter soviel Staub erregen?

Während sie noch freundlich streiten, sprengt auf's Pfarrhaus zu
Der bewußte Staubaufwirbler — und springt ab im Nu.
Siehst Du? lächelt die Frau Pfarrin, wer kann besser sehen?
Stets die Frauen, neckt der Pastor — doch nun laß uns gehen!

Sieh! Da tritt schon in das Gärtchen Mister Verywell.
Guten Morgen! — Sehr willkommen! — Das ging glatt und schnell;
Doch nun hapert's; — eine Festung ist nicht leicht erobert,
Hei! Da fiel ihm ein das Briefchen seines guten Robert.

Sie verzeihn, beginnt er dreister — durch Ceremonien
Ist bisher nach meiner Meinung wenig nur gediehn.
Komplimente, schöne Worte sind zu loben freilich,
Aber gilt es schnell zu handeln, sind sie unverzeihlich!

Während nun der Grazienpastor lächelnd las den Brief,
Seine Gattin mit der Hausmagd hin und wieder lief,
Ein frugales Frühstück zu bereiten ihrem Gaste,
Da er seit dem frühsten Morgen doch gewiß schon faste!

Ei! versetzt der Freier dankend, proben will ich gern;
Wein und Kochkunst dieses Hauses preist man nah und fern!
Doch ich kam des Magens wegen nicht! — geht durch den Magen
Auch der Weg zum Mannesherzen, wie man pflegt zu sagen!

Doch zur Sache! Der Herr Pfarrer hat nun wohl ersehn
Aus dem Briefe unsres Freundes, wie die Dinge stehn?
Also hört in aller Form denn: Eine von den dreien
Eurer Grazien will ich heute auf der Stelle freien!

Laßt beim Weine — Goddam! Der ist wirklich ganz süperb —
Mich das Nähere berichten ohne Zeitverderb!
In acht Tagen — nächsten Sonntag! traut ihr mich mit Klärchen,
Mit Dorettchen oder Evchen als ein glücklich Pärchen!

Der Herr Pastor lachte, doch erstaunt sah die Mama
Auf den Gatten und den Freier — sprach nicht Nein, nicht Ja!
Doch beim Wein ist lieblich plaudern, und in zehn Minuten
Wußte sie, warum der Freier Grund hätt', sich zu sputen.

Dreißigtausend Pfund! — Allmächt'ger — giebt's denn soviel Geld?
Aber welche von den Töchtern wohl dem Herrn gefällt?
Ob Dorette, Klärchen, Evchen gleich bereit sich fänden,
Daß sie schon am Sonntag ihm sich ehelich verbänden?

Lauf' nur, Mutter! sprach der Pastor — rufe sie herbei!
Eine wird ihm doch gefallen, denk' ich, unter Drei?
Eine unter Dreien, denk' ich, wird es doch wohl wagen,
Unserm jungen Freiersmanne keck ein Ja zu sagen?

Gerne, sprach die gute Mutter, möcht' ich Eva sehn
Als die Braut — denn nach dem Alter müßt' es doch wohl gehn.
Doch der Alte lachte: Meinethalben sei's Dorette,
Bringt man immer doch die Jüngsten sonst zuerst zu Bette!

Und die Mutter ging . . . nach Kurzem öffnet sich die Tür,
Lieblich wie die Charitinnen schwebten sie herfür.
Blühend, sittsam, jung — im Schoße der Natur erzogen —
Weich wie Täubchen, die soeben erst dem Nest entflogen.

Zart wie Lilien, purpurn in der Morgensonne Schein,
Schlank, doch füllig, rund von Armen, Fuß und Händchen klein.
Stirnen, rein wie Schnee, gekrönt von blonden Haares Wogen,
Drunter blendendweiße Nacken schwanenschlank sich bogen.

Also standen sie errötend; anmutsvoll gefaßt
Neigten sie sich auf geschmeid'gen Hüften vor dem Gast.
Verywell bei dieser Reize lieblichem Gewimmel
Wähnte, daß drei Engel erdwärts sich verirrt vom Himmel.

Und er stand in Traum verloren, prüfte und erwog,
Während durch die Brust ein Sturm ihm von Gefühlen flog.
Kornblumblaue Augensterne sieht er sechsfach glänzen,
Dreifach goldne Lockenkronen ihre Scheitel kränzen.

Lächelnd weidet an der weltentrückten Schweigsamkeit
Sich der Grazien-Pastor, voller Stolz, geraume Zeit.
Doch die Mutter winkt den Kindern — ach! und stillen Grußes
Sieht entschweben er die Süßen unhörbaren Fußes.

O Ihr zwei Beneidenswerten — jubelt Verywell —
Aber wie entscheid' ich mich bei all' der Schönheit schnell?
Keinen andern Ausweg weiß ich, als mich zu bequemen,
Muselmann zu werden, um sie alle Drei zu nehmen.

Lachend rief der wackre Pastor: Das ist hier zu Land
Nicht des Brauchs, und wärt Ihr Sultan selbst von Samarkand
Glaubt Ihr denn, als Christ vergäß' ich meiner Seelenhirtschaft,
Schwiegervater gar zu werden einer Haremswirtschaft?

Doch die Gattin schalt: Ihr Männer treibt nur immer Scherz,
Selbst mit heiligen Dingen, wie es ist ein Mädchenherz.
Doch dem Freier zu Gefallen, den ich liebgewonnen,
Will ich mit den Kindern reden, wie sie wohl gesonnen?

Und die Gute, stillbekümmert um der Töchter Glück,
Zog sich zu den Turteltäubchen in ihr Nest zurück.
Wenn es sich um's Wohl der Kinder handelt bei den Müttern,
Wissen sie allein die richtige Lösung auszuwittern.

Schweigend harrt der Seelenhirte, schweigend Verywell,
Von den lieblichen Gestalten träumt der Junggesell'.
Seiner Frau Beredsamkeit zu segnen, bittet stille
Der Herr Pfarr den Himmel — aber nur, wenn's Gottes Wille!

Von Minute zu Minute leis der Zeiger kroch,
Und die Tür zum Paradiese blieb verschlossen noch.
Was die Mutter für und wider sprach, wer kann es wissen —
Endlich aber ward die Gartentüre aufgerissen.

Eva, holderglühend, schamhaft vor der Laube stand,
Aengstlich hielt sie noch umklammert ihrer Mutter Hand.
Verywell eilt auf sie zu; von ihrem Anblick trunken,
Ist er huld'gend vor ihr nieder auf das Knie gesunken.

Teures Kind, Du willst die Meine werden — ist es wahr?
Prangend wird die grüne Myrte stehn im goldnen Haar —
Laß mich auf das Fingerlein, das süße schlanke Dingchen,
Als den Zeugen meines Glückes streifen dieses Ringchen!

Liebst Du mich? Willst Du mich glücklich machen? O wie nah'
Ist mein Glück! — Doch laß' mich hören — sprich ein kleines Ja!
Und sie lispelt leis ein „Ja" mit kirschenroten Lippen —
Und ihn treibt's, den ersten Kuß von diesem Kelch zu nippen!

Ach, da reißt das scheue Mädchen sich aus seinem Arm
Und entflieht. Der Bräut'gam klagt: O weh, ich schuf ihr Harm!
Doch die Mutter tröstet ihn: das wär' bei jungen Bräuten
Nach dem ersten Kuß so Brauch und hab' nichts zu bedeuten!

Unser Verywell empfiehlt sich bald, von Liebesglück
Noch ganz taumlig — denn nach London will er noch zurück.
Wie er schon im Sattel, macht der Pastor sich das Späßchen,
Füllt zum letzten Umtrunk auf das Brautpaar noch drei Gläschen.

Und er scherzt: Zur Heirat braucht es schnell Entschlossenheit!
Shakespeare sagt: Ward je in solcher Laun' ein Weib gefreit?
Und ein Philosoph, zwar ist es keiner von den neuen —
Spricht: Heirate oder nicht — es wird Dich Beides reuen!

III.

Was mochte nur Dorettchen haben?
Im Garten saß das arme Kind,
Das Köpfchen in der Hand vergraben,
Das helle Aug' von Tränen blind.
Ihr Blick verliert sich in die Weite,
Und Träume ziehn durch ihren Sinn:
Ihr ist es immer noch, als reite
Der schmucke Freiersmann dahin!

Sie hätt' ihn auch wohl gern genommen,
Doch sei sie noch zu jung dafür;
Wär' ihre Zeit nur erst gekommen,
Ständ' auch der Freier vor der Tür.
Nun hört sie drinnen das Gelächter
Der ältern Schwestern — und sie spricht:
Die Jüngste hat es immer schlechter —
Und neu beträut sich ihr Gesicht.

Und träumend aus dem Garten schreitet
Langsamen Fußes sie in's Land,
Wo die Allee zum Walde leitet,
Der tröstlich-rauschend sie umspannt.
Auf einem Hügel sitzt sie nieder,
Den sie zum Lieblingsplatz erkor —
Da horch: . . . ist ihr's nicht plötzlich wieder,
Als töne Hufschlag ihr an's Ohr?

Wer kommt des Wegs daher geschossen?
Er ist's! . . . wie klopft das Herz ihr schnell.
Nun steht sie, purpurübergossen,
Und höflich grüßt sie Verywell.
Verzeih, mein schönes Kind — den Namen
Der Schwester Braut vergaß ich ganz;
Wie hieß die Lieblichste der Damen,
Die tragen soll den Myrtenkranz?

Den Namen, Herr, habt Ihr vergessen?
Ein Lächeln ziert ihr Angesicht. —
Vergessen — nein! ich glaub' indessen,
Ich hört' ihn überhaupt noch nicht!
Doch stehen muß im Eh'vertrage
Des Bräut'gams Name und der Braut —
Drum sei so gut, mein Kind, und sage:
Wie heißt, die mir wird angetraut?

Sie heißt . . . nun ja . . . sie heißt Dorette!
So lügt die Kleine, rot wie Blut. —
Ja ja! so hieß die reizend Nette,
Ruft Verywell und zieht den Hut.
Und eh' Dorettchen, Reu' empfindend,
Nachrufen kann, daß sie geirrt,
Sieht sie, wie er durch's Grün entschwindend,
Dem Pfeile gleich von dannen schwirrt.

IV.

Abends in der Mädchenstube, eh' zur Ruh' die Täubchen gingen,
War ein Kichern und ein Schwatzen von den vorgefall'nen Dingen.
Ihrer Mäulchen lustig-plappernd Mühlrad drehte sich um ihn,
Um den Bräutigam aus London mit dem headlong-Heiratsspleen!

Eva fand, er sei zu ernsthaft für sein jugendliches Alter,
Klärchen meinte: ihr wär' gleichfalls lieber ein recht muntrer Falter.
Eva fand: Nichts könnt' es schaden, wenn er etwas kleiner wär',
Klärchen meinte: ja die Großen, lassen ducken sich zu schwer.

Eva fand: es wär' verwegen, daß er sie sogleich geküßt
Und ihr an den Finger streifte den Verlobungs-Amethyst.
Klärchen meinte: daß die Mutter Eva ihm gleich angetragen,
Wär' nicht recht — sie hätt' auch Klärchen und Dorettchen müssen fragen!

Eva fand, und Klärchen meinte . . . aber schweigend lag Dorettchen
Mit dem Köpflein unter'm Deckbett — da trat Klärchen an ihr Bettchen,
Zog vom Antlitz ihr die Decke: Sprich, Dorettchen, schläfst Du schon?
Laß' auch Deine Meinung hören über unsern Schwiegersohn!

Was? Du weinst gar? — Und Dorettchen rief errötend: Ihr seid greulich!
Von dem Freier so zu sprechen, find' ich wirklich ganz abscheulich!
Daß die Braut sogar mit einstimmt, nenn' ich vollends ungeschliffen
Wenn man mir ihn angeboten, freudig hätt' ich zugegriffen!

Sich verteidigend, meinte Evchen: daß doch sie ihm an den Hals
Nicht geflogen — und dem Kusse sich gesträubt hab' jedenfalls!
Und sie hätt's auch nicht so eilig, daß sie unter's Häubchen käme,
Ja! ihr fiel ein Stein vom Herzen, wenn Dorettchen ihn sich nähme!

Wirklich? rief die Jüngste — eilig richtet sie sich auf im Bett,
Und es lugte unter'm Deckbett vor ein Beinchen wundernett.
Vollends warf sie fort die Decke, sprang im Hemdchen auf die Diele,
Wenig fehlte, daß sie jubelnd um den Hals der Schwester fiele.

Ja, ich weiß! Du trägst im Herzen längst des schmucken Försters Bild,
Fuhr die Kleine fort; doch sage, wenn Dir Verywell nichts gilt,
Warum hast Du Ja gesprochen und nicht herzhaft dreimal Nein?
Warum sagtest Du nicht ehrlich, daß Dein Herzchen nicht mehr Dein?

Eva sprach — und eine Träne in ihr Aug' sich leise stahl —:
Ach, mein Liebling — längst empfand ich heimlich nagend Reuequal.
Doch — malt eine gute Mutter Alles in so rosigem Licht,
Ziemte sich's, daß Kindesliebe bess'rer Einsicht widerspricht?

Und sie brachte klug zum Schweigen, was mein Herz auch sprach dagegen: —
Glaub', er wird Dich glücklich machen, wird mit Liebe Dich umhegen.
Jeden Wunsch wird er befried'gen — denke: dreißigtausend Pfund!
Giebt der Himmel Euch Gesundheit, segnet Glück den Ehebund.

Wagen hält er Dir und Pferde — eine sechsspänn'ge Karosse,
Ach ich glaub', er sprach auch schon von Park und See und schönem Schlosse.
Denke Dir, wie eine Lady lebst Du in der großen Stadt —
Wahrlich, einer Lady würdig ist, wer soviel Anmut hat!

Ach, noch Vieles sprach die Gute, bis mir die Besinnung schwand
Und ich mich vor ihm im Garten plötzlich mit der Mutter fand.
Ach! seit jenem Kuß empfand ich's, der erkältend mich durchlief,
Daß im Herzen, still gehütet, eine andre Neigung schlief.

Weine nicht! sprach Klärchen tröstend, und Dorettchen rief: Sei still.
Noch ist eine Rettung offen — hört, was ich Euch beichten will!
Und sie sprang in's Bettchen wieder, schlüpfte fröstelnd in die Daunen —
So! nun setzt Euch bei mir nieder — schweigt und hört, Ihr werdet staunen!

Und sie steckt das Lockenköpfchen zwischen die des Schwesternpaars,
Ineinander floß die Haarflut — o ein Bild zum Malen war's!
Kichernd, wispernd wie ein Mäuschen beichtete der Schelm, der lose,
Und es färbte sich die Wange bald zur Lilie, bald zur Rose . . .

Ist es möglich? lachte Klärchen — ist es denkbar? lachte Evchen.
Unser kleines Siebzehnjähriges wäre solch' verliebtes Schäfchen?
Doch gleichviel — nun ist behoben Schwester Evas Herzbeschwerde;
Laßt uns sehn jetzt, wie Dorettchen seine Braut auch sicher werde!

Drei verschmitzte Mädchenköpfe stecken bei einander wieder;
Ihres Redeflusses Wellen plätschern lebhaft auf und nieder,
Bis aus oft verworfner Pläne kunterbuntem Allerlei
Sich Dorettchens Vorschlag Bahn brach, dem sie lachend stimmten bei.

Danach wollten sie den Eltern ihre Heimlichkeit verschweigen.
Und nicht eher als am Trautag sollte sich die Wahrheit zeigen.
Von dem Dreigestirn ward Keinem bange vor dem Qui pro quo,
Und sie wünschten Gutenacht sich — jede recht im Herzen froh!

V.

Wenig bleibt nur am Berichte
Vom Verlaufe der Geschichte,
Denn der nächste Sonntag kam
Und mit ihm der Bräutigam;
Auch Freund Robert war erschienen,
Um als Zeuge ihm zu dienen.

Welch ein Lärmen
Doch das Schwärmen
All der Hochzeitsgäste machte,
Die das Fest zur Stelle brachte.
Wieviel Füße durch den Garten
Trippelnd scharrten,
Und wie viele
Auf der Diele,
Daß die Stuben ängstlich knarrten.

Zeitig war
Der Notar
Heut von Hause aufgebrochen,
Daß er seh'
Als Gourmet,
Was Frau Pfarrer würde kochen,
Um womöglich vor dem Mahle
Eine Schale
Aus dem Bratentopf zu kosten,
Oder mit dem Pastor gar
Eine Bowle anzusetzen,
Die er nicht allein zu schätzen,
Sondern auch geübter Hand,
Darin war er anerkannt,
Zu derlei Gelegenheiten
Schon seit langen, langen Zeiten
Zu bereiten
Wohl verstand. —
Ja, es war
Der Notar
Stets gewissenhaft auf Posten,
Wo es galt,
Ein Gericht fein auszukosten,
Sei es heiß nun oder kalt.

Und er sah sich nicht betrogen,
Denn man fühlte sich bewogen,
Mit Vertrauen
Seiner Kunst anheim zu geben,
Aus dem edlen Saft der Reben
Würdiges Getränk zu brauen.
Unter seiner Hand gewann
Schon Geschmack und Duft die Bowle,
Hoch im Bogen
Aus dem Suppenlöffel grad'
Füllte er zwei Gläschen an,
Daß zu allgemeinem Wohle
Der Herr Pastor prüfen kann,
Ob der Trank nicht ganz probat?
Ei! da trat
Just der Bräutigam in's Zimmer,
Angehaucht von rosigem Schimmer.

Prosit! ruft er — meine Herren,
Ei, das will sich trefflich passen!
Hitze und des Weges Staub
Machten mir die Zunge dörren;
Mit Verlaub
Kost' ich auch einmal, dabei
Wollen wir gleich alle Drei
Unser Bräutchen leben lassen!
Solcherlei Gelegenheit
Muß man stets beim Schopfe fassen.
Ach! wo ist die holde Maid,
Die in all der langen Zeit
Mir das Herz hat klopfen lassen?
Ei, ich wette,
Toilette
Macht die Süße noch im Zimmer,
Wo doch Schneiderkunstwerk nimmer,
Wie ich dächte,
Je vermöchte,
Zu erhöh'n der Anmut Schimmer,
Den Natur mit vollen Händen
An der herrlichen Gestalt
Zu bezaubernder Gewalt
War so gütig zu verschwenden!

Sieh! die Tür eröffnet sich —
Und die Grazien züchtiglich
Nah'n in feierlichem Schritte,
Das Dorettchen in der Mitte,
Der im goldnen Scheitelhaar
Wunderbar
Glänzt der grüne Myrtenkranz,
Während sie in duft'gen Glanz
Hüllt der Schleier. —
Ihr entgegen eilt der Freier,
Schließt im Nu
In den Arm die holde Braut:
Sei gegrüßt mir, schönstes Kind! —
Da herzu
Tritt die Mutter — steht und schaut,
Blickt verwundert, prüft und sinnt,
Auch der Pfarrer steht entsetzt;
Denkt zuletzt,
Daß ein Traum genarrt ihn hätte?
Freundchen, ruft er, — seid Ihr blind?
Ist Dorette
Denn das auserwählte Kind?

Freilich! ruft beglückt der Freier,
Hier ist Irrtum ausgeschlossen!
Steht sie doch in Kranz und Schleier
Und vom Brautgewand umflossen!

Irrtum, ruft die Mutter, ist es!
Denn ich wüßt' es
Doch am besten, wenn Dorette
Euch ihr Ja gegeben hätte!
Was die dummen Mädchen machten,
Was sie dachten,
Möcht' ich allerdings erfahren,
Als sie in Dorettchens Haaren
Kranz und Schleier flochten ein —
Nur ein Irrtum kann es sein!
Nein, lacht Verywell, o nein!
Im Kontrakte steht, ich wette,
Klipp und klar,
Daß mein Bräutchen heißt Dorette!
Herr Notar!
Bitte, lesen Sie hier nach,
Ob ich mich vielleicht versprach?

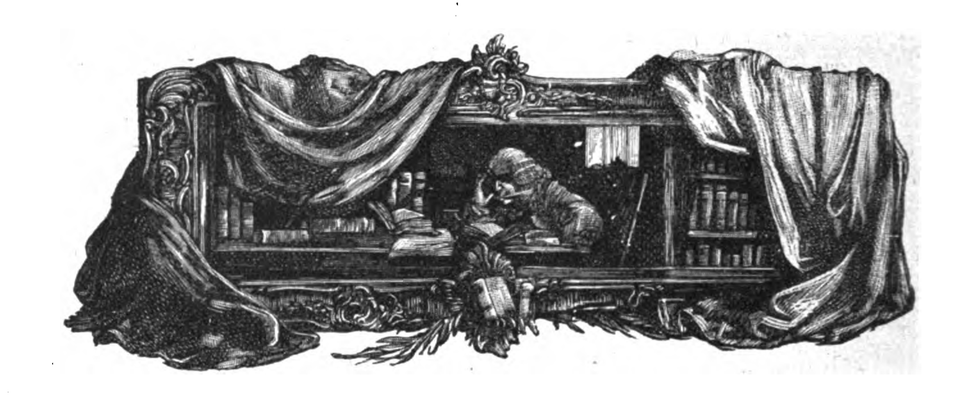
Und man las, man hörte, staunte,
Daß die Braut Dorettchen sei,
Nur die Mutter leise raunte,
Daß dabei
Irgend eine Schelmerei
Ihrer Töchter mit im Spiel.

Doch der Pfarr entschied: Gleichviel!
Wenn es recht dem Schwiegersohn,
Soll Dorettchen er behalten;
Mag hier walten
Zufall oder süß Geheimniß! —
Aber hört: der Glocken Ton
Mahnt uns schon!
Darum laßt uns ohne Säumniß
Zum Altar des Ewigen treten
Und um seinen Segen beten.

Unser Mahl mit Scherz zu würzen,
Wird Dorettchen nach der Trauung
Zur Erbauung
Damit uns die Zeit verkürzen,
Daß sie uns getreu entdeckt,
Wie sie gestern
Oder früher mit den Schwestern
Dieses Schelmstück ausgeheckt!

Nun, so sei's, in Gottes Namen,
Sprach die Mutter, nahm den Arm
Ihres Gatten — und vom Schwarm
Aller Gäste froh geleitet,
Sie vorauf zur Kirche schreitet —
Ja, es sei, in Gottes Namen!
Und der Pfarrer sagte: Amen!





Herder.

Von

Hans Lindau.

— Berlin. —

„Dies ist das Leben, nicht für sich zu leben bloß."
Menander.

Am 21. Dezember 1903 werden es hundert Jahre, daß Johann Gottfried Herder tot ist. Hundertjährige Gedenktage zu feiern, ist ja zunächst eine äußerliche Sitte, und es dürfte der Würde einer Zeitschrift, die nur zwölf Mal im Jahre vor ihren Lesern erscheint, wohl kaum anstehen, jeden Gedenktag, an dem es gerade eine runde Zahl wird, daß wir den oder jenen betrauern, dessen oder jenes Geburtstags festlich begehen, geflissentlich zu beherzigen. Bei Herder indessen darf vielleicht der Feier eine ernstere Bedeutung gegeben werden.

Gleich beim ersten Satze müßte ich eigentlich stocken. Es werden hundert Jahre, daß Herder tot ist. — Herder tot? — Nein, was wir hier ehren und bedenken wollen, soll nicht das Kleid der Sterblichkeit tragen, wenigstens nicht für unsere Augen, nicht für diese Generation. Einen lebendigen Heiligen der Wissenschaft wollen wir feiern, und dazu soll uns das zufällige Kalenderdatum, an dem der zufällige irdische Träger ungestorbener Ideen das Zeitliche segnete, nur als Gelegenheitsursache dienen — ich sage zufällig, obwohl Zufall, nach Lessings frommem Urteil, eine Gotteslästerung bedeutet, aber das Wort ist ja hier nur in seiner relativen Bedeutung angewandt, die uns die Schwäche der menschlichen Auffassung nötig macht, wenn wir nämlich damit recht energisch betonen wollen, daß

wir das Wesentliche in anderen Dingen als Daten und biographischen Notizen suchen. Daß in Wahrheit der Zufall keinen Platz hat in der unendlich hehren Wirklichkeit, wer wollte das zu leugnen wagen? Entweder ist nichts zufällig oder Alles, können wir bei Herder lesen.

Doch an ein, wie wir zu sagen pflegen, wiederum zufälliges Zusammentreffen des Herder'schen Todestages mit einem schönen Feste der christlichen Kirche möchte ich anknüpfen. Er, der pfingstliche Friedensgeist, der Mann der Sprachen, der die Zungen aller Völker aus der babylonischen wirren Dunkelheit des Nationalhasses immer kräftiger in's Lichte, Helle, Klare zu rücken trachtete, ist zur Weihnachtszeit gestorben, zu der Zeit, in der die Christenheit die Geburt ihres Heilandes feiert, wenige Tage vor der heiligen Nacht.

Jeder Deutsche, der jemals ein Weihnachtsfest in der Fremde verlebt hat, wird den eigentümlichen poetischen Zauber dieser Feier, wie sie in der Heimat begangen wird, vielleicht noch inniger zu würdigen wissen, als wer sie niemals zu entbehren hatte. „Abwesenheit allein versteht zu schätzen,“ sagt Goethe. Die deutsche Winterlandschaft, der strahlende Tannenbaum in der Kinderstube, — sind doch Kinder die Hauptsache bei diesem Feste, — ein feiner Duft von Nadeln, Pfefferkuchen und Aepfeln . . . Doch ich darf mich nicht in's Materielle verlieren, wir kämen sonst zu weit von Herder ab — ein Weihnachtslied klingt mir besonders rührend in den Ohren. Es ist so recht aus dem Herzen der jubelnden Freudigkeit des weihnachtlichen Glaubens geschaffen; und ich meine, der Klang wird auch die Mitmenschen, die sich an kein Dogma mehr halten mögen, aber das Göttliche im allgemein Menschlichen mit zarter Inbrunst verehren wollen, wie Herder es uns gepredigt hat, nicht verletzen, noch erzürnen. Ein wonnevoller Klang. Möge er als ein tiefer Glockenton läuten, während und länger als wir in feierlicher Sammlung des Gemüts mit den Ideen des großen Menschen Herder uns beschäftigen. Wahr bleibt:

„Kein endlicher Verstand ermißt,
Wie groß die Liebe Gottes ist.“

* * *

Wenn wir nun auf einem Weihnachtstische die Werke Herders liegen sähen und dürften einen Band nach dem anderen in die Hand nehmen und darin blättern und lesen, was würde wohl da in uns vorgehen? Ich glaube, ein anderer strahlender Weihnachtsbaum, unvergleichlich herrlicher noch als der mit den leiblichen Augen erschaute, müßte aus den Blättern des Buches emporsteigen, hoch und höher, ja uns die nächste Umgebung ganz vergessen machen, und dieser strahlende Weihnachtsbaum wäre Herders Traum von der Weltgeschichte. Wir würden in diesem Traume das Herz mehr und mehr zu unendlicher Liebe erhoben fühlen, und es geschähe uns, als

wenn den forschenden Tiefdrang unseres irdischen Verstandes ein süß harmonischer Sang weihnachtlicher Engel in den Höhen des Himmels begleitete.

So heißt der göttliche Klang Cäcilien ihre Instrumente fallen lassen, um den Chören des Jenseits zu lauschen, wie die Höhe der Herder'schen Gedanken uns dem Erdenstaube entrückt.

Ein großer Denker muß ein großer Träumer sein. Wie dem Tage die Nacht, so folgt dem Denken das Träumen. Das ist wohl nicht nur deutsche Weisheit. Aber fast scheint das alte Tacituswort für die Germanen noch heute zuzutreffen, daß die Nacht dem Tage vorangeht, daß der Traum das Denken zu führen scheint. In Herders Werken liegt traumhaft weich gebettet solch Reichtum von Gedanken, daß die Geisteswissenschaften des folgenden Jahrhunderts beinahe nur ins Klare zu schaffen hatten, was hier schon schlummernd lag. Herder war vielleicht der ideenreichste aller deutschen Schriftsteller.

Nach drei Gesichtspunkten läßt sich das, wie ich glaube, besonders beleuchten, wenn die zusammenhängende Natur der Dinge auch eine allzu scharfe Sonderung der Betrachtungsweisen verbieten mag. Wir können drei Fragen uns vorlegen und nach Antwort suchen: Was war Herder? Was ist Herder? Was wird Herder sein können, soweit unsere Blicke tragen?

Herder in der Vergangenheit. Herder und die Gegenwart. Herder für die Zukunft.

I.

Als ein Riese zwischen den Riesen Leibniz und Goethe steht Herder mitten in der gewaltigen Umschwungszeit zwischen Aufklärung und Sturm und Drang und der kommenden Romantik und Wissenschaft des 19. Jahrhunderts, kein ganzer Denker zwar und kein ganzer Dichter, aber an anregender Fruchtbarkeit, tiefer Empfänglichkeit für die schönsten Gaben der unendlichen Natur, den Größesten ebenbürtig. Die Verdienste dieses Mannes als Erwecker und Förderer edler Gedanken, als Erweiterer des Horizontes unserer gelehrten Bildung nach allen Seiten hinaus, sind so groß, so mannigfaltig, so entschieden deutlich, daß, wie ein geistvoller Kenner der Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts, Hettner, wohl mit Recht gesagt hat, ohne Herder sich alles Folgende garnicht denken läßt.

Während Lessing mit genialer Gedankenschärfe gewisse Stilprincipien der Kunst und gewisse Fragen der Wissenschaft sauber herausgearbeitet, pointirt nach seiner Weise, ans Licht gesetzt hat, bringt Herder mit der seelsorgerischen Beredsamkeit des Priesters, gleichsam in mächtiger Ergänzung dazu, die Welt der Gefühle, des Gemüts, zu ihrem Rechte. So ward er der Engel Goethes, der eine neue Zeit heraufführt, eine Fülle von Anschauungen und Gedanken, wie sie die trostarme Gefühlskargheit der Aufklärung nimmer gebären konnte. Er war der Mann der Anregungen, kein Vollender und Systematiker, aller Dogmatik abhold, aber in der Feinheit

des Gefühls der geborene Meister der modernen Geisteswissenschaften. Man kann vielleicht ohne Uebertreibung sagen, daß vor Herder eine Geschichtsauffassung, die in liebevoller Innigkeit der Nachempfindung und selbstloser Vornehmheit der Gesinnung so in die Tiefen des Fernen und Fremden eindrang, noch nicht in der Welt war. Die selige Heimatlosigkeit des Gotteskindes, das in frommer Daseinsliebe überall daheim sich fühlen darf, überall getragen von den schwebend unbeschwerten Abgründen und Gärten des Lebens, war ihm völlig zu eigen, und so gleicht er dem nobel sein Salböl verschwendenden Erben, von dem Hugo von Hofmannsthal sang:

„Die Toten, die entgleiten,
Die Wipfel in den Weiten,
Ihm sind sie wie das Schreiten
Der Tänzerinnen wert.

Er geht, wie den kein Walten
Vom Rücken her bedroht,
Er lächelt, wenn die Falten
Des Lebens flüstern: Tod!
Ihm bietet jede Stelle
Geheimnißvoll die Schwelle,
Es giebt sich jeder Welle
Der Heimatlose hin!

Der Schwarm von wilden Bienen
Nimmt seine Seele mit,
Das Singen von Delphinen
Beflügelt seinen Schritt:
Ihn tragen alle Erden
Mit mächtigen Geberden . . .“

Auf dem Grunde seiner Seele schimmert so viel, daß es schwer hält, den entscheidenden Urboden seiner Genialität richtig zu erfassen: Vielleicht war es der Lyriker, der sinnige Poet in ihm, der die Volksgebilde liebevoller anschaute, als sie je zuvor angeschaut waren, der aus einem wundersamen Gemisch von Himmelsdemut und zärtlich menschlicher, dichterischer Bibelfreude Theologe wurde.

Die ganze Herzenslauterkeit der Menschen giebt sich ja wohl in der überquellenden Seligkeit im Erfassen aller irdischen Verhältnisse zu erkennen.

Er hatte den unvergleichlichen Tiefsinn des religiösen Historikers, dem die Geschichte mehr ist als Vergangenheit und Taten, dem sie wie eine ewige Gegenwart in der unergründlichen Gottheit nahe kommt. Bei dieser Denkweise wird es zur unabweisbaren Notwendigkeit, Natur und Menschheit in phantastischer Verehrung zu verschmelzen. Die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ beginnen mit naturhistorischen Betrachtungen, und erst spät steigt der Mensch aus dem Schöpfungsreiche, dem so viel seelenvolle Aufmerksamkeit zugewandt wird, und, mit dem Menschen, Herders Hauptanliegen, die Humanitätsmoral, triumphirend hervor. In den „Briefen

zur Beförderung der Humanität" verweilt der Menschenfreund mit unermüdlicher Kraft und Schönheit in seinem Elemente. Mag nun wohl auch dem Gelehrten Vieles veraltet und überholt erscheinen, eine Fähigkeit dürfte den Herder'schen Schriften nicht leicht abgesprochen werden können: Er macht großartig Stimmung für die denkbar ernsteste Behandlung aller Probleme. Nicht Büchergelehrsamkeit bekommen wir zu schmecken, obwohl eine ganz gewaltige Menge Lektüre die Voraussetzung zu all solchen Darbietungen bilden mußte! Alles giebt sich aus dem Gefühl heraus entstanden zu verstehen. Das erbauliche Element ist bei Herder stärker als bei irgend einem seiner großen Geistesnachbarn vertreten. Dies entspricht seiner Veranlagung und verleiht seiner Stimme jene eigentümlich sonore Klangfarbe, daß man sie unter Tausenden herauserkennen möchte. Er war eine gründlich wahrhafte Natur, und als Kanzelredner soll er frei von irgend welchem äußerlichen Wortschwall, beinahe nüchtern menschlich, aber ergreifend schön gepredigt haben. Als Schriftsteller ist er sicherlich gleichfalls in hohem Grade gemütserhebender Wirkungen fähig, ja man könnte sich keinen frömmeren, inbrünstigeren, herzlicheren Vortrag der Historie denken, und es herrscht ein ganz unglaublicher Mangel an Trockenheit in diesen Erörterungen.

Nun wäre das an und für sich am Ende gar kein hoher Vorzug, wenn nicht eines hinzukäme: solides Verständniß der vielen Verknüpfungen in der Geschichte. Bei Herder hält die Kraft der Intelligenz Schritt mit seiner Begeisterung. Die reißende gemütliche Unterströmung wirft logische Verhältnisse nicht über den Haufen. Im Gegenteil. Ihm wird ein spürendes Fühlen oft genug, mit Wundt zu reden, zum Pionier der Erkenntniß. Er hat eine Wünschelrute in der zuckenden Hand, und so oft vergrabene Schätze in der Nähe liegen, wird Herder zum Propheten. Ungezählte Male äußert er klar heraus wissenschaftliche Wünsche, die zu erfüllen der Folgezeit oblag. Und da sein Gebiet so weit reicht, wie man nur blicken kann, lassen sich Beziehungen von ihm aus nach allen Richtungen hin anspinnen und überraschende Begegnungen und Anticipationen wahrnehmen. Beim Lesen gewisser Partieen in den Werken Herders hat man das Gefühl, als ginge man über vulkanischen Boden, als brauche man nur den Spazierstock in die Erde zu bohren, und ein brodelnder Quell würde der heißen Unterwelt sogleich entsteigen wie im Yellowstone-Parke. Ueberall Probleme, geistreiche Aperçus, vorweggeahnte Zusammenhänge. Daß dieser Mann der berufene Lehrer und Freund Goethes war, kann nicht wundernehmen. Die Zusammenkunft beider Geister in Straßburg hat etwas providentiell Erhabenes; ist es doch, als habe der „Freund Humanus", wie Goethe ihn nannte, das Weltkind gleichsam getauft mit dem geistigen Jordanwasser seiner ganz ungemein tiefsinnig frommen Entwicklungsphilosophie der Menschheit.

Rührend ist das Verhältniß der beiden großen Männer zu einander. Herders Leben entbehrt nicht der tragischen Größe. Durch Goethes Güte

gelangte er zu einer ehrenvollen geistlichen Würde, aber die Theologie schob dem freien, weiten Denker manche herzlich schwer zu lösende Aufgabe zu. Und wenn dann die natürliche Wahrheitsliebe des genialen Menschen in Konflikt geriet mit den von ihm so gern respektirten Anforderungen des Tages und der Ehrenstellung, die er inne hatte, muß er wohl manches Mal in einsamer Nacht und Sorge und Gewissensnot gewandelt sein. Zweideutigkeiten seiner Aussprache entgingen den Eiferern des gebundeneren Glaubenslebens nicht. Goethe aber grüßte den verwandten Geist dankbar, liebevoll und mit mitleidigem Herzen.

Wer das vor Augen hat, versteht vielleicht noch besser, warum es denn gelegentlich so namenlos sehnsüchtig zukunftsdürstend in den Gedanken- und Gefühlsläufen des armen Erdenkindes zugeht. Herder fühlte sich nicht so wohl in seiner Gegenwart, wie man es ihm wünschen mochte. Und es ist in seinen Schriften ein Recken und Strecken nach kommender Weisheit. „Es giebt sich jeder Welle der Heimatlose hin." Aber unter dem Fluche jeder Situation schlummert dem Geduldigen ein tieferer Segen, und wenn Herder gelegentlich strauchelte, wer wollte sich unterstehen zu sagen, daß er nicht gestrauchelt wäre, und wenn Herder andere Male die Himmelsleiter richtig ergriff und sich heldenhaft aufschwang an den Gelegenheiten, die ihm ein Engel zugeworfen haben mochte, wer wollte zu behaupten wagen, daß er wie Herder zu steigen gewußt hätte! Wie Rousseau war Herder im Ganzen nicht das, was wir einen glücklichen Menschen nennen. Aber wer sich Trost holen möchte gegen den Eindruck der irdischen Bedürftigkeit und des Jammers und der Unzulänglichkeit aller Menschlichkeiten, der lese nur, welche Offenbarungen himmlischer Daseinsseligkeit das Schicksal auch solchen, die ihre Stiefkinder zu sein scheinen, aufzusparen wußte. Wenn der wolkige Himmel sich gelegentlich zerteilt, schaut blaue Himmelsferne wundersam herunter und hält wohl für ein Leben voll Mühe und Entbehrung in ungeahnter Köstlichkeit schadlos.

Goethe, der lyrische Gelegenheitspoet im höchsten Sinne, schuf seinem Leiden Luft in lieblichen Dichterworten, die um Unsterblichkeit bittend an der Himmelspforte immer leise klopfend schweben. Auch Freund Humanus, will mir scheinen, war ein solcher Gelegenheitspoet, und er rettete sich aus dem seelischen Ungemach der bedrängten Gegenwart auf ähnliche Weise durch arbeitsame Produktion in's Freie. Und da scheint es einem beinahe sündhaft, was die aufrecht wandelnden Geistesheroen solchergestalt der trüben Erdennot glücklich enthoben und in ein reineres Reich hinaufzutragen gewußt haben, mit psychologischem Spürhang wieder hinunter zu verfolgen in's Düstre, Enge und Individuelle der beschränkten Einzelkraft; freuen wir uns lieber an dem Schönen. So sagt Jakob Burckhardt einmal, man solle „dem Himmel danken, wenn man nicht zu erforschen braucht, wie und mit welchen Kämpfen ein Dichter das Unvergängliche aus seiner Umgebung und

seinem armen Leben heraus in's Sichere brachte." Wie anmutig ist das gesagt: „in's Sichere brachte".

Wenden wir uns rasch ab von dem unleidlich gewordenen Menschen Herder, der sich dem Göttersohne Wolfgang mehr und mehr entfremdete, und sehen wir in ihm den taufenden Johannes von Straßburg, den hohepriesterlichen Geist, dessen Dasein einer späteren Betrachtung in dem Augenblick zu kulminiren scheint, da er des jungen Goethe Haupt salbte, zum König der Neuzeit.

II.

Ich habe bereits davon gesprochen, daß es auf Schritt und Tritt Beziehungen von Herder aus zur Gegenwart zu konstatiren giebt. In der Meinung, es könne eine Art Ehrung des ungestorbenen Toten bilden, wenn man auf solche Annäherungen achtet und darzutun versucht, wie lebendig die Fühlung ist zwischen Herder und unserer jungen und jüngsten Epoche, las ich, darauf die Aufmerksamkeit koncentrirend, den Bleistift in der Hand, verschiedene Schriften. Ich merkte bald, die Sache nimmt gar kein Ende. Wird erst einmal auf leisere Anklänge geachtet, so kommt der Bleistift nicht mehr zur Ruhe. Wo aber ist die Grenze zu ziehen? Dies erinnert an den, dies an jenen. Alles hat seine Fortsetzung, zum Teil vielleicht seine Krönung gefunden. Die Stelle möchte ich mir herausschreiben und an Alfred Klaar schicken. Sie paßt ja völlig in seine edle Arbeit „Wir und die Humanität". Diese Stelle daneben ist Karl Bücher für seine Untersuchungen gewiß ein willkommenes Motto. So geht es immerfort. Der geistreiche Mann scheint mehr unserer Zeit anzugehören als der seinen, und das Wunderbarste ist das beweglich rasche Mienenspiel. Man kann wirklich ausrufen: Das ist der gleiche Teufelsspuk, wie Mephisto ihn seinem Reisebegleiter Faust erklärt: Jedem kommt sie wie sein Liebchen vor. Die Physiognomie ähnelt nämlich bald dem, bald jenem, beständig wechselnd, und die verschiedensten namhaften Repräsentanten neu angebauter Wissenschaftszweige können sich auf Herders Führerschaft berufen.

Alles aber kommt aus einem innersten Grunde, der treubeflissenen Gefühlshingabe Herders angesichts der mannigfaltigsten Materie. Sein leitender Grundsatz ist voraussetzungsloses Geltenlassen der besonderen Natur seines jeweiligen Stoffes. Viel moderner als Lessing scheidet er das Plastische vom Malerischen, enthält sich immer nach Möglichkeit eigenwillig heterogener Beurteilsweisen, die dem wesentlichen Kern der Dinge, von denen er spricht, nicht entsprechen. Die ungeheure Vielseitigkeit der Gesichtspunkte scheint eine notwendige Folge solchen edlen Mangels an einseitiger Voreingenommenheit zu werden. Vor Allem Friedrich Ratzel hat sehr viel von dieser wissenschaftlichen Natur Herders. Man mag die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" ja beinahe eine Anthropogeographie heißen.

Es würde nun also, wie angedeutet, entschieden zu weit führen, wollte ich alle die möglichen Brücken schlagen, die sich aus Herders Werken nach hier- und dorthin in die Gegenwart schlagen lassen. Ich greife darum auf's Geratewohl nur einige wenige Geisteshelden des neunzehnten Jahrhunderts heraus, um sie in Verbindung mit dem Manne zu bringen, bei dem es niemals schwer hält, Berührungsflächen in weitem Umfange zu verzeichnen.

Die Idee, daß die Pflanzen eine Seele haben, war für Fechner von hoher beseligender Bedeutung. Anklänge hieran wie an die Philosophie, die in Fechners Zend-Avesta ihren ergreifenden Ausdruck findet, — „wahrscheinlich ist unsere Erde ein organisches Wesen" (Brief zur Beförderung der Humanität Nr. 122) — und vielleicht auch Anklänge an Fechners Vorstellungen vom Leben nach dem Tode — „leise oder stürmisch verbreiten sich Wellen und Wogen mit und ohne Deinen Namen auf Deine Zeitgenossen und die Nachwelt fort". (Briefe, Beilage zu Nr. 57, vgl. auch Ideen z. Ph. d. G. d. M. 5. Buch, VI) — lassen sich bei Herder wohl heraushören.

Es giebt Sätze in „Nanna", die ebenso gut Herder geschrieben haben könnte. Kleine feine Unterschiede werden für den Kenner vermutlich nicht unsichtbar bleiben. Ich gestehe offen, daß ich es nicht so weit gebracht habe. Ich würde nicht wissen, ob Herder oder Fechner spricht, wenn man mir folgende Sätze vorlegt:

„Die ganze Schöpfung sollte durchgenossen, durchgefühlt, durcharbeitet werden; auf jedem neuen Punkt also mußten Geschöpfe sein, sie zu genießen, Organe, sie zu empfinden, Kräfte, sie dieser Stelle gemäß zu beleben:

Das ist aus Herders Ideen zur Philosophie d. G. 11. Buch I.

„Darin besteht ja überhaupt die größte Kunst der Natur, aus demselben Borne Jeden etwas Anderes schöpfen lassen zu können; indem der Trank sich mit dem Becher ändert. Jedes Wesen stellt gleichsam ein anders gestaltetes Sieb dar, das demgemäß andere Empfindungen aus der Natur aussiebt, und was eines übrig läßt, ist noch für unzählige andere."

Das ist aus Fechners Nanna. (Dritte Auflage S. 40.)

Wer schrieb dies?

„Neben dem Wandern und Reisen hat auch das häusliche Einleben seine Vorteile, die nicht verloren gehen dürfen; es giebt viel stille und stehende Wirkungskreise, die auch durchlebt und durchempfunden sein wollen." Oder „Wie Vieles in der Natur ungenossen bleiben möchte, wenn nicht der Pflanzenkelch der Kelch wäre, es zu schöpfen . . ." Man wird der Materie wegen wohl richtig auf Fechners Nanna raten, aber man vergleiche dazu Herders Worte: „Es ist offenbare Absicht der Natur, daß Alles auf der Erde gedeihe, was auf ihr gedeihen kann, und daß eben diese Verschiedenheit der Erzeugungen den Schöpfer preise." Wer fühlt da nicht die geistige

Verwandtschaft? Im zwölften Buche der Ideen, VI, sagt Herder: „Was ist das Hauptgesetz, das wir bei allen großen Erscheinungen der Geschichte bemerkten? Mich dünkt, dieses, daß allenthalben auf unserer Erde werde, was auf ihr werden kann, teils nach Lage und Bedürfniß des Orts u. s. w." Mit besonderer Bezugnahme auf die Menschheit ist ferner demselben Gedanken noch edel Ausdruck gegeben im achten Buche (I, Schluß). Die ganze Erde töne der Natur wie ein harmonisches Saitenspiel zu, in dem alle Töne versucht werden.

Herders Ansicht über das Seelische der Pflanzen lautet zurückhaltender als Fechners kühne Terminologie. Herder sagt (Ideen, 3. Buch IV) „daß wir für diesen inneren Zustand der Pflanze oder der noch unter ihr wirkenden Kräfte keinen Namen haben, ist Mangel unserer Sprache".

Im dritten Buche, Abschnitt III der Ideen werden einige Tiere (Elephant, Löwe und Unau) köstlich charakterisirt, gleichsam als repräsentative Typen der lebendigen Kraftentfaltung unserer schöpferischen Allmutter Natur — Hofmannsthals „Adler, Lamm und Pfau". Zum Vergleich möchte ich an Fechners Ausführungen über die Besonderheit der pflanzlichen Schwesterseelen erinnern (Nanna 59 ff.): „Jede Pflanze erscheint uns jeder anderen gegenüber im Lichte einer individuellen lebendigen Charakterverschiedenheit, die sich freilich besser im unmittelbaren Eindruck selbst zeichnet als mit Worten zeichnen läßt. Man betrachte Aurikel und Primel; sie sind von einem Geschlecht, und jede macht doch ein ganz ander Gesicht. Epheu und Wein erscheinen verwandt, und doch welch' verschiedener Charakter!" Man schlage ferner Zend-Avesta (Bd. 1, S. 157) auf oder vergleiche noch dazu Fechners ganz erhabene Schilderung der Verschiedenheit der Gestirne (ebenda S. 96 ff.).

Herder und Fechner — es sind eben auch verwandte Geistespflanzen „und doch welch verschiedener Charakter!"

Kräftiger als die Beziehungen Herders zu diesem zarten Geiste wird den Leser wahrscheinlich der so oft gleichsam nur noch ganz dünn verschleierte Darwinismus frappiren. Man hat immer das Gefühl, Darwin steht schon vor der Tür. Nur das mutige Rufen „Herein" fehlt noch. Aber Alles ist zum Empfange bereit.

Man lese im zehnten Buche der Ideen das zweite und fünfte Kapitel. Im 15. Buche V, § 2. . . . „Unter diesen Organisationen stieg auch der Mensch hervor, die Krone der Erdenschöpfung." Das klingt doch als könne es Bölsche oder Häckel geschrieben haben. Und doch. Es ist dafür gesorgt, daß Darwin noch nicht in die Stube tritt, sondern vor der Türe bleibt. Neben diesen Wendungen fehlt es nicht an scharfer Ablehnung der Affentheorie. Wo Herder von dieser asiatischen Tradition spricht (Ideen, 10. Buch IV, 11 Buch III) nennt er sie „entehrend" und das Volk, das sich von den Affen herleitet, ein „grobes heidnisches". Im 7. Buche I sagt er ausdrücklich: „Auch die Angrenzung der Menschen an die Affen

wünschte ich nie so weit getrieben, daß, indem man eine Leiter der Dinge sucht, man die wirklichen Sprossen und Zwischenräume verkenne, ohne die keine Leiter stattfindet." Eine dunkle Rede, die Tür zwischen ihm und Darwin! „Ginge man gar noch weiter, gewisse Unförmigkeiten unseres Geschlechts genetisch vom Affen herzuleiten, so dünkt mich, diese Vermutung sei ebenso unwahrscheinlich als entehrend" . . . „Affe und Mensch sind nie ein und dieselbe Gattung gewesen." Das läßt an Deutlichkeit gewiß nichts zu wünschen übrig, wir befinden uns eben noch völlig im 18. Jahrhundert. Wenige Jahrhunderte sollten genügen, um einen ungeheuren Reichtum von Zeit als Versöhnungsmittel in die Entwicklungsgeschichte hineinzulegen*).

Eine andere darwinistische durch Nietzsche besonders populär gewordene Frage ist die Frage nach dem Uebermenschen. Darwin sagt gegen Schluß seines Werkes „Abstammung des Menschen" dies: „Man kann den Menschen entschuldigen, wenn er einigen Stolz fühlt, daß er, wenn auch nicht durch eigene Anstrengung, in Wahrheit die höchste Stufe der organischen Stufenleiter erstiegen hat, und der Umstand, daß er sie erstiegen, anstatt von Anfang an auf sie gestellt zu sein, kann ihm Hoffnung geben, daß in ferner Zukunft ihm eine noch höhere Bestimmung vorbehalten ist." Diese höhere Bestimmung, der über die Menschen hinausgehende Zukunftsmensch ist für Herder vollkommen mit seinem Humanitätsideale identisch. Zwei der schönsten Stellen hierüber sind die Paragraphen 7 und 33 im 25. Briefe zur Beförderung der Humanität. (Die Ueberschrift lautet „Ueber den Charakter der Menschheit".) Das Wort „Uebermensch" kommt manchmal über Herders Lippen, aber er wendet es nicht in diesem Sinne an. Er hat bei allem Glauben an eine Aufwärtsentwicklung — er spricht davon, daß es gelte, ein Retter, ein Erhöher der Menschheit in sich und Anderen zu werden aus innerer Lust und Neigung (73. Brief) — doch eine starke Meinung vom „unauslöschlichen Charakter der Menschengattung" und weist in diesem Sinne die Frage zurück (25. Brief), ob der Mensch mehr als Mensch, ein Ueber-, ein Außermensch werden könne und solle". Der Begriff „Uebermensch" hat immer ein gewisses Odium in Herders Munde. Im 28. Briefe werden die Herren den Dienern gegenüber mit diesem ironischen Worte bezeichnet. Im 32. Brief heißt es: „Ein Betragen, als ob man höheren Stammes und ganz anderer, oder gar eigener Art sei, erbittert Jeden und ziehet dem Uebermenschen das unvermeidliche Uebel zu, daß sein Herz ungebrochen, leer und ungebildet bleibt."

Das Uebermenschentum, das Herder vorschwebt, ist von dem Nietzscheschen weit verschieden, so verschieden etwa Malerei von Plastik nur gedacht werden mag. Nietzsches Uebermensch ist der auf sich selbst gestellte starke Held, den wir durch einen Sockel erhöhen, herausheben aus dem Zusammen-

*) Vgl. hierfür namentlich Fr. Ratzel: „Die Zeitforderung in den Entwicklungswissenschaften" in Ostwalds Annalen der Naturphilosophie.

hange der wechselseitigen Abhängigkeiten des Geschehens, ein Aufragender, ein Gegenwille der Schöpfung; antik plastische Weisheit persönlicher Eigenwürde. Herders Ideal dagegen hat den dunklen Wein des christlichen Abendmahls getrunken, und die Stimme spricht nun nicht mehr von sich Behaupten und Selbstwürde und isolirter Majestas, sondern: „Christus, der ist mein Leben, und Sterben mein Gewinn.“ Nieder mit dem stolzen Dünkel, als sei der Einzelne etwas unabhängig Besonderes! Er kniee in Demut vor dem Alles durchflutenden Gottesleben! Er lerne froh sein in der Selbsthingabe, Selbstaufgabe; denn bevor Du dies nicht hast, dieses „Stirb und werde“, bist Du nur ein dunkler Gast . . . Kein ungebrochenes Herz, sondern ein gebrochenes ist dieser Weisheit lieb, ein Herz, das gebrochen ist in der und jener Richtung, zerknickt, gebildet, verarbeitet durch lange, reiche, tiefe Liebeserfahrung, so daß es nicht mehr gierig hängt am eigenen Dasein, sondern in der Schwebe bleibt, jedes Winkes jeder Zeit zur bedingungslosen Preisgabe gewärtig.

Anders als Nietzsche, aber sonderbar tiefsinnig wie dieser hat Herder auch noch ein anderes Problem in's Auge gefaßt, das über die Welt unserer sittlichen Anschauungen seine goldenen Fäden spannt. Auch hier giebt es Pol und Gegenpol zu konstatiren, ähnlich wie für das Ideal der Plastik und Malerei; denn das von Schmarsow in unseren Tagen so fein herauspräparirte Geheimniß des Malerischen steckt schon angedeutet in mancher Wendung Herders. (Brief 64: . . . „das Gebiet der Malerei . . . indem diese eine Mutter und ihr Kind durch Blick und Liebe so viel sanfter in Eins zu schmelzen weiß,“ — von plastischen Darstellungen sagt er aus, sie sind „in sich gesenkt, als ob keine Welt um sie wäre, und fühlen sich im leisesten Selbstgenusse zufrieden.“ Vgl. auch Brief 71 über das „in sich selbst“ Verweilen.) Nietzsches seine Gegenüberstellung des Dionysischen und Apollinischen findet sich auch bei Herder (Brief 66), aber es ist, als wenn die beiden Götter sich selbst durch ihre Anhänger diplomatisch befehdet hätten, indem Apollo dem Herder und Dionysos dem Nietzsche die Feder führte. Bei Nietzsche ist Apollo eine Art Gott des Scheins, der maßvoll traumhaften Daseinsfreude, Dionysos der tiefere Naturgott des seligen Taumels, aber auch der Willenskraft. Nietzsche liebt den Dionysos. Für Herder bleiben die licht Apollinischen Gestalten des Homer und Herodot von unvergleichlichstem Liebreiz umflossen. Jene wolkenlose Klarheit des Himmels über dem Hellas des Phöbos Apollo hat es ihm angetan. Und so wird ihm Dionysos gar bald zu einem zweiten Apollo, ähnlich wie für Nietzsche Apollo nur allzu dionysisch schleierhaft erschaut wird. Herder sagt: „Als das himmlische Sinnbild aller Jünglingsgenien auf Erden, stehet Dionysos hier, dessen zarte Idee die niederen Sterblichen so mißkennen, daß ich seinen Namen Bacchus kaum zu nennen wage. Es ist die sichtbar gewordene ewige Fröhlichkeit; im Genusse sein selbst, ohne Anstrengung und dennoch mit der leichtesten Elasticität, ein süßer Beglücker der Götter und Menschen.

Im schönen Charakter dieses tätigen süßen far niente rettete er einst den Olymp und kultivirte die Welt durch Gaben und Geschenke. Sein Dasein ist ein ewiger Triumph unter Trauben . . ." — „Neben Bacchus stehet Apollo, das höchste Symbol aller Heldenjünglinge der Menschheit . ." Von der kriegsbegeisterten, nach morgenländischem Geschmack heldenverherrlichenden Art der Geschichtsschreibung hat Herder jedoch eine geringe Meinung. Er fällt über sie ein Urteil, das wie Zurückweisung des Dionysischen ausschaut. Im 121. Briefe sagt er von einem solchen Historiker: „Er hat aus dem Becher der Betäubung getrunken; Wein der Dämonen hat ihm die Sinne benebelt."

Plastisch und malerisch, dionysisch und apollinisch, — Selbstzweck und Mittel lautet ein drittes gegensätzliches Begriffspaar, das in Herders und andrer Geister Ideengängen seine Rolle spielt. Leopold von Ranke ist darin ein Nachfolger Herders, daß er die unmittelbare Beziehung jeder Existenz zum Göttlichen, ihren Eigenwert würdigt. „So ist's mit der Pflanze und mit dem Tier; wäre es mit dem Menschen und seiner Bestimmung anders? Daß Tausende etwa nur für Einen, daß alle vergangenen Geschlechter für's letzte, daß endlich alle Individuen nur für die Gattung, d. i. für das Bild eines abstrakten Namens hervorgebracht wären? So spielt der Allweise nicht. Er dichtet keine abgezogenen Schattenträume; in jedem seiner Kinder liebet und fühlt er sich mit dem Vatergefühl, als ob dies Geschöpf das einzige seiner Welt wäre. Alle seine Mittel sind Zwecke, alle seine Zwecke sind Mittel zu größeren Zwecken, in denen der Unendliche allerfüllend sich offenbart. — Wo und wer Du geboren bist, o Mensch, da bist Du, der Du sein solltest; verlaß die Kette nicht, noch setze Dich über sie hinaus, sondern schlinge Dich an sie! — Nur in ihrem Zusammenhange, in dem, was Du empfängest und giebst, und also in beidem Fall tätig wirst, nur da wohnt für Dich Leben und Friede." (Ideen, 9. Buch I.) „Der Zweck einer Sache, die nicht blos ein totes Mittel ist, muß in ihr selbst liegen." (15. Buch, I.) Ein anderes Mal (ebenda, V, § 5) wird ausgesprochen, daß „kein Individuum eines anderen oder der Nachkommenschaft wegen da zu sein glauben darf." Es ist dies der heilsam ergänzende religiöse Gesichtspunkt, der gegenüber einer einseitig um des Sittlichen willen alle Eigenwerte aufhebenden Auffassung der Dinge sein gutes Recht hat.

Wer sich unglücklich fühlt, wird freilich diese unglückliche Stimmung nicht für einen Selbstzweck zu halten geneigt sein. Er wird Trost schöpfen aus dem moralischen Glauben, daß er etwas zu überwinden habe, zur Heraufführung besserer Zustände in sich und seinesgleichen.

Wer sich glücklich fühlt, wird dankbar auf seiner Daseinshöhe verweilen, aber vielleicht auch ein wenig ängstlich Umschau halten, ob es nicht etwas zu tun giebt, da sich der Mensch doch niemals am Abend aller Tage befindet. Für Unglück und Glück hat der Gedanke an einen Schwerpunkt außerhalb seiner selbst und außerhalb der Gegenwart, in Anderen also und

in der Zukunft eine wohltuende Wirkungskraft. Der Geist ist seinem innersten Wesen nach ein Feind der engen gegenwärtigen Stimmung. Er strebt ewig hinaus in's Weite und Fremde. Es ist, als fürchte er zu sterben und zu erstarren, wenn er sich eng und enger auf die flüchtige Sekunde — „Verweile doch, Du bist so schön!“ — koncentrirte. Hier scheint in ungeheurer Dumpfheit die Negation der Gedankenhelligkeit, eine schwere, dunkle Geistesnacht zu lagern. Dem Augenblicke leben, ist es nicht furchtbar und verzweifelt?

Und doch. Es giebt eine Stimmung, die dem Menschen solches Verweilen erlaubt, nahe legt, ja bei voller Gedankenklarheit gleichsam trostreich als Gegengift gegen die ewige Unbefriedigung unserer ethischen Willensbetätigung verordnet. Religion und Kunst bringen sie in der Seele hervor: Bach, Beethoven und Brahms nicht minder als St. François de Sales, Spinoza und Wilhelm Bölsche.

Man kann sich nämlich sagen, daß es mit unserem Dasein eine tiefere Bewandtniß, als der Verstand erkennen kann, haben muß, weil dieser Verstand in dem Weltbild, das er uns entwirft, eine unendliche Anzahl unlösbarer Welträtselfragen findet. Somit ist es schlechterdings undenkbar, daß unsere sittlichen Anschauungen irgendwie absolute Wahrheit besitzen. Hinter allem apollinischen Goldglanz unserer jeweiligen tiefsten Moralweisheit schlummern tiefere Weisheiten, vor denen wir nicht die ehernen Pforten fernabdonnernd zuschlagen sollten. Es gilt mithin, angesichts der Abgründe aller unerforschlichen Weltprobleme — Raum, Zeit, Geist, Materie, Causalität, Unendlichkeit — das Göttliche über uns beständig zu verehren —. „Mein gläubiges Herze, frohlocke, sing' und scherze.“ Bachs Pfingstgesang und das alte Weihnachtslied: „Kein endlicher Verstand ermißt . . .“ oder auch das rührend liebe „Weißt Du, wieviel Sternlein stehen?“ mag hier erklingen.

Friedrich Nietzsche hat als eine Art Prüfstein für die lebensbejahende Glaubensseligkeit der Geschöpfe die sonderbare Idee einer ewigen Wiederkehr aller Dinge herbeigebracht. So weit ist Herder nicht gegangen. — Eines aber steht fest. So verschieden sie sind, diese beiden, Herder und Nietzsche: sie würden sich leicht die Hand reichen können, wenn wir sie über ihr geheimes Herzensverhältniß dem Unergründlichen gegenüber befragen. Dieselbe glutvoll tiefsinnige Zärtlichkeit des Hangens an den sonnigen Höhen des Lebens zeichnet Beide aus als Freunde der Natur, als Gebirgswanderer und selige Betrachter blauer Wasserflächen, in denen sich der rätseltiefe Himmel spiegelt. Der Glaube an das, was unseren Augen verborgen sein muß, der stille Glaube, von dem Friedrich Paulsen so zart und weihevoll am Schlusse seiner „Einleitung in die Philosophie“ sprach, er regt sich mächtig und gelind im Busen eines jeden großen Denkers, mag er die sanfte Seelenerhebung nun wie Schopenhauer als seltene Oasen höherer Objektivität in einer Willenswüste auffassen oder wie Nietzsche seinem Jubel in

Gott einen seltsam ungeheuerlichen Ausdruck in der Bejahung aller Wiederkehr des Identischen geben.

Fechner und Nietzsche haben die Vorliebe für den Zoroaster gemein. Auch Herder weiht der Zend-Avesta-Religion verständnißinnig würdigende Worte. Er hat, scheint es, in den heiligen Büchern aller Völker geblättert, er blätterte auch in Shakespeare und Spinoza mit der Andacht des Lesers heiliger Bücher. Am meisten aber blätterte er, um ein von ihm selbst gern angewandtes Gleichniß zu gebrauchen, im Buche der Natur, des Himmels und der Geschichte, in dem die wunderbaren Werke der unbegreiflichen Allmacht aufgezeichnet stehen. Und er las darin und lobte, was er gelesen hatte. So erfüllte er die Anforderung eines weisen Philosophen unserer Tage, der die, welche Gott loben wollen, ernstlich dazu ermahnt, Gottes Werke auch mit Fleiß und Liebe zu studiren. Der diese Mahnung gab, Herbert Spencer, hat ihr freilich selber, wie einst Herder, mit viel bewältigender Arbeitskraft entsprochen.

Herbert Spencer hat mehrfach ähnliche Themata behandelt wie Herder; kann man doch gewisse Partieen der Herderschen Schriften als zur — von Spencer so genannten — sociologischen Wissenschaft gehörig bezeichnen. Aber bei mancher Ideenverwandtschaft und dem gleichen Geiste humaner Wissensfreude und vornehmer Tendenz des Ganzen, welch' ein Unterschied in der Behandlungsweise! Wie so ländlich idyllisch die Muse Herders neben der des so ungemein weltkundigen, mit allen Mitteln der modernen Bildung des 19. und 20. Jahrhunderts ausgerüsteten Engländers! Es ist, als mache Herder immer nur Lust zum Studium, da wo Spencer die ernste Arbeit aufgenommen hat.

Schon der Vortrag bei Spencer und bei Herder ist, wie das ja nicht anders zu erwarten ist, himmelweit verschieden. Spencers Stil ist klar, einfach, nüchtern, ernst, männlich ruhig und sachlich. Er berührt den Leser durch seine gleichmäßig schöne Schlichtheit andauernd wohltuend. Keine Glanzlichter irgendwelcher Art werden aufgesetzt, es ist Alles in demselben, vernünftig abwägenden, gemächlich erzählenden und scharf erklärenden Tone gehalten. Ob Spencer von Maschinen spricht oder Erziehungsfragen, von biologischen Gesetzen oder dem Sittenkodex primitiver Völkerschaften, dem Unerforschlichen, das allem Weltgeschehen zu Grunde liegt, oder psychologischen Abstraktionen, seinen Zukunftsgedanken oder seiner Kritik socialistischer Gesetzgebung, immer, immer ist es der langsam sorgfältig seine Ansichten auf den Tisch zählende, unbeirrt die Konsequenz seiner klaren Ideengänge verfolgende, weise Menschenverstand in prachtvoll gesunder, vielseitiger, ungeschmälerter Entfaltung.

Die blutrote Farbe des Temperaments von Carlyle oder Emerson mag auf die Dauer ermüden. Spencer ermüdet nicht, er belehrt in seiner unaufdringlich leisen, zäh beharrlichen Manier wie kaum ein zweiter Schriftsteller. Von Hause aus Ingenieur, hat er etwas von der unwiderleglichen

Logik und eisernen Unverbrüchlichkeit der Maschinenarbeit. Seine sieghafte Beredsamkeit ist ganz versteckt unter dem Alles bedeckenden Mantel der Ruhe, Würde und Nüchternheit. Er ereifert sich eigentlich niemals. — Dennoch gewinnt sein Vortrag bisweilen eine edle, wunderbar rührende Herzenswärme. Das nicht zur Schau getragene Gefühl und der tiefe Wille zum Guten werden auf die Dauer unwiderstehlich herrlich fühlbar. Wo Spencer von den Idealen der Zukunft spricht, einer auf freiwilliger Zusammenarbeit beruhenden Organisation, bezwingt er die Gemüter durch die schöne, helle Geisteskraft aller seiner mit unendlichem Fleiß und unermüdlicher Ausdauer gestützten Hoffnungen und Wünsche.

Ihm gegenüber erscheint Herder beinahe als ein noch unreifes Kind gegenüber dem gereiften, lebenserfahrenen Manne. Form und Anlage der Arbeiten bringen bereits diesen Eindruck hervor. Wie still sieht es in den Werken Spencers schon rein äußerlich aus! Und wie fest ist das innere Gefüge der Disposition, wie bewußt, kraftvoll und groß Alles durchdacht, die Kette der Verallgemeinerungen, die beispiellose Reihe der Werke nach einem lebenslänglich innegehaltenen ungeheuer kühnen Programm.

Herder apostrophirt alle Welt, der Dichter regt sich in ihm beinahe auf jeder Seite. Er wendet sich an die großen Männer, die er verehrt, bedauert sie, bewundert sie, Alles nach der uns altmodisch anmutenden vertraulichen Anrede in der zweiten Person, die den Vortrag unterbricht wie ein Gebet die Predigt. Herder ist reich an süßen, lieben Worten, wenn er von der Mutter Natur spricht. Bisweilen hat er auch den hebräischen lyrischen Ton, in dem die Psalmen gehalten sind, und den Goethe in seinem Aufsatz über die Natur zum Verwechseln seinem Freunde Humanus ähnlich anzuwenden wußte. Irgend eine Abstraktion, der Zeitgeist oder der Genius der Menschheit oder der Geschichte, wird in dunklen, oft unendlich geistreichen Wendungen nach Psalmenart — ich glaube sogar mit einem poetischen Parallelismus der Glieder — besungen. — Besungen, ja man kann kaum anders sagen. Spencer dagegen singt nie, er spricht immer. Und das Ganze ist am Ende, wenn wir die Bücher geschlossen, wenn wir ihren Inhalt vielleicht zum Teil bereits vergessen haben, doch Gesang dem des Gelesenen gedenkenden Geiste.

Herder war Geistlicher, und wie es dereinst Sache des Priesters im Volke war, ja noch heute auf älterer Civilisationsstufe seine Sache ist*), daß er mit dem Religiösen zugleich die Bestandteile aller höheren Bildung überliefere, so fühlte sich noch dieser moderne Diener am Wort als ein priesterlicher Träger der Schätze seiner gelehrten Bildung. Ein sacerdotaler Zug weihevoller, erbaulicher Betrachtung geht durch die Herder'schen Werke. Das Große an ihm bleibt dabei die dogmenlose Freiheit auch in diesem

*) Vgl. „Rechtsanschauungen im Islam“ von H. Lindau in der Zeitschrift f. vgl. Rechtswissenschaft.

Gewande. Herder ist ein Priester geblieben — und das im Sinne der alten, alle Bildung harmonisch verschmelzenden Zeit — zu einer Epoche, wo es wahrlich nicht mehr so leicht war, sich als Verweser aller Kostbarkeiten zu fühlen. Auch Spencer ist wohl ein Priester, aber ganz ohne alte Priestertracht — ein seltsam reiner, ganz großer, wahrhaftiger Held des Denkens.

Die Beziehungen Herders zu Wilhelm Wundt lassen sich auf zwei Ideengruppen der Hauptsache nach zurückführen. Im Mittelpunkte der einen steht der individuelle Seelenbegriff, wie ihn Herder schon ganz modern auffaßt. Im Mittelpunkt der anderen die Gesetzmäßigkeit der völkerpsychologischen Entwickelungen in Sprache, Mythus und Sitte. Anregungen hat Wundt von Herder offenbar nicht empfangen. Es handelt sich hier nicht um den Nachweis eines litterarischen Einflusses. Dazu ist die ihrem ganzen Charakter nach, Wundts Gedankenarbeit gegenüber, etwas verschwommen anmutende salbungsvolle Herder'sche Diktion wohl niemals im Stande gewesen. Es wird nur eine Ehrung Herders darin bestehen dürfen, daß wir, mit dem auf die exakte Psychologie gestimmten Höhrrohr an unserm Ohre, aus seinen Werken manche anklingende Aeußerung heraushören können. Es sei vergönnt, hier einige interessante Stellen mitzuteilen.

Im vierten Buche der Ideen (I) wird die Lokalisation abstrakter Seelenvermögen zurückgewiesen. Es heißt da, „wie wenig sich das unteilbare Werk der Ideenbildung in einzelnen materiellen Teilen des Gehirns materiell und zerstreut aufsuchen lasse“. Oder „die mindeste genauere Ueberlegung zeigt, daß diese Fähigkeiten nicht örtlich voneinander getrennt sein können, als ob in dieser Gegend des Gehirns der Verstand, in jener das Gedächtnis und die Einbildungskraft, in einer anderen die Leidenschaften und sinnlichen Kräfte wohnen . . es wäre daher beinahe ungereimt, abstrahirte Verhältnisse als einen Körper zergliedern zu wollen.“ Das siebente Kapitel des vierten Buches beginnt mit diesen Sätzen: „Man erwarte hier keine metaphysischen Beweise von der Unsterblichkeit der Seele aus ihrer einfachen Natur, aus ihrem Spiritualismus u. s. Die Physik kennt diese einfache Natur nicht und könnte vielmehr Zweifel gegen sie erregen, da wir unsere Seele nur in einem zusammengesetzten Organismus durch Wirkungen kennen, die aus einer Mannigfaltigkeit von Reizen und Empfindungen zu entsprießen scheinen. Der allgemeinste Gedanke ist nur das Resultat unzähliger einzelner Wahrnehmungen, und die Regentin unseres Körpers wirkt auf das zahllose Heer ungeordneter Kräfte, als ob sie ihnen allen auch dem Ort nach gegenwärtig wäre.“ In seiner Metakritik schreibt Herder: „Mit Namen zimmern wir keine Fächer in unserer Seele.“ Dies Wort setzte Fritz Mauthner dem zweiten Bande seiner „Kritik der Sprache“ voraus*).

---

*) Ueber seine Beziehungen zu Herder giebt Mauthner (II, 47 ff.) selbst die beste Auskunft. In 8. Buche der Ideen Kap. X sagt Herder, die Sprache hätte keinen

Das achte Buch der Ideen beginnt mit ironischem Seitenblick auf die metaphysische Seelenkunde: „Wie Einem, der von den Wellen des Meers eine Schifffahrt in die Luft tun soll, so ist mir, da ich jetzt nach den Bildungen und Naturkräften der Menschheit auf ihren Geist komme und die veränderlichen Eigenschaften desselben auf unserm weiten Erdrunde aus fremden, mangelhaften und zum Teil unsicheren Nachrichten zu erforschen wage. Der Metaphysiker hat es hier leichter. Er setzt einen Begriff der Seele fest und entwickelt aus ihm, was sich entwickeln läßt, wo und in welchen Zuständen es sich auch finde. Dem Philosophen der Geschichte kann keine Abstraktion, sondern Geschichte allein zum Grunde liegen, und er läuft Gefahr, trügliche Resultate zu ziehen, wenn er die zahllosen Fakta nicht wenigstens in einiger Allgemeinheit verbindet. Indessen versuche ich den Weg und kreuze, statt des überfliegenden Schiffes, lieber an den Küsten, d. i. ich halte mich an gewisse oder für gewiß geachtete Fakta, von denen ich meine Mutmaßungen sondere, und überlasse es Glücklicheren, sie besser zu ordnen und zu gebrauchen."

— Karl Lamprechts „Psychisirung" der Wirtschaftsgeschichte liegt noch in weiter Ferne.

Gedanken, die an die großen von Wundt unvergleichlich formulirten Gesetze der, namentlich völkerpsychologischen, Entwickelung*) anklingen, sind

Ausdruck für gewisse Dinge, „weil jeder Mensch doch nur nach seiner Empfindung spricht und versteht, verschiedenen Organisationen also ein gemeinschaftliches Maß ihrer verschiedenen Gefühle fehlet." Auf solche Stellen stützt sich offenbar der groß daherschreitende Sprachkritiker, wenn er von Herder sagt (S. 49): „Er ahnte bereits, daß es nur Individualsprachen giebt." Aber springt nicht hier wie so oft nur die Ausnahme allzusehr in die Augen? Mir will doch die Tendenz der in ihrer Anlage und in dem tief künstlerischen Persönlichkeitsgefühl, das sie trägt, gewiß ergreifenden Arbeit in der Kritik erscheinen. Mauthner lacht über die translingualen Bemühungen der Sprache nach Erkenntniß, und sein ganzes Werk ist, wie er nicht immer ganz triftig mit der ihm eigenen geistvollen Feinheit äußert, gleichsam artikulirter Text zu solchem kritischen Gelächter. Das ist nun Alles in ästhetischer Hinsicht interessant und genußvoll. Steht es nicht aber zu der gesammten Erkenntnißarbeit in einem ähnlichen, ich würde am liebsten in des Wortes eigentlicher Bedeutung sagen: übermütigen Gegensatze wie etwa gewisse Leistungen der Stimmungsphilosophie von Friedrich Nietzsche zur ethischen Weltentwickelung? Es ist hier nicht der Ort und Raum, ein Respekt gebietendes Lebenswerk eingehend zu bekämpfen. Da aber einmal der Name ausgesprochen war, wollte ich an der bedeutenden Erscheinung nicht schweigend vorübergehen. Mauthners Anschauung der Herderschen mangelhaften Wahrhaftigkeit kann ich übrigens, wie aus meiner ganzen Arbeit hervorgeht, nicht so, wie er sie äußert, unterschreiben. — Ueber Mauthner vergl. in dieser Zeitschrift die sinnigen Betrachtungen H. Jakobsons: Nov. 1902, Nov. 1903.

*) Vgl. Grundzüge der Physiologischen Psychologie (5. Auflage) Bd. 3, S. 778 ff. Grundriß der Psychologie (5. Auflage) S. 393 ff. Ethik (3. Auflage) I., 231, 274 f., 333, 347, II. 52, 98, 108, 117, 132.

Logik (2. Auflage) Bd. 2, Abt. 2, S. 267 ff. Doch sind dies natürlich nicht die einzigen einschlägigen Stellen in Wundts Schriften; am wertvollsten bleibt ja die immanente Konsequenz. So ist Wundts „Ethik" von A bis Z eine beispiellose Bestätigung der gründlichen Richtigkeit und Fruchtbarkeit seines scharfsinnig geübten Verfahrens.

bei Herder nichts Seltenes. So heißt es in dem wichtigen 24. Briefe (B. z. Beförderung der Humanität): „Ihr (sc. der Menschen) Hauptgut, der Gebrauch ihrer Kräfte, die Ausbildung ihrer Fähigkeiten, ist ein gemeines bleibendes Gut und muß natürlicherweise im fortgehenden Gebrauch fortwachsen. Durch Uebung vermehren sich die Kräfte nicht nur bei Einzelnen, sondern ungeheuer mehr bei Vielen nach- und miteinander. Die Menschen schaffen sich immer mehrere und bessere Werkzeuge; sie lernen sich selbst einander immer mehr und besser als Werkzeuge gebrauchen. Die physische Gewalt der Menschheit nimmt also zu; der Ball des Fortzutreibenden wird größer. Die Maschinen, die es forttreiben sollen, werden ausgearbeiteter, künstlicher, geschickter, feiner. Denn die Natur des Menschen ist Kunst. Alles, wozu eine Anlage in seinem Dasein ist, kann und muß mit der Zeit Kunst werden. Alle Gegenstände, die in seinem Reich liegen (und dies ist so groß als die Erde), laden ihn dazu ein; sie können und werden von ihm, nicht ihrem Wesen nach, sondern nur zu seinem Gebrauch erforscht, gekannt, angewandt werden. Niemand ist, der ihm hierin Grenzen setzen könne, selbst der Tod nicht; denn das Menschengeschlecht verjünget sich mit immer neuen Ansichten der Dinge, mit immer jungen Kräften. Unendlich sind die Verbindungen, in welche die Gegenstände der Natur gebracht werden können. Der Geist der Erfindungen zum Gebrauch derselben ist also unbeschränkt und fortschreitend. Eine Erfindung weckt die andere auf; eine Tätigkeit erweckt die andere. Oft sind mit einer Entdeckung tausend andere und zehntausend auf sie gegründete neue Tätigkeiten gegeben. Nur stelle man sich die Linie dieses Fortganges nicht gerade, noch einförmig, sondern nach alle Richtungen, in allen möglichen Wendungen und Winkeln vor. Weder die Asymptote noch die Ellipse und Cykloide mögen den Lauf der Natur uns vormalen. Jetzt fallen die Menschen begierig über einen Gegenstand her; jetzt verlassen sie ihn mitten im Werk, entweder seiner müde, oder weil ein anderer neuerer Gegenstand sie zu sich hinreißt. Wenn dieser ihnen alt geworden ist, werden sie zu jenem zurückkehren, oder dieser wird sie gar auf jenen zurückleiten. Denn für den Menschen ist Alles in der Natur verbunden, eben weil der Mensch nur Mensch ist und allein mit seinen Organen die Natur siehet und gebrauchet. Hieraus entspringt ein Wettkampf menschlicher Kräfte, der immer vermehrt werden muß, je mehr die Sphäre des Erkenntnisses und der Uebung zunimmt. Elemente und Nationen kommen in Verbindung, die sich sonst nicht zu kennen schienen; je härter sie in den Kampf geraten, desto mehr reiben sich ihre Seiten allmählich gegeneinander ab, und es entstehen endlich gemeinschaftliche Produktionen mehrerer Völker."

Ueber den Fortschritt in Kontrasten sagt Herder (Ideen, Buch 15, III): „Wie unser Gang ein beständiges Fallen ist zur Rechten und zur Linken, und dennoch kommen wir mit jedem Schritt weiter; so ist der Fortschritt

der Kultur in Menschengeschlechtern und ganzen Völkern. Einzeln versuchen wir oft beiderlei Extreme, bis wir zur ruhigen Mitte gelangen, wie der Pendel zu beiden Seiten hinausschlägt. In steter Abwechselung erneuern sich die Geschlechter, und trotz aller Linearvorschriften der Tradition schreibt der Sohn dennoch auf seine Weise weiter. Beflissentlich unterschied sich Aristoteles von Plato, Epikur von Zeno, bis die ruhigere Nachwelt endlich beide Extreme unparteiisch nutzen konnte. So gehet wie in der Maschine unsers Körpers durch einen notwendigen Antagonismus das Werk der Zeiten zum Besten des Menschengeschlechts fort und erhält desselben dauernde Gesundheit."

Wo Herder von verschiedenen Erfindungen sprach, sagt er: „Der wunderbare Zusammenhang, der bei der Entwickelung und periodischen Fortleitung dieser Erfindungen zu herrschen scheint, die sonderbare Art, wie eine die Wirkung der andern einschränkt und mildert: das Alles gehört zur oberen Haushaltung Gottes mit unserm Geschlecht, der wahren Philosophie der Geschichte."

(Ideen, Buch 20, IV) „Man ging als Kind dem Wunderbaren nach, um einst statt seiner das Wahre zu finden."

(Briefe zur Bef. d. Hum. 24.) „Zu seinen besten Gütern ist der Mensch durch Unfälle gelangt, und tausend Entdeckungen wären ihm verborgen geblieben, hätte sie die Not nicht erfunden." — „Kein Uebel, das der Menschheit begegnet, kann und soll ihr anders als ersprießlich werden." — (123.) „Verstand ist der Gemeinschatz des menschlichen Geschlechts; wir Alle haben daraus empfangen, wir Alle sollen unsre besten Gedanken und Gesinnungen hineintragen. Wir rechnen mit Kombinationen der Vorzeit; die Nachwelt soll mit unseren Kombinationen rechnen, und allerdings geht dieser Kalkul in's Große, Weite, Unendliche hinaus. Wer unternimmt's zu sagen, wohin das Menschengeschlecht in seinen fortgesetzten, aufeinandergebauten Bemühungen gelangen könne und vielleicht gelangen werde? Jede neu erlangte Potenz ist die Wurzel zu einer zahllosen Reihe neuer Potenzen."

Die von Wundt sogenannte „Heterogonie der Zwecke" ist hier offenbar angedeutet. Herder war wie Wundt von der Ansicht durchdrungen, daß die Geschichte der ungeheuren Wandlungen in der Vergangenheit uns lehre, gleich ungeheure Wandlungen von der unendlichen Zukunft zu erwarten. Was beim Vergleiche von Spencer und Herder gesagt wurde, trifft im Allgemeinen auch auf das Verhältniß von Wundt und Herder zu. Eine große Kluft scheint die Beiden zu trennen. Sie wird indessen vielleicht weniger klaffend wirken, wenn man an eine vermittelnde Gestalt wie etwa Fechner denkt. Fechner verbindet Wundt mit Herder, den Propheten des 18. Jahrhunderts, mit dem Geiste unseres Psychologen, einem Geiste, über den zu urteilen einer späteren Nachwelt vorbehalten sein wird. Ich glaube, daß kein größerer Geist in der Welt war.

III.

So fern scheint uns Herder, und er kann uns wiederum so nahe erscheinen. Sprechen wir von seiner Stellung zur Gegenwart, so rückt er unserer nächsten Umgebung ja sehr fern. Bereits viel Näherstehende als Herder sind uns schon ferne geworden. Anders aber geschieht es uns, wenn wir Herder und die Zukunft in's Auge fassen. Die Zukunft, das ungeheure, nie befahrene, allerbarmende Zeitenmeer vor uns, das offene, unendliche Meer, es läßt uns den fernen Herder mit einem Male ganz dicht an unserer Seite fühlen. Er wird zum Zeitgenossen, zum allernächsten Nachbar gegenüber der unendlichen Zukunft.

Es giebt ein Mittel, sich zu isoliren und sich zu vergesellschaften, wie man will, im Raum und in der Zeit, durch ein bloßes Experiment des Gedankens. Wie nahe liegt Paris bei Berlin, wenn wir an kosmische Entfernungen denken, wenn wir den Blick zum Mond, zur Sonne oder gar zur Milchstraße erheben. Dicht bei einander können wir uns auf unserer kleinen runden Erde fühlen: alle Völker der Geschichte, soweit wir denken können. Es kommt nur auf den zeitlich-räumlichen Gesichtskreis an. Und andererseits: wie weit können sich die Nächsten, das einander eng umschmiegende Liebespaar sogar, von einander entrückt fühlen, wenn sich jedes Wesen in die Betrachtung der unendlichen Weltenfülle im Kleinen und immer Kleineren der räumlichen wie auch der zeitlichen Entfernungen versenken wollte. Was liegt nicht Alles, unserm Auge unerblickbar, zwischen Lipp' und Bechersrand — ganz materiell im Raum sowohl wie in der Zeit, weit, weit unter der Schwelle unseres Auffassungsvermögens: Welten, unendliche Welten, das Unergründlichste. —

In diesem Sinne haben wir es also völlig in unserem Belieben, den oder jenen nahe an uns heranzubefehlen oder uns von ihm zu trennen. Die Unendlichkeitsbetrachtungen stehen jederzeit zum sofortigen Gebrauch zur Verfügung.

Wenn wir jetzt darüber miteinander nachdenken wollen, was Herder für die Zukunft bedeutet, so handelt es sich um ein Problem, das nicht nur den Herder, der ein Jahrhundert tot ist, betrifft, sondern um ein Problem, das Dir und mir nahe geht, denn wir sind der Zukunft gegenüber mit Herder eines Körpers. Die ferne Zukunft wird nicht zwischen dem 18. und 20. Jahrhundert allzu peinlich unterscheiden. Wir verschwinden ihr in eins. Wir sind nicht mehr Nachfolger Herders, sondern Bürger derselben geistigen Epoche. Wir haben unsere Anwartschaft mit seiner Anwartschaft auf ein ewiges Leben zu verbinden, und ich meine, jetzt kämpfen wir hier für Herder um unser Haupt und unser Leben. Seine sittlichen Humanitätsideen, sein Christentum, sein Friedenshoffen ist das Beste, Edelste, Unsterblichste unsrer eignen Herzen. Wir wollen Ewigkeit dafür beanspruchen mit der ganzen ingrimmigen Daseins- und Selbstliebe, mit der uns die Natur gesegnet hat. Gebe sie uns doch wie dem, der nicht mit

dem konventionell schönen Seufzer „Mehr Licht“, sondern einer viel schöneren Wendung von hinnen schied, ihr gutes Händchen!

Es giebt oratorische Litteraturphrasen, die nicht leicht ihre Wirkung verfehlen. Sie haben manchmal solchen wundersamen Duft. Große Dichter sind ihrer ja vielfach fähig gewesen, und man darf dergleichen geistiges Kleingeld am Ende nicht zu gering anschlagen. Die rednerische Phrase gleicht bisweilen einer noblen Geste, die dem Blick wohlgefällt. Man muß dabei nicht zu gründlich denken, um sich nicht durch das Theaterhafte und Geschminkte aller Rednerei stören und erbittern zu lassen. Im Munde sehr schnell Denkender hätten diese Phrasen allerdings etwas Verlogenes. Da, wo sie vorkommen, sind sie aber der Natur der Sache nach erlaubt und ganz am Platze, weil schöne Redner mit dem sinnlichen Stoffgehalt ihrer sprachlichen Leistungen viel zu viel zu tun haben, um etwas ganz Klares sagen zu wollen. Sie wollen nur etwas Frappirendes äußern, das ihnen selber ungemein sagenswert erscheinen muß.

Als eine solche Redewendung ist wohl auch der Heroldsruf: Auf Kant zurückgehen heißt vorwärtsschreiten! zu begrüßen. Ich gestehe, daß er mir sehr gefällt, und ich möchte ihn daher modificirend erneuern und heute rufen: Auf Herder zurückgehen heißt vorwärtsschreiten!

Wenn einer sich die Sache langsam und gründlich überlegt, wird er vielleicht nicht gerade sehr viel Tiefsinn dahinter finden; aber muß denn Alles von Gold sein? — „Auch das Silber hat seinen Wert,“ singt uns der Wiener Volkssänger.

Es wohnt im Innersten der Menschenseele ein stiller Dämon, der überall auf das Reine und denkbar Beste dringt. Ist dieser Dämon ein Feind der Rhetorik? Nachdem ich eine Preisschrift über den älteren Fichte und den Socialismus versucht hatte, war ich zu einigem Ueberdruß an dem zudringlichen Pathos der Rednernaturen, Fichte an der Spitze, gelangt. Die fortgesetzte Lektüre der Schriften Herders könnte vielleicht einen ähnlichen Ueberdruß an Kanzel- und Predigtenstil hinterlassen. Aber solchen Anwandlungen darf man billiger Weise wohl nicht zu empfindlich Gehör schenken und sie als vorübergehende Reaktionen lieber in den Kauf nehmen? Oder nicht? Sollte in der Unlustſtimmung nicht doch auch etwas Gesundes, Richtiges, Allgemeingültiges stecken?

Das Sterbliche muß sterben in uns und Anderen. Auch die veralteten Schriften, die gelegentlich der Eine oder Andere im Interesse Vieler durchliest, damit er Vielen die Mühe des Lesens erspare, haben einen Verwesungsodem, der dem Lebenden widrig wird. Und wenn es gelegentlich auch nur ein Hauch ist, der Moderduft der Vergangenheit deutet auf den Tod, deutet unzweideutig auf die im Grunde so wohltuende Vergänglichkeit aller irdischen Geistesgestaltung.

Es sind somit zwei Dinge hier zu beherzigen: Das, was wir in Herder gemeinsam mit ihm noch leben, — dem wünschen wir, nach Maßgabe

unserer beschränkten Verstandeskraft, eine unaufhörlich segensreiche Wirkung, und das Andere, was blos in der momentanen Geste, dem Zeitstil, dem hingerauschten Augenblick lebendig war, — dem wünschen wir den Tod und das kommende Vergessen, wie Allem, was nicht mehr bleibenswert, wichtig und wohltätig wirkt. Wir identificiren uns aber selbst sowohl mit dem Einen wie mit dem Anderen. Wir plaidiren für die Unsterblichkeit und die Vergänglichkeit unserer eigenen Herzensangelegenheiten, analog dem Urteil, das wir über Herder für die Zukunft fällen.

Elegische Betrachtungen über die Vergänglichkeit der Dinge sind bei Herder selbst nichts Seltenes. (Ideen, 16. Buch I.) Nach dem allgemeinen Lauf der Dinge erlöschen die Charaktere der Völker allmählich; ihr Gepräge nützt sich ab, und sie werden in den Tiegel der Zeit geworfen, in welchem sie zur toten Masse herabsinken, oder zu einer neuen Ausprägung sich läutern." So Herder. Vielleicht ist das Gleichniß auch nicht sehr bleibenswert. — Im 18. Buche I (letzter Abschnitt) entfährt ihm dieser Seufzer über die Wandelbarkeit der Dinge: „Die jüdischen Tempelgeräte, die Geiserich aus Rom geraubt hatte, wurden in Konstantinopel zum dritten Mal im Triumph getragen; sie kamen nach Jerusalem zurück als Geschenk in eine Christenkirche und sind wahrscheinlich nachher mit einem arabischen Spruch bezeichnet als Münzen in alle Welt geflogen. So wandern die Heiligtümer; Reiche verschwinden; es wechseln Völker und Zeiten."

(15. Buch.) „Vorübergehend ist also Alles in der Geschichte; die Aufschrift ihres Tempels heißt Nichtigkeit und Verwesung. Wir treten den Staub unserer Vorfahren und wandeln auf dem eingesunkenen Schutt zerstörter Menschenverfassungen und Königreiche. Wie Schatten gingen uns Aegypten, Persien, Griechenland, Rom vorüber; wie Schatten steigen sie aus den Gräbern hervor und zeigen sich in der Geschichte.

„Und wenn irgend ein Staatsgebäude sich selbst überlebte, wer wünscht ihm nicht selbst einen ruhigen Hingang? Wer fühlt nicht Schauder, wenn er im Kreise lebendig wirkender Wesen auf Totengewölbe alter Einrichtungen stößt, die den Lebendigen Licht und Wohnung rauben? Und wie bald, wenn der Nachfolger diese Katakomben hinweggräumt, werden auch seine Einrichtungen dem Nachfolger gleiche Grabgewölbe dünken und von ihm unter die Erde gesandt werden?

„Die Ursache dieser Vergänglichkeit aller irdischen Dinge liegt in ihrem Wesen, in dem Ort, den sie bewohnen, in dem ganzen Gesetz, das unsere Natur bindet. Der Leib der Menschen ist eine zerbrechliche, immer erneuerte Hülle, die endlich sich nicht mehr erneuen kann; ihr Geist aber wirkt auf Erden nur in und mit dem Leibe. Wir dünken uns selbstständig und hängen von Allem in der Natur ab; in eine Kette wandelbarer Dinge verflochten, müssen auch wir den Gesetzen ihres Kreislaufs folgen, die keine andern sind als Entstehen, Sein und Verschwinden. Ein loser Faden knüpft das Geschlecht der Menschen, der jeden Augenblick reißt, um von Neuem

geknüpft zu werden. . . . Die Sonne geht unter, damit Nacht werde und die Menschen sich über eine neue Morgenröte freuen mögen."

So spricht zu uns Herder als ein Prediger von der Vergänglichkeit. Wir aber wollen diese Totenklage um das Verlorene nicht für unwiderruflich letzte Weisheit halten, sondern vielmehr auf den Herder, der die Unsterblichkeit im Herzen trägt, blicken und aus seinem Anblick Mut und Stärkung trinken.

„Licht, Liebe, Leben," steht auf Herders Grabstein. Wenn eine Zeit einmal den großen Namen Herder vergessen sollte, so wird doch die Idee der Liebe, für die das Edelste in ihm so innig erglühte, leben, und Herders Wirken wird doch dazu beigetragen haben. Schon in seinem Ahnen des Lichts nahm er am Lichte teil, und durch sein hoffendes Blicken in die Zukunft lebte er als ein Bürger derer, die da kommen werden.

Die Briefe zur Beförderung der Humanität haben eine unsterblich schöne Tendenz. Es ist, als habe der Verfasser sie an das höchste Weltwesen adressirt, als habe er sein volles Herz hingeopfert, Blutstropfen für Blutstropfen der Zukunft, die er so liebte, wie kaum Einer vor ihm; und er wußte diese Liebe in den mächtig brausenden Accorden seines Menschheitssanges zu verkünden.

Kann so ein Mensch sterben? — Er wird wohl vergessen werden. Aber heute noch nicht. Auch wohl noch nicht in Jahrtausenden.

Doch was tut das zur Sache? Die Sache, auf die es ankommt, das Wesentliche, dem alles Persönliche, Zufällige, Vergängliche zuströmt, hat nichts zu schaffen mit dem unsterblichen Ruhme eines einzelnen Mitmenschen.

Daß die Menschenseele Humanität lerne, sich durch die Nächstenliebe immer mehr abschleife, immer erfreulicher und liebenwürdiger werde für ihresgleichen, darauf kam es Herder an, — und wir dürfen vielleicht überhaupt aussprechen, darauf kommt es an. Wir wünschen das mit Herder, identificiren uns mit diesem seinem in die Zukunft gerichteten humanen Streben, und diesem Streben glauben wir Ewigkeit wünschen zu sollen.

Humanität*)! Sei so gut zu Deinem Nächsten, wie Du wünschest, daß Dir die ganze Menschheit werde! Liebe in Deinem Nächsten diese ganze Menschheit! Es bildet das goldene Schnittverhältniß oder, wie man auch sagt, die harmonische Teilung in der Mathematik dafür ein entsprechendes Gleichniß.

Wir nennen eine Strecke mit Wohlgefallen harmonisch geteilt, wenn sich der kleinere Teil zum größeren so verhält, wie der größere zur ganzen Strecke. Die Beziehung der Teile zu einander und zu dem sie gemeinsam enthaltenden Ganzen wirkt erfreulich. Dazu kommt auch noch ein Ideenweg in's Unendliche von eigenartig schön anmutender seelischer Wirkung.

---

*) Vgl. zu den folgenden Ausführungen den Schluß meiner Arbeit: Johann Gottlieb Fichte und der neuere Socialismus. Berlin, 1900.

Denkt man sich nämlich den kleineren Teil hineingenommen in den größeren, so entsteht hier noch einmal im Kleinen ein Spiegelbild des ersten Verhältnisses. Der in den größeren Teil hineingenommene kleinere wird innerhalb dieser neuen Umschließung seinem Nachbar gegenüber zum größeren Teile, und nimmt man diesen neuen kleineren Teil wieder hinein in seinen größeren Nachbar, so wiederholt sich dasselbe Verhältniß. Das geht so fort in's Unendliche, wie die Anschauung der Verhältnisse den Betrachter mit einem Schlage lehrt. Immer schlingt sich ein harmonisches Band durch die Reihe dieser Teilungen. Das nächsthöhere Verhältniß steht mit seinem benachbarten durch die anmutigste Aehnlichkeit im Bunde.

Ich meine nun, so verhält es sich auch im Menschenleben, wenn wir dahin gelangen, die rechte Stellung zu unserem jeweiligen Nächsten einzunehmen. Wir müssen uns zu ihm verhalten, wie das Ganze zu uns. Das bedeutet keine Geistreichelei oder ein unnützes Spiel der Analogien, sondern es soll und möge etwas Ernstes bedeuten.

Es möge bedeuten, daß wir: erstens eingedenk sein sollen unserer völligen Abhängigkeit von der Natur, also des Mangels an Ruhm, den — ich meine nämlich den Mangel an Ruhm — wir vor Gott haben sollen, und daß wir: zweitens in dieser Gesinnung unseren Mitmenschen mit dankbarem Herzen vergelten sollen, was an uns die unerforschliche Allmutter Liebes getan hat.

Nun ist das Gesagte freilich nicht dahin zu interpretiren, als ob es sich nur um Seelenverhältnisse von Groß zu Klein herab handele. Die Vergegenwärtigung unserer religiösen Abhängigkeit ist ebenso wohl dazu angetan, uns einem Geringeren wie einem Gewaltigeren gegenüber in die rechte Beziehung zu setzen. Alle sittlichen Verhältnisse werden dadurch mit einem heiligen Läuterungsfeuer gereinigt und veredelt.

Wir lassen alle falsche Demut unseren Mitmenschen gegenüber fahren; denn wir erkennen klar, daß wir nur vor Einem Demut im Herzen hegen dürfen, und dies Eine ist über allen Mitmenschen erhaben.

Aller falsche Hochmut wird gleichfalls fern gehalten, denn wie können wir uns unserer Verdienste brüsten, ohne dadurch augenblicklich die unersetzlich köstliche Fühlung mit dem Höchsten einzubüßen?

Zur Liebe und Zartheit wird das Gemüt dagegen angehalten, indem wir vermöge unserer religiösen Phantasie ein Spiegelbild der göttlichen Weltordnung im Kleinen, einen wahren Vorbilds-Mikrokosmos für künftige Verhältnisse durch unser jeweiliges Verhalten erzeugen. Bringen wir hier, im Allergeringsten treu, den Geist der Liebe und des Friedens zum Siege, so ist Alles geschehen, was uns zur Stunde auferlag, und die Belohnung wird nicht ausbleiben. Wir verspüren eine innere Sieghaftigkeit der reinsten und schönsten Daseinsmächte in der Natur, daß wir mit einem Male das regellose Chaos der unbegriffenen Weltenmannigfaltigkeit in seiner geheimen göttlichen Kosmoswerdung zu erlauschen glauben, daß wir fühlen,

Hohes und Tiefes durchdringt am Ende die eine Gesetzmäßigkeit, deren wichtigste Offenbarung, die sittlich-religiöse, wir in seligem Selbstgenusse begrüßt haben.

Fortwährend haben wir Gelegenheit, das zu erproben und in ewig wechselnder Gestalt so des Daseins zunehmend froh zu werden. Was hier der Einzelne leistet, geht gewiß der ganzen Menschheit nicht verloren. In jeder noch so individuell gefärbten Aufgabe der gegenwärtigen Stunde liegen Allgemeingültigkeiten und harren des erlösenden Weckrufes zur Auferstehungsstunde; denn wir sind alle eines Geschlechts, und es giebt nicht richtige Lösungen für Dich, die nicht auch für mich gelten.

Im Lichte dieser Anschauung wird Alles zur ethischen Arbeit. Wir arbeiten an uns selber, auch wenn wir nicht gerade im praktisch üblichen Sinn des Wortes „arbeiten". Jeder Brief, jeder Gruß, vor Allem aber jede Ueberlegung über die Mittel, einen Mitmenschen zur Humanität anzuleiten, ohne ihm durch Ungeschicklichkeit einen verletzenden Eindruck zuzufügen, ist heilig ernste Arbeit. In aller solcher Arbeit spielt die im landläufigen Verstande sogenannte „Arbeit" nicht die Hauptrolle, sondern ist nur ein Glied unter vielen anderen Gliedern in der humanen Lebensarbeit unserer Persönlichkeit.

Ich glaube mich in vollkommener Uebereinstimmung mit dem Geiste der Herder'schen Briefe zur Beförderung der Humanität, in welchem Werke ich Herders schönste Leistung zu erblicken sehr geneigt bin, zu befinden, wenn ich ausführe, daß die Humanität nicht eine vorher erkannte und, als Glückseligkeit von bestimmter Art oder sonst als irgendwie deutlich vorgemerkter Zweck, in's Auge gefaßte Frucht unseres Mühens darstellt, sondern eine Folgeerscheinung ist des frommen, aufrichtigen Dahinlebens selber, bei der die in uns ruhenden und verborgenen Schätze der edlen Menschennatur in gleichsam selbstverständlicher Weise freigelegt und sichtbar werden.

Ist es eine richtige Lebensregel, daß Alles anders kommt, als man glaubt, weil im Allgemeinen die Intelligenz zum richtigen Prophezeien schlecht ausreicht, so bleibt es eine wertvolle Ergänzung dieser Regel, anzuerkennen, daß Alles besser kommt, als man glaubt. Diese Regel trifft besonders im Großen, und um so sicherer zu, je größer wir den historischen Ueberblick wählen, dagegen sie gar nicht zutrifft und wohl gar in ihr absurdes Gegenteil verkehrt wird, wenn wir abgeschmackt genug sind, sie auf die äußerlichsten und unwichtigsten Angelegenheiten mit der durch Leidenschaften getrübten Egoismusbrille nachkontrolliren zu wollen.

Wir finden in den socialen Verhältnissen der Menschen untereinander eine solche Fülle sinnreicher und fruchtbarer Aufgaben, daß wir uns das Arbeitsfeld gewiß von vornherein nicht lohnender, interessanter und schöner wünschen können, als die gegenwärtige Welt es darbietet. Tausend und aber tausend himmlische Lockrufe zum Guten und Schönen tönen aus dem

unendlichen Reiche der Natur fort und fort mit süßer Beredsamkeit an unser Ohr.

Da liegt die weiche Nacht über den Gefilden, und als dunkler Himmel schwebt geheimnißvoll undurchdringlich das nächtliche Schlummerbett dieser dunklen Erde um uns, soweit die suchenden Blicke reichen. Wir haben wohl Zeit, einmal die Feder niederzulegen von unsern Büchern und Registern und die Gedanken schweifen zu lassen in die unerforschliche Weite.

Es tut dem Menschen gut zu träumen, wenn es mit reinem Herzensdrange geschieht und ohne alle Anmaßung, Stichhaltiges zu erzeugen. Nichts ist stichhaltig, als was es, ohne unser Dazutun, durch sein eigenes Wesen ist, und wohlgemerkt, gegen eine besondere Art von Stichen, denn es findet wohl jeder Stoff seinen Meister. Man kann keinen triftigen Gottesglauben zurechtzimmern, es sei denn, daß man die Hände in den Schoß lege und nur ausspreche, soviel man ohne Nachdruck sagen kann. Aller Nachdruck nämlich erzeugt einen Gegendruck und macht neue Auseinandersetzungen nötig.

Es ist Unglaube oder Aberglaube, mehr glauben zu wollen, mehr glauben zu müssen zu meinen, als die Natur der Dinge dem mühelosen Blick leicht und sicher gewährt.

Kämen Engel mit Flügeln vom Himmel hernieder, um uns ein sichtbares Zeichen der Wundergüte Gottes zu bieten, was brächten sie dem Weisen, das er nicht schon wüßte? Die Natur ohne Engel mit Flügeln ist wundervoll genug. Sie ist sogar ganz gewiß viel wundervoller so, wie sie *ist*, als so, wie sie nach momentanem Gutdünken frommer Märchenerzähler etwa sonst noch *sein könnte*. Mehr und mehr muß alle Wissenschaft wieder werden, was sie im Anfang war, und dem, der Einheit sucht, stets ganz mit Bewußtsein sein wird: Theologie. Aber freilich keine Theologie der bloßen Bibelexegese, sondern Kunde von allen Dingen nach Maßgabe aller Methoden des menschlichen gottgegebenen Verstandes. Philosophie ist der bescheidene Ausdruck für dasselbe.

In allen physischen Mächten, dem Wasser, dem Feuer, der Luft können wir so etwas wie Engel verehren, wenn die auch keine Flügel tragen und sich nicht als Unsersgleichen offenbaren. Ihre Realität ist deshalb verehrungswürdig, weil wir sie ihrem Wesen nach weder durchschauen noch erzeugen können, ebensowenig wie unser eigenes verehrungswürdiges Menschenwesen. Wir betrachten mit ewiger Verwunderung das schöne Spiel der Flamme, die Geheimnisse der Lichtbrechung auf der spiegelnden, glatten oder schäumenden, gesetzmäßig rhythmisch und formenreich bewegten Wasserflut oder die Wolkenformationen am Himmel, die das malerische Landschaftsbild als entzückendes Ganze umsäumen und darüber hinschwimmen.

Pflanzen- und Tierwelt sehen wir an. Es sind ja, möchte man sagen, schon Engel höheren Grades. Die grünen, kleinen Blätter oder Nadeln, das Holz und der pflanzliche Saftstrom, die Wurzelfasern und die duftende

Blumenkrone, — reden sie nicht alle vom Urgeheimniß in Dir, mir und ihnen? Und je näher herauf wir dem Menschen zu Leibe rücken, ja zu Seele rücken, um so herrlicher wird's klar. Die große Wirklichkeit ist unendlich tiefer als alle Glaubensträume der Menschheit. Ein treues Hundeantlitz ist doch unsagbar ausdrucksvoller und schöner, als der Mensch sich ein phantastisches dienendes Wesen etwa ausdenken möchte.

Der wahrste Engel wird dem Menschen aber freilich erst der Mensch.

Hierauf zielt alle Humanität ab. Unsere Seele soll so leicht und gut und lieb werden, daß wir im Stande sind, Freude zu bereiten in jeder Form unter allen Umständen ohne Ausnahme. Dies ist der Instinkt der Liebe, großartig vorbereitet in der Natur durch die Scheidung der Geschlechter, die sich suchen müssen, um aus ihrer Mitte die kommende Generation zu schaffen, geistig und körperlich, eines gerade so erhaben verehrungswürdig und göttlich wie das andere. Was aber aus der in den sinnlichen Verhältnissen vorbereiteten Liebe in humaner Entfaltung Alles geworden ist und daraus in Zukunft noch werden wird, lehrt ein einziger nachdenklicher Blick auf die Menschheitsgeschichte erkennen und erhoffen.

Die Liebe wird mehr und mehr der am schnellsten verständliche Ausdruck für alle höchste und sittliche Herzensbildung. Es ist in der Liebe das alles Wirrevolle der Erdengänge ausgleichende — erlösende Menschheitsheilmittel gegeben. Humanität ist schließlich mit der feinsten und schnellsten und tiefsten Art der Liebe identisch, jener Seelendisciplin, bei der Alles darauf ankommt, zu retten, was zu retten ist, und zu glauben an die nie ausbleibenden Wirkungen der Güte, wenn sie nicht müde wird.

Die Menschenliebe hat keine bestimmten Regeln. Sie ist viel zu schnell und tätig, um erst Pläne zu machen. Da unser Geistesleben in fortwährend veränderlicher wechselseitiger Beziehung schwebt, so wäre eine gebundene Marschroute nur hinderlich. Es kommt darauf an, jeder Fügung des Moments gerecht zu werden. Damit soll nicht gesagt sein, daß wir mit ängstlicher Hast die Miene und Haltung unseres Nächsten befragen sollen; die rechte Stimmung wird sich vielmehr schon von selbst einstellen, sobald nur in Gedanken und mit fester Beflissenheit die gemeinsame Menschheitsebene im Sinne der Haltung hergestellt ist, die wir soeben mit dem harmonischen Teilungsverhältnisse verglichen haben. Also der Gedankenaufschlag auf Gott, der Alles regiert, wird in die besondere Einzelsituation von vornherein die nötige Gutwilligkeit und rechte Demut bringen.

Die rechte Demut besteht im Aufgeben vorgefaßter eigener Gedanken, sobald wir merken, daß die Wirklichkeit uns eines Anderen zu belehren hat. Zu dieser Wirklichkeit gehört aber nicht am wenigsten die tiefe Stimme in unserem Busen, die uns auf ehrliches Befragen ehrlich antwortet, wenn wir dem Trüben entrinnen wollen.

Zweifelhafte Fälle sind ohne Wichtigkeit. Was wichtig ist, das Sittliche kann niemals zweifelhaft sein.

Sein innerstes Wesen besteht in einer seligen Gewißheit.

Herder hat nicht in dem Zusammenhange, wie es hier geschah, aber wie ich glaube, in diesem Sinne seine Humanitätspredigt an Mitwelt und Nachwelt gerichtet. Wieder und wieder kehrt er mit unerschöpflichem Reichtum an erhellenden Wendungen, Bildern und Belegen auf dieses Herzensanliegen seiner edlen Seele zurück. Er wird nicht matt und müde, die Wichtigkeit und Schönheit solcher humaner Lehren auf das Eindringlichste fühlbar zu machen und dem Gewissen einzuschärfen. Ein Seelsorger war er seinem Beruf nach und erfüllte den Beruf des Hirten über den Kreis seiner Gemeinde nach Ort und Zeit weit hinaus, wie es in der tiefen Kraft seiner Genialität und den Gesetzen der geschichtlichen Entwicklung, die solche Kraft nicht ohne starke Wirkung lassen, begründet war.

Wenn wir für die Unsterblichkeit Herders eintreten, so geschieht das mit aller uns verfügbaren Wunsch- und Willensinnigkeit, da die Ideale, die Herder verfolgt, keine andern Ideale sind als die unsrigen, als die der Menschheit, soweit wir ihr Wesen nur verstehen können.

Wenn wir Herders Unsterblichkeit wünschen, handelt es sich um das Leben unserer eigensten Hoffnungen. Es steht Dein und mein Wohl in Frage. Alle die unendlichen Sterne am Himmel, von denen wir nichts wissen, scheinen geheimnißvoll im Bunde zu stehen mit dem Siege und dem Bleiben des Sieges- und Bleibenswerten. Halten wir das Gute in Herder für unsterblich, so scheinen auch wir es zu werden, — unsterblich Du, teurer Leser, und ich.

* * *

Guter Herder, der Du Deine Freunde Dir anriefest, warum sollen wir nicht auch Dich anrufen und lieben?

Viel hast Du uns geschenkt. Der Du die Stimmen der Völker sammeltest und auf die Anfänge der Sprache gelauscht hast, eine große Auffassungsfähigkeit für alle fremde Nationalität in ihrer besonderen Bedingtheit war Dir zu eigen. Möge dieser Geist, der die Grenzen der fremden Eigenart so liebevoll zu achten sucht, in uns weiter fortleben!

Aus dem Gefühle heraus für den Wert des Besonderen auf allen Gebieten und für die gesunde Wurzelkraft auf jedem natürlichen Boden warst Du zu solchem weiten Völkerverständnis im Stande. Dein Gefühl war Dir Führer und Warner. In der Zeit der Aufklärung standest Du auf und zeigtest, daß das gute Herz eine höhere Verstandesklarheit anbahnt als bloßer Witz und reinliche Kunst der Klugheit in den Köpfen.

Du freutest Dich an der Besonderheit jeder Gestaltung in der Natur und in der Geschichte. Das war Deine Größe, daß Du die besondere Schönheit der einzelnen Dinge sahest, fühltest und auseinanderhieltest. Du lobtest Gott in allen seinen Werken.

Und wie groß und tief, wie unpersönlich, alle Menschenweisheit um

unendliche Unendlichkeiten ewig überragend, unvergleichlich, unnahbar majestätisch war Dein Gott! Du lehntest ab alle Wundereingriffe eines Menschenfingers höherer Gewalten, weil Du die Gottheit nicht entwürdigen, nicht beflecken und herabziehen wolltest in die Nebelgründe unseres Wissens und Schauens.

Du griffest kühn und stark in das Füllhorn der unendlichen Zeit und des unendlichen Raumes. Deine historische Vision ist sehr machtvoll. Sie ist machtvoller als manche, die nach ihr erschienen ist, wenn auch nicht die machtvollste, die wir kennen.

Groß war Dein Sinn für die Gesetzmäßigkeit des Kosmos. Das gesetzliche Geschehen galt Dir überall als schönes Ziel der Erkenntniß in Natur und Geschichte.

Und Du wußtest, daß die Wahrheit, die Einer für sich fand, für Alle gilt kraft der verwandten Organisation unseres Geschlechts.

Und Du liebtest die Menschen.

Und Du versammeltest um Dich aus allen Zeiten große, herrliche, liebevolle Gestalten. Das waren Deine Freunde. Sie halfen Dir in Deinen Bestrebungen.

So blicktest Du besonnen Dich nach Helfern um in der Vergangenheit. Am erschütterndsten aber trifft uns Dein Zukunftsblick, wenn Du Wünsche aussprichst, Forderungen an uns, Anregungen, denen wir folgen sollen.

Ich liebe Dich, — und ich liebe die Menschheit, und ich liebe Gott, indem ich Dich liebe.





Die Darstellung der Künstlerbohème in der modernen Litteratur.

Von

Paul Bornstein.

— Hamburg. —

Im Jahre 1851 erschien in Paris ein Buch unter dem Titel „Scènes de la vie de Bohème." Es trug seinem Verfasser, dem Poeten Henry Murger, einen überaus glänzenden Erfolg ein, machte ihn bis weit über die engen Grenzen seines Vaterlandes berühmt und verschaffte ihm eine Stellung in der internationalen Litteraturgeschichte. Das Buch hatte das Glück, zu rechter Zeit zu kommen. Die Februarrevolution des Jahres achtundvierzig hatte die herrschende Romantik zeitweilig in den Hintergrund gedrängt, und der in Folge der politischen Ereignisse neu erwachte Wirklichkeitssinn des Publikums mochte an den vielbändigen, phantastischen Romanen eines Dumas keinen Gefallen mehr finden. Man sehnte sich nach leichterer, vor Allem irdischerer Kost. Murger war der Mann, sie zu bieten. Sein Buch bedeutete eine Neuerung, aber doch keine allzu kühne. Es entrollte ein Milieu, das bis dahin noch nie geschildert war, ein Milieu vor Allem, das wie kein zweites es ermöglichte, mit der romantischen Tradition einen scheinbaren Realismus der Darstellung zu verbinden. Zum ersten Male lernte hier das Publikum gewisse Schichten der Künstlerschaft kennen, von denen es zuvor kaum gewußt — neue Kreise, neue und interessante Menschen, ein neues, und ach, wie tolles, lustiges Leben! Und das Alles so keck und übermütig, so frisch und froh, so amüsant geschildert in einer ganz neuen, grotesken, von Witz und Esprit funkelnden Sprache — was bedurfte es mehr zu durchschlagen-

dem Erfolge? Kühler und besonnener freilich urteilen wir Nachgeborenen; wir würden nicht umhin können, gegen eine übertriebene Wertschätzung Murgers die Revision anzumelden. Auch wir indessen müssen Murger, der uns wesentlich als typische Erscheinung eines sich zersetzenden Romantismus gelten mag, neben dem Ehrentitel eines außergewöhnlich liebenswürdigen Erzählers das Verdienst lassen, ein neues Milieu der Litteratur erschlossen zu haben. Das Verdienst vor Allem, für seine neuen Menschen eine neue Bezeichnung von schlagender Kraft gefunden zu haben. Seit Murger sind die Bezeichnungen „Bohème", „Bohêmien", die nichts Anderes bedeuten als „Zigeuner", „Zigeunertum", für gewisse, künstlerische Kreise stereotyp geworden.

Für welche Kreise? Was ist „Bohème"? Murger giebt in der Einleitung zu seinem Buche eine Definition seiner Bezeichnung, die er durch eine einteilende Charakteristik der in Frage stehenden Schichten zu erläutern sucht. Diese Definition lautet: „Die Bohème ist die Probezeit des Künstlers. Sie ist die Vorrede zur Akademie, zum Hospital oder zur Morgue." Und er fügt hinzu: „Die Bohème existirt nur in Paris und ist nur in Paris möglich." Das Princip, nach welchem er seine Klassifikation vornimmt, ist das des künstlerischen Erfolges. So teilt er in eine „unbekannte" und eine „officielle" Bohème ein, von denen jede ihre besonderen Spielarten und Unterabteilungen hat. Die „unbekannte" Bohème, die zahlreichste Klasse, besteht in ihrer ersten Abteilung aus der großen Familie der armen Künstler, die vom Verhängniß zum Inkognito verdammt sind, weil sie nicht in die Oeffentlichkeit zu dringen vermögen, dem Geschlecht der hartnäckigen Träumer und Idealisten, für welche die Kunst eine Religion ist, und welche meinen, die Oeffentlichkeit müsse zu ihnen kommen, das Piedestal sich ihnen von selbst unter die Füße schieben. — Ist es nicht für den Menschen Murger ein wenig charakteristisch, daß er für diese unbeholfenen, lebensunklugen Künstlerseelen, die besten oftmals unter allen, für diese Kandidaten der Not und des tiefsten Elends nur das Werturteil, dies sei der „Stoicismus des Lächerlichen", bereit hat? Die zweite Unterklasse der unbekannten Bohème setzt sich nach Murger aus denen zusammen, die sich selbst über ihre Berufenheit getäuscht haben oder von Anderen darüber getäuscht worden sind. Meist sind sie von irgend welchen berühmten Vorbildern irregeleitet und betrachten nach diesen die Not als etwas vom Künstler nicht Abzutrennendes, als sein natürliches Geschick. Sie sind die „Unverstandenen", und sie beschuldigen statt sich selbst die neidige und bornirte Gesellschaft, die sie nicht zu schätzen wisse. — Ist es nicht ein wenig charakteristisch für den Menschen Murger, daß er ein für alle Male die Gesellschaft von jeder Schuld am Künstlerelend freispricht, auf Grund des nicht genug zu verwerfenden Gemeinplatzes, daß das wahre Genie, das echte Talent sich immer Bahn breche? Die dritte Unterklasse bilden die „Zigeuner aus Liebhaberei". Das sind die Eitlen, die Gecken, die

wenngleich oft recht wohlsituirte Herren, sich ein renommistisches Vergnügen daraus machen, das Leben armer Künstler zu führen — echte Schafe im Wolfspelz, Philister hinter der Maske des Künstlers. — „Die unbekannte Bohème," schließt Murger, „ist kein Durchgang, sondern eine Sackgasse." — Mit ihr beschäftigen sich die Murger'schen Scènes nicht; sie gelten der wahren, der officiellen Bohème, der Bohème der Berufenen, die schon etwas geleistet haben, schon einigermaßen bekannt sind und — was nicht zu vergessen — bezahlt, wenn auch noch so dürftig bezahlt werden. Diese sind die Ehrgeizigen, die um jeden Preis die Zukunft erobern wollen, die Erfinderischen, die jede Not, gleichviel mit welchen Mitteln, niederringen und über alle Hindernisse triumphiren. „Ihre Existenz ist ein geniales Kunststück, ein täglich von Neuem auftauchendes Problem, das zu lösen nur mit Hilfe der kühnsten Kombinationen gelingt." „Sie können," so heißt es, „nirgendwo dreißig Schritte gehen, ohne einem Gläubiger zu begegnen."

Definition, Einteilung und Erläuterungen sind von kaum zu übertreffender Oberflächlichkeit und Verworrenheit. — Murger hat sich seine Sache sehr leicht gemacht. Er definirt die Bohème als Vorbereitungszeit, das ist sie überhaupt nicht, sie ist eine sociale Klasse, eine ganz bestimmte Schicht der Gesellschaft. So faßt Murger selbst auch in seiner Einteilung den Begriff. Die Bohème ist ferner durchaus keine specifische Pariser Eigentümlichkeit, sie findet sich und fand sich lange vor Murger, bald mehr, bald weniger hervortretend, auch in anderen Kunst- und Kulturcentren. Kann man sich ferner ein äußerlicheres, weniger durchgreifendes Divisionsprincip denken, als das des äußeren Erfolges, des Bekanntseins oder Nichtbekanntseins? In Wirklichkeit flottirt das, was Murger „unbekannte" und was er „officielle" Bohème nennt, beständig durch einander, es hängt durchaus von der Ansicht des Einzelnen ab, ob er einen dieser Künstler, die nach Murger zu unbedingter Anerkennung ja Alle noch nicht gelangt sind, hier oder dort einreihen will. Was ferner berechtigt Murger, die reinen Kunstidealisten, die, welche er die Träumer nennt, und die sogenannten „Unverstandenen" ohne weiteres zur unbekannten Bohème zu schlagen? Es würde seiner officiellen Bohème wenig Ehre machen, wenn nicht auch die reinen Idealisten in ihr vertreten wären. Erfolg haben kann ein Träumer, ein „reiner Tor" schließlich auch, und „Unverstandene" werden sich gleichfalls nicht nur unter den unbekannten Bohémiens finden. Murger betrachtet sein Buch als wesentlich der officiellen Bohème gewidmet; es wäre ein Leichtes, nach seinen eigenen Angaben alle seine Helden in die unbekannte einzuordnen. — Alle diese Definitionen geben uns nur eine unklare Vorstellung von einer unklaren Sache. Prüfen wir nunmehr, ob das Buch selbst uns festere Anhaltspunkte giebt! Vielleicht finden wir, nachdem wir Murgers Bohémiens kennen gelernt haben, die Möglichkeit, sie besser zu klassificiren, als er.

Murgers Buch ist äußerst lustig und liebenswürdig. Und liebenswürdige, lustige Kerls sind seine Künstler; alle keine Freunde von Traurigkeit. Dieses Cénacle der vier Bohémiens ist eine wahrhaft urfidele Kneipgesellschaft, der man sein sympathisches Wohlgefallen füglich nicht wird vorenthalten können. Das ist ein Leben, trotz Armut, Not und Elend. Das ist eine Jugendkraft und Frische, die wahrhaft unverwüstlich sind. Da ist Schaunard, der Musiker, der sich gegen die Kälte durch einen seidenen Unterrock schützt, den eine galante Dame bei ihm vergessen. Da ist Colline, der Philosoph, der überall Bücher aufkauft, dessen sämmtliche Taschen — und er trägt stets einen blauen Frack, — von Folianten starren. Da Marcel, der Maler, der sich vor Vergnügen wälzt, wenn ihm die Jury seine Bilder zurückschickt. Da Rodolphe, der Dichter, der das berühmte Modejournal „Der Regenbogen" herausgiebt. Da sind ferner die Frauen dieses Milieus, die femmes de ménage unseres Kleeblattes, die reizenden Gestalten der Phémie, der Mimi, der Musette, dieser zierlichen Grisetten, die mit ihren Geliebten durch Dick und Dünn gehen, vollendet bis auf eine Schwäche: die weibliche Eitelkeit, die Vorliebe für Alles, was glänzt und klingt, für den Tand, den Flitter. Um ein Band, ein Seidenkleid machen sie wohl auch gelegentliche Eroberungszüge in die bürgerliche Gesellschaft, betrügen sie ihre Freunde, trennen sie sich wohl auch gelegentlich von ihnen; aber sie kommen unfehlbar wieder, und wenn auch Schaunard dann seiner Phémie mit dem Stock Raison „einflüstert", sie finden bei ihrer Rückkehr gebreitete Arme und offene Herzen. Diese Frauen sind, wie man sieht, höchst unmoralische Personen; aber von einer so feinen, heiteren, naiven, fast möchte man sagen, selbstverständlichen Immoralität, daß man ihnen nicht böse sein kann. — Geld hat die ganze Gesellschaft fast nie. Es wird mit einer prächtigen Grazie gehungert. Ist aber Geld da, dann geht es hoch her, dann ist in selbstverständlicher Gütergemeinschaft Alles bis auf den letzten Heller in einem Tage verjuxt. Dann wird gepumpt, und wie gepumpt! Genial, virtuos, unvergleichlich! „Schaunard hatte das Pumpen zur Höhe einer Kunst erhoben. Für den Fall, daß er einmal Ausländer zu schinden haben würde, hatte er sogar die zur Eröffnung einer Fünffrankenanleihe nötigen Redensarten in allen lebenden Sprachen auswendig gelernt." — Schaunard hatte ferner eine nach Stadtvierteln und Arrondissements geordnete Tabelle aufgestellt, auf der die Namen seiner sämmtlichen Freunde und Bekannten alphabetisch verzeichnet waren. Neben jedem Namen das Maximum, mit dem der Betreffende angepumpt werden konnte, die Zeit, um welche er bei Kasse zu sein pflegte, und die Stunde der Mahlzeiten mit dem gewöhnlichen Küchenzettel des betreffenden Haushalts. Bezahlt werden derartige Schulden nie, principiell nicht. Aber ob mit, ob ohne Mammon, das Leben setzt sich für diese Menschen aus einer Folge lustiger Streiche zusammen, von denen einer immer den

andern jagt. Welche Kneipensitzungen, tollen Caféhausscenen, Landpartieen mit und ohne Damen! Wie werden da Spießer und Manichäer verulkt! Dem Hauswirt, der die längst fällige Miete einfordert, geht man einfach durch die Lappen, oder man macht ihn betrunken und lockt ihm zwischen zwei Gläsern den Schuldschein aus der Tasche. Und was der schönen Dinge mehr sind. Murger handhabt die Situationskomik in diesen lose an einander gereihten Bildern mit unnachahmlicher Verve; es ist, als brenne er vor unsern Augen ein funkelndes, prasselndes Feuerwerk ab. Man staunt, man ist verblüfft, belustigt, so lange man liest, ohne nachzudenken, aber bei den ersten kritischen Gedanken verblaßt der Prunk gar seltsam.

Murgers „Zigeunerleben" will Künstler schildern. Wie stehen diese Menschen zur Kunst, wann arbeiten sie und wie und was arbeiten sie? Bei dieser elementaren Kardinalfrage tut sich jählings eine gähnende Oede vor uns auf. Arbeiten tun diese Menschen eigentlich nie, und wo Murger einen Anlauf nimmt, sie uns bei der Arbeit zu zeigen, da zeigt er Narren, aber nicht schaffende Künstler. Colline schreibt philosophische Artikel für eine Hutmacherzeitung, Schaunard komponirt Arien, wie „Süß ist die Ri—Ra—Rache" und Kouplets und Lieder mit ausgesucht blödsinnigen Texten, und da er nebenbei auch malerische Begabung besitzt, so malt er eine Ebene mit einem roten und blauen Baume, die sich einen „Hand- oder vielmehr Astdruck" geben, eine „äußerst verständliche und sehr philosophische Anspielung auf die Süßigkeit der Freundschaft". Rodolphe gähnt über seinen Gedichten und bringt schließlich, nachdem er zwanzig Schweißtropfen vergossen, zwanzig Verszeilen zu Stande, und Marcel macht, nachdem die Jury ihm sein großes Gemälde „Der Durchzug der Juden durch's rote Meer" zurückgewiesen, hinter einander nach entsprechenden Veränderungen den „Uebergang über den Rubikon" und den „Uebergang über die Beresina" daraus. — Hier, wo es sich um die Stellung des Künstlers zu ihrem Lebensberuf handelt, war der Punkt, die Darstellung psychologisch zu vertiefen, künstlerische Seelen zu zeichnen, den ringenden Ernst hinter der äußeren Ausgelassenheit aufzuzeigen, den funkelnden Witz gemütvoll zum Humor zu erheben. Hier war die Möglichkeit eines großen Hintergrundes, eines weiten Horizontes gegeben, und hier versagt Murger völlig. Ihm fehlt der Humor, weil es ihm an seelischer Größe gebricht. Murgers Bohémiens schaffen nichts; mehr noch, sie werden nie etwas schaffen, denn ihnen fehlt der Fond und jede Möglichkeit künstlerischer Entwicklung. Sie sind so sehr lustige und leichte Windhunde, nur leichte Windhunde, daß sie mit der Kunst überhaupt nichts mehr zu schaffen haben, und tatsächlich, Murgers Buch würde an Vergnüglichkeit kaum etwas einbüßen, wenn man an die Stelle dieser „Künstler" Barbiergehilfen oder Konfektionskommis setzen würde.

Murger läßt seine Helden Karrière machen. Colline erspielt sich am Billard während der Revolution einen Ministerposten, erhält den Auftrag,

für die Regierung hunderttausend Blutigel anzukaufen, und heiratet reich, Marcel kommt zu Geld, weil ein früherer Liebhaber Musettens eines seiner Bilder kauft. Das ist bequem; durch eigenes Streben hätten diese Menschen nie etwas erreicht, weil es ihnen vollkommen an der Eigenschaft gebricht, die Murger selbst als für die officielle Bohème charakteristisch angab: an Ehrgeiz. Sie sind ohne Ziele und ohne Ideale. Die Frauen stehen an Feinheit und Tiefe weit über diesen Männern. Schließlich macht doch das Pumpen und Lumpen allein nicht den Künstler. Und ist man in seinen Erwägungen einmal so weit, dann fragt man sich weiter: Sind denn Hunger, Not und Elend nicht Dinge, vor denen die Heiterkeit Reißaus nimmt? Erzielt Murger nicht seine übermütige Stimmung ausschließlich auf Kosten der so bitterherben Lebenswahrheit? Murgers Buch hat bekanntlich in den Opernkompositionen zweier italienischer Komponisten, Puccinis und Leoncavallos, eine Auferstehung gefeiert. Camille Mauclair, einer der geistreichsten unter den jüngeren Pariser Kritikern, erzählte uns in einem Aufsatz der damaligen „Revue des revues“ von den Beobachtungen, die er gelegentlich einer Aufführung von Leoncavallos „Bohème“ mit sich anstellte. Er sagt, er habe physisch gelitten bei dieser Karikirung künstlerischen Elends, und jede Lachsalve, die diese traurigen Künstler dem behäbigen Bourgeoispublikum abnötigten, habe er als einen Peitschenhieb empfunden. Er nennt das Buch Murgers ein trauriges, verlogenes und seelisch unkeusches. Das heißt zu weit gehen. Murger ist und bleibt ein liebenswürdiger Plauderer, ein geistreicher Feuilletonist, ihm bleibt das Verdienst, zuerst auf diese Kreise hingewiesen und ihnen den Namen gegeben zu haben. Aber ein Körnchen Wahrheit ist doch an dem, was Mauclair sagt: Murgers Helden haben ohne Frage ein gut' Teil dazu beigetragen, den Künstlerstand bei der bürgerlichen Gesellschaft zu diskreditiren und das alteingewurzelte Vorurteil gegen ihn zu befestigen.

Murgers Künstler haben keine Seele; sie können uns also über die Psychologie der Bohème auch nichts verraten. Sie leben ganz nach außen, und für eine mehr äußerliche Charakteristik mögen sie immerhin als vorbildlich herangezogen werden. Nach Murger setzt sich die Bohème aus jungen, mehr oder minder unbekannten, wirtschaftlich äußerst schlecht gestellten Künstlern zusammen, deren einzige Beschäftigung das Bummeln, Pumpen, Schwadroniren, Faulenzen, Schwindeln, Lieben, Hungern oder Schwelgen ist. Jugend, mangelnder Erfolg, sociale Not und eine überaus ungebundene Lebensführung sind nach Murger die Eigentümlichkeiten des Bohémien, und damit ist sein äußeres Bild in der Tat gegeben. Nicht alle Züge dieses Bildes sind unverrückbar. Die Jugend nicht, denn es giebt auch alte Bohémiens; die Armut nicht, denn es giebt arme Künstler, die wir unter keinen-, und reiche, die wir unter allen Umständen als Bohémiens bezeichnen würden. Der Erfolg nicht, denn es giebt anerkannte Künstler, die trotz ihrer Berühmtheit Bohémiens waren und blieben. Erinnern wir uns Verlaines! Der Bohémien ist in der Mehrzahl der Fälle jung, unbekannt

und leidet an chronischem Geldmangel, aber er ist auch ohne den oder jenen von diesen Zügen denkbar. Das sind also sekundäre Merkmale. Das ausschlaggebende Charakteristikum aber ist das ungebundene, das — in bürgerlichem Sinne — berufslose, oft zügellose Leben. Ohne ein unstätes Wanderleben, ohne Kneipe und Kaffeehaus, ohne Nächte hindurch währende Kunstdebatten, ja, ohne Weiber ist er nicht denkbar. Ein bürgerlich solider Bohémien ist ein Widerspruch in sich. Der Bohémien ist der Lüdrian par excellence unter den Künstlern; er ist Lüdrian aus Princip und mit Bewußtsein. Der Bohémien will bummeln, das ist seine ganz specielle Eigentümlichkeit.

Eine kurze, geschichtliche Auseinandersetzung wird uns tiefer in das Wesen der Künstlerbohème, dieser so überaus merkwürdigen socialen Erscheinung, eindringen lassen. Die Bohème als historische Erscheinung ist sehr alt; sie ist um mindestens 8 Jahrhunderte älter als die Formulirung ihres Begriffs. Sie findet sich im Mittelalter bereits bei allen Kulturvölkern, wie sie noch heut mit gewissen, durch die Nationalität bedingten Unterschieden und Nüancen in den Kunstcentren aller civilisirten Nationen anzutreffen ist. Freilich handelt es sich hier nicht um eine bewußte Bohème. Das Vagabundentum der fahrenden Schüler und Spielleute des Mittelalters ist doch wesentlich ein naives und ihnen durch die äußeren, namentlich die Verkehrsverhältnisse aufgezwungen.

Als formulirter Begriff, als Lebensmaxime ist die Bohème ein durchaus modernes Produkt. Sie ist denkbar erst seit der von Kant ausgesprochenen und logisch begründeten Lehre von der Freiheit der Kunst, die hier zum ersten Male als über jede hausbackene Moral erhaben in ihrer erhabenen Zwecklosigkeit erkannt und proklamirt wurde. Hinzu kamen Rousseau, Sturm und Drang und die französische Revolution, welche die in der Luft liegenden Freiheitstendenzen als elementare, sittliche Forderung aufstellt und in der Wirklichkeit durchführt. Es war Goethe, der jene Lehren mit besonderer Anwendung auf den künstlerischen Menschen an seinem Leben zur Wahrheit machte, indem er Leben und Kunst, sein Leben und seine Kunst, in seiner wundervollen, freien Persönlichkeit zu höherer Einheit zusammen zu krystallisiren wußte. Was aber Goethes Genie unbewußt an sich vollendete, das stellten die deutschen Romantiker im Hinblick auf Goethe als bewußte Forderung auf. Sie, die Schlegel, Novalis, Tieck, Brentano, Arnim sind die ersten Vertreter einer künstlerischen Weltanschauung, die Ersten, welche die Einheit von Kunst und Leben zur Lebensmaxime erheben, die Ersten, welche in der Kunst einen lebenausfüllenden Beruf erblicken und dithyrambisch die Majestät der Kunst und des freien, schöpferischen Künstlermenschen, als des ungekrönten Souveräns über Leben und Tod verkündigten.

Daß der freie Künstler ein freies Leben führen, daß sein Leben künstlerisch wie sein Schaffen sein müsse, dieser Grundsatz ist durchaus

romantisch. Die Romantiker sind auch die Ersten, die den freien Künstler gegen den Philister ausspielen und ihn in konträren Gegensatz zur bürgerlichen Gesellschaft stellen, als ein völlig anders geartetes, höheres, königliches Wesen. Sie inaugurirten im deutschen Volk jene geheime und zähe Feindschaft zwischen dem Künstler und der Bourgeoisie, die ihnen nur als ein ungeheures, verzopftes Philisterium erschien. Sie mochten damit so Unrecht nicht haben, namentlich nicht für ihre Zeit, und sie haben ja teilweis auch heute noch Recht. Aber sie trieben die Dinge auf die Spitze, sie lehrten den Künstler die bürgerliche Gesellschaft verachten und als quantité négligeable ansehen. Was Wunder, daß die Bourgeoisie ihrerseits den Künstlern mit Mißtrauen gegenübersteht und sie so lange, als sie nicht unwiderleglich ihre Berufenheit dargetan, ihr die Anerkennung nicht in bitterm Kampf abgerungen haben, belächelt als Flaneurs, als unnütze und überflüssige Individuen? Hierzu kommt, daß diejenigen, welche zuerst die künstlerische Freiheit proklamirten, auch die Ersten waren, die den unheilvollen Irrtum begingen, ihr eine falsche Wendung in's Aeußerliche zu geben und sie vor Allem als einen freien, ungebundenen, ja, zügellosen Lebenswandel auszulegen. Sie beanspruchten für den Künstler das Recht, ein anderes Leben als andere Menschen zu führen. Könige stehen über dem Gesetz, und für den Künstler sollten nicht Sittenvorschriften gelten, die für den Philister eben gut genug waren.

Zurück zum Bohémien! Der Bohémien ist der Lüdrian par excellence. Muß der moderne Künstler das sein? Nein, aber der Bohémien nimmt es an. Warum? Weil er mit seiner ganzen Kunst- und Lebensanschauung in der Romantik wurzelt. Er glaubt, diese Lebensführung seiner freien, künstlerischen Persönlichkeit schuldig zu sein; er glaubt, sie sich gestatten zu dürfen, eben weil er Künstler ist. Ein Künstler muß anders leben als ein Philister. Um keinen Preis mit der Bourgeoisie verwechselt werden. Her darum mit dem Sammetjacket, dem Bindeschlips und der Löwenmähne! Und was der romantischen Marotten mehr sind! Die Philister, den Bourgeois gerade will der Bohémien ärgern mit dem Leben, das er führt:

Wie man Spießer giftet, da
Liegt das tiefste der Probleme,
„Epater les bourgeois“
Ist das Stichwort der Bohème.

Natürlich ist diese ganze Auffassung von der Stellung des Künstlers zum Leben und zur Gesellschaft eine in hohem Grade rückständige. Sie ragt als ein Rudiment aus entschwundenen romantischen Zeiten in unsere moderne Weltanschauung hinein. Die Zeiten haben sich geändert, und mit ihnen hat sich die Stellung des Künstlers zum Leben und der Gesellschaft geändert. Der moderne Künstler schaltet, wofern er seinen Beruf recht erfaßt hat, nicht mehr als souveräner Herrscher über die Welt der Er-

scheinungen und der Lebensformen; er weiß, er kann nicht in freiem Spiel der allmächtigen Phantasie die Wirklichkeit nach seinem Belieben konstruiren. Er steht im Banne des überaus starken Wirklichkeitssinnes, der nicht zuletzt unsere Zeit des Dampfes und der Elektricität kennzeichnet, und wohl mag es ihn stutzig machen, daß alle jene Romantiker, die mit Fanfarenstößen die uneingeschränkte Freiheit der Kunst und der künstlerischen Persönlichkeit verkündeten, für die Ewigkeit nicht zu schaffen vermochten. Der moderne Künstler betrachtet es als seine Aufgabe, die Erscheinungen in ihrem tiefsten ursächlichen Zusammenhange zu ergründen, sie zu durchdringen, ihre Daseinsformeln zu erkennen. Dazu aber reicht bei all' ihrer ungeheuren Bedeutung für das Schaffen die reine Phantasie nicht aus. Er weiß, daß diese zügellose Kraft zu ihrer künstlerischen Nutzbarmachung des Zügels eines wägenden, prüfenden, kritischen Verstandes bedarf, daß erst in der Beschränkung sich der Meister zeigt. Der moderne Künstler ist ein scharfer Beobachter der Natur, des Menschen, des Lebens geworden. Gewiß, heut wie je ist der künstlerische Gedanke, die Konception unveräußerliches Vorrecht des Talentes; aber sobald es sich darum handelt, ihn auszusprechen, ihn in die Wirklichkeit zu projiciren, beginnt die Arbeit, und keine leichte Arbeit. Schon die ungeheuren Ansprüche, die wir an die künstlerische Form machen, bedingen einen intensiven Fleiß. Der moderne Künstler ist in unvergleichlich höherem Grade ein ernster Arbeiter, als je die Romantiker es waren, und wofern er reif ist, atmet seine ganze Persönlichkeit die Ruhe und Geschlossenheit der arbeitenden Persönlichkeit. Man betrachte einmal das Leben der wahrhaft Großen und Reifen, eines Ibsen, eines Zola, eines Tolstoi, welche Ruhe und Regelmäßigkeit, oft fast übertriebene Regelmäßigkeit! Sind diese Männer darum weniger frei? Sie haben nur erkannt, daß es ein törichter Irrtum ist, die Freiheit der künstlerischen Persönlichkeit in einem äußerlich ungebundenen Leben zu suchen, daß, in diesem Sinne aufgefaßt, die romantische Lebensmaxime unbedingt zu verwerfen ist. Die Freiheit des Künstlers — und hier stehen wir vor dem Kern der Lebensanschauung der Bohème und erkennen ihn als verfehlt — ist keine äußerliche, sondern einzig und allein eine innerliche, seelische, eine sittliche. Der Künstler soll als ein vertiefter und verfeinerter Mensch geistig über seine Umgebung erhaben sein, frei von ihren Vorurteilen und über sie hinaus in seinen Idealen. Diese wahre, innerliche Freiheit ist denkbar bei größter äußerer Gebundenheit, bei durchaus ruhigem und geregeltem Leben; sie ist denkbar sogar in Verbindung mit gewissen, freilich nicht allen bürgerlichen Stellungen. Daß der in einem ungebundenen Bummelleben zum Ausdruck gelangende Gegensatz zur Gesellschaft unangebracht, zum mindesten sehr überflüssig ist, hat allen echten Künstlern, sobald sie reif geworden waren, bewußt oder unbewußt eingeleuchtet, und insofern die Bohème dies nicht, noch nicht einsieht, ist sie ein Stadium sittlicher Unreife. So definiren wir. Unter der Bohème verstehen wir heut jene Kreise von Künstlern, die,

gleichviel, ob jung oder alt, ob arm oder reich, sich in Lebenswandel und Lebensanschauung auf Grund eines mißverstandenen, romantisch rückständigen Freiheitsbegriffs in bewußten, äußeren Gegensatz zur bürgerlichen Gesellschaft stellen.

Mit der Aufdeckung des Irrtums in ihrer Lebensanschauung ist der Stab über die Bohême nicht gebrochen. Unreife und Unklarheit können unter Umständen sympathischer sein, als überreife Vernunft und wasserhelle Klarheit. Es ist nicht zuletzt die geistige Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft, die diese meist jungen und hitzigen Köpfe und Herzen in einen Gegensatz à tout prix treibt und damit der Bohême eine unzweifelhaft hochbedeutsame, kulturelle Mission überweist. Trotz ihrer Unreife, vielleicht wegen ihrer Unreife. Es ist die instinktive Abneigung wider die gesättigte, von unehrlichen Vorurteilen durchsetzte Atmosphäre, die behäbige Stickluft, die über der Bourgeoisie brütet, wider den im Vollgefühl der Vollkommenheit schwelgenden Konservatismus, die geistige Trägheit und den Bildungshochmut der Gesellschaft — es ist ein urwüchsiger, instinktiver Freiheitsdrang, der sich in der Bohême austobt. Ein starkes Persönlichkeitsgefühl, der Trieb, sich auszuleben in jeder Richtung, eine überschüssige Kraft, die noch nicht recht weiß, wohin sie sich wenden soll. Goethe in seiner Sturm- und Drangperiode. Wo hinter der Ausgelassenheit ungezügelten Bummelantentums eine wahrhaft künstlerische Persönlichkeit, ein ungebrochener, sittlich im Innersten intakter Mensch steckt, kann der Bohémien eine prachtvolle Erscheinung sein. Und wo in Not und Elend eine echte Künstlerschaft zu Grunde geht am Widerstand der Gesellschaft, weil sie sich nicht durchzusetzen, aber auch nicht sich aufzugeben vermag, da giebt es keinen tragischeren, als ihn. Gerade durch die geistige, oft maßlose Opposition wider die Bourgeoisie erfüllt die Bohême eine Kulturaufgabe. Sie ist ein Gährungscentrum, welches das geistige Leben der Nationen vor Verdumpfung und Verknöcherung bewahrt; denn sie vor Allem ist die begeisterte, wenn auch unkritische, wenn auch unklare Vorkämpferin für alles Neue. In diesen selbst noch gährenden, unruhigen Schichten schlagen alle die Zeit bewegenden Ideen Wurzel, vermischen sich, kreuzen sich, und von hier aus werden sie, meist unter gewaltigem Kampfgeschrei der Bourgeoisie, sozusagen in's Gesicht geschlagen. Sie sträubt sich, sie wehrt sich; allmählich kann sie nicht umhin, Einiges anzunehmen, und so vollzieht sich ein langsamer Fortschritt. Für zahllose, wahrhaft große Künstler war das geistig bis zur Siedehitze geladene Milieu der Bohême das Sprungbrett. Hier ließen sie das Kreuzfeuer der Ideen auf sich wirken, die sie zu ihrer Weltanschauung klärten, läuterten und ausbauten; hier lernten sie im Feuer waschechter Begeisterung mit dem Hammer zähen Unabhängigkeitssinns die Waffen schmieden und führen, die sie hernach als Rufer im Streit schwangen, bis daß sie sich durchgesetzt und, ohne einen Deut von ihrer inneren Freiheit zu opfern, ihren äußeren Frieden mit der bürgerlichen Gesellschaft geschlossen hatten. Es ist nicht zufällig, daß

die Bohème stets an der Grenzscheide zweier Kunst-, zweier Weltanschauungen hervortritt.

Bei der Fülle verschiedenartiger Persönlichkeiten, aus denen die Bohème sich zusammensetzt, ist es schwer, eine zulängliche Einteilung zu finden. Man könnte vielleicht von einer fließenden und einer stagnirenden Bohème sprechen, und unter jener die im Grunde doch vorwärtsstrebenden, mit ihrem künstlerischen Beruf Ernst machenden Bohèmiens begreifen, die über lang oder kurz sich auf sich selbst besinnen, und für welche die Bohème nur eine Uebergangszeit von längerer oder kürzerer Dauer ist. Unter der stagnirenden Bohème, die man auch einfach Lumpenbohème nennen kann, wäre zu verstehen der Schlamm, der Bodensatz, den die fließende in nur zu reichem Maße absetzt. Dies ist eine der trostlosesten und widerlichsten Erscheinungen unserer heutigen Gesellschaft. Sie umfaßt alle die haltlosen Charaktere, die in Folge von sittlicher Schwäche und Mangel an Selbstbeherrschung durch das Bummelleben in der Bohème in ihrem innersten Kern angefressen, die Fähigkeit zur Arbeit und damit die Selbstbeherrschung verloren haben. Sie sind unehrlich gegen sich und Andere, sittlich defekte Individuen, in denen alle die traurigen Untugenden der Künstlerseele, Neid, Gehässigkeit, Prahlerei, Lüge, Faulheit sich ein Stelldichein geben. Wir werden solche Typen kennen lernen.

Es ist klar, daß die Bohème, je nachdem man sie von dieser oder jener Seite ihres buntschillernden Wesens faßt, diese oder jene ihrer Eigentümlichkeiten betont, diese oder jene zurücktreten läßt, in verschiedenstem Lichte erscheinen kann. Sie läßt jedes nur mögliche Gefühlsurteil zu. Murger faßte sie von einer fast allzu ausschließlich komischen Seite; wir werden sie humorvoll, satirisch, mit sittlicher Entrüstung, tragisch aufgefaßt sehen. — Zwischen Romanen und Dramen wollen wir nicht unterscheiden und litterarische Kritik nur in sofern treiben, als alle litterarische Kritik auch psychologisch ist. Uns interessiren nur die Menschen, die einzelnen Typen, und die verschiedenen Kreise in ihrem verschiedenen Milieu. Ein wenig Socialpsychologie, ein wenig vergleichende Charakteristik, das ist es, was uns beschäftigen wird.

* * *

Wie des Lebens erbarmungsloser, grausamer Ernst neben einer übermütigen Farce, so steht Zolas Bohèmeroman „L'oeuvre", „Das Kunstwerk," neben Murgers leichtsinnig lockeren Scenen. Mit einer Kraft der Darstellung, wie vielleicht von allen modernen Meistern nur er sie besitzt, läßt Zola vor unseren Augen das Bohèmemilieu der Pariser Künstler, wesentlich der bildenden Künstler, erstehen. Es ist ein furchtbares Milieu, ein Milieu enger Not, oft starrenden Elends, ein Milieu wilden, verzweifelnden Ringens nach Licht und Luft, eines Kampfes, eines immerwährenden, fortgesetzten Kampfes um die Erhaltung der physischen und die Durchsetzung

der künstlerischen Persönlichkeit, ein Milieu zäher, rastloser, erbitterter Arbeit. Denn alle diese Männer sind fanatische Arbeiter, Ehrgeizige größten Stils. Die Kunst erscheint hier nicht als eine lichte, befreiende Göttin, sondern als ein Dämon, der den von ihm Besessenen ruhelos peitscht durch ein Dasein des Elends, zerreibenden Schaffens, der Demütigungen und Enttäuschungen. Spärlich nur und karg bemessen sind die Augenblicke, in denen der Künstler im Rausch des Gelingens sich als ein triumphirender Gott erscheint. Nichts von Späßen und Flausen à la Murger! Mit gutem Grund läßt Zola seine künstlerischen Bohêmiens als wütende Verfechter neuer künstlerischer Bestrebungen auftreten; so kann er uns das Martyrium zeigen, durch welches die bürgerliche Gesellschaft derartige Neuerer peitscht. Es ist die Tragödie, die kaum durch einen lichten Schein verklärte Tragödie des Bohêmetums, die Zola schrieb, und vielleicht ist das Tragischste an dieser Tragödie der erbitterte Kampf mit der Bourgeoisie, mit ihren officiellen Vertretern in Akademiestellen und Jurys, dieser ganzen Gesellschaft, die der Bohêmien natürlich innerlich verachtet, und auf die er doch angewiesen ist. Denn in dem Haß und der Verachtung gegen das bevorrechtete Epigonentum der Professoren und des bourgeoisen Kunstbanausentums finden sie sich ursprünglich alle zusammen, diese Künstler, welche die Provinz auf das heiße Pflaster von Paris warf. Und was sie immer von Neuem stärkt und vorwärts treibt, das ist der Glaube an sich, ihre Berufenheit und ihren endlichen Sieg. Mit finsterer Ironie zeigt Zola, was aus diesem Glauben wird, wie unter der Einwirkung der Not und einer fieberhaften Sucht nach Erfolg diese Künstler sich ändern, wie sie Koncessionen machen, Kompromisse schließen, Schleichwege wandeln, wie der Einzige, der sich selbst behauptet, weil er, mit der ganzen Einseitigkeit des genialen Menschen behaftet, sich nicht zu biegen vermag, gebrochen wird und zu Grunde geht. In einer Fülle charakteristischer Einzelfiguren ist hier die Bohême verkörpert. Da ist der Bildhauer Mahoudeau, der in seinem Atelier mit den von nassem Thon triefenden Wänden arbeitet, ißt, schläft, der den letzten Groschen mit seinem Freunde teilt, bis ihn die Not zwingt, Lohnarbeiten zu machen, bis er schließlich, sich selbst aufgebend, dem Publikum die üblichen geleckten Modearbeiten vorsetzt. Da ist der Architekt Dûbuche, der, um sich zu erhalten, die niedrigsten Handlangerdienste in den Bureaus glücklicherer Kollegen leistet und schließlich in einem traurigen Ehephilisterium verdumpft und verkommt. Da ist der Dichter Pierre Sandoz, der, um seine alte Mutter zu ernähren, mit einer kleinen Registratorstelle sich herumpeinigt, der mit dem Stil, mit der künstlerischen Form sein Leben lang einen verzweifelten Kampf kämpft, ewig unzufrieden mit sich und unglücklich, weil er sich selbst nicht zu genügen vermag — der Einzige übrigens, der, ohne sich aufzugeben, es zu einem bescheidenen Glück bringt. Da ist Fagerolles, der Pseudorevolutionär, der unehrliche Streber, der die neue Technik des genialen Freundes soweit mildert, glättet und verliebenswürdigt, daß

er bei Publikum und Presse erntet, was sein Freund gesät, Mitglied der Jury wird und das Kreuz der Ehrenlegion erhält. Man kann sich kaum eine traurigere Scene denken, als die, welche sich gegen den Schluß der Begebenheiten bei Sandoz abspielt. Der Dichter hatte den hübschen Gedanken, alle die alten Freunde gemeinsam einzuladen. O, wie sie gegen einander losfahren in Gehässigkeit und Hohn! Wie sie Einer hinter dem Rücken des Anderen zischeln und tuscheln, um in offenster Feindschaft schließlich auseinanderzugehen. Dies ist das Ende: eine Bande sittlich korrumpirter Individuen. — Im Mittelpunkt des Romans steht der Maler Claude Lantier. Er ist der wahre künstlerische Revolutionär, eine eigene Persönlichkeit, die nach einem eigenen Ausdruck, einer neuen Sprache ringt. Zola läßt ihn als den Begründer der impressionistischen Pleinairtechnik auftreten. Claude kennt nur die Kunst. Schaffen, wiedergeben alle diese Formen und Farben, die ganze unerschöpfliche Natur einfangen und auf die Leinwand bannen, sonnenumströmt, glühend und zuckend, vibrirend von Leben, wer das könnte, wer das könnte! Das ganze Leben dieses Menschen ist ein einziger verzweifelter Kampf mit dem Leben, der Natur, die er fassen will, und die sich ihm entzieht. Wohl glückt ihm hie und da ein Stück, aber es ist nicht das Ganze, nicht Alles; es fehlt immer noch etwas. Alle Krämpfe der Ohnmacht kostet er durch; er ißt nicht, trinkt nicht, Nachts springt er auf und malt, barfuß und im Hemd, malt bei Kerzenlicht. Die Kunst ist wie ein schwerer Fluch, der auf ihm lastet. Die Jury schickt ihm Bild nach Bild zurück, vor einem auf Fagerolles Fürsprache angenommenen Bilde staut sich lachend, johlend, witzelnd die Menge der Zuschauer. Claude weicht nicht, er hungert, aber er arbeitet ruhelos und glücklos. Ein kurzes Liebesidyll, Claude heiratet. Sein Kind stirbt vernachlässigt, denn sein Weib hat nur Augen für ihn, der anfängt, an sich zu verzweifeln, zu verfallen. Die Kunst des Gatten, die sie einst liebte, dann fürchtete und schließlich wild als Rivalin haßt, droht das Glück ihrer Ehe vollends zu töten. Da wirft sie sich vor diese Rivalin; sie ist es, die Claude unbarmherzig die Augen öffnet, ob er denn nicht sehen könne, — das, was er da schaffe, sei ja garnicht die Natur, er sei auf falschen Bahnen gewesen, und nie, nie werde er das Leben fassen, weil er sich getäuscht habe über die Stärke seines Talents, seines Könnens. Sie entreißt ihm das Versprechen, fürderhin nur noch ihr, ihrer Liebe zu leben und ein für alle Male diesem Dämon, der Kunst, zu entsagen; aber in der Nacht geht Claude und hängt sich neben seiner Staffelei auf. Hinter seinem Sarge spricht Sandoz zu einem andern Maler die Formel dieses unglücklichen Künstlerlebens aus: „Er war nicht der Mann der Kunstformel, die er mitbrachte . . . ich meine, sein Genie war nicht stark genug, sie aufzupflanzen und in einem entscheidenden Meisterwerk durchzusetzen.“ Das trübe Los der Vielen, die berufen, aber nicht auserwählt sind.

War Zolas Künstlerbohème erst darauf angewiesen, sich mit ehrlichen und unehrlichen Mitteln durchzusetzen, so nimmt die Bohème des jungen Nor-

wegen, die uns Knut Hamsun in seinem Roman „Neue Erde“ schildert, eine wesentlich andere Stellung ein. Das liegt an den nationalen Verhältnissen. Es giebt kein zweites Volk in Europa, das durchgehend so rege geistige Interessen hätte, wie das kleine norwegische. Die einheimische Kunst, und vor Allem die Litteratur, ist Herzenssache der gesamten, nicht zum kleinsten Teil aus Bauern sich zusammensetzenden Nation, und die Gefahr für die schöpferischen Talente liegt nicht in ihrer Unterschätzung, sondern in ihrer Ueberschätzung. Wo nur ein achtungswertes Talent sich dokumentirt, da ist der Staat mit Stipendien bereit, es zu unterstützen. Nirgends macht man es dem Künstler leichter, — sich eine Position zu erringen. So wird es erklärlich, daß Knut Hamsun in seinem Roman sich die Aufgabe stellt zu prüfen, ob denn diese Künstler nach ihren Leistungen die Liebe und Verehrung auch verdienen, mit denen sie förmlich verwöhnt werden? Er kommt bei dieser Prüfung zu einem negativen Resultat. Der Kreis von Litteraten, den er uns vorführt, ist eine wahre Reinkultur von Bohémiens im unangenehmsten Sinne, alle diese Künstler führen bewußt ein bummeliges Genußleben, in dem die Arbeit erst an letzter Stelle kommt, alle sind von einem maßlosen Dünkel erfüllt, in dem sie sich turmhoch über die unkünstlerische Menschheit erhaben fühlen, und was dieser Bohème den fatalen Beigeschmack giebt, das sind die bedenklichen, sittlichen Defekte, die sie aufweist. Es ist fast schon ein Stück Lumpenbohème, das wir hier kennen lernen. Hamsuns bittere Satire wird noch verschärft dadurch, daß er mit dieser Sippe die jungen Handelstalente kontrastirt, eben jene „Krämer“ ihr gegenüberstellt, auf die sie verächtlich herabblicken zu können vermeint. Die ersichtlich nach der Natur gezeichneten Bohèmetypen sind übrigens durchaus nicht specifisch norwegisch; sie sind international, und mancher von ihnen mutet wie ein lieber Bekannter an. Da ist vor Allem Lars Paulsberg, der große Romanschriftsteller, bei dem Eitelkeit und Dünkel einander die Wage halten, der schmutzige Journalisten hofirt, damit sie Notizen über seine werte Person in die Blätter lanciren, der den schönen Grundsatz „eine Hand wäscht die andere“ zum Lebensprincip gemacht hat, der aber vor Allem groß darin ist, einem aufstrebenden Talent den Knüppel zwischen die Beine zu werfen, damit es ihm nicht gefährlich werde, — ein neidiger und mißgünstiger Halunke hinter der Maske gesalbten Wohlwollens. Da ist der Maler Milde, der gleich Schaunard das Pumpen zur Höhe einer Kunst erhoben hat, der aber jedes Bezahlen mit sittlicher Entrüstung ablehnt. Arbeiten tut er nur, wenn's Matthäi am letzten ist. Sein geistreichster Gedanke ist die Korsettsammlung von galanten Damen, die er sich zugelegt. Da ist ferner Irgens, der schöne Irgens, der Dandy, der Frauenheld, der Lyriker, der so glühende Liebesgedichte zu machen weiß. Ein herzloser, hohler, aufgeblasener, eitler Geck, der sich von seinen Geliebten aushalten läßt und ihnen den Stuhl vor die Tür setzt, wenn sie ihm nichts mehr nützen können. — So sehen die Hauptpersonen dieses Kreises

aus, der ganze Tage und Nächte in den Cafés und Restaurants herumlumpt, bis zur Sinnlosigkeit säuft und dabei große Reden vom Stapel läßt. Sie Alle sind in Wahrheit ohne jedes Ideal, sittlich ohne Halt, moralisch verkommen, prahlerisch, unehrliche Intriganten, die Einer nach dem Bein des Anderen schnappen. Keiner von ihnen lebt von seines Kopfes Arbeit; sie pumpen, bis daß der Staat ihnen einmal das längst geschuldete Stipendium bewilligen wird, derselbe Staat, um dessen politische Geschicke sie sich den Teufel kümmern. Und bei wem pumpen sie? — Natürlich bei jenen „Krämern", die ja nur dazu da sind, sich von ihnen schröpfen zu lassen, die sich das zur höchsten Ehre anrechnen müssen und dafür mit Schimpf und Spott in's Gesicht hinein belohnt werden. Diesen mehr oder minder großen Lumpen, die in Christiania jedes Kind kennt, und die der Bürger mit Achtung begrüßt, stellt der Dichter ein Paar befreundeter Kaufleute gegenüber. Diese Männer sitzen bereits in ihren Kontors bei der Arbeit, wenn die Bohémiens des Morgens betrunken aus dem Café nach Hause schwanken. Hier, in diesen kaufmännischen Kreisen ist noch Fleiß, Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit und wahrhaft vornehme Gesinnung zu finden. Der Kaufmann ist es, der mit umsichtiger Tatkraft dem Vaterlande die neuen Kulturwerte schafft, welche jene im Innersten angefressene Jugend — jene neue Erde, blasse Erde, ohne viel Fruchtbarkeit, ohne Ueppigkeit — längst nicht mehr zu schaffen im Stande ist. Hamsuns Buch bedeutet einen pfeifenden Gertenhieb gegen die jüngere Kunstgeneration Norwegens. Es ist unbedingt scharf tendenziös; hier Alles Schatten — drüben Alles Licht. Aber die Meisterschaft seelischer Analyse, die wir überall bei Knut Hamsun zu bewundern haben, findet sich auch hier, und sie ist es, die „Neue Erde" zum Range eines unantastbaren Kunstwerks erhebt.

Gestehen wir von vornherein, daß wir Deutsche in unserer jungen Litteratur den Bohèmeromanen Zolas und Hamsuns Ebenbürtiges in gewissem Sinn nicht an die Seite zu stellen haben. Uns fehlen Schilderungen der Bohème von der finsteren Kraft Zolas und der herben Satire Hamsuns gänzlich, uns fehlen Werke, die den weiten, socialen Horizont jener Schöpfungen eröffnen. Versuche, im Bilde der Bohème einen Zeitroman größeren Stils zu schaffen, sind wohl hie und da auch bei uns gemacht; aber sie sind wenig gelungen, und nichts wirkt trauriger, als wenn in großangelegter Form der Inhalt klappert, wie Gebein in alten Ritterrüstungen, oder aber wenn bei völliger Formlosigkeit der Inhalt nach allen Seiten auseinanderläuft, recht eine breite Bettelsuppe. Jenes ist der Fall bei Conrad Albertis socialem Roman „Die Alten und die Jungen", dieses bei Bleibtreus pathologischem Roman „Größenwahn". Alberti macht den Versuch, die Generation von achtundvierzig mit der von siebzig und einundsiebzig zu kontrastiren. Jene voll politischer und künstlerischer Ideale, die Männer, die um ihr Bürgerrecht kämpften und es errangen, die den deutschen Einheitstraum bis an die Schwelle der Erfüllung führten,

nun aber alt, rückständig, abgetakelt sind. Diese, im Besitz und in der Erfüllung geboren, streberhaft, genußsüchtig, sittliche und philosophische Materialisten, aufgezogen und gereift in der Schule der modernen Naturwissenschaften. Diese jüngere Generation wird durch eine Schaar junger Künstler — diesmal sind es Musiker; die Litteraten hatte Freund Bleibtreu schon vorweggenommen — repräsentirt. So begegnen wir denn den lieben guten Gestalten aus den Anfängen unseres naturalistischen Romans, die uns heut so merkwürdig konventionell und alt, viel älter als Albertis alte Achtundvierziger, vorkommen. Da ist der junge Künstler, der an der obligaten Kellnerin zu Grunde geht, da der wackere Theaterschurke, da der junge Graf, der die jüdische Kommerzienratstochter heiratet, da überhaupt neben dem künstlerischen das bekannte, jüdische Finanzmilieu. Wir erfahren von der Gründung einer großen Nationaloper, auf der Lecoqs Operetten gegeben werden. Wir erfahren von der schauerlichen Unterdrückung der jungen Musiker durch die alte Schule und ihren Hauptvertreter, den minnigen Professor Julian Stinkert, der den „Pfeifer von Gundelfingen" — der Name hat mit dem „Trompeter von Säckingen" eine verteufelte Aehnlichkeit — komponirt hat. Ueberall Karikaturen, überall — sagen wir das ganz offen — in Namen und Verhältnissen Anspielungen, Andeutungen, persönliche Angriffe, Austragung litterarischer Zwistigkeiten, die nicht in die Sphäre der Kunst gehoben sind und demnach beleidigend, abstoßend, geschmacklos wirken. Diese Erscheinung wiederholt sich bei Bleibtreu auf rein litterarischem Gebiet, wenn auch nicht in so fatalem Maßstabe. Sie wiederholt sich in dem Drama „Socialaristokraten" von Arno Holz.

Seltsam! Fast hat es den Anschein, als fehle unserer modernen Dichtergeneration das Talent zur Satire, während doch auf keine Zeit wie auf die unsere das Wort „Difficile est satiram non scribere" paßt. Und warum sollte nicht auch die deutsche Kunstbohème satirisch dargestellt werden können? Es ist aber, als könne ein zeitgenössischer Litterat seinen Kollegen von der Kunst gegenüber nicht den rechten Abstand finden. Alle vorliegenden Versuche, das gilt von Alberti und Bleibtreu, wie von Arno Holz, scheitern und arten aus. Persönliche Sympathieen und Antipathieen stören die dichterische Erfassung der Gestalten; vor das Ewig-Menschliche drängt sich verwirrend das Zufällige, das in überstarker Betonung zum Unnatürlichen und Unwahren wird. So wird überall die versuchte Satire zur Karikatur. Holz hat mit oft sehr unvornehmer und wohlfeiler Indiskretion gewisse Aeußerlichkeiten an den Gestalten seines Dramas vermerkt, die dem kundigen Auguren sofort über die wirklichen Persönlichkeiten die Augen öffnen, während er andrerseits diese Menschen seelisch entstellt und mißhandelt hat. Das heißt litterarischen Klatsch von der Bühne herab treiben. Wenn Arno Holz als Ort seines Dramas Friedrichshagen angiebt und von seinem in Friedrichshagen wohnhaften Dr. Gehrke sagt, er sei der Verfasser einer „Philosophie der Befreiung durch das reine Mittel", so weiß eben Jeder: hier ist Bruno

Wille gemeint. Hat Holzens stotternder Amerikaner Bellermann ein Buch „Die Anarchisten" geschrieben, so kann er in Wahrheit nur John Henry Mackay heißen. Solche Schöpfungen müssen tiefer gehängt werden.

Die Komödie giebt uns die Geschichte der Gründung einer litterarischen Zeitschrift. Ein junger Lyriker hat zufällig ein paar tausend Mark von seiner Tante bekommen und trägt sich — es ist auch dies eine Kinderkrankheit moderner Litteraten — mit Gründungsprojekten. Um ihn gruppirt sich nun das sonderbarste Konvivium, ein seltsames Gemisch von Menschen der verschiedensten Bildungsklassen, Stände und Berufe, ein furchtbares Durcheinander aller nur möglichen, extremen, politischen und zeitphilosophischen Ideen. Lauter mehr oder minder unklare Köpfe. Da ist der Schriftsteller Dr. Gehrke, der nur, wenn er seiner Individualität leben darf, die Redaktion übernehmen will, ferner ein socialistischer Schmiedegesell, der anarchistische Aristokrat und Schriftsteller Bellermann, der ästhetische Aristokrat Sticzinsky, ein sacksiedegrober Buchdrucker und ein ranziger Gelegenheitsdichter. So kann denn binnen Kurzem Dr. Gehrke in feierlicher Sitzung die geduldige Mitwelt um eine neue philosophisch-politisch-künstlerische Richtung von elementarer Bedeutung, geheißen die „Socialaristokratie", bereichert erklären. In ihrer Universalität reichen sich Individualismus, Socialismus, Anarchismus, Gelegenheitsdichtung, Blaublümchenlyrik, Hypnotismus und Naturheilkunde freundschaftlich die Hand, solange die Moneten zulangen. Tante wird sehr böse, als sie hört, das Geld sei zu Ende; sie erklärt, sie gebe keinen Pfennig weiter. So gerät mit der Zeitschrift auch die Socialaristokratie in's Wanken, einer ihrer Kämpen nach dem andern sagt sich von ihr los und drückt sich schweigend. An der Pfanne bleibt nur der unselige Jüngling kleben, der die Buchdruckerrechnung zahlen muß. Dr. Gehrke aber, der Individualist mit der chamäleontischen Individualität, der Allesüberwinder, überwindet sich wiederum und stellt in Arnswalde-Schmiedeberg, nachdem Ahlwardts Mandat erledigt, seine Kandidatur als antisemitischer Abgeordneter auf. Mit diesem Ausblick auf ein fröhliches „Juden raus" schließt das Stück.

Bis zu persönlichen Gehässigkeiten erniedrigt sich Otto Ernst nicht, und dennoch müssen wir sein Drama „Jugend von heut" ablehnen, und nicht zuletzt um der Künstlergestalten willen, die eben die heutige litterarische Jugend verkörpern sollen. Man hat, wenn man sich dieses Stück aufgeführt denkt, ein wenig jene Empfindung, die Camille Mauclair angesichts der Aufführung der Murger'schen Bohème hatte. Otto Ernst wollte gewisse Auswüchse des jungen litterarischen Deutschlands geißeln. Warum nicht? Nur darf man, wenn man das will, keinen Titel wählen, der diese Auswüchse als typisch hinstellt und mit lächelnder Verachtung sagt: „Da, meine Herrschaften. Sehen Sie, das ist die heutige Jugend, das steckt nun dahinter!" Denn Otto Ernst wird nicht behaupten können, daß er typische Gestalten geschaffen habe. Der Dichter muß die Farben weiß und schwarz sehr fein

auf seiner Palette mischen, um ein rechtes Seelenbild zu geben. Wo Schatten ist, ist Licht. Das Licht vermissen wir in diesen Bohèmegestalten. Was nur dem Nationalisten Otto Ernst hie und da an jungen Künstlern als lächerlich aufgefallen, was er an Untugend, Unreife, unklarem Streben und Selbstüberschätzung hie und da und dort zu finden vermochte, das Alles hat er diesen beiden Gestalten, diesen Gliederpuppen aufgehalst, die nur wie Künstler aussehen, denen aber die Seele des Künstlers fehlt. Wenn Ernst gegen den Schluß hin den Versuch macht, mit plötzlicher Wendung die eine dieser Gestalten zu vertiefen, ist es zu spät — wir haben den Glauben verloren. Ernsts Satire ist nicht so giftig und persönlich, wie die von Holz; aber sie ist oberflächlich und, vielleicht ohne daß ihm das in's Bewußtsein trat, von einer leisen Gehässigkeit nicht frei.

Festtag ist im Hause Kröger, denn aus der Universitätstadt wird Hermann, der älteste Sohn des Hauses, zum Besuch erwartet. Der junge Arzt, der sich bereits einen Namen gemacht, kommt nicht allein. Er bringt einen Studienfreund, Namens Erich Goßler, und dieser wiederum einen Freund, den Litteraten Egon Wolf, mit. Hermann Kröger kann lachen, ganz im Stillen hat Vater Kröger für die städtische Anstellung gesorgt, und Mutter Kröger hat bereits eine Eventualbraut zur Verfügung. Kurz, Alles ist so glatt wie nur möglich, die Zukunft strahlt im rosigsten Licht. Aber es kommt anders. Das machen die bösen Litteratenseelen, mit denen Hermann an der Universität Umgang gepflogen. Im Verkehr mit Goßler, der ihn zu seinen Ansichten zu bekehren wußte, hat sich Hermann, dieser starke, gesunde, ehrliche, arbeitsame Normalmensch, völlig gewandelt; er will zu Vater Krögers Entsetzen die Stellung nicht annehmen, er erklärt, überhaupt nichts mehr tun zu wollen — Arbeiten sei Unsinn. Otto Ernsts Erich Goßler ist ein so unglaublicher Kerl, daß man nicht recht begreift, wie ein Mensch mit nur halbwegs normaler Intelligenz ihn überhaupt ernst nehmen kann. Dieser Philosoph ist nämlich im Grunde ein totaler Hohlkopf, der absolut nichts schaffen oder leisten kann, der aber, um seine Impotenz zu verschleiern, auf den Uebermenschen posirt, als großes Genie sich geberdet, und nichts wie mißverstandenen Nietzsche schwatzt. Er nennt sich einen „Eigenen", ist Egoist, Anarchist, hält die Wissenschaft, den Trieb nach Wahrheit, die Arbeit und den Beruf für Unsinn. Uebertroffen aber wird Goßler noch von Egon Wolf, dem Litteraten, diesem widerlichsten aller widerlichen Patrone, diesem radikalen Schmock im Dallesmantel und mit langem Haarwuchs. Wolf ist wahrhaftig größenwahnsinnig, dabei schmarotzerhaft, schmutzig in seinem Aeußern und ein Flegel im Benehmen, der in fremdem Hause nicht einmal dankt, wenn man ihm die Schüsseln reicht. Natürlich ist er hinter dem Dienstmädchen her, von dem er auch richtig seine Theaterschelle bezieht. Wolf veranstaltet mit einigen in der Stadt ansässigen Künstlern eine litterarische Séance; da kann man was erleben: Schiller ist ein Blechkopp, Fidelio Blödsinn, Mendelssohn ein Judenjunge,

Wagner ein Stümper, Goethes Gretentragödie eine elende Birchpfeiferei. Einer überbietet den Andern. Ja freilich, wenn erst Wolfs Drama erschienen sein wird, — Drama, pardon — seine „Sache in fünf Akten", darstellend „das tägliche Leben einer sechsköpfigen Familie; am Schluß sollen Alle wegen Sittlichkeitsverbrechen verhaftet werden; sie entziehen sich aber der brutalen Gewalt, indem sie sich gegenseitig erschießen". Inzwischen giebt Wolf Verse zum Besten, und da wir über die blödsinnige Reimerei, Gott sei Dank, hinaus sind, so liest er, Arno Holz parodirend, wahnwitzige, reimlose Polymeter.

Daß Otto Ernst ein Karikaturist ist, dürfte nach diesen Proben allseitig zugestanden werden. Man darf getrost eine Prämie aussetzen für den Mann, der unter der künstlerischen Jugend von heute einen Goetheverächter ausfindig macht, oder einen, der in dieser Weise über Beethoven und Wagner je sich äußern würde. Der Bohémien ist ganz und gar nicht pietätlos, er hat einen gewaltigen Respekt vor der wahrhaften Größe. Sogar ein Claude Lantier läßt die seinem Wesen völlig entgegengesetzten Romantiker Ingres und Delacroix gelten. Nur gegen Epigontentum, Afterkunst und Kunstbanausentum zieht er in's Feld. —

Wie anders, wie erfrischend wirkt des jungen Wieners Leo Hirschfeld flotte, liebenswürdige und echt Wienerische Komödie „Die Lumpen" auf uns ein. Erfrischend, weil wir hier wieder Menschen von Fleisch und Blut, vor Allem Menschen mit Seelen begegnen, ohne Voreingenommenheit angeschaut und mit Liebe dargestellt. Hirschfeld führt uns mit seinen Lumpen, einem teils durch Freundschaft, teils durch gewohnten Verkehr verbundenen Kreis junger Litteraten, in die Wiener Kunstbohème, für welche nicht die Kneipe, sondern das Kaffeehaus charakteristisch ist. Das Café ist die Welt, die Heimat dieser jungen Künstler. Da sitzen sie um die runden Marmortische, lesen Zeitungen, Zeitschriften, rauchen, machen Litteratur, reißen Witze, kritisiren und mediiren — Tag und Nacht, zu jeder Stunde. Eine eigene Atmosphäre liegt über diesem Wiener Litteratenmilieu, gemengt aus Blague, Skepsis, Witz, Bosheit, Begeisterung und Blasirtheit; sie verhält sich in ihrer freien, leichten, feinen, fast gallischen Heiterkeit zu der debattengeschwängerten Kneipenluft der norddeutschen Bohème wie der blaue, sich kräuselnde Rauch der Cigarette zum Qualm der biederen Tabakspfeife. Es steckt halt eine alte, künstlerische Kultur in so einem Wiener Milieu, die giebt jenes specifische Wiener Parfüm; jene eigene, ganz eigene Note, die wir bei allen Schöpfungen der jungen Wiener Kunst so lieben und bewundern. Auch über Hirschfelds Lumpen liegt dieser eigene, feine Hauch; sie könnten so, wie sie hier uns begegnen, nur in Wien existiren.

Sehr verschiedenartig sind die Typen, die Hirschfeld zeichnet; im Gegensatz zur Bourgeoisie fühlen sie sich Alle einig. Der Bedeutendste des Kreises ist Führich, der wahrhafte, der unwillkürliche Aristokrat der Seele, der Gesinnung. Die Kunst ist ihm eine Religion. Der äußere Erfolg bedeutet

gar nichts; sich selbst genug tun und den Besten, das ist die Losung. „Nicht der Erfolg, das Kind empfangen und geboren zu haben, das ist Wonne.“ Nicht forciren, warten, ruhig warten und arbeiten; wer etwas kann, kommt immer zum Ziel. Seiner sittlichen Reife ist alle bohèmehafte Pose verhaßt; Bohème — das ist ihm Freiheit der Gesinnung. „Sehen Sie, das ist ein Bohémien — nicht der arme Teufel, der bei Tag hungert und bei Nacht seine paar Kreuzer verspielt, — oder der lustige Bursch, der seinen Appetit mit flotten Streichen vertreibt — das können Andere auch — aber wir haben das Gefühl einer großen Berufenheit! Die Andern wollen Landgerichtsräte werden oder Tierärzte oder Minister — — wir wollen Menschen werden, ganze Menschen! — — Das ist ein großer Unterschied!“ — Führich steht innerlich im schroffen Gegensatz zu Franz Lechner und Charles Liau. Franz ist der Spießer mit der Maske der Bohème. Sohn eines wohlhabenden Advokaten, Bourgeois, Journalist, tadellos korrekt in Kleidung und Manieren. Fabelhaft arrogant und von breitester Selbstgefälligkeit. Da er Geld hat, wird er von den Andern angepumpt und zum Dank gehänselt. Charles ist der Aelteste des Kreises, Skeptiker durch und durch. Künstlerischer Idealismus und jugendliche Begeisterung sind für ihn längst überwundene Standpunkte; Ehre und Ruhm sind Begriffe, die er längst sich zersetzt und überwunden hat. „Dichterische Absichten, künstlerischer Ernst, das ist Kaffeehausklatsch. Weißt Du, was ein Dichter will? Zehn Perzent Tantiémen. Wer dem Leben alle Genüsse herauskitzeln kann, der ist ein Kerl.“ Dazu braucht's Geld und gesellschaftliche Stellung — also der Erfolg, der Erfolg mit allen Mitteln, das ist das Höchste. Natürlich steckt hinter dieser Skepsis der künstlerisch Gescheiterte, der Schaffensunkräftige. — Da ist ferner die sympathische Gestalt Willy Mays; das ist der Bohémien in vollem Sturm und Drang, voll unklarer, aber ehrlicher Begeisterung, der Draufgänger, der Revolutionär par excellence, der alle Tage eine neue Kunstformel, eine immer ungeheuerlicher als die andere, auftischt. Sein Hauptvergnügen ist es, „den Spießer zu giften“. Er ist der principielle Antibourgeois, weil er nie Geld, oder wie er sagt, „konstant entgeldert“ ist. Dann pumpt er und bezahlt nicht. Man sieht, wie getreulich diese liebenswürdige Eigenschaft immer wiederkehrt. Vorläufig redet Willy mehr, als er arbeitet; aber der Kern ist gesund. Dieser Most wird einst guten Wein geben. —

Im Mittelpunkt der Komödie steht Heinrich Ritter, seine Person und sein Schicksal. Ritter ist ein Talent, aber sittlich unreif und noch nicht genügend gefestet. Er ist arm und hat quälende Schulden. Die Familie, und vor Allem Onkel Lechner, der Advokat, der spießbürgerliche Berufsmensch, dem alle Künstler, wohlverstanden, so lange sie nicht Erfolg gehabt haben, mehr oder minder Lumpen sind, betrachtet ihn als einen verkommenen Menschen, einen Schandfleck auf der sonst so blanken Familienehre. Ritter hat ein Stück geschrieben „Freie Menschen“. Es schildert das Schicksal zweier Liebenden, die, durch Elternwillen und gesellschaftliche Verhältnisse ge-

trennt, zum Schluß sich aufraffen und allen Widerständen zum Trotz ihre Hände zum freien Bunde für's Leben ineinanderlegen. Dieser Schluß ist am Stück das Große, das Neue, das Bedeutende. Das Stück wird von Heinrichs Geliebter, einer jungen, noch unbekannten Schauspielerin am Residenztheater, dem einflußreichen Kritiker der Tagespost, dem Dr. Ottokar March, übergeben. March interessirt sich für das Stück, ein Wort von ihm genügt, die Aufführung durchzusetzen; aber March verlangt, daß der Schluß gestrichen werde — den könne man dem Publikum des Residenztheaters nicht anbieten. Dies ist der sittliche, der künstlerische Konflikt. Auf der einen Seite Geld, Ansehen, Ruhm, Ehre, und Ritter hat immer bitter unter der Geringschätzung der Andern gelitten — auf der andern die Draufgabe der künstlerischen Ehrlichkeit. Denn dieser Schluß bedeutet eine Weltanschauung, in ihm koncentrirt sich eine heilige, tief innerliche Ueberzeugung. Soll die gesellschaftliche Unduldsamkeit siegen über die höhere Sittlichkeit freier Menschen? Oder soll diese jauchzend triumphiren über engherziges Vorurteil? Alsbald nehmen nach ihrem Charakter die Freunde Stellung zu diesem Konflikt. Mit bewegten, feierlichen Worten warnt Führich und mahnt ab; Liau nennt ihn einen Narren, wenn er sich den Erfolg entgehen läßt. Den Ausschlag giebt hier wie immer das Weib. Thilda will mit dem Geliebten prunken; sie will nicht mit einem Burschen in schäbigem Jaquett und ausgefransten Hosen herumlaufen; vor Allem aber will sie die weibliche Hauptrolle des Stückes spielen. Sie ist es, die dem mit sich bitter ringenden und kämpfenden Dichter das verhängnißvolle Wort sagt: „Es handelt sich doch nur darum, daß Du hinaufkommst — bist Du einmal droben — dann kannst Du tun, was Du willst.“ Und Ritter geht hin, streicht den Schluß aus und erringt mit der Aufführung einen kolossalen Erfolg. Geld, Ehre und Anerkennung regnen auf den Jungberühmten nieder; die Familie, vor Allem Onkel Lechner, liegt platt auf dem Bauch. Neue Kreise tun sich auf, um den Gefeierten reißt sich die bürgerliche Gesellschaft. Den alten Freunden kehrt er im fatalen Gefühl seiner Erniedrigung den Rücken; die Geliebte, die durch ihre glänzende Darstellung Alles zum Erfolg beigetragen, wird unbequem in dem Maße, wie die Hand des hübschen Bäschens erreichbar wird. Dem Berühmten tritt in der Gestalt seines alten Freundes Führich noch einmal warnend das künstlerische Gewissen gegenüber. „Nun bist Du oben, nun komm zu uns zurück!“ Was antwortet Heinrich? „Ja, gewiß, jetzt bin ich oben — aber jetzt heißt es, sich behaupten da oben. Festklammern muß man sich — mit allen zehn Fingern blutig festklammern, damit man nicht wieder heruntergestoßen wird — zu den Zahllosen da unten, zu den Namenlosen, die da unten vergehen und verkommen.“ — Der Erfolg hat Ritters Herz vergiftet, mit dem Verzicht auf künstlerische Freiheit und Ehrlichkeit ist auch die Selbstachtung verloren gegangen, und der Streber, der kalte, gewissenlose Streber entpuppt sich immer mehr. Er stößt die Geliebte von sich. Dafür kommt nach der fünfzigsten Aufführung

seines Stückes eine Deputation des Journalistenvereins Polyhymnia und überbringt ihm nebst einem riesigen Lorbeerkranz die Ehrenmitgliedschaft, ihm, „der das heilige Erbe unserer sittlichen und künstlerischen Ueberzeugungen treu bewahrt und ihm die geläuterte Form des modernen Kunstgefühls zu gewinnen gestrebt habe.“ Onkel Lechner aber sagt freudestrahlend: „Jetzt hast Du den Lumpen endlich ganz in Dir überwunden — jetzt gehörst Du voll und ganz zu uns.“ — Kommentar überflüssig!

Haben wir Deutschen auch keine Bohèmeschilderungen mit weitem socialen und nationalen Hintergrund, fehlt es uns auch gänzlich an Satirikern großen Stils — und das ist ja auch Hirschfeld keineswegs — so haben doch auch wir unsere charakteristische Auffassung der Bohème: das ist der Humor. Er ist fürwahr nicht die schlechteste. Der Humorist betrachtet die Erscheinungen nicht verstandesmäßig, wie der experimentelle Psycholog und auch der Satiriker vorwiegend tun; er ist kein Pessimist, wie diese Beiden nur zu leicht es werden. Er tritt vor Allem zu den Objekten in ein Verhältniß des Gemütes, und ihm ist darum auch die Gabe verliehen, die Objekte seiner Betrachtung unserem Herzen nahe zu bringen, wie das so weder der Psycholog noch der Satiriker könnte. Tiefste Abgründe weiß er zu verklären und tiefste Leiden lächelnd zu lösen. Er bedarf der weiten Horizonte nicht, ihm ist das Menschenherz mit all seinen Schmerzen, Sehnen und Freuden Horizont genug. So gilt denn von Hauptmanns Bohèmekomödie, „Kollege Crampton“ und von Wolzogens Tragikomödie „Lumpengesindel“, was teilweis ja auch schon für Leo Hirschfeld galt: sie sind mit Humor, mit einer Art wehmütiger Liebe geschrieben, die an's Herz greift. Und wenn in merkwürdiger Uebereinstimmung Hirschfeld seine Bohèmiens als „Lumpen“, Wolzogen sie als „Lumpengesindel“ bezeichnet, so bedeutet diese wider die bürgerliche Gesellschaft sich richtende Ironie — denn es ist Ironie — die Uebereinstimmung zwischen Schöpfer und Geschöpfen, die Uebereinstimmung in einem wesentlichen Punkt — eben im Gegensatz zu dieser Bourgeoisie, die Menschen solchen Schlages als Lumpengesindel, als Lumpen von sich abstößt.

Im Rahmen einer Künstlerehe entwirft Wolzogen sein Bild vom Leben und Wesen der Bohème. Daß im Milieu einer Ehe das tolle Treiben der Bohème sich abspielt, dies eben bedingt von vornherein den tragikomischen Konflikt, wie es dem Stück einen besonderen und eigenartigen Reiz verleiht. Der Schriftsteller Dr. Friedrich Kern — man wundere sich über den Titel nicht; Doktor kann nach seinen eigenen Worten jeder Esel werden — hat geheiratet. Standesgemäß. Die Tochter eines Polizeiwachtmeisters; übrigens eine Frau von hoher Geistes- und Herzensbildung. Nun hat Friedrich einen Bruder, Wilhelm, mit dem er sein Leben lang Freud und Leid geteilt, von dem er sich nie getrennt hat; Beide sind seelisch unzertrennlich miteinander verwachsen. An diesem seltenen brüderlichen Verhältniß konnte auch Friedrichs Verheiratung nichts ändern; von vornherein war

es selbstverständlich, daß Wilhelm zu Friedrich zog. So haben wir hier eine ganz merkwürdige dreieckige Ehe ohne den häßlichen Nebensinn des Wortes. Wilhelm ist im Haushalt die ausschlaggebende Persönlichkeit. Mit seiner Frau allein macht Friedrich nicht einmal einen Spaziergang. Diese Gebrüder Kern sind ein Paar köstliche Menschen, Typen des Bohémiens im liebenswürdigsten Sinn. Da haben wir sie, die großen, unbeholfenen Kinder, die weltunklugen, reinen Toren mit dem goldenen Herzen und den abscheulichen Lebensgewohnheiten, die doch so unbeschreiblich drollig sind. In der Hitze theoretischen Wortgefechts über Wert und Bedeutung der Frau schlagen sie einander den Schopenhauer und den Nietzsche an den Kopf, von der Frau selbst haben sie keinen Schimmer. Friedrich würde überaus verblüfft sein, wenn man ihm, der seine Frau aufrichtig liebt, sagen wollte, daß diese sich nicht glücklich fühlt, daß neben ihm die Gattin, nicht Wilhelm das erste Anrecht auf die Leitung des Hauswesens habe, daß eine so junge Frau schließlich manchmal auch mit ihrem Mann allein sein wolle. Nicht minder verblüfft wäre er, wenn man ihm sagen würde, daß man in der Ehe manche Junggesellenmanieren ablegen, daß man vor Allem den früheren Verkehr ein wenig durchsieben muß und nicht Hinz und Kunz den Zutritt zum Hause gestatten darf. Mit der größten Harmlosigkeit wird das alte Vagabundentum fortgesetzt. Aber es steckt in diesen harmlosen Menschen eine hohe, seelische Größe, eine imponirende sittliche Lauterkeit, eine unantastbare Wahrheitsliebe im Denken, Fühlen und Handeln. „Nach meinem Begriffe," sagt Friedrich, „giebt es überhaupt nur eine unverzeihliche Sünde: das ist die Lüge, die Heuchelei und was drum und dran hängt." — So schmeißen sie Beide kaltblütig den jüdischen Kommerzienrat zum Tempel hinaus, weil er von ihnen gegen ein glänzendes Engagement an sein neu zu begründendes Blatt den Verkauf ihrer Ueberzeugung fordert. „Wir haben unsere Ansichten, und wenn die Ihren vornehmsten Kreisen nicht passen, dann pfeifen wir auf Ihre vornehmsten Kreise." Daß bei solchen Geschäftsprincipien das Geschäft nicht blüht, ist klar. Geld ist meist nicht da, und klingelt es, so zittert der ganze Hausstand vor dem Gerichtsvollzieher. Ist aber mal ausnahmsweise Geld da, dann geht es hoch her, dann werden bei Bowle und Spickaal Festivitäten gefeiert, zu denen die sonderbarsten Individuen sich einfinden, Menschen, vor denen die arme, junge Frau entsetzt in ihr Heiligstes, ihr eheliches Schlafzimmer flüchtet.

Solch eine mit vollendeter Bravour gezeichnete Kneipscene, ein wahres Kabinetstück, ein echter Murger, aber vertieft und verinnerlicht, bildet den Höhepunkt und den Wendepunkt des Dramas. Sie findet zu Ehren eines zu Besuch erschienenen jungen Wiener Bildhauers, des Ritters Franz von und zu Plattner, geheißen der Plattnerfranzl, statt. Der hat ein unerhörtes Glück gehabt. Eine Gruppe, die er nach München auf die Ausstellung sandte, ging beim Transport in Trümmer; nun fällt ihm die Versicherungssumme im Betrage von zehntausend Mark zu. „Freinderl, i sag Dir, i

hab' a damische Freid g'habt, wi s' mir den Unglücksfall schonend mitgeteilt hab'n." Und es litt ihn nicht mehr in Wien, er mußte sofort einen Pump auf die zehntausend Mark aufnehmen und nach Berlin fahren, um seinen Freunden von seinem Schwein Mitteilung zu machen. So sitzen sie nun tafelnd und zechend um den Tisch, der Plattnerfranzl, die beiden Kerns, der Polizeiwachtmeister, Mutter Schwumben, die einstige Garçonwirtin der Brüder, die Konfektioneuse Mieze Pickenbach, Wilhelms Verhältniß, die dieser auf Franzens leise Zweifel an ihrer Zulässigkeit im Hause für „'n ganz anständiges Mädchen" erklärt; der revolutionäre Nationalökonom Kunibert Dippel, der sein Scherflein zur Lösung der socialen Frage beiträgt und das Volk bei der Arbeit aufsucht, der fürchterliche Brandreden hält und noch fürchterlicher frißt, und der ewige Schnorrer und Lyriker Roderich Faßmann, der nur in fünffüßigen Jamben redet, übrigens aber dem Nationalökonomen an Appetit nicht nachsteht — immerhin eine aus heterogenen Elementen zusammengesetzte Gesellschaft, welche aber die hoch und höher gehenden Wogen der Stimmung über alle Klippen socialer und intellektueller Unterschiede fort an das Gestade sanfter Verbrüderung tragen. Der Wachtmeister erklärt, wenn es keinen Kaiserpunsch im Zukunftsstaat gebe, denn „is et nischt mit de neue Jesellschaftsordnung," zwischendurch trinkt er immer noch eins, wird zärtlich zu Mieze, und während sanfter Schlummer sich auf dieses Auge des Gesetzes senkt, hält Kunibert über seinem Haupt die revolutionärste seiner Reden, in der er sich für den Napoleon der Zukunft erklärt, Marat mit Murat verwechselt, dem Lyriker den Ehrennamen eines Danton verleiht, schließlich aber in höchster Begeisterung alle Anwesenden für Idioten erklärt, worauf Roderich ihn als Banausen apostrophirt. Mieze versetzt Dippel Fußtritte und poussirt mit dem Plattnerfranzel. Es ist eine heillose Zucht. Schließlich stellt sich heraus, daß Dippel kein Unterkommen für die Nacht und daß Roderich den Hausschlüssel vergessen hat, worauf Friedrich ihm in seinem Schlafzimmer Quartier anbietet — er werde mit seiner Frau auf dem Sopha kampiren. Und Frau Else, aus ihrem letzten Schlupfwinkel vertrieben, beschließt, das Feld zu räumen, für immer zu räumen. Es ist nicht nur der Gram über ihre verstörte Ehe, der sie zu diesem Entschluß treibt; auf ihr lastet eine andere schwere Bürde. Sie hat sich als Mädchen einmal mit dem Bildhauer Plattner vergessen und nicht den Mut gehabt, ihrem Mann den Fehltritt zu beichten. Sie aber weiß, wie ihr Mann über Lüge und Heuchelei denkt, sie weiß, daß Mutter Schwumben um ihr Geheimniß weiß. Schon sind Friedrich deren giftige Sticheleien aufgefallen. Und so geht sie eben, während in ihrem Schlafzimmer die fremden Menschen schnarchen, und Friedrich, in jäher Erkenntniß, wie schwer er unwissentlich an seinem Weibe gefehlt, jammernd seinem Bruder in die Arme fällt. Wie Friedrich vom Fehltritt seiner Frau erfährt, wie er, der einst emphatisch proklamirte, jeder Mensch habe das Recht, eine Vergangenheit zu haben, von Wilhelm an das Wort eirnnert, wild hervorbricht: „Aber meine Frau nicht," wie Wilhelm,

nun auch seinerseits zur Erkenntniß gelangend, von seinem Bruder, mit dem er Jahrzehnte jeden Bissen Brot geteilt, sich zu trennen beschließt, um seine Ehe nicht länger zu stören, wie die Beiden einen Salamander in memoriam gemeinsam verbrachter Zeiten reiben, wie Wilhelm ernst und eindringlich den Bruder mahnt, seinem Weibe zu vergeben, und wie Friedrich sein Weib vergebend an sein Herz zieht, das ist in schlichten Scenen prächtig dargestellt. Es ist Friedrich, der in der Schlußscene des Stückes der Bourgeoisie die Rechnung aufstellt. „Das ist die ganze Schmach des Jahrhunderts, das sich vor Kultur nicht zu lassen weiß und doch noch alle Werte so falsch bemißt, wie ein Kind, das für einen blanken Pfennig einen alten Thaler giebt . . . Heut fragt man nur noch nach dem Marktwert. Der Kaufmann bestimmt den Preis der geistigen Arbeit. Gedanken steigen und fallen, wie Börsenpapiere, je nachdem, ob der schlaue Handelsmann sie zu Geld machen kann oder nicht. Und da nicht seine Produkte an der Börse gehandelt werden, zählt der geistige Arbeiter doch immer nur zum Lumpengesindel — und wenn er zehnmal in aller Stille die Welt um 100 Meilen vorwärts gebracht hätte. . . . Aber, schließt er, das Lumpengesindel wird stark im Kampf."

Mit Gerhart Hauptmanns meisterlicher Bohèmestudie „Kollege Crampton" nähern wir uns bereits den Regionen der Lumpenbohème. Wir sehen hier einen Künstler am kritischen Punkt seiner Existenz angelangt, an einer toten Stelle, und es ist dieses die Frage, ob er sich wiederfinden, sich zusammenraffen, mit aller Kraft über diese tote Stelle sich fortschieben, oder ob er, der äußerlich über die Bohème sich bereits hinausgearbeitet, zurückfallen werde. Denn die Bohème bedeutet nicht nur den Ausgangspunkt eines Künstlerlebens, sie kann auch — ein überaus trauriger Fall — den Abschluß bilden; dann freilich immer in der Form der Lumpenbohème. Für Crampton trifft es sich glücklich, daß sich gute Menschen finden, die mit ihrer Hilfe ihm eine Rettung bringen, die er selbst, allen Symptomen nach, kaum mehr fertig gebracht hätte.

Crampton ist der vagabondenhafte Bohèmien, den ein herber Witz des Schicksals zum Gatten und Familienvater gemacht und in eine Berufsstellung eingezwängt hat, an deren engen Wänden er sich den Kopf vergeblich einrennt. Er ist ein guter, kindlich guter Mensch von Grund auf, für den Alle, die ihn näher kennen lernen, von denen er sich näher kennen lernen lassen will, vor Allem seine Schüler und seine Atelierdiener, der Dienstmann Löffler durch's Feuer gehen. Häusliches und berufliches Elend nur hat ihn an den Rand des Verderbens geführt. Zu Haus die harte, lieblose und verständnißlose Frau und außer dem Hause das stickluftumbrütete Milieu der provinzialen Akademie, an der Crampton seit zehn Jahren den Posten eines Lehrers bekleidet, dieser Akademie mit ihrem verzopften, unkünstlerischen Lehrplan, mit ihren engherzigen banausenhaften, streberischen Lehrern und dem despotischen, von seiner Unfehlbarkeit durchdrungenen

Direktor, mit dem Crampton sich nicht zu stellen vermag. Denn er ist eine durchaus widerborstige, unbotmäßige, fanatisch freiheitliche Natur. Mit dem intensivsten Haß, dessen seine sonst so harmlose Seele fähig ist, verfolgt Crampton diese Akademie, an der er langsam künstlerisch sich einrosten und versauern fühlt. „Eine Akademie — das ist die Dressur, das ist der spanische Stiefel, das ist der Block, das ist die Uniform, das ist die Antikunst.“ Die Unmöglichkeit sich auszuleben füllen Cramptons Seele bis zum Grunde mit tiefem Ungenügen. Die Misere hat sein Streben lahm gelegt, ihm die Lust zur Arbeit genommen, und das qualvolle Bedürfniß, dieses innere Elend zu übertäuben, hat ihn dem Trunk in die Arme geführt. So durchlumpt und durchsäuft er die Nächte, vernachlässigt seine Familie und seine Lehrerpflichten und verkommt seelisch und physisch. Natürlich ist die Selbstachtung erschüttert; Crampton weiß und empfindet — wofür wären denn sonst die Stunden des moralischen Katzenjammers? — daß er ein Lump ist, aber er will sich's nicht eingestehen. Und so wird er zum Komödianten, der Andere, vor Allem aber sich selbst, über seinen wahren Zustand zu betrügen trachtet. Wenn er merkt, daß Jemand in sein Atelier kommt, stürzt er vor die Staffelei, tut, als habe er gewaltig gearbeitet, und jammert über die Störung. Führt er hinter dem Wandschirm sich einen Trunk zu Gemüte und wird dabei überrascht, so erklärt er weinerlich, er leide an verdorbenem Magen und der Arzt habe ihm Chinawein verordnet. Hat er kein Geld, so läßt er durch sein Faktotum Löffler die Alkoholika pumpen oder pumpt auch Löffler an, und hat der auch nichts, dann läßt er Teile seiner Atelierausstattung versetzen, d. h. er, Crampton, spricht nie vom Versetzen, das wäre unter seiner Würde, er sagt euphemistisch: „Dieser Teppich muß „gewaschen“ werden.“ Natürlich forcirt er gerade aus dem Gefühl seiner Unsicherheit heraus seinen Künstlerstolz, wird ruhmredig, prahlerisch, dünkelhaft bis zur Donquixoterie. Die Kaiserin von Rußland protegirt ihn, und der berühmte Genelli hat ihm erklärt, nur Crampton und er können noch ein leidliches Contur zeichnen. Der Besuch des regierenden Herzogs wird der Akademie in Aussicht gestellt. Sogleich klammern sich Cramptons sanguinische Hoffnungen an diesen Besuch; vielleicht, daß der Herzog ihm ein Bild abkauft. Sogleich aber fängt er auch an zu bramarbasiren. „Ich war mit neunzehn Jahren schon herzoglicher Hofmaler, der Besuch gilt mir. Ich wette darauf, der Besuch gilt mir. Löffler, Löffler, mein Herzog kommt. Was sagen Sie dazu? Der Mann kommt und besucht mich . . . Der Herzog verehrt mich. Mein Herzogtum für einen Crampton, hat der Mann gesagt. Im Spaß natürlich.“ Während er in Hoffnungen und Prahlereien schwelgt, versiegelt man ihm zu Hause die Sachen, und ein Brief des Direktors macht der Familie die Mitteilung, daß seine Enthebung vom Amt unmittelbar bevorstehe. Der Herzog besucht sein Atelier nicht. Man überbringt ihm das Entlassungsschreiben. Ein völliger Zusammenbruch ist die Folge. Seine Frau verläßt ihn mit der

älteren Tochter und leitet die Scheidung ein, nur die jüngste Tochter, die er scherzhaft sein „Polizistchen“ nennt, bleibt. Zu ihr spricht er sich in erschütternden Worten einer zu späten Selbsterkenntniß aus. Er empfiehlt sein Kind seinem Lieblingsschüler Strähler; der soll es zur Mutter, zu seinen Schwiegereltern bringen. Er selbst geht in's Elend. Im Hinterzimmer einer Weiberkneipe finden wir ihn wieder; da hat er sein Logis aufgeschlagen. Da sitzt er und spielt Karten, raucht, liest und säuft vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Der in ihn verliebten Kellnerin klimpert er Lieder zur Mandoline. Der Wirt, dem er tief verschuldet ist, benutzt ihn als Zugmittel, läßt ihn mit seinen Gästen trinken und Karten spielen. So weit ist Crampton, als sich die Liebe in Gestalt seines Lieblingsschülers seiner annimmt, ihn aus dem Elend zieht und ihm ein neues Leben ermöglicht. Nun wird er schuften wie ein Kuli.

Die Liebe kam zu rechten Zeit. Ein wenig später, und Crampton war unter den Rädern und fertig. Was Crampton selbst in der Zeit seiner tiefsten Erniedrigung noch vom Lumpen unterschied, war ein letzter Rest von Selbstachtung, war der ehrliche Glaube an sein wirkliches Können, und vor Allem seine noch unberührte Herzensgüte. Der Mann war im Kern noch intakt, noch nicht im Bummelleben sittlich zermorscht und zerfressen. Aber nur eine Frage der Zeit ist es, wann die trüben Fluten des Lumpentums auch diese letzten Bollwerke unterspült hätten. Die Vorbedingung künstlerischen Lumpentums ist bei Crampton gegeben. Das ist der Mangel an Selbstzucht. Jeder braucht heut im Leben Selbstzucht; aber der Künstler braucht sie dreifach. Der bürgerliche Beruf mit seiner mehr oder minder streng geregelten Tätigkeit wirkt erziehlich an sich, schon durch die Pflichten, die er Anderen gegenüber auferlegt. Der Künstler hat berufliche Pflichten nur gegen sich, und diese höhere Verantwortlichkeit in ihrem ganzen Umfange zu empfinden, dazu gehört eine besonders tiefe und feine Sittlichkeit. Wo dieses Pflichtgefühl fehlt, da ist in den künstlerischen Charakter die Bresche gelegt, durch welche die Versuchung eindringt. Wenn Goethe von Günther sagt: „Er wußte sich nicht zu zähmen, so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten,“ so hat er damit die Formel der Lumpenbohème ausgesprochen. Diese trostloseste Erscheinung, die keineswegs immer mit äußerlichem Elend identisch sein muß, — künstlerisch und menschlich verkommen kann man auch im Frack, nicht nur in der Kneipe, sondern auch in gewissen Salons — umfaßt alle jene fragmentarischen Künstlernaturen, denen es an Energie, Fleiß, dauerndem Fleiß und sittlicher Festigkeit gebrach, und die demnach den Lockungen des Lebens nicht zu widerstehen vermochten, mögen diese nun in der materiellen Form des Geldes, des Weins, der Weiber — denn nicht das Weib, die Weiber bringen den Mann herunter, sagt der Wachtmeister im „Lumpengesindel“, — oder in der des ideellen, des äußeren Erfolges auftreten. Man unterschätze diesen letzten Faktor nicht. Was ein unehrlicher Erfolg fertig bringt, lehrt uns Heinrich Ritter in den „Lumpen“; er führt über die Aufgabe der

künstlerischen Ehrlichkeit, den Verlust der Selbstachtung zum gewissenlosen kalten Strebertum. Und selbst der ehrliche Erfolg birgt Gefahr für den sittlich nicht gefestigten Künstler. Das wird uns die Gestalt Willy Janikow aus Sudermanns „Sodoms Ende" lehren. Er birgt Gefahren schon darum, weil er die Tendenz hat, den Unreifen auf jene andere abschüssige Bahn, nämlich die der materiellen Genüsse zu drängen, die breit über die Stationen der Faulheit, der seelischen Oede, der verlorenen Selbstachtung — man sieht, hier kreuzen sich beide Wege — des Selbstbetruges in den Abgrund totalen geistigen und physischen Bankerotts, zu Zuständen oft schauerlicher, sittlicher Zersetzung, völliger Versumpfung und Verkommenheit führt. Das ist das peinvolle, unrühmliche Ende, das Bierbaums „Stilpe" nimmt. Dieser „Roman aus der Froschperspektive" giebt uns die ganze Psychologie und Physiologie der Lumpenbohème, ihr Entstehen, Werden und Vergehen, an einem konkreten, in mancher Beziehung doch typischen Beispiel.

Willibald Stilpe, der Sohn einer Professorsfamilie, wird in einem jener Internate erzogen, in denen an die Stelle der individualisirenden Liebe die Knute und das Reglement tritt, und wo böse Beispiele gute Sitten zu verderben pflegen. Die Lehrer bringen dem Knaben kein Verständniß entgegen, die anderen Knaben treten auf ihm herum. Schon die ersten Liebeswallungen beginnender Mannbarkeit füllen ihm den Kopf mit Versen und romantischen Träumereien. Unter dem Einfluß gereifterer Kameraden pendelt er, geistig noch völlig widerstandslos, von tiefer, fast abergläubischer Religiosität zu einem radikalen Atheismus, von alberner Teutschtümelei — auch er schreibt sein Arminiusdrama — zu einem unreifen Kosmopolitismus. In der Schule leistet er nichts. Mit dem sechzehnten Jahr kommen neben socialistischen Tendenzen die Bumskneipen an die Reihe. Kellnerinnen und galante Damen aber kosten Geld. Der junge Stilpe, der nichts hat, fängt zunächst an, Schulbücher zu „verkloppen", dann seine Wertgegenstände zu versetzen und schließlich die Ladenkasse seiner Pensionseltern zu bestehlen. Mittlerweile war er in Leipzig auf's Gymnasium und in Pension gekommen. Schon damals bemäntelt er seine kleinen Schuftereien mit dem Haß wider die Schultyrannei, mit der Sehnsucht nach der Poesie des Lebens, nach Freiheit, nach Hellas. Hellas vor Allem, schöne Griechinnen, Palmen, Akropolis, diese unklaren, angelesenen Begriffe spuken ihm durch den verworrenen Kopf, und eines Tages faßt er mit seinem Freunde Girlinger den Entschluß, nach Hellas durchzubrennen. Das Geld zur Reise stiehlt Stilpe. Während aber Girlinger, der besonnen und nüchtern Kalkulirende, zu rechter Zeit absagt, ist es Stilpe blutiger Ernst. Er geht auf die Reise. Sie findet ein vorläufiges Ende in einem üblen Hause Leipzigs und ein definitives in Halle, wo er total betrunken aufgefunden, und von wo er umgehend nach Leipzig zurückgeschafft wird. Natürlich wird er relegirt. Auf dem Gymnasium einer kleinen

Provinzstadt bringt er bis Oberprima vor. Er ist jetzt vorsichtiger, jesuitischer geworden, er stößt seine Lehrer nicht mehr vor den Kopf, sondern lobhudelt ihnen. Jetzt auch tritt er in Beziehungen zur modernen Litteratur, und seine dichterischen Absichten, die er nie aufgegeben, präcisiren sich. Er gründet mit den Freunden einen litterarischen Debattirclub, in dem vor allem neben den Männern der Sturm- und Drangperiode, den Lenz und Klinger, der moderne Naturalismus auf den Schild gehoben wird. Um diese Zeit fällt Stilpen Murgers Buch, die „Vie de bohème“ in die Hände und verdreht ihm völlig den ohnedies überhitzten Kopf. Er schwärmt jetzt nur noch für künstlerische Freiheit im Murgerstil, gründet mit seinen drei Freunden gemeinsam das Cénakle der vier Schlappdeckel, proklamirt als neue Lebensmaxime den „Musettismus“ und begeht zahllose Dummheiten, Alles um Murgers Helden — er selbst hat den Namen Schaunard angenommen — zu kopiren. So macht er mit Ach und Krach sein Abitur und bezieht die Universität Leipzig. Hier natürlich beginnt die Katastrophe. Stilpe fängt an zu lumpen, zu saufen, heillos zu saufen, „der gesammten Aristokratie der Spirituosen zu huldigen“, wie er sich in seiner barocken Art ausdrückt. Vor Allem fangen hier die Weiber an, in seinem zügellosen Leben die erste Geige zu spielen. Gearbeitet wird nicht. Langsam fängt er an, im Genußleben zu verkommen. In Stunden moralischen Katers trägt er sich dann mit künstlerischen Plänen, deren Durchführung erst garnicht begonnen wird. Schließlich macht er Unterschlagungen bei der Kasse seiner Verbindung, wird c. i. dimittirt, von der Universität relegirt. Völlig verkommen und dem Säuferwahnsinn nahe, stößt er zufällig auf seinen Freund Girlinger, der mittlerweile Referendar geworden; der giebt ihm das Geld zur Reise nach Berlin und zum ersten, notwendigen Unterhalt. In Berlin wird Stilpe Journalist, Kritiker. Und zwar der gefährlichsten einer. Cynisch, gewissenlos, ohne Ueberzeugungen, wie er ist, benutzt er die Schöpfungen Anderer, um seinen Cynismus daran auszulassen. Heut schimpft er in Diensten eines Antisemitenblattes auf die koschere Litteratur, morgen verprügelt er im Dienste des Deutschfreisinns die Antisemiten. Heut ist er für, morgen wider die Socialdemokratie, der talentvollste aller Pamphletisten gefürchtet und gehaßt wie kein anderer. Pekuniär geht es ihm ausgezeichnet. Aber ein letzter Rest von Selbstachtung läßt ihn die schauerliche Oede und Leere seines Lebens erkennen. In dieser Stimmung schreibt er in sein Tagebuch die Worte: „Ach, Du altes, treues Wort Bohème! Ein gelangweilter Lump zu sein, ein Lump in Wohlsein und Aengsten vor dem bischen Daseinsgefahr, wie schaal und schäbig! Aber ein lachender Lump zu sein, königlich, selbstherrlich, ein Lump mit leeren Taschen und dem Beutel voll Hoffnung, ein dichtender Lump, ein Lump voll Laune und närrischen Plänen, ein freier Lump mit der Grazie des selbstbewegten Lebens — wie köstlich und groß! Bohème, Bohème! Der Gedanke läßt mich nicht mehr los. Heraus aus diesem behäbigen Lumpentum und hinein in freche Abenteuer!“

So faßt er den Entschluß, mit einem Ruck die Komödie seines Lebens von sich zu schleudern, schreibt eine flammende Broschüre „Der Tintensumpf“ gegen die Presse, in der er mit schonungsloser Ehrlichkeit auch sich preisgiebt, und erläßt zum Schluß einen Aufruf an die Berliner Bohème zur Gründung eines unabhängigen Blattes für die Stiefkinder der Presse, für die Künstler, die bei ihrer Eigenart den Weg in die Oeffentlichkeit nicht finden können. Mit Humor schildert Bierbaum die Gestalten, die sich auf diesen Aufruf um seinen Helden schaaren, sämmtlich leicht erkenntliche, lebende Modelle. Da ist der Mann der kosmogonischen Träume, ein Fakir voll Humor, arm wie eine Kirchenmaus, aber voll orientalischen Gleichmuts, immer halb betrunken, nie zahlend: das ist Scheerbart. Da ist der Peripatetiker, der oft im Tiergarten übernachtet, immer voll sanfter Ueberlegenheit, unausgesetzt denkend und dichtend, immer schreibend, auf einem Bogen einen Reichtum von Ideen verstreuend, von denen ein normaler Schriftsteller ein Jahr gelebt hätte: das ist Peter Hille. Da ist der Pole voll Dämonie und Blague, der „Mann mit der medicinisch-katholischen Abgrundweis“, ein Genie, aber ein bornirtes: natürlich Przybyschewski. Die Scene, in der dieser tolle Kreis über die Gründung, die Namen und die Tendenzen des neuen Blattes debattirt, ist köstlich. — Das Resultat der Debatte ist der Plan der Begründung des litterarischen Tingeltangels. Sie wollen die Renaissance aller Künste vom Tingeltangel aus, lachendes Heidentum mit Bocksprüngen, das Nackte in seiner Schönheit wieder vor dem Volk aufrichten, den Uebermenschen auf dem Brett'l gebären. Stilpe bringt es fertig, Geldmänner für die Sache zu interessiren, das „Momustheater“ wird begründet und macht bei seinem Debut total Fiasko. Es ist als Tingeltangel zu künstlerisch, als Kunstinstitut zu sehr Tingeltangel. Die ihm feindliche Presse übergießt Stilpe mit Hohn. Mit dem Zusammenbruch dieser Bühne ist die letzte Saite auf Stilpes Geige gesprungen. Der Bankerott ist da. Ein wüstes, verrücktes Lotterleben hebt an, er versinkt in geistlose und gemeine Schwelgerei. Als die Weiber ihn ganz ausgezogen, geht er als Komiker in ein niedriges Chantant im Norden Berlins, und selbst hier noch weiß er seine Glanznummer, die Karikatur „Der verkommene Dichter“, eine Schöpfung grausigster Selbstironie, künstlerisch zu gestalten. Zum Schluß dieser Nummer hängt sich der Dichter scheinbar auf. Stilpe, zerfressen von Ekel vor sich selber, macht eines Abends furchtbaren Ernst aus dem Spaß. Dem johlenden Publikum die Zunge herausbleckend hängt er tot am Pfahl. Ein nachgelassener Brief an Girlinger zieht das Fazit seines Lebens: „Das Wollen war für mich eine ungesunde Lüge; sie sind nicht wegzusaufen, die Ideale.“ Der Brief schließt mit dem neronischen Ausruf: Qualis poeta pereo!

Es ist nicht nur die mit Alkohol und Tabaksdunst versetzte Atmosphäre der Kneipen und Cafés, in denen der Künstler zu ersticken Gefahr läuft; schlimmer noch als diese Stätten sind gewisse, von erotischen Parfüms über-

hauchte Salons der großstädtischen Gesellschaft, besonders der Geldaristokratie, in deren flachem Genußleben der Künstler, wofern er nicht sittlichen Halt besitzt, verdirbt, verfaulenzt, moralisch wurmstichig wird und zu Grunde geht. Solch ein jüdisches Finanzmilieu schildert uns Sudermann in „Sodoms Ende" im Salon der Frau Ada Barzinowska. Das Leben, das in diesen prunkvollen Räumen geführt wird, ist überraffinirt, sybaritisch; die Menschen, die hier verkehren, sind wie verfaulte Aepfel, die Sprache, die man spricht, ist unkeusch, versteckt lasciv, zweideutig. „Der Witz vertritt uns die Natur, vertritt uns die Wahrheit, vertritt uns die Moral," sagt von diesem Hause ein selbstironischer Skeptiker. In dieser zersetzenden Luft kann kein Ideal aufkommen. Hier ist der Genuß Alles. Und von der Frau des Hauses heißt es: „Das ist eine Frau — ganz Nerven und ganz Eitelkeit . . . mit den Allüren der Leidenschaft, aber kalt, kalt wie ein Hundeichnäuzchen. — Sie hat die Caprice, den Genius großer Männer zu spielen . . . und da sie der Genius der Großen nicht werden kann, wird sie wenigstens der Dämon der Kleinen."

In diese Atmosphäre und in das Haus dieser Frau gerät der junge Maler Willy Janikow, der mit einem Schlage durch sein Bild „Sodoms Ende" sich einen Namen gemacht. Nun jagt ein Fest das andre, überall streut man dem Unfertigen vergiftenden Weihrauch, überall machen ihm die Frauen den Hof, und er, anstatt zu arbeiten, tanzt Quadrillen und zeichnet Kostüme für Maskenbälle der Frau Ada. Nachdem er ein Jahr dies Faulenzerleben geführt, ist er fertig, kann er sich nicht mehr aufraffen, und mit Riesenschritten geht neben der künstlerischen die sittliche Zersetzung her. Wohl hat er Augenblicke der Selbsterkenntniß. „Ich konnte was," sagte er düster zu seinem alten Studienfreund Reimann. In solchen Augenblicken reißt er an der Kette, an die Frau Ada ihn geschmiedet, empfindet er das Würdelose seiner Stellung im Hause. Aber Frau Ada zwingt ihn zurück. Sie sagt zu ihm das scheußliche Wort: „Wir freien Geister können uns das gestatten," und „Du darfst Alles, was Du willst, es kleidet Dich," und er, wie Crampton versuchend, sein Luderleben vor sich selbst zu beschönigen, spielt sich auf die faustische Natur hinaus: er habe sie alle, die Weiber, alle; aber das sei das Tolle, je mehr man habe, desto mehr wolle man haben. „Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde." Er sei eben eine Persönlichkeit, eine „getigerte Bestie". Und wozu arbeiten? Der große Pan ist tot, und Pinsel giebt's auch ohne ihn genug. Er wolle im Reich des Lasters neue Reiche der Erkenntniß erobern; er spricht vom heiligen Rausch der Genialität. Worauf denn sein Freund ihm mit dürren Worten sagt, das Laster habe einen höchst minimalen Bildungswert. Er sei nicht faustisch, sondern einfach verbummelt. „Gehört wirklich soviel Seelengröße dazu, mit den Ehefrauen Anderer heimlich gemietete Chambresgarnies zu bevölkern? — — Denn — seien wir mal ehrlich — darauf läuft das ganze Titanentum doch hinaus. Und das Genie, das jenseits

von Gut und Böse steht? Erst heißt es beweisen, daß man eins ist." — An Janikow zeigt sich recht deutlich, wie der Begriff der künstlerischen Freiheit, dieser elend mißverstandene Begriff herhalten muß, um das niederträchtigste Lumpentum zu beschönigen. Tatsächlich ist Janikows ganzes Leben nur eine Reihenfolge von Schurkenstreichen. Aber er darf das, „denn ihn kleidet es, und freie Geister dürfen sich das gestatten." Er läßt sich von Ada ein luxuriöses Atelier einrichten. Er willigt ein, um dem Gerede der Welt aus dem Wege zu gehen, sich zu verheiraten, und zwar will er sich durch Ada an deren eigene Nichte verkuppeln lassen. Bevor er aber, wie er sagt, in's Joch geht, bricht er das Kind seines toten Lehrers und Meisters, das dieser sterbend dem Lieblingsschüler an's Herz gelegt, und das im Hause seiner Eltern Aufnahme gefunden; er bricht das unschuldige Geschöpf, obwohl er weiß, daß es die stille Liebe seines Freundes ist, des Freundes, der einst nach dem Bankerott von Janikows Eltern sein kleines Vermögen geopfert hat, um ihm, dem abgöttisch Verehrten, die Vollendung seines Studiums zu ermöglichen; er bricht es in Sektlaune, aus der Gesellschaft kommend. „C'est plus fort que moi" . . . warum nicht? Ich kann Alles — ich darf Alles — es kleidet mich." Und er treibt das unglückliche Geschöpf, das seine Schande nicht verwinden kann und von seiner Verlobung mit der Anderen hört, in den Tod, um selbst dem rächenden Streiche des Freundes zu erliegen. — Da haben wir den Lumpenbohémien im Frack. Stilpe und Janikow — das Milieu ist verschieden. Die sittliche Verpestung ist dieselbe, hüben wie drüben.

Ich bin am Schluß meiner Ausführungen angelangt. Wir sehen, daß die Erscheinung der Künstlerbohème eine internationale ist, daß sie aber nach den verschiedenen Nationalitäten eine verschiedene Färbung annimmt. Charakteristisch war ihr in Frankreich, dem Lande des ewigen, politischen Wechseltreibens, dem Lande der katholisirenden Reaktion, das unter dem allgemeinen Verfall der romanischen Kultur vor Allem leidet, das leichtsinnige Spiel mit dem tiefsten Elend der Künstlermisere, wie es sich in Murger darstellt, und auf der anderen der wütende, erbitterte Kampf wider die herrschende, bürgerliche Gesellschaft und ihre Vorurteile. Diese beiden Auffassungen finden sich in gewissem Sinne vereinigt im germanischen Bohèmedrama und Bohèmeroman, in dem eine tragikomische Gefühlsrichtung vorherrscht. Damit ist nach unserer Ansicht diejenige Stimmung erreicht, welche für die Bohème überhaupt die charakteristische ist und ihren beiden Seiten, ihrem Freiheitsbedürfniß, ihrem ungebundenen Leben und ihrem äußeren und inneren Elend, ihrer Unreife, am meisten gerecht wird. Nach dieser Richtung weisen übereinstimmend „Kollege Crampton", „Lumpengesindel", „Lumpen" und „Stilpe". Nur zum Teil in diesen Rahmen wollen sich die Werke Hamsuns und Sudermanns einfügen lassen, die in ihrer schweren Grundstimmung uns an Zola erinnern. Sollten wir den trotzdem vorhandenen Gegensatz zu Zola formuliren, so würden wir darauf

hinweisen, daß Zola sich mit seinen Helden identificirt, während Hamsun und Sudermann als anscheinend unbeteiligte Zuschauer ein Schauspiel vor uns agiren lassen, das sie selbst im Innersten empört. Daß wir nicht in der Lage waren, eine specifisch slavische Bohèmedichtung beizubringen, hat seinen Grund darin, daß die slavische Litteratur, soweit sie nicht beim Westen in die Schule gegangen ist, sich selbst über den Zustand der Bohème noch nicht genügend erhoben hat, um dieses Treiben zum Gegenstand dichterischer Darstellung zu machen.

Die eigentliche Aufgabe einer zukünftigen, großen Bohèmedichtung würden wir darin sehen, daß mit historischem Tiefblick geschildert würde, wie die Bohème den Nährboden und den Untergrund der großen, zeitgenössischen Ideen bildet, wie hier in einem trüben und unklaren Durcheinander die Gedanken gähren, welche bestimmt sind, in einzelnen Köpfen zu höchster Größe abgeklärt zu werden. Das Problem, darzustellen, wie ein einzelner bedeutender Geist sich aus der Gesammtheit losschält, deren Produkt er doch lediglich ist, das ganze geistige Habe dieser Gesammtheit in sich zusammenfaßt und doch durch die bloße und originelle Zusammenschweißung ein völlig Neues und Unerwartetes producirt: dieses Problem gehört zu den tiefsten, welche die moderne Philosophie, Geschichtsschreibung und Dichtung nennen kann. Hier würden sich die beiden Extreme der materialistischen und individualistischen Geschichtsschreibung berühren. Man darf behaupten, daß dieses Problem dichterisch noch nicht befriedigend gelöst, ja kaum jemals in Angriff genommen worden ist. Der Lösung näher gekommen sind höchstens die Biographien einiger weniger, bedeutender Männer. Für die Bewältigung eines derartigen Stoffes bietet das Drama keinen Raum. Nur der Roman kann diesem gigantischen Stoffe gerecht werden. Es giebt drei oder vier Werke in der Weltlitteratur, welche die Krönung, das Resultat einer ganzen Kulturepoche darstellen und gleichsam ihre Summe ziehen. Als ein solches Werk erscheint der „Don Quixote" des Cervantes am Ausgang des Mittelalters; als ein solches Werk würden wir uns auch diesen Kulturroman der Bohème vorstellen. Er würde sich mit dem spanischen Meisterwerk auch darin berühren, daß sein Milieu ein wesentlich tragikomisches sein müßte. Seine Aufgabe wäre es, vorurteilslos den wahren Kulturwert der Bohème zu bestimmen und eine endgiltige Kritik dieser eigentümlichen Erscheinung zu geben, indem er sie mißt an einem einzelnen überragenden Individuum, das die Bohème in sich zusammenfaßt, auflöst und vernichtet. Das wäre der Roman des modernen Genies! Ob er je geschrieben werden wird? — Nur das moderne Genie selbst könnte ihn schreiben.



Karl Gutzkow und die Dresdener Montagsgesellschaft*).

Von

R. Göhler.

— Dresden. —

Im Jahre 1846 wurde in Dresden eine zwanglose Gesellschaft gegründet, deren Mitglieder keine weiteren Verpflichtungen auf sich nahmen als, außer einem kleinen Beitrag zur Deckung der Unkosten, sich so oft als möglich jeden Montag einzufinden. Im Frühjahr 1848 wurde sie in Folge der Zeitverhältnisse aufgelöst, um dann im Herbst 1849 durch den Maler Friedrich Pecht und den damaligen Oberlehrer der Kreuzschule Helbig neu begründet zu werden. Der Maler Julius Schnorr v. Carolsfeld, seit 1846 Direktor der Dresdener Gemäldegalerie, gedenkt ihrer in seinen Tagebuchblättern**) am 21. November 1849 mit folgenden Worten: „Es sollen die Versammlungen, die früher bei Engel (Sophienstraße 7) stattfanden, wieder in's Leben treten, und werden daher von Pecht und Helbig die damals teilnehmenden Künstler und Kunstfreunde aufgefordert, sich nächsten Montag (26. Nov.) gegen acht Uhr bei Torniamenti (am Jüdenhofe) einzufinden und auch in Zukunft Montag Abend so oft, als es ihnen möglich ist, in diesem Lokal sich einzustellen. Damals bekam die Versammlung einen sehr demokratischen und wühlerischen Charakter, die politischen Tendenzen wie auch der beizende Tabak trieben mich weg. Ich kann es nicht geradezu ablehnen, nun wieder mich einzufinden, schwerlich wird aber meine Teilnahme lebhaft und dauernd werden. Wie ich, werden

---

*) Dem Artikel liegen zu Grunde die Akten der Dresdener Montagsgesellschaft 1849 bis 79 im Dresdener Ratsarchiv A. XXIV. 72 X.

**) Dresdener Geschichtsblätter 1895 Nr. 1 S. 172.

meine näheren und lieberen Freunde denken; so wird wohl die Sache überhaupt wieder anders sich gestalten, als die Unternehmer und Aufforderer es wünschen und meinen." Schnorr schrieb hinter seinen Namen: wird sich beteiligen, soweit sein krankes Auge es gestattet, und Helbig bemerkt in den Akten: Schnorr ist wohl nur als Ehrenmitglied zu betrachten.

Es ist nicht ohne Interesse nachzuforschen, wie Schnorr zu dem absprechenden Urteile über die Gesellschaft kommt; und wenn man seine Tagebuchblätter genauer durchliest, so ist es nicht schwer, eine Antwort zu finden. Zu den hervorragendsten Teilnehmern der Montagsgesellschaft auch vor 1849 gehörte Karl Gutzkow, und es ist ohne Weiteres erklärlich, daß durch ihn und Andere in jenen bewegten Zeiten auch die Politik in diese zwanglosen Zusammenkünfte hineingetragen wurde. Daß aber Schnorr mit Gutzkow nicht sympathisirte, ergiebt sich zur Genüge aus den Stellen seines Tagebuchs, in denen er Gutzkows gedenkt. Außer einer rein litterarischen Bemerkung am 28. Oktober 1853 rühmt Schnorr am 14. Februar 1857 Gutzkows „überaus schöne" Rede bei der im „Deutschen Hause" veranstalteten Rietschelfeier. Im Uebrigen stellt er sich auf die Seite von Gutzkows Gegnern und läßt an seinen Werken und an seiner Tätigkeit nicht viel Gutes. So heißt es am 7. Oktober 1851: „Beim Nachhausegehen begleite ich Ed. Devrient. Besprechung über die gestrige Aufführung des Coriolan. Devrient berichtet mich näher über die ungeschickten Auslassungen der Gutzkow'schen Bearbeitung und weist mich, was das Spiel anbelangt, auf die trefflichen Bemerkungen über Schauspielkunst hin, welche Shakespeare dem Hamlet in den Mund legt." Noch übler lautet es am 29. Mai 1852. „Abends besucht uns Ed. Devrient . . . und Paldamus*) sind auch da. Es kommt zu sehr interessanten Erörterungen über Meyer Beer und Gutzkow. Devrient tritt dem Paldamus, in Betreff des ersteren namentlich, über welchen die Urteile abweichen, energisch entgegen. Der Prophet und die Ritter vom Geiste werden gänzlich und gründlich abgetan. Der Abend war außerordentlich interessant." Dazu sind zu vergleichen Schnorrs Bemerkungen zum 16. Januar 1855: . . . Zu Hause finde ich Kirchbach**) und Roquette***). Der letztere liest uns eine köstliche Erzählung, eine Arbeit der allerletzten Zeit, vor, betitelt: Die Ritter vom Fleische. Die Handlung geht großenteils bei Tafel während des Essens vor sich. Die Feinschmeckerei spielt eine große Rolle und das Ganze persiflirt Gutzkow und seine Klique." Außerdem sind noch zwei Aeußerungen Schnorrs bezeichnend, die eine bezieht sich auf Gutzkows Königsleutnant, die andere auf das Urbild des Tartuffe.

---

*) Dr. F. Paldamus, Lehrer an der Blochmann-Bezzenberger'schen Gymnasial-Erziehungsanstalt, dem jetzigen Vitzthum'schen Gymnasium.

**) Der Historienmaler Ernst Kirchbach, Vater von Wolfgang Kirchbach.

***) Otto Roquette war von 1853—56 Lehrer an der Blochmann'schen Erziehungsanstalt; die angeführte Novelle hat er später unter dem Titel „Bei Tische" umgearbeitet; s. Erzählungen, Frkf. a. M. 1859 S. 49 ff.

Schnorr schreibt am 4. Januar 1856: „Es wird Gutzkows ‚Königsleutnant‘ mit vortrefflicher Rollenbesetzung zur Aufführung gebracht, und ich gehe mit Tochter Marie das Stück zu sehn. Es macht mir viel Vergnügen, trotz der vorhandenen Mängel des Stückes und der Aufführung. Die Sentimentalität fällt dem Dichter hauptsächlich, das eitle freche Wesen des jungen Goethe der Darstellung der Fräulein Schönhoff, die ihn giebt, zur Last. Dawison als Graf Thorane, Winger als Rat Goethe, die Berg als Frau Rat, Quanter als Professor Mittler sind vortrefflich.“ Und am 10. September 1858 heißt es: . . . „Wir lassen uns bestimmen heute in das Theater zu gehen und ‚Das Urbild des Tartuffe‘ von Gutzkow zu sehen. Wir amüsiren uns sehr gut, ohne daß indessen der Verfasser in unserer Achtung steigt.“

Trotz der oben angeführten üblen Prophezeiung Schnorrs erfreute sich die Montagsgesellschaft großen Zuspruchs, und die hervorragendsten Männer der Kunst und Wissenschaft, die Dresden damals in seinen Mauern barg, gehörten zu ihren Mitgliedern, darunter Schnorrs bester Freund Ludwig Richter. Freiherr Max Maria von Weber, Sohn des Komponisten Karl Maria v. W., bezeichnet sie in einem Briefe als die Crême der Dresdner Intelligenz und Bildung; als eine Art Gegenstück zu ihr kann man die vormärzliche Künstlerschaft Concordia in Wien ansehen, die im Jahre 1840 in's Leben gerufen wurde und in den sturmbewegten Tagen des Jahres 1848 ein nicht unrühmliches Ende fand*).

In den Jahren 1850 und 51 finden noch Zusammenkünfte im Sommer statt, während von 1852 an die Gesellschaft nur noch im Winter auf jedesmalige Aufforderung des Geschäftsführers hin ihre Sitzungen abhält. Solange Helbig die Geschäfte führte (bis 1869/70), blühte die Gesellschaft und zählte zu ihren Mitgliedern eine Reihe bedeutender Männer der Wissenschaft und Kunst. Sie hat dann noch längere Zeit bestanden; in den Akten werden die Mitglieder zum letzten Male am 29. September 1879 für den 6. Oktober dieses Jahres zum Erscheinen aufgefordert.

Eines der tätigsten Mitglieder dieser Gesellschaft in den Jahren 1849—1861 war offenbar Karl Gutzkow. Er, der Vielbeschäftigte, hat, soweit es sich aus den kurzgefaßten Akten der Gesellschaft erkennen läßt, in diesem Kreise von Männern, die ihn und seine geistige Superiorität anerkannten, sich wohl gefühlt und gern sein Scherflein zu den größeren Festlichkeiten der Gesellschaft mitbeigetragen.

Bei Torniamenti fand im Jahre 1850 ein Narrenfest statt, zu dem der Historienmaler und Sekretär des Kunstvereins Rudolf Meyer, der auch sonst sein Talent in den Dienst heiterer Geselligkeit stellte**), eine Fastnachts-

*) Vgl. über sie Emil Horner; Eduard Bauernfeld S. 102.
**) Dresdner Geschichtsblätter 1895 Nr. 1 S. 171.

posse ‚Die Monumentkonkurrenz'*) verfaßte. Ueber die Veranlassung zu diesem Stück, sowie über seine Aufführung erfahren wir Näheres durch den Maler Friedrich Pecht**): „Außer mit Rethel verkehrte ich jetzt .... ziemlich viel mit Ramberg, ... mit dem ich in diesem Winter gemeinsam die Zeichnungen zu einem Karnevalsscherz machte, der in der Montagsgesellschaft aufgeführt werden sollte. Dem Bedürfniß, sich von der Last, welche die an uns vorübergegangenen Ereignisse auf Jeden gewälzt, womöglich durch Humor zu befreien, entsprungen, führte die von uns Allen komponirte, von dem Maler und Schriftsteller Rudolf Meyer in Knittelversen sehr witzig redigirte Puppenkomödie den Titel ‚Wer soll ein Monument haben?' Der ‚deutsche Verein' hat nämlich, nachdem er erst das Vaterland von der Anarchie gerettet, die Notwendigkeit empfunden, nun doch auch etwas für die Kunst zu tun, und also beschlossen, für einen großen deutschen Mann und Zeitgenossen ein Monument zu errichten. Bei Hebung des Vorhangs sieht man es auch schon auf öffentlichem Platze stehen, nur fehlt ihm noch der Kopf, da man sich nicht über die Person einigen konnte, welche so hoch geehrt zu werden verdiene. Man ergreift also das Mittel, die Bewerber einzuladen, ihre Verdienste selber geltend zu machen. Diese, aus den berühmtesten Gliedern der Gesellschaft bestehend, traten nun nacheinander auf, um ihre Ansprüche auf den Dank des Vaterlandes auseinanderzusetzen. Aus Auerbach, Gutzkow, Rietschel, Hähnel, Schnorr, Eduard Devrient, Ramberg selber, Helbig und Gott weiß wem noch bestehend, wurden sie von Ramberg und mir, furchtbar karikiert, als Hampelmänner gezeichnet." Hier läßt Pecht sein Gedächtniß insofern im Stich, als Schnorr sich nicht unter den Karikaturen befand. Es waren im Ganzen 32 mit derbem Humor entworfene Figuren, von denen 27 als Geschenk Wolfgang Helbigs in Rom sich im Dresdner Stadtmuseum befinden. Es sind dies die Maler Bary, die beiden Unzertrennlichen Bendemann und Hübner, Gonne, Rud. Meyer, Oehme, Karl Gottlieb Peschel, Pecht, v. Ramberg, Rethel, Ludw. Richter, der Maler und Dichter Robert Reinick, Karl Gutzkow, Berthold Auerbach, die Bildhauer Hähnel, Rietschel, Karl Beyer, der Schriftsteller und Gemahl der Schauspielerin Bayer-Bürck, Aug. Bürck, die Juristen v. Mangoldt, Spitzner, Schulz, Müller, Stadtrat Peschel, die Philologen Klee und Helbig von der Kreuzschule, der Schauspieler Eduard Devrient und der Privatgelehrte Prof. Ackermann. Dazu kommt noch der Hauptmann Teutscher***) mit zwei Mann Wache, gemalt von Gonne. Es fehlt in der Sammlung der in dem

---

*) Das Manuskript befindet sich im Ratsarchiv hist. Dresd. 1975 m.

**) Aus meiner Zeit. Lebenserinnerungen. München 1894. II, S. 5 f.

***) Der Schützenhauptmann Adolph von Teutscher hatte sich durch sein pflichtwidriges Benehmen gegen Gäste der Engel'schen Wirtschaft am 25. December 1849 berüchtigt gemacht; vgl. Dresdner Journal 28. und 29. December 1849. Prof. Gonne, von dem diese Karikatur herrührt, ist der einzige der Obengenannten, der als Nestor der Dresdner Maler sich eines schönen Lebensabends erfreut.

Stücke noch mit auftretende Maler Ehrhardt und das Denkmal selbst. Pecht berichtet als Augenzeuge, daß die Aufführung des Stückes sehr wirkungsvoll war, und fügt hinzu: „Nie in meinem Leben habe ich die sonst so höflichen und vorsichtigen Sachsen so toll lachen sehen, als da ihre Berühmtheiten so boshaft durchgehechelt wurden, woraus man sehen kann, welche Macht die Schadenfreude auch über die anscheinend harmlosesten Gemüter ausübt.“

Im Winter 1852 wurden die Zusammenkünfte am 11. Oktober mit einem Eduard Devrient zu Ehren gegebenen Abschiedsessen eröffnet; er verließ Dresden, um als Direktor des Hoftheaters nach Karlsruhe überzusiedeln. Bei dieser Abschiedsfeier hielt Gutzkow den Toast, den er uns in seinen „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ Bd. I S. 366 ff. mitteilt. Als im Jahre 1859 die Aufforderung zum Erscheinen an die bisherigen Mitglieder der Montagsgesellschaft ergeht, bemerkt Gutzkow zu seinem Namen: Verreist und erklärt seinen Austritt. Wir finden ihn jedoch Winter 1859 und 1860 als zahlendes Mitglied. In der Aufforderung vom 20. September 1861 schreibt er zu seinem Namen: bedauert ausscheiden zu müssen, und sagt bei seinem Wegzug nach Weimar allen Montagsgenossen ein herzliches Lebewohl. Gutzkow ging als Generalsekretär der deutschen Schillerstiftung, um die er sich, wie das Aktenmaterial aufweist, ganz hervorragende Verdienste erworben hat, nach Weimar. 15 Jahre hatte er trotz mancher Feindschaft, trotz mancher Widerwärtigkeit in Dresden verbracht, die glücklichsten Jahre seines reichbewegten Lebens; von hier aus hatte er außer durch seine Dramen besonders durch die über ganz Deutschland verbreitete Wochenschrift: „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ und seine Zeitromane „Die Ritter vom Geist“ und „Zauberer von Rom“ auf weite Kreise des deutschen Volkes gewirkt. Die Dresdener Zeit bedeutet den Höhepunkt seiner schriftstellerischen Tätigkeit.

In den Akten der Montagsgesellschaft finden sich zwei längere Gelegenheitsgedichte Gutzkows, die Zeugniß davon ablegen, wie witzig und gedankenreich Gutzkow auch da sein konnte, wo es galt, der Geselligkeit zu Liebe den Pegasus zu reiten. Das erste Gedicht wurde zu einer Weihnachtsverlosung der Montagsgesellschaft verfaßt und den Mitgliedern gedruckt überreicht. Es lautet folgendermaßen:

Zum Weihnachtsbaum der großen Kinder
am 29. December 1849.

O Tannenbaum! o Tannenbaum!
Dein Kleid will mich was lehren.
Die Hoffnung und Beständigkeit
Giebt Trost und Kraft zu jeder Zeit.
O Tannenbaum! o Tannenbaum!
Das soll Dein Kleid mich lehren.

Mit diesem Wahlspruch, diesem kräft'gen Motto,
Verehrte Freunde, leit' ich denn das Lotto,

Zu dem wir uns versammelt, würdig ein!
Beim Tannengrün, beim lichten Kerzenschein
Soll uns, wie Kindern, heut bescheret werden.
Wir sitzen da mit freudigen Geberden
Und denken heimlich: Was bekommst Du wohl?
Die Phantasie schweift auf und ab, von Pol zu Pol . . .
Wirst Du vielleicht den Bonaparte treffen?
Den Onkel hättst Du lieber als den Neffen,
Und doch nähmst Du auch den, schmeckt er nur nicht zu fade —
Du magst ihn nämlich nur von Chokolade.
Ein Andrer denkt; ich würde keinem schmollen,
Was es auch sei, sei's nur vom Teige Dresdener Stollen;
Ob es von Trier sei die alte heilige Stola,
Ob es vom Ludewig die hinterlassene Lola,
Mir gleich, nur treffen muß ich was, nur keine Niete!
Ein Dritter denkt vielleicht mit kindlichem Gemüte,
Ihm würde was Politisches beschert,
Ein Federhut, ein Wrangelschwert,
Ein Splitter Großdeutschlands von einer Kirchenbank am Maine,
Die Krippe Kleindeutschlands in Erfurt, wo im Morgensternesscheine
Von den heiligen drei Königen wenigstens der Eine kniet —
Die beiden Andern wurden auf der Reise zu müd' —
Oder etwas Artistisches,
Kunstverklärungsvolles, Mystisches,
Zum Beispiel das neueste Fahrzeug auf der Harmonien Meer,
Ein Schlittschuh aus dem Propheten von Meyerbeer,
Oder, ohne Bild, von der deutschen Flotte des ersten Schiffes Schnabel,
Oder etwas streng Moralisches, ein Berliner Konstabel,
Ein verbotener Dichter, ein censurgezwickter Drucker,
Von Königsberger Marzipan ein sanfter, süßer Mucker,
Oder auch die französische Republik mit ihren ersten Heldentaten,
Dem Vernichtungskampfe gegen die Pariser Ratten —
Wir wollen Alles, ob Süßes, ob Saures, ob Trockneś, ob Fettiges,
Wie Kinderchen rufen wir: hätt' ich es! hätt' ich es! hätt' ich es!

Doch nun erwägt, daß, wie in der Fibel zu finden,
Wir mit dem Angenehmen sollen das Nützliche verbinden,
Wie Kinder bei des Niklas oder Ruprechts Droh'n,
Sagen wir mit Stammeln auf unsere Lektion
Und wünschen uns nichts Anderes vom heil'gen Christ,
Als was uns zu wissen und zu behalten nützlich ist.

Da kam denn ein Mann her, behangen und beplundert,
Er nennt sich im Fremdenbuch das halbe Jahrhundert;
Ein rüst'ger Fünfz'ger, tut nur ein wenig husten und schnaufen,
Das macht, er hat sich vor zwei Jahren im März zu sehr überlaufen.
Sonst kräftig und risch! Der trägt auf dem Rücken
Einen Sack voll Geschichten, uns den Christbaum zu schmücken,
Und was er wird bringen, hab' ich so halb schon verraten,
Die Ungeduldigen ließ ich schon merken die köstlichen Braten —
Chronikalische Aepfel, idealische Nüsse,
Goldpapierne ideelle Bezüge, historische Schmisse,

Diplomatische Finten, polizeiliche Schwänke,
Elektromagnetische Wunder, Berliner Enthüllungs-Ränke,
Das Aechte und Große, selbst verfolgt noch erhaben!
Das Falsche gepriesen — von Motten und Schaben!
Der Sack ist unendlich, kaum kann er ihn tragen,
Und wollt' er gar Alles in Chokolade uns sagen,
In der Neustadt nicht Herr Jordan, nicht sein Kompagnon Herr Timäus
Wäre das abzuformen der ex machina deus.

Begnügt Euch denn also, Ihr artigen Kinder,
Mit dem, was er bringt, und bedenket nicht minder,
Daß ein neidisches Zanken und brummisches Toben:
Dies hätt' ich wohl lieber und Jen's! nicht zu loben,
Und bedenket auch das noch — wir leben im Kriege!
Glockenschlag eilf*) liegt Jedes in seiner Wiege.
Das rat' ich Euch ernstlich, sonst kann's Euch passiren,
Ihr müßtet noch selber den Christbaum zieren,
Auch vom Jahrfünfzig ein hängend Symptom,
Am Zwirnsfaden dran baumelnd, wie am Zopf Absalom.
Also, Kinder! Fest die Aeuglein noch zu!
Es klingelt! Die Freude beginnt im Nu —
Erstaunt dann und lacht und betrachtet verwundert
Die Bescherung vom neunzehnten halben Jahrhundert.

Die Mitglieder der Gesellschaft suchten sich aber auch gegenseitig anzuregen, indem sie Fragezettel ausfüllten, die dann, wie es scheint, unter einander gemischt und ausgelost wurden. Jeder war nun verpflichtet, die Frage, die er auf seinem Zettel vorfand, zu beantworten. Gutzkow erhielt die von Helbig gestellte Frage: „Wir Mitglieder der Montagsgesellschaft lachen oft über anderer Leute Zöpfe. Sollten wir aber nicht auch ein Jeder seinen Zopf und sein Zöpfchen haben? Wer diesen Zettel erhält, mag sich darüber aussprechen und seine Bemerkungen über einzelne interessante Exemplare solcher Zöpfe, die er bei uns beobachtet hat, gefälligst mitteilen.“ Gutzkows Antwort, das folgende Gedicht, liegt als Manuskript den Akten bei**):

Ei wie naiv! Fürwahr! Wie harmlos! Zopf und Zöpfchen!
Ein schäkerndes Pasquill? So nur beim Schopf, beim Schöpfchen
Die Tafelrund' erfaßt, so nur die Paladine
„Gefälligst“ „allenfalls“ mit süßer Liebesmiene
Ein wenig durchgezaust, gekitzelt nur am Fellchen?
Das wußt' ich wahrlich nicht, daß süß wie ein Mamsellchen

---

*) Laut Verordnung vom 9. Mai 1849 mußten alle Wirtshäuser um 10 geschlossen werden; am 20. Juni wurde diese Polizeistunde auf 11 Uhr ausgedehnt.

**) Vielleicht kommt dieses Gedicht einem alten Dresdener zu Gesicht, der einigen Stellen desselben, die ich trotz mannigfacher Bemühungen nicht aufzuhellen vermochte, die richtige Deutung zu geben versteht. Die Abfassungszeit des Gedichtes fällt in das Jahr 1852 oder Anfang 1853.

So schmunzelnden Gemüts, so um die Ecke links,
Auch ihre Fragen stellt das schlimme Weib: die Sphinx.
Mein Schäkerchen, Du denkst, ich Esel reck' das Ohr
Und aristophaneselte Dir gleich die Späße vor
Von „Meinem Vorurteil“ und „Meinen“ „leichten“ Fehlen?
Wie wär's, Satyrikus? Wenn ich die Zöpfe zählen,
Die Du hier aufbegehrst, und prüfen wollt' ihr Haar,
Wie wär's, wenn Du erschienst als Zopfesexemplar?
Du gleichst dem Vaterland, dem Land von Flachsenfingen,
Wo Alles Witze reißt, die Böcke meckernd springen,
Im Karneval der Zopf als Fiedelbogen geigt,
Des Bürgermeisters Zopf gar auf sich selber zeigt,
Sich selbst fidel besingt, sich selbst illuminirt,
In Zopfesseligkeit bengalisch Feuer wird —
O Du gemütlich Land, der Zopf hat Dich am Kragen,
Hörst Du nicht auf, von ihm zu singen und zu sagen!
Nun gut, Zopfzüpferchen! An unsrer Tafelrunde
Schlug allem Rokoko, dächt' ich, die letzte Stunde,
Hier lebt das Ideal, das Reine, Echte, Wahre,
Naturwuchs durch und durch und sicher in dem Haare!
Hier Zopfeseitelkeit? Ja unsre ganze Sippe
Kennt Zöpfe höchstens nur am Kinn und auf der Lippe.
Sieh unsre Rücken an! Die Pädagogen wahrlich,
Die pflegten gern den Zopf und zögen ihn beharrlich
So lang, so dick, daß er wie weiland bei Orbilen*)
Des Ochsenziemers Roll' in Schulen könnte spielen.
Denkt Euch, das Märchentum schifft an der Loreley,
Die Fee Romantik selbst an Düsseldorf vorbei,
Sie hat am Elfensang sich endlich sattgelabt,
Besteigt ihr weißes Roß, setzt Sporen ein und trabt
Zum Völkermalerfest nach Belgien ohne Rasten.
Dort überrascht sie uns mit fränkischen Toasten!
Ist da noch Zopf? Fürwahr, der Reinick soll's besingen
Und Richter illustrirn, wie Genien sich verjüngen!
Der Gonne? — ja, malt Zopf, malt Rokoko-Brokat —
Doch geht der jetzt nicht auf des Ideales Pfad?
Hätt' Auerbach 'nen Zopf, so würd' er zweie tragen
Als schwäbisches Gemüt, vom Strumpf bis an den Kragen
Wie Lorle angetan, im schwarzen Sammetmieder:
„Gott grüß Euch Herr!“ „Wie geht's?“ „Ei, immer treu und bieder!“
Wo ist hier Zöpfchen? Zopf? Wo nur ein Zopfesband!
Liebt Spitzner**) Sachsen mehr, sein engres Vaterland,
Als Codrus einst Athen, als Roma Curtius?
Gäb' er nicht freudig hin, wenn's denn so werden muß,
Um zwischen deutschem Nord und deutschem Süd den Spalt
Zu stopfen, ob auch noch stolz die sächs'sche Trommel — halt!
Die sächsische Trommel blieb im Rabenhorste***) hängen —

*) Orbilius Pupillus, Lehrer des Horaz.

**) Geheimer Regierungsrat und Direktor der Ablösungskommission.

***) Der Oberstleutnant der Artillerie Bernhard Rabenhorst war am 8. März 1849 zum Kriegsminister ernannt worden.

Ich sage, gäb' er nicht dem Tier mit Doppelfängen,
Dem Adler eines Reichs, zum Vaterlandsgewinn,
Wenn es Germania will, sein herrlich Sachsen hin?
Und blick' ich weiterwärts, wo fänd' ich Zopf und Zöpfchen?
Vorurteilslos sind hier selbst grau und weiße Köpfchen.
Ihr kennt den lächelnden, den gastrosophischen Blick,
Des Speisezettels stets fein ätzende Kritik?
Ihr kennt den Wackermann, den „Liebesgaben"sammler,
Das treue deutsche Herz, Anzeiger—Dankes—Stammler,
Schleswig-Holstein-Abschluß-Buch- und Kassen-Führenden,
Richtigkeits-Befund-Vergleichungs-halber Jedermann-nach der
Struvestraße Nr. 9 zwei Treppen sich Citirenden?*)
Du böser Störenfried! Du armer Fragentropf!
Vergebens stellst ein Bein Du mir mit Deinem Zopf!
Ja, hättst Du mich gefragt statt Zöpfen hier nach Schwänzen,
Dann hätt' ich Feld gehabt zu ein'gen lust'gen Tänzen.
Die Schwänz' im Protokoll, der stockende Besuch,
Nachreitende ja fast zu einem Corps genug,
Die Schwänzer Müller, Schulz, von Reibisch, Oehme**), ja —
Selbst Hübners Schwänzerei — so, heute ist er da? —
Schau unsre Lehrer an! Der sanfte Fridolin
Jung Baltzer, Doktor Kad'***), — ein E ihm zu entziehn
Erlaubt er zopflos mir — ich sage Doktor Kad',
Dann jener Märtyrer, den man gelegt in's Skat†)
Hier unsre sorgende und treue Herbergsmutter††)
Und Klee aus dem Geschlecht der Gagern und der Luther, . . .
Wer weiß nicht, daß sie sich von der Antik' entfernen,
Vermitteln mit der Zeit, sogar mit der modernen!
Wer spräche da von Zopf! Sie, die sogar den Wein
Nicht in Falernerglut mehr trinken mögen — nein! —
Die ihn gekocht am Feuer nur finden recht nach Wunsch
Und ihren Dionys anrufen stets um Punsch!
Sie, die ein Doppelbuch von unsern Herzen führen
Und jedem Liebesbund mit Punsch! Punsch! gratuliren!
Wo wäre da des Zopfs wohl anders zu gedenken,
Als wenn studentikos sie einen Zopf sich tränken!
Und unsre Künstler gar! Die Plastiker, ein Mime,
Die Maler jeder Art, auf Kalk und à la prime,
Und wo ich weiter noch an unsre Rücken trete,

---

*) Gemeint ist der unter den Karikaturen sich befindende Prof. Ackermann; er ist der Verfasser der Aufsätze in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" I, 113 ff. II, 780 ff.

**) Dr. C. Gustav Müller, damals Appellations-Gerichts-Vicepräsident; Dr. H. S. W. Schulz, Regierungsrat und Direktor der Königl. Kunstsammlungen; R. v. Reibisch war Litterat, E. Oehme Hofmaler.

***) Dr. Rich. Baltzer, Mathematiker an der Kreuzschule, Dr. E. Kade, Lehrer der engl. Sprache an der Realschule zu Neust.-Dresden, später Professor am Kadettencorps.

†) Es ist wohl an Köchly zu denken, der bis zu seiner Flucht im Jahre 1849 in der Montagsgesellschaft, wie mir Herr Prof. Gonne mitteilte, verkehrt hat.

††) So hieß der Geschäftsführer der Gesellschaft Dr. Helbig.

Die Dichter, Musiker — und die Regierungsräte —
Wo fände sich ein Zopf? Man nehme Einen nur,
Den immer Wandelnden auf edler Formenspur*),
Den Meister in dem Blick auf ungeschnürte Taillen ...
Hat er jüngst Zopf gesucht im Wunderland Italien?
Nicht um Bernini dort, um Michel Angelo,
Beschritt er kürzlich erst zum zweiten Mal den Po.
Und hat er auch gemacht Radetzky'n die Visite
Und ging in Mailand nur mit Offizierensuite,
So war's ihm um die Kunst, um Formen und Modell,
Um einen jungen Gott im schönen Pantherfell.
Der Künstler bleibe nicht zu lang' am Herde hocken,
Sonst rascheln allerdings im Nacken Zöpfchenflocken.
Er wird auf Reisen gehn, erfrischt den Ofenstübner!
Da nehmt das Zwillingspaar, den Bendemann und Hübner,
Den Hübner-Bendemann — was Einem widerfährt,
Das ist bei diesen ja sogut wie Beiden wert —
Der Hübner-Bendemann besucht die alte Düssel**)
Und reist dann gradewegs nach Belgien und Brüssel.
Die würd' ich graderecht nach allen Künsten rüffeln,
Wenn Hübner nicht zu Haus Französisch müßte büffeln.
Den Peschel***) hat die Reu' um seinen Schwanz vom Lieben
Zu seinem Glück schon letzt zur Montagspflicht getrieben.
Leb wohl, Du Fragenbold! Geh' heim mit Deinem Zöpfchen
Und trink' in Ruh' für Dich Dein stillgemütlich Töpfchen!
Und ist Dir's zopferig ein ander Mal zu Mute,
So komme denn zum Schluß ein Rat Dir noch zu gute.
Frag' nicht: Ob Einzelne? Ob Andre? Ob der Eine?
Frag' lieber nach dem Zopf von Allen im Vereine!
Nach Schillers Spruch†), du mußt ihn freilich variiren,
Dem Esel Deinen Zopf anständigst substituiren! —
Des Montagskränzchens Zopf! Das gäb' ein Feuer! Feuer!
Da spürt ein Jeder, was im Rücken nicht geheuer!
Das wär' ein Freundchen, brav! Hic salta! Hic est Rhodus!
Vorschlagskandidatur! Geheimer Stimmenmodus!
Wir sind nicht in Florenz! Wir leben — nein! in China,
Wie dort die Harmonie, in China die Albina††)!

---

*) Der Bildhauer Ernst Hähnel.

**) Düsseldorf.

***) Gemeint ist der Historienmaler und Professor an der Kunstakademie K. G. Peschel.

†) Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig;
Sind sie in corpore, gleich wird euch ein Dummkopf daraus!

††) Unter Harmonie und Albina sind die beiden Dresdener Gesellschaften gemeint. Von der letzteren sagt der anonyme Verfasser der scharf satirischen Schrift „Dresden und die Dresdener" vom Jahre 1846 S. 182. „Hier in der Albina war es, wo früher jener unselige Lobhudelverein der Dresdener Dichter- und Autorenklique nach stillschweigender Uebereinkunft bestand, der sich gegenseitig bis zum Ersticken beweihräucherte."

Der poln'sche Vetozopf! Im Hut die Ballotage!
Die Hippokrene Punsch! Die blasse Rennomage (sic!)
Daß nichts wird angebahnt von geistigen Genüssen,
Das Beste wäre: Pah, zu wissen nicht zu wissen
Man wär' hier nur um Eins: desipere in loco!
Zum Musen-Tändeln nicht, zum Scherze nur cum Joco!
Den ganzen Tag geochst! Hier frei von Karrendeichsel!
Das ist ein Zopf, so dick wie einer von der Weichsel,
Den wähl' ein andermal! Jetzt, guter Freund, nun geh,
Und bist Du ärgerlich, koch Dir Kamillenthee!
Und stehst Du doch noch da? Und willst Dich noch nicht drücken?
So komm und sieh getrost mir selber auf den Rücken!
Und find'st Du Deinen Zopf auf meinen Schultern sitzen,
So laß das Bändeln nur, das Tändeln, Kitzeln, Ritzen!
Hol' lieber gleich ein Schwert! Und haue frisch und munter
Den Zopf mit Schwerteshieb auf einen Ruck herunter!





Die Erste.

Von

Laura Marholm.

— München. —

I.

rei habe ich gehabt. Jetzt habe ich Keine mehr — seit vier Jahren. Ich hoffe, ich komme nie mehr in die Notwendigkeit, Eine zu haben.

Diese Drei waren meine drei Köchinnen. Sie waren alle Drei keine gewöhnlichen Dienstmädchen. Sie waren von feiner Herkunft. Sie wurden mir zugeschoben, ich weiß nicht wie, und ich nahm sie, ich weiß nicht warum. Vielleicht, weil sie mir eben zugeschoben wurden und ich doch eine Köchin haben mußte.

Die Erste war eine Gutsbesitzerstochter. Ich will nicht behaupten, daß ihr Vater ein Rittergutsbesitzer war, obgleich er ein äußerst ritterliches Aussehen hatte. Er war ein ungewöhnlich schöner, schlanker, alter Herr mit einem noblen Gesicht. Unter hohen Personen wäre er als eine distinguirte Erscheinung angenehm aufgefallen. Aber er war nur ein abgedankter ehemaliger Bauerngutsbesitzer.

Die beiden Anderen waren Schulmeisterstöchter derer von Sadowa.

Die Erste war auch die Aelteste. Die Zweite war schon jünger. Die Dritte kam ganz jung zum Regierungsantritt in meine Küche.

Die beiden Ersten kosteten mich ein gut Stück Geld an monatlichem Lohn nebst befriedigten Wünschen. Die Dritte blieb merkwürdiger Weise ein ganzes Jahr, obgleich sie nur im ersten Monat, wegen unserer bedrängten Konversionsumstände, ihren Lohn empfing. Sie schien die fixe Idee zu haben, daß sie nur bei uns Geld verdienen könne zum Unterhalt ihres „Bruders in Norddeutschland", der uns auch einmal in gelben Schuhen und gelbem Strohhut mit blauem Band besuchte.

Die Dritte war eine resignirte Fanatikerin. Die Zweite war ein träges gutlauniges Mädchen mit einer gewissen vornehmen Grandezza. Die Erste war komplicirter.

Die Zweite und Dritte wurden mir durch ihre Mütter empfohlen und zugeschickt, weil sie so viel Gutes von mir gehört hatten! Ich war damals so unerfahren, mich über diesen guten Leumund zu freuen. Die Erste machte es noch einfacher. Sie lief mir auf der Straße nach und sagte, „daß ich ihr so gut gefiele“.

Dieses trug sich zu auf der Dorfstraße in der Heimat meines Gatten. Wir waren eben aus der Schweiz mit unserem kleinen Sohn gekommen, der in St. Légier sur Vevey geboren worden. Der Schnee lag noch auf den Feldern und weichte die Wege auf, und die Bäume hatten noch keine Knospen. Wir kamen von dem warmblauen Himmel und der starken Sonne des Südens mit dem kaum sechs Monate alten Kind in Nebel, Schneegestöber und in ein uneingerichtetes Haus. Ich fühlte mich fremd in Allem, in der Sprache, unter den Menschen, mit ihren Mienen und Verkehrsformen, — Alles berührte mich wie eine geheime Freimaurerei, deren Sinn und Zweck ich ja nicht erfahren durfte.

Da machte es auf mich einen ganz durchwärmenden Eindruck, als eine große magere, wohlaussehende junge Person mit blanken Augen und nervös großen Pupillen mir plötzlich versicherte: ich gefiele ihr so gut. Das hatte mich noch Niemand hier merken lassen.

Sie wollte Köchin bei mir werden. Das Mädel, das ich hatte, war eine kleine Landstreicherin, die meinen Speiseschrank leerte, um ihre vielen Geschwister damit zu füttern, und mir jeden Tag einen silbernen Löffel verschwinden ließ, die ich, wenn das Glück gut war, im Ausguß oder in der Ausgußrinne wiederfand. Kochen konnte sie nicht.

Ich konnte auch nicht kochen.

Und meines Mannes Mutter legte so viel Wert auf eine gute Küche. Mir war schon recht bange, daß die von mir gekochten Gerichte die eheliche Liebe lockern könnten.

Eine Zeit lang hatten wir eine ältere Person gehabt, die meine Schwiegermutter durch ihr Ansehen vermocht hatte, es bei uns zu versuchen. Sie kam täglich nur auf ein paar Stunden, um zu kochen und zu essen, denn sie kochte überhaupt nur zu Hochzeiten und Beerdigungen und hatte zwei uneheliche Söhne, für die sie, was übrig blieb, mitzubringen pflegte. Eines Tages aber blieb sie fort, und als sie auch am nächsten und übernächsten Tage nicht wiederkam, gingen wir sie suchen und fanden sie auf des Pastors Kartoffelacker. Sie erklärte uns, sie hätte gegen Pastors ältere Verpflichtungen, und wenn die sie holten, könne sie nicht nein sagen.

So war denn Alles für den Eintritt meiner ersten Köchin auf's Beste vorbereitet, und kochen konnte sie, alle Leibgerichte meines Gatten: schonenschen Klops und Fleischklöße in gelber Sauce und Lammfrikassé mit Dill

und was sonst aus der schönen goldnen Jugendzeit affektiven Wert für ihn hatte.

Sie machte auch keine Ansprüche, weder an ein weiches Bett, noch an weitere Beachtung: es war nun einmal lauter Unglück in ihrer Familie; ihrer Schwester Mann war einfacher Schneider in Chicago, weil ihre Schwester so unverträglich war, daß er nicht hatte zu Hause bleiben können; ihr kleiner Neffe hatte gerade ein Geldstück verschluckt, und man wußte noch nicht, ob es wieder zum Vorschein kommen würde oder nicht; und ihr Vater hatte sein Gütchen gerade in andere Hände übergehen lassen, als der Eisenbahnbau bevorstand und die Bodenspekulation anfing zu floriren. Hätte er damals lieber nicht so gläubig der höheren Leitung vertraut, so wäre er jetzt ein unabhängiger und steinreicher Mann gewesen, denn der halbe Flecken und der ganze Stationskomplex waren auf seinem ehemaligen Grund und Boden erbaut. Nun hatte er nichts als eine malerische Ruine, die Ueberreste eines großen Hofes, in der er einsam, aber immer gleich munter, elegant und liebenswürdig residirte.

Eine längere Zeit merkte ich von der neuen Köchin garnichts, als daß sie gutes Essen kochte und der Haushalt weniger kostete als früher, denn sie wußte, wo und wie einzukaufen war. Dann kam der Tag, wo sie mich im Stich ließ.

Der harte Winter war vorbei und auch der Nachwinter. Der Kleine hatte seine ersten Zähne bekommen, die Landstraße hatte ihre bescheidenen Reize entfaltet, und im Hause hörte es auf, feucht zu sein. Es schien ein schöner Sommer werden zu wollen, und mir lag es daher schwer auf der Seele, daß wir nun wieder mit dem kleinen Kind reisen sollten und diesmal zur See, — über Kopenhagen nach Riga zu meinen Eltern, die ihren einzigen Schwiegersohn noch nicht kannten. Die alte französische Schweizerin, die uns als Kinderfrau mitgefolgt, hatte schon ihrer Familie in St. Légier ihre nahe Heimkunft angekündigt, nachdem sie sich auf eine mir unbegreifliche Weise mit unserer Köchin dahin verständigt hatte, daß diese, die an Kinder gewöhnt war, uns nach Rußland begleiten sollte.

Es war spät in der Nacht, die Schweizerin schlief in der Stube mit dem Kleinen, mein Gatte saß noch bei einem Glas Toddy und besprach mit mir die Angelegenheit mit den Pässen für die Reise. Am anderen Morgen mit dem Frühzug sollte er nach Malmö, um die drei Pässe, für ihn, für mich und für die Köchin ausstellen zu lassen.

Er wollte noch ein Glas Toddy haben, und ich ging in die Küche nach heißem Wasser. Dort stand die Köchin und weinte. Ich begriff nicht, warum sie noch auf war und weswegen sie weinte. Sie schien es auch nicht zu begreifen, denn sie gab keine Antwort auf meine Fragen. Dagegen weinte sie vor sich hin, daß die Tränen nur so fielen wie Regentropfen. Da nichts aus ihr herauszubringen war, ging ich wieder hinein, wurde aber von meinem Gatten, der aus diesen auffälligen Tränenergüssen Verdacht zu

schöpfen schien, wieder in die Küche geschickt. Dort hatte sie jetzt die Lampe ausgelöscht, um schlafen zu gehen. Und so gerade im Vorübergehen an mir, ließ sie auf meine eindringliche Erkundigung die Worte fallen:

„Ich kann nicht mitreisen nach Rußland."

Ich stand da mit offenem Mund und hatte nur eben so viel Fassung, ihr den Weg zu vertreten.

„Warum kann Cilia — sie hieß Cäcilie — nicht mitreisen?" fragte ich.

Sie schluchzte auf:

„Weil Vater es nicht erlaubt."

Das kam mir ganz unwahrscheinlich vor von dem alten leichtsinnigen Elegant. Der hatte überhaupt garnichts zu verbieten oder zu erlauben.

„Warum erlaubt Cilias Vater es denn nicht?" fragte ich weiter.

„Vater sagt, es schickt sich nicht."

„Was schickt sich nicht?"

„Ein anständiges Mädchen kann nicht nach Rußland reisen."

„Kann ein anständiges Mädchen nicht nach Rußland reisen?"

„Nein," — sie warf mir einen Blick mit Rancune zu, „Vater sagt: in Rußland sind so schlechte Menschen und allerlei, und er kann es nicht verantworten, mich reisen zu lassen, weil man nicht wissen kann, was mir geschieht."

„Cilia ist doch mit uns . . .!"

„Ich kann nicht mitkommen."

Das war klarer Bescheid. Ich war froh, daß ich überhaupt noch in die Küche gekommen und auf ihre Tränen aufmerksam geworden war. Sonst wäre mein Gatte morgen Abend mit den Pässen zurückgewesen und die Scene hätte sich erst dann, oder noch später abgespielt. Ich rief ihn gleich hinzu, aber seine besonnenen Worte hatten auch keine bessere Wirkung. Inzwischen war Mitternacht vorüber, — das Schiff von Kopenhagen nach Riga ging in den nächsten Tagen, die Pässe mußten morgen ausgestellt und ein Entschluß gefaßt werden.

Ich lief hinein zu meiner alten Schweizerin, weckte sie auf, teilte ihr Cilias Abfall mit und fragte, ob sie an ihrer Stelle uns begleiten und die Heimreise, nach der sie sich sehr sehnte, um ein paar Monate aufschieben wolle.

Sie hörte Alles an mit ihrem scharfen, aufmerksamen Blick und sagte kurz und bündig:

„Je vous suivrai, Madame."

II.

Es war Herbst, und wir waren aus Rußland zurückgekehrt. Von was für weiteren Hindernissen diese Reise nach Rußland begleitet gewesen, nachdem der Abfall der Köchin keinen Aufschub bewirkt, das erzähle ich bei

Gelegenheit ein anderes Mal. Wir waren übrigens zu Vier hingereist und zu Zwei zurückgekommen. Die Schweizerin mit dem Kleinen war bis auf Weiteres bei meinen Eltern geblieben. Wir kamen nur nach Schonen zurück, um unsere Uebersiedelung nach Berlin vorzubereiten. Denn jedes Mal, wenn meines Gatten Sehnsucht nach der Heimat ihn zurückführte, befanden wir uns dort wie in einem Raum, aus dem die Luft sorgfältig ausgepumpt worden, so daß der geistige und leibliche Erstickungstod als nahe bevorstehend und unvermeidlich zu betrachten war. Aus dem, dem Menschen angeborenen Selbsterhaltungstriebe machten wir uns daher immer auch alsbald wieder davon.

Ich war sehr bange, das kleine Kind einem Berliner Mädchen überlassen zu müssen, und ich war noch bänger davor, es selbst allein zu besorgen, denn ich hatte gar keine Erfahrung mit Kindern. Da erschien meine gewesene Köchin.

Sie kam wieder mit dem warmen Lächeln und mit dem blanken Blick in den großen Pupillen. Sie hatte schon soviel Sehnsucht nach uns gehabt und so darauf gewartet, daß wir nur zurückkommen möchten. Vater war ein langweiliger alter Mann, der von garnichts was verstand. Nach Berlin, — ja, nach Berlin, da würde sie Vater einfach garnicht fragen; das würde sie blos Mutter sagen, und die würde schon dafür sorgen, daß Vater nicht dreinredete. Vater tat Alles, was Mutter wollte. Und sie griff gleich beim Einpacken mit an und kam jeden Tag helfen, daß es rascher ginge.

Ich war ganz froh. Das war doch eine Person von guter Herkunft, und die ich schon kannte. Und so schlug ich meiner alten Schweizerin strenge Worte in den Wind, die beim Abschied in Riga zu mir gesagt:

„Madame, je vous défends de vous laisser accompagner par Cilie à Berlin.“

Was wollte ich denn auch machen? Auch noch mit nach Berlin zu gehen, das hatte meine Schweizerin entschieden verweigert.

In Berlin mieteten wir uns zunächst ein Wohn- und ein Schlafzimmer für einen Monat im W. und erfuhren dabei, daß hier ein buckeliger Holländer gewohnt hatte, in dessen Belieben es stand, auszuziehen oder nicht. Er zog aus, aber schien seinen inwendigen Buckel hinterlassen zu haben. An dem vielen nächtlichen Laufen entdeckten wir nämlich alsbald, daß die eine der Schwestern, bei denen wir gemietet, ihrer beruflichen Ernährung des Nachts oblag, während der noch recht jugendliche Bruder, der in der Küche schlief, den Türhüter machte, und die zweite Schwester, die keine Reize hatte, das Hauswesen in Ordnung hielt. Nach und nach wurde auch unser verlockend hübsch möblirter Salon ganz leer, so daß nur noch die lebensgroßen Portraits der beiden ersten Hohenzoller'schen deutschen Kaiser über dem Sopha übrig blieben. Inzwischen hielt unsere Köchin aus Schonen wirklich Wort. Eines Tages, als der Monat zu Ende ging, kam ein Brief, der ihre bevorstehende Ankunft meldete, und wir bezogen nun mit ihr die kleine

Wohnung, die wir uns am Müggelsee gemietet hatten. Unsere Kleider ließen wir noch im Schrank bei den Schwestern in Berlin W. zurück, da der Monat noch nicht abgelaufen war und wir noch ein paar Nächte in Berlin verbringen wollten.

Als wir aber in unserem Berliner Wohn- und Schlafzimmer nach ein paar Tagen erschienen, fanden wir Alles wieder mit entzückender Eleganz ausgestattet, das Doppelbett frisch mit spitzenbesetztem Betttuch und Kopfkissen versehen, und ein paar Stiefel, die weder mir noch meinem Gatten gehörten, unter demselben. Sofort kam uns auch der türhütende Bruder nachgestürzt, forderte uns unseren Schlüssel zu dem „eigenen Eingang" ab und erklärte uns hinauszuwerfen, wenn wir uns unterständen, dazubleiben. Den Schlüssel zum Schrank, wo wir unsere Kleider und eine Büchse Rollmops aufbewahrt hatten, hatte er abgezogen. Ich nahm das Alles sehr übel und drängte meinen Gatten, die Hilfe der Polizei anzurufen. Auf der Polizeistation hörte man uns mit sehr nachdenklichen Mienen an und entschloß sich auf unser Drängen, uns einen Schutzmann mitzugeben. Als die Schwester ohne Reize uns mit dem Schutzmann auf der Treppe erscheinen sah, erhob sie ein so durchdringendes Geschrei, daß ich glaubte, sie würde in Krämpfe fallen. Sie rief die Nachbarn oben und unten zu Zeugen an, wie wir den guten Namen von zwei schutzlosen jungen Mädchen zerstörten, indem wir ihnen die Polizei in's Haus brächten. Sie beteuerte, dafür Schadenersatz bis in die höchsten Instanzen suchen zu wollen. Der Schutzmann sah mitleidsvoll und gewissermaßen reuig aus, er trat leise ein, als beträte er eine Kirche, forderte den unsicher dastehenden Bruder Türhüter auf, den Schlüssel zum Schrank und ein Licht herzugeben, für welches letztere dieser zuvor Bezahlung einforderte, stand dabei, während wir unsere Kleider einpackten, und riet uns im Guten, auf den Rest unserer Wohnzeit keinen Anspruch zu machen. Dann begleitete er uns die Treppe hinunter und wies meinem Gatten freundlich eine Stelle, wo er einen Hundertmarkzettel wechseln konnte, worauf er seine Mark mit Dank entgegennahm und uns mit nicht ganz leicht zu deutenden Blicken nachschaute.

Unsere Köchin behauptete, es den beiden Schwestern gleich angesehen zu haben, daß sie, uh! solche ekelhafte Frauenzimmer seien; aber sie hatte keine Zeit, sich bei diesen Betrachtungen aufzuhalten, denn am Müggelsee trat sie in eine neue Phase, — sie bekam Zahnschmerzen. Ihre Zahnschmerzen wurden so heftig und nahmen so eigentümliche Formen an, daß sie sie in der wachsenden Aufregung, in die sie unter solchen Leiden geriet, einfach mit Heimweh verwechselte und nun jeden zweiten oder dritten Tag drohte heimzureisen. Erst eine Lohnerhöhung konnte diese Gefahr beschwören, denn unsere Köchin, die in ihrer Heimat gewissermaßen nur aus Liebe für uns kochte und gar nicht von einem bestimmten Monatslohn hatte hören wollen, zeigte sofort in Berliner Umgebung, daß es ihr nicht an Sinn für den Wert des Geldes mangelte.

Inzwischen reiste ich nach Rußland, um die Schweizerin und den Kleinen zu holen und erstere in ihre Heimat zu befördern. Die Zahnschmerzen der Köchin nahmen zu: sie nahmen zuweilen die Form von Wutausbrüchen an, so daß mir ganz bange für ihren Verstand ward. Die wenigen Stunden, die sie und die Schweizerin zusammen in der Küche verbrachten, während ein Herr aus Köln, der sich auch schon in Kopenhagen und in Schonen bei uns eingefunden, meinen Gatten in der Stube unterhielt, bezeichneten eine auf's Aeußerste gespannte Situation. Ich befürchtete jeden Augenblick, sie und die Schweizerin würden zischend und spuckend aufeinander losfahren, und geriet selbst dabei in eine Aufregung, die meine Köchin mit dem Blick ihrer runden funkelnden, schadenfroh lächelnden Katzenaugen so ziemlich in Permanenz zu erhalten verstand, solange sie bei uns war.

Sie hielt mit geschickter Hand die Schraube in Gang, so daß kein Tag ohne eine Beängstigung verstrich. Waren es nicht die Zahnschmerzen, so war es das Heimweh, und war es nicht das Heimweh, so war es ein Hut oder ein Kleid, das sie haben mußte, „damit sie sich vor den Menschen zeigen konnte", und war es das nicht, so langweilte sie sich, „weil sie mit keinem Menschen sprechen konnte", oder ihr Vater hatte ihr geschrieben, „er könne nicht sterben, ohne sie gesehen zu haben", oder ihre Schwester verlangte einfach, „sie solle sich nicht für fremde Menschen opfern". Mein Gatte und ich strengten uns nach Vermögen an, sie zu unterhalten, die Schriftstellerfrauen vom Müggelsee behandelten sie als eine der ihrigen; und auf weitere Erkundigungen in der Heimat kam die Nachricht: ihr Vater sei ganz gesund, — aber waren so verschiedene Steine des Anstoßes aus dem Wege geräumt, dann kamen die Zahnschmerzen wieder. Sie wurden zu vollständigen hysterischen Anfällen, — sie behauptete weder zu essen, noch zu trinken, noch zu schlafen. Ihre Zahnschmerzen waren noch viel ärger als die Kopfschmerzen der alten Schweizerin, denn diese waren doch nur alle drei bis vier Wochen wiedergekommen, wo sie dann allerdings, solange sie dauerten, bewegungslos wie eine Leiche dazuliegen pflegte, nur dann und wann mit totem Blick sich aufrichtend, um sich zu erbrechen; aber diese Zahnschmerzen waren immer da, und waren sie nicht da, so drohten sie zu kommen. Es mußte etwas geschehen; nur der Zahnarzt konnte helfen.

Das fand sie denn auch, und so setzten wir meinen Gatten als Kindsfrau beim Kleinen ein, da er die einzige Person im Hause war, die ihre Gemütsruhe nicht verlor, und fuhren nach Berlin. In der Klinik wurde uns ein Zahnarzt am Bahnhof Friedrichstraße empfohlen, dieser schickte, ohne weiter viele Worte zu verlieren, nach der Untersuchung zu einem Arzt in der Linienstraße und beide erklärten, ihre Zahnschmerzen würden so lange dauern wie ihre Zähne, aber von diesen, so viele noch da waren, seien alle krank. Und während der Eine sie chloroformirte, fing nun ein Zahnausziehen an, daß ich vom Zusehen ganz krank wurde, und als die Operation vollendet war, merkte ich mit Erstaunen, daß ich viel matter war als sie.

Wir fuhren heim, und sie überhäufte mich mit Dankesworten, daß ich ihr beigestanden, so daß mir ihre aufgeregte Heiterkeit ganz unheimlich wurde. Zu Hause angekommen, fanden wir wieder den Herrn aus Köln, der gemütlich sitzen blieb und sich bewirten ließ. Es war ein eigentümlicher Herr, er erschien nur, wenn sich bei uns etwas zutrug.

Es wurde nun noch manches Mal zum Zahnarzt gefahren, denn sie wollte nichts sparen für neue schöne Zähne, und er gab ihr in der nobelsten Weise Kredit. Die Zahnschmerzen waren nun fort; aber jetzt kam die Bleichsucht.

III.

Die Bleichsucht brachte eine neue Art von Reizbarkeit mit sich. Zunächst handelte es sich bloß um die Ernährung; daß dabei unser tägliches von ihr selbst gekochtes Essen nicht genügte, verstand sich von selbst. Mein Gatte und ich boten ihr fleißiges Biertrinken an, da der Nährwert der deutschen Biere ja auch auf sie, die überhaupt in Schweden nichts Nährendes zu trinken bekommen, gleich kräftigend wirken müsse. Sie versuchte es nun mit dem Bötzow-Bier, dem Schultheiß-Bier und endlich dem echten bairischen Spaten, der an der Ecke der Lindenallee geschenkt wurde. Es half nichts, die Bleichsucht und die Reizbarkeit wurden immer ärger. Sie verlangte Malzextrakt. Das war schon wieder viel teurer und gleichzeitig wurde auch der ganze Haushalt viel teurer, denn nun verstand sie schon so viel Deutsch, um selbst einzukaufen, und wenn ich versuchte, mit ihr ihre Ausgaben zusammenzurechnen, dann sah sie mich mit einem so freundlich höhnischen funkelnden Blicke an, daß ich diesen Versuch immer gleich fallen ließ, — denn was muß man sich nicht von einer guten Köchin, die zugleich das Kind besorgt, gefallen lassen? Ich wurde ganz bekümmert, denn die Köchin und die Küche kosteten nun so viel, daß mir für meine eigenen Bedürfnisse gar nichts mehr übrig blieb. Heile Schuhe kannte ich schon gar nicht mehr; denn teure konnte ich nicht kaufen, und die billigen ließ sie mir auf dem Küchenherd versengen, weil sie „nasse Schuhe nicht putzen konnte". Aber beinahe noch schlimmer war es, daß sie nun anfing, sich überhaupt im Leben zurückgesetzt zu fühlen.

Wir hatten unsere erst möblirte kleine Wohnung verlassen, und bei dem Auszug war es wieder ganz so zugegangen wie bei den Schwestern mit dem Nachtberuf in Berlin W. Da die neue Wohnung in der Lindenallee schon mit unseren aus Schonen gekommenen Möbeln möblirt war, so bezogen wir sie, ehe unsere Mietszeit in der alten abgelaufen war, ließen aber, da es noch an Manchem fehlte, unsere Kleider und Wäsche in Schrank und Kommode der alten zurück. Als wir nach ein paar Tagen kamen, um auch sonst noch dort herumstehendes Eigentum zu ordnen und zu holen, war nichts wieder zu erkennen, alle Möbel aneinandergeschoben und die kleinen Räume durch ein großes Scheuerfest versperrt. Aber die alte Wittwe, die hier Vermieterin war, hatte sich vorgesehen. Sie hatte sich bei Zeiten mit

einem Schutzmann verlobt, und die Hochzeit war nahe bevorstehend, und gegen diesen Schutz war nichts auszurichten.

Ich weiß nicht, ob diese späte Liebesheirat den Neid unserer Köchin erregte, oder ob die bescheidene Herkunft anderer Schriftstellersgattinnen unseres Umgangs sie anspornte, jedenfalls fing sie nun an, sich unter den verheirateten Männern der litterarischen Kolonie am Müggelsee nach einem passenden Lebensgefährten umzusehen. In der Toilette hatte sie es nun soweit gebracht, daß sie mich bedeutend überstrahlte, und vermöge Malzextrakt und bairischem Bier war sie, — die trocken wie eine Dauerwurst zu uns kam — zu einer üppigen Erscheinung mit wogendem Busem und schwellenden Hüften geworden. Auch auf Bäder hatten sie Anspruch erhoben, und auf der Insel Rügen — oder wie unser Kleiner sagte: Insel Riech — konnte man sie unter den Honoratiorendamen in meiner besten Badehose täglich dem Meere entsteigen sehen. Zugleich hatte sie es sich ausbedungen, während der Badezeit vom Essenkochen befreit zu sein, so daß wir das Essen holen lassen mußten.

Auf dieser Insel Riech hatte ich es sehr schlimm. Denn hier suchten mich die Zahnschmerzen meiner Köchin heim. Und zwar stellten sie sich ganz regelmäßig täglich ein von fünf bis sieben Uhr Nachmittags und Nachts von zwei bis vier Uhr. Ich begriff nicht, wie das zuging. Ein finnländischer Zahnarzt, der den Namen Logos führte und mit anderen Bekannten hinkam, erklärte, der Zahn müsse ausgezogen werden, das glaubte ich aber nicht, denn es war kein Fehler an ihm zu bemerken. Und unerklärlich wie diese Zahnschmerzen kamen, so verschwanden sie. Auf der Heimreise nach dem Müggelsee waren sie noch von größter Heftigkeit, da mir aber der durchdringende Tannenduft aus dem Wald um die Station Sadowa entgegenschlug, merkte ich plötzlich, daß ich keine Zahnschmerzen mehr hatte. Und was noch merkwürdiger war, sie kamen überhaupt viele Jahre lang nicht mehr wieder.

Dagegen wäre diese Heimreise beinahe zu einer Heimreise für unsere Köchin geworden. Ihre permanente Uebellaunigkeit während der ganzen Badezeit war schon schwer zu ertragen gewesen, als sie aber auch noch während der langen Ueberfahrt mit dem kleinen Dampfschiffe meinem Gatten zum mitgenommenem Frühstück ein Glas Brennspiritus statt eines Glases Schnaps kredenzte und ruhig zusah, wie er es in einem Zug hinuntergoß, — da erklärte ich ihr, sie solle, sobald wir an Land seien, auf der Stelle heimreisen, ich hätte sie satt.

Nun begann ein Tränenvergießen, das während der ganzen Ueberfahrt dauerte, und die nächsten Monate sprach sie weder von ihrem Vater, noch von ihrem Heimweh, noch von irgend etwas, das auf Heimkehr anspielen konnte.

Dagegen fing sie an, meine Unterhaltung mit den Herren, die bei uns verkehrten, zu beobachten und mir Vorwürfe über meine mangelhafte sittliche

Strenge zu machen. Ich machte ihr keine Vorwürfe, wenn ich zuweilen die ganze Herrengesellschaft bei ihr in der Küche traf, alle zusammen einen engen Knäul bildend, aus dessen Mittelpunkt ihre Augen funkelten und ihre Zähne lachten. Diese Zähne waren übrigens neuerdings Anlaß zu Bitternissen für sie; denn endlich mußten sie doch bezahlt werden, und daß das von ihrem Lohn geschehen mußte, wollte ihr gar nicht einleuchten. Da blieb ja nicht viel übrig, um zu Hause in der Sparbank angelegt zu werden.

Unter den Herren unseres Verkehrs zog sie auch eine strenge Scheidelinie. Ihr Sinn stand darauf, eine Frau Doktor zu werden. Die unverheirateten beachtete sie überhaupt nicht. Die durften bloß am Sonntag mit ihr tanzen; und wenn keiner wollte, mußte mein Gatte, der gar nicht tanzte, mit ihr durch den Saal chassiren. Aber es gab da zwei verheiratete „Doktors", der eine glücklich, doch, wie sie fand, unwürdig, der andere passend, aber unglücklich verheiratet. Von dem Letzteren kam sie nach und nach zu der Ueberzeugung, daß sie sich seiner reellen Absichten für sicher halten könne, aber an dem ersteren hätte sie einfach gerne ein gutes Werk verübt, und so blieb sie im Schwanken, wessen zweite Frau es eigentlich am geratensten sei zu werden.

Und dabei wußte ich nie ganz genau, ob sie eine verschrobene, eine bösartige oder eine verrückte Person sei. Denn eines Tages entdeckte ich, daß sie sich Mutterrechte an mein eigenes Kind beilegte, und vor den Konsequenzen dieser Einbildung stand ich ganz ratlos.

Ich hatte schon lange bemerkt, daß sie den Kleinen mit Eifersucht bewachte und bei sich behielt; sie tanzte wohl auch vor dem Papa mit ihm herum und lehrte ihn gegen Papa freundlich sein, für mich aber fiel nichts ab, ich wurde einfach übersehen. Das war nun wieder eine von ihren Launen, und wenn sie sich dabei glücklich fühlte, wollte ich sie nicht stören, wenn sie nur gut gegen das Kind war. Der Kleine schlief in ihrem Zimmer, und zwischen ihrem und unserem Schlafzimmer lag das Arbeitszimmer meines Gatten. Abends gingen wir dann gewöhnlich hinein, um den Kleinen einschlafen zu sehen. Eines Abends aber, als ich die Tür öffnen wollte, fand ich sie von innen verschlossen. Ich ging hinaus auf den Gang und versuchte sie von außen zu öffnen, sie war auch von dort verschlossen. Nun rief ich hinein, sie solle die Tür öffnen, erhielt aber ein rundes, klares „Nein" zur Antwort. „Es sei überflüssig, daß die Frau jeden Abend hineinkäme." Der scharfe Klang belehrte mich, daß sie sich wieder in aufgeregtem Zustand befand.

Mein Gatte, an viele weibliche Eigentümlichkeiten aus seiner Heimat gewöhnt, riet mir, ruhig zu sein und keinen Streit zu veranlassen, das sei doch alles, was sie wolle. Ich fand es ja ziemlich hart, mich von meinem Kind ausschließen zu lassen und dann noch Vertrauen zu ihr zu haben. Seitdem aber zeigten sich deutlich Anzeichen eingebildeter Mutterschaft an

ihr. Sie nahm das Kind ganz für sich in Beschlag, kam ich hinzu, so schwang sie es hastig auf den Arm und ging mit ihm davon, indem sie es an sich drückte und in schmerzlich zärtlichem Ton zu ihm sagte: „Ach, Du mein einziges süßes Leben!"

IV.

Auf dem Müggelsee sollte ein großes „Marinemärchen" zu einem wohltätigen Zweck veranstaltet werden. Der eine von den beiden ‚Doktors', die unsere Cilia so gern heiraten wollte, leitete das Ganze. Er war socialdemokratisch angehauchter Vorredner der freireligiösen Gemeinde, Bruder eines Regierungsrates in einem der preußischen Ministerien, und da seine Familie nur aus ihm, seiner Gattin und einem Seidenspitz bestand, so glaubte unsere Köchin, daß einer Ehescheidung nichts im Wege stände. Er war ein Arrangeur ersten Ranges. Er arrangirte Schwimmvergnügen, Waldfeste, freie Theateraufführungen, Volksversammlungen und dergleichen. Das Marinemärchen war eine seiner größten Unternehmungen. Er versammelte dazu Socialisten, Anarchisten, Kapitalisten und die Jünger der freien Künste. Eine Anzahl aus dem deutschen Reichstag später bekannter Namen war persönlich anwesend. Unsere Köchin war die Hauptperson; sie krönte als Viktoria das Ganze.

Es war ein gewagtes und kühnes Unternehmen. Eine Reihe großer Boote, geschmackvoll à la Makart dekorirt, ruderten in einem engen Kreise herum, mit vollbärtigen rhein- und schaumweingläserschwingenden Königen in Purpurmänteln und Königinnen in Stirnlocken und Goldreifen besetzt; um die Boote herum schwammen kleine Tritonen, die der Schulmeister aus den Reihen seiner Schuljugend gestellt, eine Schaar Meergötter in blonden, wallenden Perrücken und Laub im Haar standen nackt und aufrecht im Wasser, angeführt von dem dicken Doktor unserer Köchin. Sie selbst aber bildete den Mittelpunkt, dem Alle dienten und den Alle verherrlichten. In dem größten und schönsten Boot war ein Tisch in die Mitte gestellt und auf den Tisch ein Stuhl und auf den Stuhl sie selbst in leichtester Toilette, mit aufgelöstem Haar und der französischen roten Revolutionsmütze, darauf einen Kranz in der hocherhobenen Hand. Es war eine unsichere und gefährliche Position. Das Boot konnte schwanken, der Tisch konnte schaukeln, der Stuhl konnte um- und die Viktoria konnte in's Wasser fallen. Aber so etwas muß man bei großen Unternehmungen riskiren. Die Meergötter froren auch nicht wenig im kalten Wasser fast zwei Stunden lang in ihrer zuweilen ganz anstößig werdenden Nacktheit. Aber unsere Viktoria ignorirte solche Kleinigkeiten, und ihr ritterlicher Doktor gab Allen das heldenmütige Beispiel, zu frieren, ohne eine Miene in seinem allmählich blaugelb werdenden Gesicht zu verziehen. Mein Gatte stand der Viktoria zunächst, ganz Troubadour in zartrosa Trikots. Es war großartig gelungen. Zuletzt wurde Alles photographiert, und die Photographien fanden großen

Absatz. Auf denselben war auch ich sichtbar, ganz schwarz an Gesicht und Gliedern, ganz Mohrin in einem weißen Bettuch als Gewand.

Dieser Tag war der Gipfelpunkt im Dasein unserer Köchin. Bald darauf verließen wir den Müggelsee, um für den Sommer an den oberbaierischen Schliersee zu gehen.

Zu diesem Entschluß hatte ein berühmter Landsmann meines Gatten nicht unwesentlich beigetragen. Er fuhr in die Idylle am Müggelsee herab wie ein Habicht unter die Küchlein. Er kam als Hilfesuchender, zog zu uns ein, gab sich bei uns in Pension, bestellte sich bei unserer Köchin die Gerichte, die er essen, und diejenigen unserer Postsendungen, die er vor uns lesen wollte, beschäftigte uns ganz mit der Angelegenheit seines Vorwärtskommens und verschwand schließlich mit unseren sämmtlichen bisherigen Hausfreunden nach Berlin, wo er nach seiner Weise das Gerücht verbreitete, daß wir gegen ihn intriguirten. Da er ein Zugvogel war, dessen Sitten wir schon kannten, so meinten wir, es sei am besten, das vorläufig von ihm beschlagnahmte Terrain zu verlassen. Aber eine Reihe guter und sicherer Beziehungen erwiesen sich, wie es sich später zeigte, von da ab als abgebrochen, und der materielle Schaden machte sich bald bemerklich.

Die Köchin machte keine Einwendungen, uns nach Oberbaiern zu begleiten. Sie versprach sich eine günstige Wirkung auf ihre Gesundheit von dem an der Quelle getrunkenen baierischen Bier. Unsere Möbel mieteten wir auf ein halbes Jahr in eine leere Stube ein. Für später wollte uns der Marinemärchen-Arrangeur eine Wohnung mieten. Wir ahnten nicht, daß diese Sommerreise nach Oberbaiern sich — vorläufig — auf zehn Jahre erstrecken sollte.

Es waren auch noch zwei Umstände hinzugekommen, die eine Luftveränderung wünschenswert machten. Der Kleine hatte angefangen zu kränkeln, ohne daß es recht zu verstehen war, wie oder wodurch. Und die Zwanzigmarkstücke, die die Köchin zum Einkaufen erhielt, verschwanden im Prestissimotempo. Sie verlangte nun jeden Tag eins, und doch wurden Bier, Fleisch und andere größere Lieferungen auf Buch genommen. Meine Selbstbeherrschung nahm in demselben Maße ab wie meine physischen Kräfte. Dies Alles ertragen zu sollen wegen des affektiven Werts der heimatlichen Küche meines Gatten und dabei Alle krank zu werden, während die Köchin immer schwellender, üppiger und malitiöser wurde — ich fühlte, daß das nicht mehr lange so weiterging.

Für den Aufenthalt in Baiern hatte sich die Köchin Befreiung von jeder Art von Kochen ausbedungen, nur den Morgenkaffee wollte sie noch machen.

Wir saßen im Zuge, und es ging südwärts. Der Kleine war schon während unseres mehrtägigen Aufenthalts in einer Berliner Pension wieder munter geworden. Mein Gatte war immer vergnügt und genügsam beim Reisen. Ich atmete auf. Die Köchin sah sauer aus.

Wittenberg war eben passirt. Wir fuhren auf einem ziemlich hohen Bahndamm durch einen dürren, aber frühlingsfrisch duftenden Fichtenwald. Da — ein Stoß — ein Ruck, der Zug steht still, mitten auf der Strecke. Wir strecken die Köpfe zum Fenster hinaus nach einer Station. Die ganze Reihe entlang strecken die Passagiere die Köpfe zu den Fenstern hinaus und rufen und fragen. Eine Station ist nicht sichtbar, aber die Lokomotive wird abgekoppelt und fährt langsam davon. Was ist das?

Ueberall öffnen sich die Türen, und die Passagiere springen hinaus. Fragen, Reden, Aufregung. Die Schaffner laufen hin und her. Endlich erfährt man den Grund. Die Maschine ist bei Wittenberg entzweigegangen. Sie ist abgekoppelt und zur nächsten Station geschickt worden, um eine neue zu holen, wenn sie so weit kommt.

Inzwischen fangen die Passagiere an, davon zu sprechen, daß uns ein Zug in den Rücken fahren wird. Ein Schnellzug ist hinter uns abgelassen worden, in einer halben Stunde hat er uns eingeholt, wenn nicht Kontresignal gegeben wird. Mehrere Zugbeamte laufen auch schon, was sie können, auf der Bahnstrecke rückwärts.

Der Zug leert sich. Alles, was sich rühren kann, klettert den Bahndamm hinunter in den Wald. Da kommt der Befehl: einsteigen. Aber von einer Lokomotive ist noch keine Spur zu sehen.

Der Schnellzug kommt. Man hört ihn schon brausen. Man kann ihn nicht sehen, da die Strecke eine Biegung macht. Da ruft Jemand: „er hält!“

Er hielt gerade so nahe, daß seine Lokomotive an der Mündung der Biegung sichtbar ist. Alles klettert nun befriedigt und gehorsam wieder in die Waggons. Endlich kommt auch die neue Lokomotive. Und nach einstündigem Aufenthalt verlassen wir Wittenberg und Umgebung.

V.

In Schliersee mieteten wir uns bei einem steinalten Ehepaar ein, das den Namen Heulmeier führte. Bei unserer Ankunft fuhr die Köchin in ihrem eleganten sandsteinfarbigen Kostüm mit dem Kleinen und dem Gepäck zur Wohnung und wurde seitdem für die Frau gehalten, während man mich, die zu Fuß nachkam, für die Köchin hielt. Wenn wir in den Gasthof zum Essen gingen, setzte sie den Kleinen zwischen sich und meinen Gatten, legte sich und ihm vor und sah so hochmütig und unzufrieden aus, daß auch hier alle Leute sie für die Frau und mich für eine geduldete Verwandte hielten, die mit Allem zufrieden sein mußte.

Aber auch für die Gattin und Mutter zu gelten, genügte der Köchin nicht; wenigstens nicht hier, „wo die Menschen alle so häßlich sind“, wie sie mir eines Tages mit verbitterter Miene sagte. Und bald darauf erklärte sie, sie könne unter so häßlichen Menschen nicht bleiben, das sei ihr zuwider. Da auch gleichzeitig unfrankirte Briefe ihrer mit dem Schneider

in Chicago verheirateten Schwester kamen, für die mein Gatte das doppelte Porto geduldig bezahlte, so merkte ich, daß wieder etwas im Werke sei: Ich nahm das aber jetzt mit Gelassenheit hin, denn hier war mir weder mehr vor dem Essenkochen, noch für das Kind bange. Und sie war nun auch so faul geworden, daß sie garnichts mehr tat, als im Freien sitzen, den Kleinen — wozu er schon viel zu groß war — auf dem Schoß halten und weinen.

Fragte ich sie, warum sie weine, so wandte sie sich mit einer Miene ab, als ob auch ich zu häßlich sei, um mir zu antworten. Und eines Tages kam sie zu meinem Gatten, verlangte ihren Lohn und Reisegeld: sie wolle fort.

Ihren Lohn erhielt sie; Reisegeld, wenn sie nicht den Sommer über warten könne, bis wir wieder nach Berlin zurückkehrten, keins. Nun sprach sie garnicht mehr mit uns, so daß wir sie fragen mußten, an welchem Tag sie reisen wollte, um die Zugverbindung und dergleichen für sie zu arrangiren.

Der Tag wurde festgesetzt und die Zeit auch. Sie sollte mit dem Mittagzug nach München und mit dem Abendzug weiter nach Berlin. Aber als wir am Morgen früh aufstanden, fanden wir das Haus leer. Wir suchten vergeblich nach ihr und den beiden alten freundlichen Heulmeiers. Alle Drei waren verschwunden.

Erst gegen Mittag kamen die Alten zurück. Sie waren bis dahin im Dorf geblieben. Wir fragten sie, wo Cilia sei. Die Alten lächelten diplomatisch:

„Die ist abgereist!“

„Wann?“

„Nun, mit dem ersten Morgenzug.“

„Wie hätte sie denn das gekonnt?“

„Nun, wir haben sie eben hingebracht. Und der Vater hat ihr Bündel getragen und ihren Koffer dazu. Sie selbst trug nichts. Fein hat sie ausgeschaut, wie eine große Dame.“

„Wie haben Sie sich denn miteinander verständigt?“

„O, das ging garnicht uneben. Mutter hat ihr ja doch alle Tage das Bier holen müssen. 's Bier hat sie gar sehr gemocht. Aber bei der Herrschaft hat sie nicht mehr sein mögen.“

So war sie verschwunden, geheimnißvoll, wie sie gekommen war.





Jakob Wassermann.

Von

Kurt Walter Goldschmidt.

— Berlin. —

Nicht ohne Bedenken schicke ich mich an, über Jakob Wassermann zu schreiben. Aber seine ersten Bücher haben mich interessirt, ich hab's daraufhin versprochen und muß es also auch wohl halten. Doch schreckt mich mancherlei: seine Erscheinung ist so problematisch und umstritten, sein Charakterbild durch unkritische Begeisterung so verdunkelt, daß man ihm, wie manchem jungen Autor, mit einem allzu apodiktischen Urteil in bester Absicht leicht Unrecht tun kann. Und so etwas schmerzt — nicht nur den Autor, sondern vor Allem den in sudermännischen Augen vielleicht schon zu beträchtlicher Verrohung gediehenen Kritiker. Andererseits aber macht dieser junge Dichter, wie heutzutage, in der Zeit der allzu frühreifen Begabungen, so mancher Dreißigjährige, so sehr den Eindruck des innerlich Fertigen, an bestimmte Grenzen Gebundenen, daß man wohl kaum besondere persönliche und künstlerische Ueberraschungen von ihm erwarten darf und im Wesentlichen schon heut seine Charakter- und Entwicklungslinie zeichnen kann.

Außerdem giebt es noch einen allgemeineren, zeitgeschichtlichen Grund, über Jakob Wassermann zu reden. Könnte man doch heut aus Mitleid und Entrüstung zum Kritiker werden! Was heut von Kritik und Publikum in blinder Verhimmlung eines gehätschelten Zufallsgünstlings gesündigt wird — das hat längst schon jedes erträgliche Maß überschritten. Oft erleben wir das betrübliche Schauspiel, daß selbst tüchtige und sympathische Beurteiler sich in die große kritische Konfusion hineinziehen lassen. Nicht immer mag böse Absicht, mitunter auch Mangel an historischem Sinne, an scharfem Blick für geistige Wertunterschiede die Schuld tragen. So

kam es, daß man seelenruhig Namen zweiten Ranges mit dem teuren und erlauchten Namen Gottfried Kellers in einem Atem nannte — was schon nicht mehr bloße Kritiklosigkeit ist, sondern nahezu an Tempelschändung streift. Ach, es ist, wie männiglich bekannt, ein übler Gefallen, den die guten Freunde den Autoren tun; fällt doch das Odium, das jenes geschäftige Treiben erregt, unverdientermaßen auf sie zurück. Gerhart Hauptmanns quellendes Talent hat mit oft vielleicht überscharfem Tadel und künstlerischer Unsicherheit dafür büßen müssen. Dies ist ja die größte Gefahr: daß der Künstler im qualmenden Weihrauchgewölk die richtige Schätzung seiner Kraft verliert, in der durch das natürliche Maß seiner Anlagen gebotenen Entwicklung irre wird. Auch unser Jacob Wassermann hat darunter gelitten. Seinem persönlichen und litterarischen Wesen fehlt keineswegs der vielberedete „gute Kern"; aber er ist durch die Geschmacklosigkeit der Zeit, die Kritiklosigkeit der Freunde und den eigenen tastenden Eklekticismus leider ein bischen vom rechten Wege abgekommen. Ich zweifle nicht, daß er von Haus aus ein ehrlich pfadsuchender Mensch und Künstler, ein feinbegabter Novellist mit einem gewissen weichen, eintönigen, aber auch oft einschmeichelnden Lyrismus ist — aber seit etlichen Jahren producirt er sich als Verfasser dickbändiger Romane, die von der Kundschaft der Leihbibliotheken gelesen — was sag' ich! — verschlungen werden. Und die Kritik setzt auch ihm die ach! ein bischen zu weite Krone Meister Gottfrieds von Zürich auf's Haupt! Wahrlich, ein Meister der kritischen Selbsterkenntniß müßte er sein, wenn sich ihm nicht sachte der Blick umnebelte! —

Ich meine, daß es der Wohltat nahe kommt, solchem Glückskind der Litteratur einmal streng, aber gerecht die Wahrheit über sich selbst zu sagen. Die ganz subjektive natürlich nur, aber doch nach bestem Wissen und Gewissen erkannte Wahrheit. — Wenn es sich nicht immerhin lohnte, würde ich es gewiß nicht tun. Es ist, allen komischen Sudermännern zum Trotz, ein gutes Zeugniß und eine Ehre für den Dichter, zum Gegenstand einer freundlich-gründlichen ästhetischen Kritik gemacht zu werden. Aus bloßer Lust an der Negation sollte man auch nur in Ausnahmefällen schreiben; wo nichts Positives zu retten ist, empfiehlt sich's zu schweigen. In Wassermann aber wirkt immerhin genügend poetische Positivität, um eine ernste Behandlung zu rechtfertigen. Die wertvollen Elemente seines Schaffens aus ihrer nicht immer anmutenden Verkleidung herauszulösen, sie peinlich vom Unwertigen zu scheiden: das ist der Zweck dieser kleinen Studie. —

Was mir Wassermann trotz alledem interessant und sympathisch macht: das ist erstens einmal eine gewisse Rassigkeit seines Empfindens, sodann ein gewisses Erfülltsein mit dem geistigen Inhalt, eine spürsinnige Witterung für die Probleme der Zeit, und endlich ein gewisses, oft freilich überbewußtes, allzu künstlich zugespitztes und darum leicht zerbröckelndes Stilgefühl. — Daß kräftig-rassiges Blut in seinen Adern rollt, möchte ich als einen der größten Vorzüge des Menschen und Künstlers Wassermann be-

tonen. Tatsächlich ist er wohl der einzige jungdeutsche Autor von weiterem Ruf, der das Problem des modernen Judentums lebhaft empfunden und dichterisch zu gestalten versucht hat. So sehr im Einzelnen die Gestaltung zu wünschen übrig lassen mag — mit der bloßen Anregung hat er sich schon ein unleugbar großes Verdienst erworben. Es spricht auch für ihn selbst, daß er sich dies Gefühl des Blutszusammenhangs so lebhaft bewahrt hat; denn nur starke und reiche Subjektivitäten stellen in sich gleichsam die Quintessenz ihrer Rasse dar. Wie charakteristisch, daß Wassermann vermöge seiner Doppelabstammung nicht nur ein jüdisches, sondern auch ein süddeutsch-bairisches „Schollengefühl“ in seinen Werken verrät: er ist 1873 in Fürth geboren, und seine Novellen und Romane spielen fast durchweg auf süddeutschem, zum Teil sogar auf fürth-nürnbergischem Boden .... Andere moderne jüdische Dichter, wie der reichere Mensch und stärkere Künstler, der nicht allzu sehr wienerisch bedingte Hofmannsthal, sind im Wesentlichen weltbürgerlich-europäische Naturen; in Wassermann allein lebt und wühlt jenes uralt-starke Rassengefühl des jüdischen Volkstums. Schade! Die Natur wollte ihn vielleicht zum Dichter des modernen Judentums machen, gab ihm aber leider nicht die genügenden menschlich-dichterischen Organe, zu sagen, was er selbst und sein willenszäh-bedrängter Stamm leidet. Immerhin: er hat den Mut gehabt, ein Problem ernsthaft anzugreifen, das nicht von heut und gestern ist und nicht heut oder morgen aus dem sorgenden Denken und der Diskussion teilnehmender Geister verschwinden wird. Und mitunter studirt man die Schmerzen und Probleme einer Generation besser an ihren ringenden, unfertigen Kündern als an den in sich vollendeten sprachgewaltigen Siegernaturen, in denen sich eine Zeit selbst krönt und abschließt. So lockt auch das Schaffen Wassermanns zu kurzverweilender Betrachtung des Rassenproblems schlechthin. Sie wird uns zum rückschließenden Verständniß Wassermanns selbst förderlich sein. — Zu den unerfreulichsten Erbstücken des abgelaufenen Jahrhunderts gehört zweifellos jener Rassenfanatismus und jene Rassenschnüffelei, wie sie heut von dem glorreichen Houston Stewart Chamberlain in großem Stil, von Leuten vom Schlage des Herrn Adolf Bartels in kleinerem, aber darum nicht minder unangenehmem Stile betrieben wird. Diesen Herrschaften haben sich natürlich die letzten Geheimnisse der Völkerpsychologie erschlossen; die Seele einer Rasse, dieses unendlich heikle, imponderable und indefinible Etwas, über das der ernsthafte Denker nur vorsichtige Mutmaßungen aufzustellen wagt, ist ihnen kein Rätsel mehr, und um die Feuilletonisten-Einfälle eines hitzköpfigen Chauvins baut sich ihnen im Handumdrehen ein weltgeschichtliches System herum. Doch von der dilettantischen Unwissenschaftlichkeit solcher Versuche ganz zu schweigen: man sollte es nicht für möglich halten, daß in der Zeit immer stärkerer Verwischung der nationalen Unterschiede, in der Zeit des erwachenden guten Europäertums, in der Zeit der alle sekundären Rassengegensätze überbrückenden Verwandtschaft der Individualitäten überhaupt noch einmal

eine so naive Ueberschätzung der Rassenseele Platz greifen konnte. Gewiß, wir wollen die modernen Völker nicht international uniformirt, nicht die bunte Farbenfülle nationalen Volkstums in ein tristes Grau verwandelt sehen — aber wir wissen, daß neben dem Geisterbund der nationalen Elite aller Kulturvölker das trennende Rassen-Moment längst unerheblich erscheint. Jedenfalls aber wird sich jeder vornehme Mensch, welchem Volkstum er auch immer angehöre, gegen die rohe und einseitige Verherrlichung einer einzelnen Rasse, welche es immer sei, auf Kosten aller anderen empören. Pangermanische, panlatinische, panslavische Tendenzen mögen ihre praktisch-politische Bedeutung besitzen; absolute Werturteile schließen sie nicht ein. Jedes der großen führenden Kulturvölker hat seine eigentümliche Stellung und Mission im Ablauf des weltgeschichtlichen Processes; jede große Rasse hat ihre großen und guten Eigenschaften; jede Rasse will nach jener historischen Rolle und ihren höchsten Individuen beurteilt sein. Denn die Masse ist überall Pack, wie schon der alte Bias von Priene gesagt hat .... Ueber die außerordentliche Kulturbedeutung des jüdischen Volkstums, die tatsächlich nur der des griechischen zu vergleichen ist, diesem als notwendige Ergänzung zur Seite steht, über die Abhängigkeit der ganzen modernen Entwicklung vom griechisch-jüdischen Geist auf künstlerischem, religiösem, moralischem Gebiet herrscht bei ernsthaften Denkern wohl heut kein Zweifel mehr. Träumen doch heut die tiefsten Naturen von einem Zukunftsland als einer höheren Synthese griechisch-jüdischen Geistes! — Ich habe oben Jakob Wassermann gerühmt, daß er das Problem des modernen Judentums lebhaft empfunden und als einer der ersten dichterisch zu gestalten versucht hat. Es ist kein Widerspruch, daß ich dies als Vorzug fühle: denn ich bekenne mich auch keineswegs zu jenem charakterlos-verwaschenen Internationalismus, der in der völligen Loslösung vom mütterlichen Rassenboden das Heil erblickt. — Doch ich muß mein Lob gleich ein wenig einschränken: Er hat nämlich für mein Gefühl das moderne Judentum viel zu sehr als Problem empfunden; er ist zu sehr darin stecken geblieben; er steht zu wenig über seinem Problem. Das hat, wie ich glaube, seinen Grund nicht nur in einer gewissen Enge des Intellekts, sondern auch vielleicht in einer gewissen Temperamentschwäche. Wassermann ist wohl von Haus aus garnicht die kühl-wägende Artisten-Natur, für die wir ihn oft zu halten versucht sind, aber er hat sich in diese Manier hineingearbeitet und ist merklich von jener ästhetenhaften Richtung beeinflußt, die — um mit dem drastischen Steckbrief-Möbius zu sprechen — „temperamentlos wie ein Thunfisch" eben diese Temperamentlosigkeit als besondere Feinheit und Kraft der Gestaltung proklamirt. Um Alles in Allem zu nehmen: ich finde bei Wassermann eine gewisse Schwäche und Uneinheitlichkeit der Persönlichkeit und damit der Weltanschauung, die sich auch künstlerisch, in seinen Romanen, rächt, worauf ich später noch zurückkomme. Lauter Fragmente einer Individualität, eitel Persönlichkeits-Mosaik, aber kein geschlossenes, in sich bedingtes Charakter-

bild. Daraus erklärt sich seine geistreiche, aber, wie ich meine, schiefe, einseitige und ungerechte Stellung zum jüdischen Problem, an dem er im Wesentlichen nur die negativen, depressiven Seiten sieht. Wenn mich nicht Alles täuscht, sind diese Dichtungen, wie vor Allem der Roman „Die Juden von Zirndorf", aus einem gewissen Unbehagen, einem Leiden des Dichters am Jüdischen in sich selbst, heraus entstanden; es sind — man verzeihe das unhöfliche, aber treffende Wort — Katzenjammer-Dichtungen. Der Katzenjammer ist aber doch nicht die einzige und wohl auch kaum die passendste Gemütsverfassung, aus der man ein welthistorisches Problem, wie dieses, beurteilt. — Ich will einen Augenblick bei diesem merkwürdigen unfertig interessanten Buche verweilen. Vorausgeschickt sei, daß ich das kurze Vorspiel für den reifsten und gelungensten Teil des ganzen Werkes halte. Hier schon wird das Grundthema angeschlagen, das dann, modern gewendet, das Buch beherrschen soll: ein fremder Stamm unter fremden Wirtsvölkern, von den Zuckungen messianischer Sehnsucht geschüttelt. Die bekannte Geschichte des phantastischen Pseudo-Messias des 17. Jahrhunderts, Sabbatai Zewi, in ihrer Rückwirkung auf eine deutsche Judengemeinde jener Zeit, spielt hier hinein. Das Alles ist mit ruhiger, anspruchsloser Plastik und sicherer Erzählungskunst, freilich nicht mit der vollen denkbaren Wucht der Suggestion, vorgetragen. Nun aber das Buch selbst: es ist so naiv und sprunghaft in der Erfindung, so schattenhaft in der Darstellung und so unfertig in der Durcharbeitung, daß man es nur mit Kopfschütteln lesen und nur mit Ueberwindung zu Ende lesen kann. Ich wenigstens muß mich zu diesem Eindruck bekennen, obwohl ich mir redliche Mühe damit gegeben habe. Nun aber enthält dieses im Ganzen verfehlte Buch eine Reihe geistreicher Einzelheiten, die zur Betrachtung und Erörterung locken. Es ist wohl nächst der „Melusine", die aber die Grenzen der Novelle noch nicht erheblich überschreitet, Wassermanns erster größerer Versuch im Roman und zeigt bereits alle seine charakteristischen Absichten, Vorzüge und Schwächen, die uns in seinen späteren Romanen begegnen werden. Ueber die mancherlei Kuriositäten des Buches, die sich oft geradezu in's Absurde steigern, wie die Ermordung des Syrich Sperling, der „Verkörperung des Germanentums", die komische Episode des Goldmachers mit dem absonderlich-schönen Namen „Baldewin Estrich", die Einäscherung der Kirche durch Agathon Geyer und viele ähnliche Züge, wird sich die unbefangene Würdigung freilich hinwegsetzen müssen. Ich habe mich bei der Lektüre oft staunend gefragt, wie ein normales Menschen- und Dichtergehirn auf solche Unausdenkbarkeiten verfallen kann. Der skrupellosen Sensationssucht darf man einen ernsten und ehrlichen Künstler wie Wassermann doch kaum zeihen, und anfängerischer Dilettantismus allein erklärt die merkwürdige Erscheinung nicht. Es handelt sich hier vielmehr, wie mir scheint, um eine bei Wassermann bis zu einem gewissen Grade typische Erscheinung, die in späteren Arbeiten des Dichters, namentlich in

der „Renate Fuchs“, weniger stark im „Moloch“, wiederkehrt und in einem tiefliegenden Mißverhältniß zwischen dem Wollen und dem Können Wassermanns begründet ist. Es spricht immerhin für ihn, daß man die Absicht gerade noch zwischen den Zeilen lesen kann, daß man also überhaupt eine künstlerische Absicht spürt, — die freilich von Rechtswegen nicht halbverwischt-lesbar, sondern organisch im Werk aufgegangen sein sollte. Erstens nämlich hat Wassermann mit den sogenannten „Neu-Romantikern“, die tatsächlich nur alte romantische Entwicklungstendenzen fortsetzen, die Neigung zu allerhand bizarr-phantastischem Schnörkelwerk gemein — zu Allem, was die Alltäglichkeit eigenwillig durchbricht und kraus belebt. Er liebt kuriose Namen; komische Käuze, Sonderlinge und Grillenfänger; seltsame Geschehnisse, denen irgendwie der Reiz der Singularität zu gute kommt. Doch leider, leider fehlt seiner schöpferischen Caprice der rechte Lebensatem, und die bizarren Gebilde erwachsen vor uns nicht zu traumhafter Wirklichkeit. Wie weit steht er hier, um ein Beispiel zu nennen, hinter einem alten Romantiker, unserem herrlichen Jean Paul, zurück, dessen Wunderwerke leider unter dem Schutte des Zeitlichen, Ueberlebten unrettbar begraben scheinen!

Man denke etwa an den „Titan“ und die im Grunde ganz realitätlosen Gestalten des Roquairol, dieser merkwürdigen Vorahnung des modernen Aestheten-Typus, und des Schoppe, dieser seltsamen Verkörperung der romantisch-idealistischen, sich selbstzersetzend in Ich und Nicht-Ich spaltenden Fichte'schen Philosophie! Wie bläst durch sie — bei aller launig-phantastischen Schnörkelsucht — der belebende Schöpfer-Atem eines souveränen Dichter-Gottes! Und wie tief sind sie vom Dichter aus den Gründen der eigenen Seele heraufgeholt! Es bedingt sich gegenseitig, daß der Bizarrerie Wassermanns das Leben und zugleich dies persönliche Substrat mangelt .. Dies also scheint mir der erste Grund für die Absurdität oder auch oft nur Zerfahrenheit des Wassermann'schen Schaffens zu sein. Sie scheint mir ferner durch seine eigentümliche Unsicherheit des Stils, sein unschlüssiges Schwanken zwischen realistischer und symbolischer Formgebung bedingt zu sein. Gerade in der Technik und Methodik seines Schaffens verrät er sich als suchender Experimentator, dem bisher, wenigstens im Roman, noch nicht der rechte Erfolg gelächelt hat. Anzuerkennen ist jedoch ein heutzutage seltenes großzügiges Streben, das große Probleme in großen Linien festzuhalten ringt. Leider ist Wassermann — von einer feinen, später zu besprechenden Novelle abgesehen, in der mir der Ausgleich einigermaßen gelungen erscheint, — weder als Realist noch als Symbolist besonders glücklich. Als Realist vielleicht schon deswegen nicht, weil ihm vorläufig noch die nötige Breite und Tiefe der Erfahrung fehlt (im Sinne hoher Kultur ist der Mann von dreißig Jahren noch ein Kind, hat Nietzsche einmal gesagt), weil er uns im Wesentlichen noch von sich selbst unterhält und, um das Goethe'sche Wort zu Eckermann zu gebrauchen, noch nicht völlig „zur

Objektivität durchgebrochen ist" — und dann vor Allem, weil er sehnsüchtig immer in die entgegengesetzte symbolische Darstellungsweise hinübergravitirt.

Diese aber setzt gerade die stärkste Beherrschung der künstlerischen Ausdrucksmittel voraus, wenn sie nicht abstrakt und nüchtern, also dilettantisch und unpoetisch wirken soll. Erträglich und selbst von apartem Reiz ist sie daher nur bei den größten Meistern, bei Ibsen und Maeterlinck, und selbst da bleibt noch ein Rest zu tragen peinlich.

Der Symbolismus ist der Ausdruck einer an's Abstrakte streifenden, die Realität zum bloßen Träger eines geistigen Neben- und Hintersinnes herabdrückenden metaphysischen Ideen- und Gefühlskunst. Eben darum muß er von einer starken lyrischen Empfindungswelle getragen sein, darf er um keinen Preis intellektuell koncipirt sein — oder er entartet zu kalter, unlebendiger Allegorik. Gerade diese Gefahr hat Ibsen im „Epilog" so meisterhaft zu umgehen gewußt: hier scheint der Flügelschlag des Uebersinnlichen selbst unsere Seele zu streifen. Wassermann aber schafft — zum mindesten in seinen Romanen — im Wesentlichen intellektuell. Ueberall schimmert das nackte Ideengerüst hindurch, überall sind noch Spuren der geistigen Arbeit zurückgeblieben. Die Figuren leben im Grunde ohne Eigendasein, nur von Gnaden des dichterischen Kalküls. Es ist unpsychologisch, dem Dichter darum „Herzlosigkeit" vorwerfen zu wollen. Er hat vielleicht das wärmste Herz von der Welt, aber im langsam unter der Kontrolle des Intellekts geförderten Proceß des Schaffens verflüchtigt sich die Glut. In Wassermann ist ein dünnes, feines Aederchen Gestaltungskraft und eine keck irrlichtelirende Dialektik, die sich besser in Probleme hineinzudenken, als sie zu Ende zu denken weiß. Dies sind Gaben, die allenfalls in engen Grenzen, etwa in der Novelle, sich ineinander fügen können, wie es Wassermanns gelungenste Novelle „Der niegeküßte Mund" lehrt — die aber erfahrungsgemäß für das unendlich weitere und anspruchsvollere Gebiet des Romans nicht ausreichen. Darum halte ich es für bedauerlich, daß Wassermann von der Novelle, in der er Tüchtiges geleistet hat und noch zu leisten versprach, vorschnell zu einer Form künstlerischer Aeußerung gekommen ist, in die er allmählich erst hätte hineinwachsen sollen.

Ich werde im Folgenden die hier aufgestellten Sätze zu beweisen und zu illustriren haben. — Es ehrt Wassermann, daß er sich von Anfang an sogleich an die größten Stoffe und Probleme gewagt hat. Aber mir scheint, daß er auch menschlich die große Form noch nicht mit persönlichem Inhalt zu füllen vermag. Muß man denn auch immer nach dem Größten haschen? Ist nicht Erkenntniß der eigenen Kraftgrenzen und daraus folgende Selbstbescheidung in der Kunst das elementarste Gebot? Aber unsere ganze Zeit krankt an wohlgefälliger Bespiegelung des eigenen Wesens, an krampfhaftem Sichhinausrecken über das natürliche Größenmaß; unter der Christus-Pose tun's unsere Dichter kaum noch. —

Ibsen durfte die Brandgestalt in übermenschlichen Maßen formen, weil er ihr aus Eigenem genug zu geben hatte; doch was Ibsen gestattet ist, —. Heutzutage hält tatsächlich jeder begabte Erzähler seine Entwickelung für so ungeheuer bedeutsam und inhaltsreich, daß er sie uns in mehrbändigen Romanen zu serviren pflegt. Vor Kurzem noch wurde uns die herrliche Variétékunst, die an die geistige Koncentrationskraft des geschätzten Publikums die denkbar geringsten Ansprüche stellte, als modernes Evangelium aufgeschwatzt! Heut scheint die langverschollene Zeit der dickleibigen Romanlitteratur wieder auferstehen zu wollen. Die Lösung des Widerspruchs liegt für mich in der Instinkt-Anarchie und Geschmacksverwirrung einer zwischen den Extremen pendelnden Zeit, die sich abwechselnd mit dem Vergänglichsten, Schaumflüchtigsten die Nerven kitzeln oder sich wohlig von stumpfer Massigkeit erdrücken läßt. Auch Wassermann hat sich dieser Zeitströmung nicht entziehen können; seine resolute Schwenkung zum Roman ist hierdurch mitbedingt. Wenn Karl Lamprecht Recht behält und sich in der Tat aus der Periode zügelloser Reizsamkeit eine solche stärkerer, nervöser Gebundenheit herausklären sollte, dann ist zu hoffen, daß auch die moderne Epik wieder sich in gesunden mittleren Bahnen bewegen wird. Es hängt von Wassermanns weiterer Entwickelung ab, ob er berufen sein wird, uns später einen echten, rechten Entwickelungsroman zu schenken.

Vorläufig stoßen sich in ihm noch unharmonisch die Elemente. An den „Juden von Zirndorf“ kann man es gut beobachten. Dieses Werk ist im Wesentlichen als ein Gemälde moderner jüdischer Kultur-Problematik gedacht; es grollt darin wie eine Anklage gegen die jüdische Geistigkeit, Ueberkultur und Schwärmerei, die angeblich an allem modernen Kulturelend Schuld sein sollen. Ganz geistreich und geschickt ist dieser intellektuelle Antisemitismus, wie man ihn heut vielfach bei sonst ganz gescheiten, aber gerade in diesem Punkt stark begrenzten Leuten findet, in der Gestalt des Oberlehrers Bojesen verkörpert. Lassen wir ihn selbst sprechen: „Sie (die Juden) nehmen uns die Wahrheit und die Aufrichtigkeit in der Kunst! das ist Alles, was ich sagen kann, und das ist wichtiger als alles Andere. -- Sie ersetzen es unbewußt mit dem Schein von Wahrheit, dem Schein von Aufrichtigkeit; sie bringen uns eine neue Art von Sentimentalität, die sich als Naivetät giebt und mit grüblerischer Wehmut nach den Gründen der Dinge schreit. Ich schwöre Ihnen, mein Lieber, das ist eines von diesen Dingen, die das Schicksal und das Leben ganzer Jahrhunderte verdüstern. Darin liegt die „Judenfrage“, wie man das Ding läppisch nennt . . . . Das Christentum hätte schon längst ausgeatmet, wenn das Judentum nicht wäre, abgesehen davon, daß es garnicht gekommen wäre und die germanischen Völker sich einen Gott nach ihrem Blut geschaffen hätten.“ (S. 192/93.) Und an anderer Stelle: „. . . Wenn ich sage, die Juden sind Schuld, so ist das keine gedankenlose Anschuldigung von mir. Nicht jene alten Juden, die noch fromm sind, sie sind entweder ehrwürdig oder komisch, nein, die neuen,

die sogenannten modernen Juden, die vollgesogen sind mit dem ganzen Geist und der Ueberkultur des Jahrhunderts, sie sind es, die mit ihrer menschlichen Düsterkeit und ihrer geistigen Schärfe kommen und ein Pseudochristentum aufrichten mit Gefühlskasteiungen, fleckenloser Liebe und dergleichen. Ich weiß es nur zu gut, es ist ein altes Erbe Ihres Volkes. Auch Christus war ja ein Jude." — Will man mehr? Die Sätze haben natürlich, bei Licht betrachtet, nur die Halbwahrheit eines geistreichen, aber nicht allzu tiefgründigen Paradoxons. In Anschauungen dieser Art liegt im Grunde ein ungeheures Kompliment für die Juden, man überschätzt sie wirklich! Ich meine, daß die Juden zwar das ihrige zu der Entwicklung beigetragen haben, daß sie als besonders hochkultivirte und anpassungsfähige Individuen oft gerade die entschiedensten Träger der Bewegung geworden sind — daß aber die geistige Kultur auch ohne ihr Dasein und ohne ihr Eingreifen sich im Wesentlichen auf die gleichen Ziele — Subjektivismus, Intellektualismus, Spiritualismus, Sensibilität — hin bewegt hätte. Andererseits bin ich Geschichtsteleologe genug, um die einzigartige Erscheinung und Rolle des Judentums im weltgeschichtlichen Proceß zu würdigen und nicht wegzuwünschen.

Ich habe es schon früher angedeutet, aus Wassermann-Bojesen spricht der Katzenjammer! — Doch der ätzenden Kritik und Verurteilung steht bei Wassermann auf der anderen Seite eine gewisse Verherrlichung des jüdischen Volkstums oder doch seiner hervorragendsten Individuen und der in ihnen schlummernden Erlöserqualitäten gegenüber. „Es giebt solche Juden und solche. Die Einen scheinen auserlesen für Alles, was gut, groß, prophetisch ist. Die Anderen, die Meisten, sind Würmer, Schlangen, Mistzeug." (S. 160.) Aber dies Moment kommt nur schwach heraus oder hüllt sich in verschwommenes, symbolisches Gewand. In Agathon Geyer — der Name deutet schon auf die symbolisirende Absicht hin, ebenso wie derjenige der Renate Fuchs, — hat der Dichter gleichsam das Gute, Große, Ideale und Zukunftvolle des jüdischen Stammes zu verkörpern gesucht, das uns noch einmal auf höhere, geistigere Kulturstufen heben soll. Hier zeigt sich jedoch leider jenes Unvermögen des Dichters, Realität und Symbol zu verschmelzen; seinen Personen fehlt, wie ihrem Dichter, vollkommen alle Naivetät; sie kommentiren sich unaufhörlich selbst und werden vom Dichter unaufhörlich kommentirt. Diese Tatsache wiederholt sich bei der Renate Fuchs und bei dem Arnold Ansorge im „Moloch". Daß dieser gleichgiltige Agathon eine Kirche in Brand steckt, hat für uns lediglich ein pathologisches und kriminelles Interesse; es nützt nichts, daß der Dichter uns vielsagend auf den symbolischen Sinn dieses Vorganges weist; der magische Kreis der Suggestion will sich nicht um unser Bewußtsein schließen. —

Wir begegnen Agathon Geyer noch einmal am Ende der „Renate Fuchs". Man sieht, es ist eine Leit- und Lieblingsgestalt des Dichters.

Noch eine andere Figur tritt uns in beiden Werken entgegen: der Dichter Gudstikke, ein spielerisch mit Gefühlen jonglirender, sich unkräftig selbst bespiegelnder Artist, in dem ein gut Teil Zeit- und Selbstkritik Wassermanns steckt. Ein Gedicht, das ihm der Autor in den Mund legt, ist trotz seines absichtlich spielerischen Gehalts durch Rhythmus und Stimmungskraft für Wassermanns guten lyrischen Fonds charakteristisch:

Wir küssen uns bei Kerzenlicht,
Sonst sehn wir uns vor Tränen nicht —
Sonst ist uns gar zu still die Stund',
Zu schweigsam der beklommne Mund.

Wir küssen uns in finstrer Nacht,
Weil sie die Zukunft schöner macht.
Wir sahn das goldne Haus am Meer —
Von Schätzen voll, von Sorgen leer.

Was spricht der Vogel Zeitvorbei?
Daß Alles dies vergänglich sei?
Was spricht die Mutter Zweifelschwer?
Ein Schattenbild das Haus am Meer? —

Den Vogel hat die Nacht vertrieben,
Die Mutter ist bei uns geblieben.
Den blassen Traum an jener Wand
Hat sie verblasen und verbrannt. —

Ueber die letzten beiden großen Romane Wassermanns „Die Geschichte der jungen Renate Fuchs" und „Der Moloch" wäre zum Teil nur schon Gesagtes zu wiederholen. Das richtige Wort für sie zu finden, ist nicht ganz leicht. Diese Bücher muten vielfach wie Dilettantenwerk an und fesseln dann doch wieder durch die persönliche und künstlerische Potenz. Wieder befremdet das eigentümlich Unplastische, Flächenhafte der Darstellung, diese seltsame Art gleichsam zweidimensionaler Schilderung, die sich nie zu greifbarer Körperlichkeit erhebt. Wieder stört das vielfach Erkünstelte, Erquälte, Schiefe und Undeutsche des Stils, dem die natürliche Bildkraft zu fehlen scheint. Und doch spricht dies eintönig-dünnflüssige Tempo des Vortrags oft von starker künstlerischer Arbeit, und um diese gedämpft-verschleierten Periodenfolgen wittert eine eigentümlich-indifferente Melancholie. Ja selbst der Mangel wird hier zu einem gewissen Vorzug: stellt man sich zu dieser pointillistischen Darstellung, die unharmonisch Farbfleck an Farbfleck reiht, in gehörige Entfernung, so schließen sich die Einzelzüge zu größeren Komplexen; man sieht allerhand Wirklichkeiten bewußt-planlos durcheinanderwirbeln, und die ganze traurige Sinnlosigkeit und Idiotik des Lebens scheint sich uns in diesem Bild zu spiegeln.

Die nihilistische Grundstimmung der Zeit, die im Dasein nur den traurigen Spaß, das tragikomische Spiel absurder Zufälle sieht, hat in Wassermanns Dichten einen dumpfstarken Widerhall gefunden. Seine Ge-

stalten haben fast durchweg etwas Marklos-Passives, Widerstandsloses, fühlen sich willenlos in ihre Schicksale hineingestoßen und werden zu Opfern des Unbegreiflichen, Unerbittlichen. Seine helden- und erlöserhaften Naturen aber schillern sämmtlich in's Symbolisch-Unbestimmte und zerrinnen unter der fester zupackenden Hand. Auch Renate Fuchs wandelt instinkthaft-unbewußt durch die Niederungen des Lebens, mehr unlebendiges Symbol als greifbare Persönlichkeit. Das ist fünfhundert Seiten hindurch für den Leser nicht leicht auszuhalten. Und auch der Kritiker ist einigermaßen in Verlegenheit: was soll er schließlich mit der Psychologie eines Nichts-als-Symbols anfangen? Eine symbolische Doppelabsicht des Dichters ist jedenfalls anzunehmen, wenn man ihn nicht der flachsten Banalität zeihen will: Renate Fuchs ist einmal als Verkörperung des dunklen Instinkts gedacht, der durch den Abgrund und den Schmutz des Lebens mit nachtwandlerischer Sicherheit geht, der triebhaften, noch tief im Urgrund des Seins verankerten Weibnatur — und zugleich als Renata, die Wiedergeborene, als das freigewordene Weib einer höheren Kultur. Sie bildet nach der Absicht des Dichters das weibliche Gegenstück zum Agathon Geyer, mit dem sie am Schluß eine etwas brüsk-unvermittelte, nicht nur symbolische Vermählung feiert. Und da wir einmal munter im Symbolismus schwimmen, so muß natürlich Beider Sohn „Beatus“ heißen, und wir lesen: „Beatus erschien ihr der Sonne verwandt; sie selbst empfing Wärme und Leben durch ihn, und alle Aeußerungen seines Daseins erschienen ihr wie die unmittelbaren Kräfte der Natur, die seine wahre Lehrerin wurde, fern von den Städten, den Menschen. Und wenn Renate mit Beatus auf dem zerbrochenen Schloßwall stand und aufmerksam über die friedliche Ebene blickte, an deren Rand die Sonne hinabglitt, war es, als stünde sie auf den Trümmern der Vergangenheit und wünschte im Geiste das Kommen eines neuen Geschlechts zu erschauen, das stark war durch die Bestimmung zur Liebe.“ — Auch diese an sich geistreich und groß gedachten Symbole besitzen leider keine künstlerische Suggestionskraft; das Ganze klingt unglaubwürdig und duftlos, ohne durchgreifende Problematik und befreiende Lyrik, aus.

Sympathisch berührt es, daß Wassermann die einmal aufgegriffenen Ideen und Themen nicht fallen läßt, sondern in ihren Konsequenzen zu verfolgen sucht. Der „Moloch“ schließt sich im Problem recht gut der „Renate Fuchs“ an. Aber auch dem Helden dieses Buches fehlt, genau wie Renaten, die Naivetät der Gestaltung. Die halbsymbolische Absicht des Dichters leuchtet wiederum ach! nur allzu deutlich ein! Der Dichter weist beständig mit erhobenem Finger darauf hin; Arnold Ansorge, der urwüchsig gesunde Bursch vom Lande, wird uns als „Bild des Friedens und der geschlossenen Kraft“ kommentirt. Doch was hilft's? Wir glauben nicht dem redenden, sondern nur dem bildenden Dichter — und dieser anfangs für die Befreiung eines in ein Kloster entführten Judenmädchens kämpfende Arnold Ansorge ist im Grunde ein ganz uninteressanter dummer

Junge, dessen Leistungen darin bestehen, daß er ein Landmädel, eine Studentin und zuletzt die Frau seines gütigen Onkels verführt. Der Dichter will zeigen, wie dieser Sohn der Natur in den Umschlingungen des „Großstadt"-Molochs zu Grunde geht — aber ist das wirklich die „Großstadt", was uns Wassermann zeigt, und was ist ein Kerl wert, der an dieser Sorte von Großstadt scheitert? Der Standpunkt ist für Wassermanns Eklekticismus charakteristisch; zur Abwechselung mal ein bischen Tolstoi! Als ob die Großstadt wirklich nur aus Dandys und Huren bestände, als ob nicht erst in ihr der Grund alles gesteigerten, verfeinerten Seelenlebens, aller höheren Geisteskultur gelegt worden wäre! Einem tiefer schürfenden Dichter bleibt es vorbehalten, die Großstadt gerade in ihrer Bedeutung als Kultur-Reservoir zu schildern. Ein feiner Zug ist es übrigens, daß Arnolds Onkel, der Advokat Borromeo, an Arnold, der vermeintlichen Verkörperung unverfälschter Natur, mit sentimentaler Neigung hängt und über seinen Verrat schwermütig und gemütskrank wird. Das sind Einzelheiten, die doch immer wieder an den Dichter Wassermann glauben lassen. Künstlerisch steht der „Moloch" über der „Renate Fuchs". Mancherlei Erquältes und Schiefes ist wieder darin, aber es finden sich auch wohl stilisirte Partieen. Nicht übel ist die Unersättlichkeit der Begierde geschildert (S. 382). „Nicht Glück, nicht Befriedigung, nicht Ausfüllung der Stunden, nicht Freundschaft, nicht Wissenschaft war es, wonach dies Unersättliche Verlangen trug. Kein Wort konnte es benennen, kein Gedanke es umfassen. Es glich einem aufgesperrten Rachen, für den die Millionen eines Goldbergwerkes nur ein verächtlicher Bissen, die Umarmung der Psyche kaum ein Tröpfchen Erquidung bedeutet hätte." —

Ich habe über Wassermann wie über manchen Anderen streng geurteilt, weil heut, wo die Kritik oft zur Dirne wird, die sich willig dem Ersten, dem Schlechtesten giebt, nur Strenge ihr die verlorene Würde wieder zurückgeben kann. Um so mehr freue ich mich, diese Zeilen in ein ziemlich unbedingtes Lob ausklingen lassen zu können. In der Novelle hat Wassermann bisher seine schönsten und reinsten Wirkungen erzielt. Die „Melusine" freilich, die, auf der Grenze zwischen Roman und Novelle stehend, der Sphinxnatur des Weibes poetisch beizukommen sucht, und die ein ähnliches Thema behandelnde kleine Novelle „Die Schaffnerin" scheinen mir noch stark konstruirt zu sein. Dagegen hat Wassermann, der übrigens auch in der Komödie „Hockenjos" als geistreich satirischer Karikaturist hervorgetreten ist, sich in der kleinen, zarten Kindergeschichte „Schläfst Du, Mutter?" und vor Allem in der Novelle „Der niegeküßte Mund" als feinen Psychologen und Stilkünstler bewährt. Ich stehe nicht an, diese kleine Dichtung als die bisher gelungenste Schöpfung Wassermanns zu bezeichnen. Schon stilistisch scheint sie mir seine großen Arbeiten zu übertreffen. Hier ist nichts Gemachtes und Erquältes, Alles ist zartes, weich verschwimmendes Linienspiel. Und selbst der Mangel wird hier wieder zum

Vorzug! Das Halbplastische, Unkörperliche der Figuren erhöht den traumhaften Eindruck des Ganzen. Ein silbrig-kühler Stimmungston liegt um diese kleine bairische Landstadt und die Helden der Geschichte, den Lehrer Philipp Unruh, der seine Tage beschaulich im Lesen alter Chroniken voll abenteuerlich-bunten Lebens verschwelgt, und den Apotheker mit dem bizarr bezeichnenden Namen Apollonius Siebengeist, der den Mund der schönen, unglücklichen Komödiantin Myra erst nach ihrem jähen Tode küßt . . . Was Wassermann in den großen Romanen vergebens erstrebt hat, hier hat er es in engeren Grenzen erreicht: Stoff und Symbol verschmelzen zu einer feinen Harmonie, und zugleich ist das Motiv romantischer Lebensferne und Lebenssehnsucht in schöner Einheitlichkeit durchgeführt. — Um dieser Novelle willen setze ich Hoffnungen auf Jakob Wassermann. In der Litteratur wie im Leben geschieht ja so oft das Wunderbare statt des Naheliegenden und Wahrscheinlichen. Wer weiß! Vielleicht ist Wassermann garnicht so fertig, wie es scheint, vielleicht entwickelt er sich nur langsam, was im Grunde ja gar kein Schaden ist. Hoffen wir, daß er sich selbst wiederfindet, wie er sich in den Romanen teilweise verloren hat!





Oskar v. Redwitz an einen Studenten.

Die folgende Epistel ist uns von einem Bekannten des Empfängers zur Verfügung gestellt worden. Sie hat Anspruch auf weitere Beachtung, nicht sowohl wegen der darin enthaltenen Mahnworte an sich, als wegen der ungemein liebenswürdigen und eingehenden Art, wie der damals viel bewunderte und viel gescholtene Dichter der „Amaranth" einen ihm ganz fremden unreifen Jüngling berät, der die Neigung zur Poesie und die Gabe des poetischen Schaffens mit einander verwechselt. Nur Ludwig Uhland hat als Vertrauensmann sehnsuchtsvoller Lyriker und Dramatiker so freundliche Warnungen geschrieben. Bei unserm Studenten war die sanfte Abschreckung nicht verloren: er gab den harmlosen Dilettantismus auf, betätigt aber noch heute in hoher diplomatischer Stellung einen regen, verständnißvollen Eifer für die Kunst.

Mein lieber, junger Freund!

Nach Ihrem lieben Briefe, der mich durch seine innige, liebliche Herzenssprache, durch seine lautern Gesinnungen auf das Aufrichtigste erfreut hat, darf ich Sie wohl so nennen, und so ist es mir auch, im Gegensatz zu vielen Antworten über schriftstellerische Versuche, ein sehr angenehmes Geschäft, Ihnen meine Ansicht über Ihre mir gesandten Märchen ohne allen Hehl mit offenem Wort zu sagen, wie ich das bei ähnlichen Anläßen immer gewohnt bin. Daß ich das gern tue, möge Ihnen am beredtesten die Eile sagen, mit der ich Ihren lieben Brief erwiedere, ebenso mögen Sie aber auch aus der völligen Rückhaltlosigkeit meiner Ansichten über Ihr Talent und Ihren künftigen Lebensberuf die Ueberzeugung schöpfen, wie ernstlich gut ich es mit Ihrem Glück meine.

Ihre zwei Märchen haben mir, mit einem Wort, gefallen. Besonders das zweite, das mich in manchen Stellen sogar gerührt hat. Es ist keine Frage, Sie haben zu dieser Art von Erzählung ein entschiedenes Talent. Sie fühlen die geheimen, inneren Seiten des Menschenherzens mit vielem Takt und inniger Sinnigkeit heraus und kleiden dieselben in eine leichte und gefällige Sprache mit nettem, gesunden Humor und lieblicher, unschuldiger Naivetät. Und, was ich für die Hauptsache halte, dem Ganzen

liegt eine gesunde und tiefe Wahrheit zu Grunde, die in dem zweiten Märchen sehr gelungen eingekleidet ist. Also darüber wäre nach meiner Ansicht kein Zweifel, Begabung und, was nicht wenig anzuschlagen ist, das echte Fundament für dieselbe sind vorhanden, und bedenke ich dazu Ihr jugendliches Alter, so kann ich mir bei ernstem Fortschreiten später nur Gediegenes aus Ihrer Feder erwarten. Sie haben sonach Grund, mit frommem, und vor Allem demütigem Mute fortzustreben, in der christlichen Hoffnung, daß der liebe Gott vielleicht in reiferen Jahren Ihr Streben segnen und zu seiner Ehre fruchtbar machen werde.

Ob nun aber diese Märchen schon jetzt zum Druck reif sind, das ist eine andere Frage, und Ihre Haupttugend muß darin bestehen, mit dem Hervortreten in die offne Welt recht viel Geduld zu haben. —

Etwas Anderes wäre es, wenn diese Art Märchen ganz neu und originell von Ihnen zum ersten Mal in die Oeffentlichkeit kämen. So aber geht Ihnen mein „Märchen“ voraus, Putlitzs „Was sich der Wald erzählt“ und andere Nachbildungen lassen ebenso die leblosen oder sprachlosen Dinge der Natur reden, wenn auch nicht in Ihrer Geistesrichtung; immerhin aber rate ich Ihnen vor der Hand wohlmeinend, Ihre sehr lieben Märchen als ersten Versuch zu betrachten und lieb zu haben, was sie schon verdienen. —

Ueberhaupt halte ich die Prosa für Ihren Beruf. Sie haben eine viel sicherere und elegantere Form, in nicht gebundener Rede Ihre Gefühle auszusprechen, als in Versen, die ich für nicht halb so gut erachte, als Ihre Prosa. Und gerade darum liegt Ihnen für spätere Zeit ein unendlich reiches und lohnendes Feld offen. Wie ist die christliche Novelle, der christliche Roman ganz und gar vernachlässigt! Alles Gold liegt hier noch ungegraben, und die Hand, die einmal von Gott in diese Schachten zum Schürfen geleitet wird, hat reichen Gewinn zu gewärtigen. —

Als wohlmeinender Freund rate ich Ihnen nun: Studiren Sie mit Eifer Ihre Jurisprudenz und halten Sie an dem Gedanken fest, dereinst in den Staatsdienst treten zu wollen. Nicht, als ob ich Sie durch diesen Rat von Ihrem litterarischen Streben abbringen wollte, nein, im Gegenteil, es wäre schade darum. Aber sehen Sie, mein lieber Freund, trotz Ihrer unverkennbaren Anlage kann man dennoch nicht mit Bestimmtheit vorhersagen, wie diese Kraft der Produktion sich im Laufe der Zeit noch steigern wird, und ob sie sich so potencirt, daß Sie dereinst, gegen alle Angriffe der Welt gerüstet und stark genug, um alle siegreich bewältigen zu können, die schriftstellerische Produktion zu Ihrem einzigen Lebensberuf machen können. — Sind Sie, was ich ja nicht wissen kann, so vermögend, daß Sie ohne allen Zweifel einst von Ihren Revenuen sorgenfrei leben können, dann hat ein solcher Entschluß freilich materiell weniger Bedenken, obschon geistig doch noch Gefahr vorhanden ist, wie ich Ihnen sogleich zeigen will. Bedürfen Sie indessen später der Beihilfe einer Besoldung, dann

möchte ich Ihnen auf das Allereindringlichste abraten, blos einmal der Produktion zu leben. —

Glauben Sie mir, mein junger Freund, ich bin überreich an Erfahrungen auf der Laufbahn litterarischen Strebens, besonders in meiner und Ihrer Richtung. So unendlich die Beseligung der Produktion, so lohnend das Bewußtsein, das von Gott verliehene Pfund nicht vergraben zu haben, so wohltuend und ermutigend das Gefühl, tausend und tausend Herzen beglückt und erfreut und zu frommen, edeln Empfindungen angeregt zu haben — so groß im Geist ist aber auch der stete Kampf gegen die Welt und ihre unerschöpfliche Fülle von Bosheit, Haß, Neid, Spott und Verleumdung. Es ist wohl wahr, und schnell gesagt, dieser Kampf ist zum innern Fortschritt, zur sich steigernden Losschälung seiner selbst, zur Feuerprobe und völligen Erstarkung notwendig, es sind das die Mittel Gottes, sein Werkzeug zu prüfen und zu stählen — das Alles ist ganz richtig und gut, aber diesen Kampf siegreich zu bestehen, bei aller Bosheit der Feinde und Lauheit der Freunde, bei Begeiferung der heiligsten Gefühle und Verachtung der lautersten Absicht doch noch die rechte, heitre Lust zur Poesie sich zu wahren, dem Haß immer wieder die Liebe entgegenzusetzen — dazu gehört viel, viel Geisteskraft, viel Gnade — mit einem Worte, dazu gehört eine Mission, an der dann freilich Alles zu Schanden werden muß. Ob Sie diese Mission haben, das, lieber Freund, müssen Sie geduldig abwarten.

Darum geben Sie sich mit Eifer Ihrem Studium hin, und es wird Ihnen noch immer soviel Zeit bleiben, Ihre Produktion nicht liegen lassen zu müssen. — Im Laufe der Zeit — Sie sind ja noch so sehr jung — wird sich dann zeigen, wie Ihr Talent sich steigert, und ob zu der notwendigen Höhe; dann haben Sie noch lange, lange Zeit, das Brotstudium wieder aufzugeben, wenn es Ihre Vermögensverhältnisse erlauben und Sie Kraft genug in sich fühlen, Ihr inneres Leben damit auszufüllen. Glauben Sie aber ja nicht, daß durch das Rechtsstudium Ihre poetische Kraft gestört wird, nein, im Gegenteil! Durch diese widerstrebende Kraft des Geistes erstarkt gerade die andre. Ich habe meine Amaranth mitten unter den Vorstudien zur letzten Prüfung vor der Praxis begonnen und am Advocatentische als Concipist unter den trockensten Akten vollendet, freilich in stetem Kampfe, aber er war gut und heilsam. Ich machte noch das letzte Staatsexamen mit, schon als mein Name überall genannt ward, nur um Nichts bereuen zu müssen, und erst, als ich meiner Mission ganz gewiß war, als ich fühlte, daß meine körperliche Kraft unmöglich ohne baldigste Zerstörung diesem zweifachen Berufe dienen könne, und meine Vermögensverhältnisse auch ohne meine Poesie mir ein sicheres Auskommen gewährten, erst dann trat ich aus der Reihe der Staatsdienstaspiranten. —

So verbinden Sie denn nach meinem liebevollen Rate Ihr Studium mit Ihrer litterarischen Produktion und warten Sie in stetem, ungetrübtem Besitze Ihres reinen, edeln Herzens und Ihrer so tugendhaften Grundsätze

mit Geduld und freudigem Drange nach Vervollkommnung ab, was der liebe Gott später mit Ihrem Talente vorhat, und ob er dasselbe später ruft, für seine Ehre auf den offenen und dornenreichen Markt des Lebens zu treten.

Vorderhand aber wünsche ich Ihnen recht viel Lieb und Lust zum Dichten und Schaffen, die gewiß nicht ausbleiben wird, und seien Sie nur recht streng gegen sich, lieber wenig, aber gut und gründlich. Kommt einmal ein Lied in Ihren Erzählungen vor, so gewöhnen Sie sich sogleich nur an reine Reime. Unreine gingen wohl früher, jetzt aber nimmer.

Ich werde mich immer freuen, Neues von Ihnen zu hören und zu lesen, und hoffentlich wird Sie dieser Brief mehr als genug überzeugen, daß Ihr Wort stets ein Recht hat und wohlmeinende Aufnahme bei mir finden wird.

Ich grüße Sie freundlichst.

Ihr
Oskar v. Redwitz.

Schloß Schmölz bei Kronach
(Oberfranken).
10. Mai 1859.

P. S. 4. Juni! Wie lange, mein lieber Herr Baron, ließ ich diesen Brief liegen! Aber eine kleine nothwendige Reise kurz nach dem Schreiben desselben, und nach der Rückkehr ein gastrisches Fieber verhinderte mich am Absenden. Seien Sie mir drum nicht böse und nehmen Sie meine Worte noch heute mit derselben empfänglichen Liebe hin!

Der liebe Gott segne Sie und Ihr ganzes, edles Streben, das auch nur mit Ihm und durch Ihn zum Ziele führen kann, aber vor Allem bleiben Sie im Herzen gründlich demüthig, und, wie gesagt, falls Sie Gott wirklich später berufen sollte, zu seiner Ehre literarisch zu wirken, so betrachten Sie von vornherein diese Laufbahn viel mehr als eine mühe- und dornenvolle, viel reicher an Haß, Hohn und Mißkennung, als an Wahrheit und Liebe — das haben erst Alle erfahren, und auch mir war dieser bittre Kelch des Feindeshohnes (der aber eigentlich ganz süß schmeckt) und des Freundesverraths (und das ist der eigentliche Wermuth) reichlich gespendet. — Sänge und ränge man nicht aus wahrer Liebe zu Gott, man würde besser thun zu schweigen, wenn der Dichtergenius das überhaupt könnte. —

So grüße ich Sie nochmals freundlichst.

Ihr
Oskar v. Redwitz.



Der Baum in der alten und neuen Welt

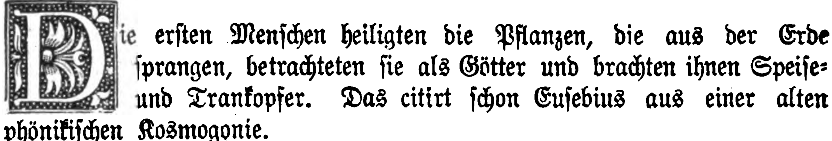
(in Sage, Legende und Geschichte).

Eine Studie.

Von

Alfred Friedmann.

— Berlin. —



Die ersten Menschen heiligten die Pflanzen, die aus der Erde sprangen, betrachteten sie als Götter und brachten ihnen Speise- und Trankopfer. Das citirt schon Eusebius aus einer alten phönikischen Kosmogonie.

In die Mauern der St. Markuskirche ist ein ehrwürdiges Relief eingelassen: zwei Fabeltiere, man meint, heraldische Greife, haben je eine Pfote auf einem Gefäß, aus dem ein Baum schießt, um den sich allerlei secessionistische Blätter ranken. Das Bild kommt auf ägyptischen Darstellungen wieder, es sind zwei Menschen, Priester, Gottheiten, an Stelle der Greife; immer wieder ist es eine Baumanbetung: Gebräuche, von chaldäischen Semiten am Ufer des persischen Golfs, von alten Akkadiern übernommen. Die palästinensischen Völkerschaften besonders pflanzten neben jeden Altar einen „ashèra“, einen Baum, Pfosten oder Maien. Die üble Nebenbedeutung, der Bezug auf den Kult der Astarte, muß für Ezechiel schon verschwunden gewesen sein, denn er schmückte den Tempel seiner „Visionen“ mit „einem Palmbaum zwischen Cherub und Cherub.“ — So auch im Tempel Salomonis.

Der große Osiris war ersichtlich ein Baumgott. Die ägyptische Mythologie berichtet, daß er nach seiner Ermordung in seinem Sarg und einem Baumstrunk gefunden wurde; die Inschriften sprechen von ihm als „einem im Baum“, „dem Einsiedler, Einsamen im Baume“, in der Akazie!

Der Baum blüht jedes Jahr neu. Adonis, der Liebling Aphroditens, der syrischen Astarte, — der älter Tammus heißt — ist unter einem Myrrhenbaum geboren. Dionysos, dessen Tod und Auferstehung in Hellas beweint und gefeiert wurde, heißt: „Dionysos vom Baume". Persephone bleibt die Hälfte des Jahres in der Unterwelt. Der Zusammenhang zwischen Gott und Pflanze, besonders wenn man Mond und Sonne — Selene — Jupiter — in Betracht zieht, ist also gegeben.

Die Perser sahen in der Cypresse das Symbol von Ormuzds klarer Lichtgestalt. Der asvattha — oder Pippalabaum, ficus religiosa, ist das Bild der obersten indischen Gottheit, Brahma's. Die Talein von Burmah legen nie die Axt an einen Baum, ohne der innewohnenden Gottheit ein Gebet zu weihen. Und im Westen, bei den Mexikanern, stimmen Anschauungen und Abbildungen mit denen des fernen Ostens überein. Für Moses wiederum ist Jehova: „Er, der im Busche wohnt". (Deuter. 33. 16.) Das Buch der Toten der Aegypter, von denen Moses gelernt, hat einen Kapitelbeginn: „O Sykomore der Göttin Nuit!" Später glaubte man in Dodona, dem ältesten Griechenheiligtum, Zeus seiner geweihten Eiche immanent, eingehörig, wie dann im frühen Rom, nach Livius, Jupiter ursprünglich in der Form einer alten Eiche angebetet wurde, die auf dem Kapitol wuchs. (Vergl. Carl Bötticher: Der Baumkultus der Hellenen. Berlin 1856.) Das Berliner Museum hat ein Bildwerk: Die heilige Tanne des Pan mit Guirlandenschmuck, neben einem Altar des Pan, dem Opfer gebracht werden. So beschreibt Theokrit eine ähnliche Scene: „Ehrt mich all die, die Ihr vorüberwallt, denn ich bin Helena's Baum."

Aus dem als Gott bekleideten Baume entstand die Herme, der Hermes des Praxiteles. Die ältesten Götter waren nach Pausanias und Plinius aus Holz.

Heiliger als die Eiche dem Zeus, war der Lorbeer dem weissagenden Apollo auf seinem Dreifuß, und er grünte allen Poeten, den Priestern Roms und den heimkehrenden Siegern.

Aphrodite liebte die jungfräuliche Myrte. Man schrieb dieser mystische Liebeskräfte zu. Rom hatte eine Venus Myrtea. In zweiter Linie stand der Zeustochter der Apfelbaum nahe. Die goldenen Aepfel der Atalanta hatten eine symbolische Bedeutung. Der Athene gehörte die Olive zu, dem Bacchus die Rebe, der Dis und Persephone die acherontische Pappel.

Im Norden: der Hain von Upsala, der heiligste der skandinavischen Halbinsel, war das Heim Wotans, des Gottes, der neun Nächte am Galgen hing, in die Unterwelt stieg und alle Weisheit in neun Runen mitbrachte. Im Mittelalter ward Wotan Satan, sein Hain ward der — Brocken, die Walkyren verwandelten sich in Hexen.

Dieser Wechsel der hehren Götter zu Bösen ist ein ganzes Kapitel. Die Bedeutung des Baumes im Altertum erhärten auch die Vota, die Ge-

schenke, die man an Stamm und Aeste hing. Die Moslim kennen einen „dhât anwât“, „Baum, Dinge daran zu hängen!“ Im zweiten Buch der Kommentare erzählt Julius Caesar, daß er mit seinen Römern plötzlich vor einem uralten Baume stand, der mit Trophäen behangen war. Er läßt ihm zwei Hengste, Schafe, Tauben opfern, Weihrauch streuen, nichts berühren und grüßt ihn, wie ein Held den anderen. Vielleicht haben ihn Titanen gepflanzt . . .

Statius spricht von einem solchen Baum, an welchen Krieger Trophäen hingen; selbst die Feinde achteten solches Gewaffen. Phryxus hängt das goldene Vließ an einen heiligen Baum, später findet es da Jason. Die altgewordene Lais befestigt ihren zu wahrheitsliebenden Spiegel an einen der Aphrodite heiligen Baum: „Nimm ihn, o liebliche Kythere, Dir allein ist wandellose Schönheit gegeben.“

Orestes, auf einer griechischen Vase, sucht, von Furien verfolgt, Asyl unter Apollos Lorbeer; der Cypressenhain auf der Akropols nahm auch sichernd Flüchtlinge auf, und Befreite, die für ihre Ketten keine Verwendung mehr hatten, hingen sie danksagend in heiliges Geäst hinan. So moderne Krüppel, leidenbefreit, die ihre Krücken „unsrer lieben Frauen zu Lourdes“ weihen!

Im Laufe der Zeiten werden aus den großen Gottheiten, die identisch mit hehren Bäumen sind, billigere Mieter. Nymphennamen kamen auf uns: Philyra, die Linde. Daphne, der Lorbeer. Rhea, der Granatapfel. Helike, die Weide. Später noch, in griechischen und czechischen Legenden und Märchen, treten sterbliche Mädchen aus Bäumen zu darunter speisenden Prinzen, versalzen ihnen das Mahl, schlüpfen wieder in die Rinde, werden gefangen und können endlich nicht mehr zurück, wie glänzende Schwanenjungfrauenleiber, denen das Daunenkleid geraubt. Ovids Metamorphosen kennen heilige Eichen, unter denen wundersame Dryaden festliche Tänze winden; Eresichton legt frevelnd die Axt an solch ein geweiht Gewächs. Der Baum stöhnt hörbar, aus der Wunde fließt Blut wie aus dem Nacken des Opfertiers. Eine von Ceres geliebte Nymphenstimme klagt prophetisch Kassandratöne aus dem Holze . . .

Bei Germanen und Indern sind die Baumlöcher die Türen, da die Elfen und Geister ein- und ausschlüpfen.

Bei allen Völkern finden sich Sagen, die erzählen, daß Menschen aus Bäumen, aus Holz entstanden; Helden und Heroen wurden unter Eichen, Pappeln geboren, andere in Bäume verwandelt, Clytia, die als Büste ein unsterbliches Leben führt, ward in eine Sonnenblume verwandelt, die sich ewig nach Sol, ihrem treulosen Geliebten wendet. Nicht nur Tristan und Isolde, aus deren Gräbern Epheustämme stiegen, deren Zweige sich neu umarmten, lieben sich so nach dem Tode. Die Ballade von Schön Margret und dem Süßen William kennt Rose und Rebe als solch unstillbaren Verlangens posthume Folge. Ein chinesisches Liebespaar sendet aus den Särgen zwei

Cedern; ein deutsches Mädchen, das auf der Landstraße nach dem Fernen ausschaut, wird zur „Wegewarte“. Kinderleben sind an Baumleben gebunden.

Die Araber knüpfen den Bestand des Türkenreiches an einen alten Baum in Jerusalem: „Er verlor einen starken Ast im russisch-türkischen Krieg und ist nun (1885) in einem Zustand des Verfalls.“ (General Gordon in den Times.)

Der Baum ist noch heute vielfach in poetischem Sinne das Symbol der Fruchtbarkeit, und zu ihrem Schaden haben das Viele übersehen, die ihr Land durch Abholzung um den Ertrag brachten.

Der Baum rauschte mit seinem Blattwerk und Gezweige Runen des Orakels und stand mit seinen Wurzeln in Verbindung mit der Unterwelt. Die Eiche zu Dodona reichte tiefer als alle anderen Bäume in die Erde, sie hatte Fühlung mit dem Tartarus. (tantum radice in Tatara. Virgil, Georg. II. 291; Aeneis IV. 446.)

In Kanaan glaubte man dem Wahrsagebaum zu Sichem, Deborah weissagte unter einer Palme bei Bethel, und David hörte aus dem Rauschen der Maulbeerbäume, daß er die Philister angreifen sollte. Um die heiligen Eichen zu Dodona webt sich ein ganzer Sagenkreis; die Priester im Hain des Jupiter Ammon spinnen einen anderen. Nach Firdusi befragt Sikander, Alexander, ein Baumorakel in Persien; Germanen nach Tacitus (Germ. V) orakelten mittelst des Zweigfragments eines Fruchtbaumes, welches sie auf ein weißes Linnen warfen. So gehören die Omen-Stöcke, öfters in Bardensängen auftauchend, hierher.

In letzter Zeit wieder öfters erwähnt wurde die Wünschelrute. Sie ist mit dem Speer, dem Scepter, dem Generalstab, dem „Standard der Armen, dem Knüttel der Konstabler“ verwandt. Man glaubt garnicht, wie sehr sich eine Familie ausbreiten kann. Ja, ein Geschwisterkind all dieser Symbole der Macht und des Wissens ist die Lebensrute, die in tausend Fällen befruchtend wirkt. (Mannhardt.)

Die Rätselrute wird schon in den Vedas erwähnt, daher natürlich kennen sie Chaldäer und Aegypter. Man fand aber nicht nur Wasser durch sie. Cicero spricht von „quasi virgula divina ut aiunt“; göttlichen, hilfreichen Ruten. — Wir aber steigen im Laufe der Zeiten von Dodona und Yggdrasil bis zu Kleeblatt-Abergläubischkeiten herab. —

Und doch ist der Baum früh höher als Berg und Fels. In Eridus Nähe, einer Stadt, die 3000—4000 v. Chr. blühte, stand ein Baum, so heilig wie der Baum der Erkenntniß in Eden. Der Götterberg Asgard gab einem mächtigen Baume Durchlaß, dessen Zweige die Welt beschatteten und Himmel, Wolken und Sterne trugen. Die Aepfel Walhalls, die den Göttern ewige Jugend bewahrten, sind Verwandte der Soma und Amrita vom östlichen Weltbaume. (S. Mrs. J. H. Philpot, The sacred Tree.)

Die Esche Yggdrasil der Edda ist der Hauptsitz der heiligen Götter.

Und die Idee vom Weltbaum findet sich bei allen alten Kulturvölkern. In vielen Mythologien werden die Sterne als Blüten und Früchte eines in den Weltäther und Nachtraum Zweige erstreckenden Urbaumes erklärt. Der Araber nennt den Zodiak den Baum mit den zwölf Aesten. — Dionysos ist entschieden ein Baumgott. Der Saft der Rebe berauscht. Der Buddhist sieht in dem Weltbaum das Princip der Weisheit. Der Perser kennt den Baum der Unsterblichkeit. Der Hebräer, voll von Gedanken an menschliche Unvollkommenheit und mit der Sucht der Erklärung erfüllt, macht ihn zum Baum der Versuchung.

Merry England feierte ausgelassene Feste beim Setzen des May-Poles; noch Heinrich VIII. ritt mit seiner Katharina „a maying". Die Puritaner brachten diesen heidnischen Aberglauben zu Fall. Es war der griechische Eiresione oder Ernte-Busch. Unser Christbaum ist verhältnißmäßig neu. Goethe nennt den lichtgeschmückten Festbaum 1784 nur den verzierten. Schiller sagt 1789 nur: der grüne Baum. Und doch entstammt er dem letzten Reis einer Weltsage.





Falsch verstanden.

Skizze aus dem Kinderleben.

Von

Marga von Rentz.

— Breslau. —

Klärchen Stark war voll froher Erwartung und Hoffnung.

Draußen im zoologischen Garten hatte sie ihm ihren größten Wunsch leise zugeflüstert — und er hatte sie verstanden und sie vielversprechend angeblickt.

Er würde schon kommen — sie konnte sich ganz auf ihn verlassen!

Klärchens „Er“ war der große Storch, der in seinem eingezäunten Bereich immer so gravitätisch hin- und herstolzirte.

Dreimal hat Klärchen ihm ihre Adresse gesagt: „Elisabethufer 31 bei Herrn Stark“.

Die Kleine hat heute nur den einen Gedanken an das gestrige Erlebniß.

Sie sitzt still an ihrem Spieltisch und sinnt und sinnt.

Ob der Storch wohl klingeln wird oder nur klopfen, oder ob er wirklich zum Fenster herein geflogen kommt?

Klärchen sieht zu ihrer Mama hinüber, die stickend am Fenster sitzt.

Was wird die Mama für ein erstauntes Gesicht machen, wenn plötzlich so ein kleines niedliches Baby da ist!

Sie sieht es im Geiste deutlich vor sich — rund und rosig liegt es da, und seine hellen Aeuglein blicken verwundert umher.

„Ach, Mamachen,“ sagt Klärchen plötzlich, „wenn wir doch ein kleines Kind bekämen!“

Die Mama sieht auf und seufzt. Klärchen hat diesen Wunsch schon so oft ausgesprochen.

„Vielleicht bringt der Storch eins."

Klärchen erhebt sich und kommt zum Fenster gelaufen.

„Du, Mamachen, weißt Du — ich — ich glaube jetzt nämlich bestimmt, daß er bald eins bringt."

„So — und warum denn?"

„Ja, weißt Du, Mamachen, ich habe ihm gestern unsere Adresse gesagt."

Frau Stark lacht leise auf.

„So — so."

„Ja, Mamachen, — Du, sag' mal, wie bringt denn der Storch die kleinen Kinder? Klingelt er da an der Entreetür, oder kommt er wirklich zum Fenster herein geflogen, wie Trina sagt?"

„Es ist wohl verschieden, Kindchen."

Klärchen denkt ein Weilchen mit ernster Miene nach.

„Du, Mamachen?"

„Na?"

„Wie bin ich denn gekommen?"

Frau Stark seufzte. Sie dachte an ihr Schmerzenslager, den Arzt, die Narkose u. s. w. Wie aus tiefem schmerzlichen Erinnern heraus antwortet sie:

„Ich weiß nicht, Kindchen."

„Du weißt's nicht, Muttchen? Aber — aber — Du — warst Du denn nicht zu Hause?"

„Nein, Klärchen — ich war gerade nicht zu Hause — Papa war nur da — und als ich kam — lagst Du in Deinem Bettchen."

„Dann hat eigentlich Papa mich gekriegt," entschied das Kind.

„Wir haben Dich Beide bekommen, Kindchen," meinte lachend Frau Stark, „jedes Kind muß doch einen Vater und eine Mutter haben. Der Vater muß Geld verdienen für das Kind, und die Mutter muß im Hause für Alles sorgen — so ein kleines Kind kann doch nicht allein bleiben, siehst Du das ein?"

„Ja, Mamachen, — aber weißt Du, herrlich wär's, wenn wir wieder eins bekämen, nicht?"

* * *

Der Winter steht vor der Tür.

Auf der Straße ist ein Hasten und Jagen; der Herbststurm fegt um die Ecken und reißt das letzte Laub von den Bäumen. Ein armes kleines Mädel in vielfach geflicktem Röckchen lehnt mit dem Rücken an einem Schaufenster.

Ihre Augen starren geradeaus.

Es sind Augen, welche schon viel Elend und Kummer geschaut

haben — keine Kinderaugen. Das Kind hat Hunger — aber zu Hause giebt's nichts, die Bissen dort sind gezählt.

Das Mädchen ist das älteste von sieben Geschwistern, das jüngste liegt noch in der Wiege.

Eigentlich soll sie zu Hause sein und das Kind hüten — aber sie hat es satt.

Die ganze Wirtschaft daheim ist ihr zuwider, den lieben langen Tag hört sie dort nichts als Schelten und Kindergeschrei, und sie sehnt sich immer nach Ruhe und Behagen, Schönheit und Glück. . . .

Die dunklen Augen des Kindes schauen jetzt sinnend jedem Vorübergehenden nach. Bertha stellt Betrachtungen an.

Sie mustert die Toiletten der Damen und vergleicht sie mit ihrem dürftigen Anzug. Dann plötzlich überfällt sie ihre alte Angst — ihr altkluges Gesichtchen nimmt einen erschreckten Ausdruck an, — sie sieht noch einmal verlangend in das große Schaufenster hinein und rennt dann die breite Straße hinab.

Ihre Augen haften im eiligen Laufe am Boden, sodaß sie hin und wieder an Passanten anprallt.

Jedesmal, wenn sie von einem Ausgange nach Hause läuft, muß sie immerfort denken:

„Wenn wir nur nicht wieder ein Kind gekriegt haben!"

Es war schon mehrere Male so gewesen, und jedes Mal bekamen die Anderen noch weniger zu essen und noch mehr Schelte. Mutter war auch dann immer krank, Bertha meinte, wahrscheinlich vor Schreck, denn die Mutter freute sich auch nie; und der Vater brummte noch mehr als gewöhnlich, das hatte Bertha schon gemerkt. —

Bertha liebt die kleinen Kinder garnicht — meistens schrieen sie, und so dumm waren sie, daß man garnichts mit ihnen anzufangen wußte.

Die letzten paar Schritte ging Bertha ganz langsam, sie wäre am liebsten wieder umgedreht und in die Stadt zurückgelaufen.

Am Elisabethufer 31 machte sie Halt. Lange Zeit sah sie sich das schwere Haustor an, dann, nachdem sie es mit Mühe geöffnet hatte, verschwand sie in der Kellerwohnung.

Die Mutter fuhr sie derb an:

„Na? Wo hast'n wieder gesteckt? Geh glei un wieg den Paul!"

Bertha lugte vorsichtig um die Ecke in die Wiege.

Nein — es lag nur Paul darin, der aber schrie für zwei.

Auf dem alten harten Sopha schnarchte der Vater — auf dem Tische vor ihm stand eine offene Flasche mit Branntwein.

In der niedrigen Stube, in welcher eine unbeschreibliche Unordnung herrschte, roch es nach schlechtem Kaffee, Kraut, Windeln und sonst allem Möglichen. Auf dem Herde lief die Milch über, noch ehe sie Bertha zurückziehen konnte.

Berthas Geschwister spielten auf der schmutzigen Diele.

Der kleine anderthalbjährige Fritz rutschte zum Kohlenkasten und wühlte mit beiden Händen darin herum — Emma pantschte in der Wasserkanne, Trine amüsirte sich mit einer leeren Bierflasche, und Robert und Max prügelten sich wegen eines halben Bilderbogens.

Unglücklich sah Bertha dem Allen zu — sie hatte nicht die geringste Lust, auf die schmutzige, kleine Gesellschaft aufzupassen — mochten sie tun, was sie wollten. — —

Als die Mutter wieder hereinkam, gab's Schelte und Püffe auf allen Seiten.

Den kleinen Paul riß sie mit einem Ruck in die Höhe, entsetzt über sein mohrengleiches Aussehen. Einen Augenblick dachte sie daran, ihn zu säubern — doch ließ sie ihn resignirt seinen alten Platz wieder einnehmen. Wie lange würde er sauber bleiben — und sie hatte noch so viel zu tun! In der Kammer nebenan waren die Betten noch nicht gemacht, Kissen und Decken lagen da unordentlich durcheinander. Schimpfend zog sich die Frau dorthin zurück.

Es mochte neun Uhr sein, die Kinder schliefen schon, als es an die Tür klopfte. Frau Rother, die am Tische saß und Kindersachen ausbesserte, wandte erstaunt den Kopf.

In der offenen Tür stand Anna, Frau Rothers Schwester.

„Abend," sagte sie, aber es antwortete ihr Niemand — ihr Schwager sah nur einen Augenblick auf und vertiefte sich dann wieder in die Lektüre des „Vorwärts".

Die Anna war noch jung, hatte aber einen frechen Ausdruck im Gesicht.

Um den Kopf trug sie ein wollenes Tuch, darunter hervor quollen tiefschwarze, gekräuselte Haare.

Ihre Kleidung war die einer Fabrikarbeiterin, wollener, dunkler Rock und ebensolche Jacke.

Sie kam langsam zum Tische und setzte sich ohne Aufforderung auf einen Stuhl.

„Nu, wie wird's? Habt Ihr's Euch überlegt?"

„Ja," antwortete Frau Rother, ohne aufzusehen, „wer haben's uns überlegt. Wir werdens hernehm'."

„Na, dann is gut, dann brauch' ich mich nich weiter umzutun."

Sie sah ihre Schwester an, als erwarte sie irgend eine Antwort — die nähte aber schweigend weiter.

„Nu," mischte sich jetzt der Mann in's Gespräch, „nu, un von Heiraten ist wohl keene Rede?"

„Nee," antwortete Anna frech, „nee, vorläufig nich — vielleicht später mal. Na, zwingen kann ich'n doch ooch nich."

„'s scheint Dir ooch egal zu sein?"

Anna zuckte mit den Achseln.

„Egal? — Nu nee, egal ist einem doch so was nich, man bringt sich schon kaum selber durch.“

„Und schämen tust De Dich wohl nich — was?“ fragte wieder der Mann, der Anna nie hatte leiden können.

„Schämen? Ach nee. ’s geht ja so Vielen so. Ihr braucht Euch ooch nich so zu haben — wenn man möchte nachrechnen von wegen der Bertha — na, ich will nischt gesagt haben.“

Der Mann stand auf und reckte sich.

„Ist auch besser — ist auch viel besser, wenn De Dein loses Maul hältst — viel besser ist das! Du hast Grund dazu, hier noch frech zu werden! Siebzehn Jahre alt un schon so weit — na, ich danke, Du kannst’s noch weit bringen. Du kommst mir gerade so vor. Du mit Deiner Frechheit wirst noch mal uff Jummirädern in Sammt und Seide an uns vorbeifahren. Du hast’s Zeug dazu, das hab ich schon immer zu Marien gesagt. Nich, Du?“ wandte er sich an seine Frau.

Die nickte nur — dann seufzte sie tief. Annas dunkle Augen sahen in der Stube umher — sie lachte höhnisch auf.

„Na, angenehmer wär’ das auch, als wie zeitlebens in so ’ner kleinen Bude mit sieben Kindern leben. Für mich wenigstens wär das nich. Nee, nee, nich in die la main, wie August immer sagt. Doch ich seh schon, der Herr Schwager is nich bei Laune, da ist’s besser, ich verschwinde, Abend!“

„Liederliches Frauenzimmer!“ rief der Mann ihr nach, doch es antwortete ihm nur ein lautes, dreistes Lachen.

„Pfui,“ sagte Rother und spuckte aus, „pfui — liederlich und frech. An der hat sich Deine Mutter was Schönes uffgezogen.“

* * *

Acht Wochen sind vergangen.

Bertha Rother sitzt auf einer Kellerstufe, die Arme hat sie in ihre blaue Schürze gewickelt.

Sie sieht vor sich nieder — tiefunglücklich.

Es ist wirklich wieder eingetroffen, was sie so lange gefürchtet hat. Paul hat weichen müssen, und an seiner Stelle liegt wieder ein ganz kleiner Junge.

Vorhin, als sie aus der Schule kam, war er da — Bertha hatte vor Schreck fast geweint. Ein Glück, daß Mutter diesmal nicht krank war — die wirtschaftete herum wie sonst.

Warum hatte der Storch das Kind nicht in die erste Etage gebracht? Dort wohnten so reiche Leute in einer prächtigen Wohnung, und da war nur ein Kind.

Und wie wunderhübsch sah die kleine Klara Stark immer aus, wenn

sie mit ihrer reizenden Mama ausging. Und wie lieb und freundlich blickte die Dame auf ihr Töchterchen herab, die konnte gewiß nicht schimpfen und Klara schlagen.

Bertha legte ihren Kopf auf ihre Kniee und weinte. —

* * *

Es war Frühling geworden.

Im Garten blühten die Veilchen und Primeln, und zarte hellgrüne Blättchen schmückten die Bäume.

In der jungen Herrlichkeit saß Klara und starrte mit sehnsüchtigen Blicken hinaus in den großen Hof, in dem die Rother'schen Kinder spielten. Alle waren sie hier versammelt, schrieen und lachten, prügelten sich und versöhnten sich wieder.

Sie hatten ihre Spielsachen mit heraus gebracht; da sah man einen Wagen, dem das vierte Rad fehlte, eine scheußliche Puppe mit halbem Kopf und ohne Arme, ein verschmiertes, zerrissenes Bilderbuch, und was der Herrlichkeiten mehr waren. Mitten unter den Kindern stand Bertha, das jüngste auf den Armen schaukelnd.

Bertha achtete nicht auf die Geschwister — sie sah hinein in den Garten, wo Klärchen bei ihren schönen Puppen saß, ohne mit ihnen zu spielen.

Ihre Augen schienen zu fragen: „Warum sitze ich nicht dort in dem schönen Garten? Warum habe ich kein weißes, sauberes Kleidchen an?"

Des Kindes Augen brannten — es stiegen ihr heiße Tränen hinein.

Klara Stark erhob sich — sie schlich langsam und zögernd näher, wie angezogen von einer unsichtbaren Gewalt. Noch wenige Schritte, und sie stand am Gartentor. Leise drückte sie die Klinke nieder — dann guckte sie vorsichtig nach den Fenstern des ersten Stockes — Niemand war zu sehen. Ein befreiender Atemzug hob ihre Brust — — jetzt war sie draußen, mitten unter den schmutzigen Kindern.

„Oh, oh — wie reizend," sagte sie glückselig und nahm den Kopf des kleinen Paul zwischen ihre kleinen Hände, „ach und hier ein Baby." Sie betrachtete entzückt den schlafenden August auf Berthas Arm. „O wie niedlich diese kleinen Fingerchen, dies Händchen, ach, wie niedlich!"

Sie konnte sich garnicht satt sehen an dem Kinde — ganz vorsichtig nahm sie ein Händchen und streichelte es.

Bertha setzte sich auf eine alte Kiste, die im Hofe stand, und Klärchen stellte sich neben sie hin.

„Du," fragte sie nach einer Weile, „sind das alles Deine Geschwister?"

„Ja."

„Ach" — ein tiefer Seufzer — „und ich hab' nicht ein einziges Geschwister, ich bin ganz allein, und ich habe doch den Storch so sehr ge-

bittet — aber er bringt mir keins — warum bringt er Dir denn so viele?"

„Ja, ich weiß auch nicht!" antwortete Bertha, „ich will gar keins — ich mach mir garnischt draus."

„Ach — warum denn nicht?"

„Na ja — wir haben vor so wenig Platz — denk' doch mal — zwei kleene Stuben — weiter nischt —."

„Und wir haben acht große Zimmer — wie viele Betten könnten da stehen — ich begreif's nicht vom Storch."

„Ich denk' mir, daß er sehr dumm ist," sagte Bertha, „an uns hat er sich gewöhnt, und da kommt er immer wieder."

„Aber ich hab's ihm im Zoologischen so deutlich gesagt, schon vorigen Sommer, Elisabethufer 31," sagte fast weinend Klärchen.

„Wie?" fragte Bertha, „das hast Du ihm gesagt?"

Einen Augenblick schien sie zu überlegen, dann nahm ihr Gesicht einen Ausdruck der Ueberraschung an; es war, als ob sie ein schweres Rätsel gelöst habe.

„Na ja, siehst Du," sagte sie, „da hat er'n Namen vergessen und den da —" sie zeigte auf das noch immer schlafende Kind — „statt zu Euch zu uns gebracht. Da hast Du's."

Die beiden Mädchen sahen sich an, sie waren fast sprachlos über diese Entdeckung.

„Na, das wäre!" sagte Klärchen entrüstet.

„Kannst Dich drauf verlassen, 's wird schon so sein."

Oben im ersten Stock zeigte sich Trina am Küchenfenster; rasch lief Klärchen in den Garten zurück. —

* * *

Im heißen Sommer war's.

In der Kellerwohnung lag Frau Rother und stöhnte.

Es war wieder ein kleiner Weltbürger eingetroffen, ein kleines Mädel, das jetzt an Augusts Stelle in der Wiege lag.

Bertha schlich sich leise hinaus aus der dunstigen Stube.

Sie mußte Klärchen sprechen, ihr erzählen, was sich ereignet hatte.

Klara war wieder allein im Garten; sie saß matt von der Hitze auf einem Gartenstuhle. Als sie aber Bertha gewahrte, die ihr mit der Hand winkte, sprang sie auf und lief zum Tore.

„Du," sagte Bertha, „denk' mal an, 's ist wieder eins da."

„Was?"

„Nu — der Storch hat wieder 'n Kind zu uns gebracht, 'n Mädel."

Klärchen griff aufgeregt nach Berthas Hand und zog das Kind in den Garten.

„Ach, Du mein Gott, das ist doch garnicht möglich."

Sie war fassungslos.

„Komm mit, erzähl' alles."

Sie lief vor Bertha her, tiefer in den Garten hinein, bis ganz hinten an die alte große Mauer. Hier setzten sie sich auf eine Bank.

„Ja," erzählte Bertha, „als ich gestern Abend von 'ner Besorgung kam, war's da. 's war auch die Frau Wache wieder da, und meine Mutter war auch wieder krank. Na, und nu muß ich natürlich wiegen und immerzu bei ihm sitzen nu — nu ja — weiter ist nischt zu erzählen. Bloß, der August is fort, Mutter sagte, zwei solche kleene Kinder auf einmal könnte sie nich haben, un da kam am Abend die Anna un holte 'n fort."

„Wer ist denn die Anna?"

„Meine Tante."

Beide Kinder schwiegen jetzt lange Zeit; ihre Gesichter trugen denselben unglücklichen Ausdruck.

„Er muß es wieder verwechselt haben," sagte endlich Klärchen.

„Ja, ich glaube auch — aber manchmal hab' ich auch schon gedacht, ob's vielleicht garnich wahr ist mit dem Klapperstorch."

„Ja, aber wie sollt's denn sonst sein?"

„Ja, ich weiß auch nich."

Sie fühlten sich Beide tief unglücklich, und plötzlich fingen sie an zu weinen, ganz leise, aber herzbrechend.

Ueber ihnen sang ein Vöglein ein lustiges Lied — neben ihnen blühte und duftete es — farbige Schmetterlinge wiegten sich auf den Blumen — — den beiden Kleinen aber war die sommerliche Pracht ganz einerlei.

Ihr Schmerz war zu groß.

„Jetzt muß ich wieder 'rein," sagte endlich Bertha und trocknete hastig ihre Tränen mit der Schürze ab, „adjee!"

Klärchen hob ihr verweintes Gesicht — sie nickte nur, sprechen konnte sie nicht.

Dann nach langer, langer Zeit sagte sie laut vor sich hin:

„Und es sollte gewiß wieder für uns sein!"





Eine Geschichte Lothringens*).

Von

Wilhelm Soltau.

— Zabern i. E. —

Ein erfreuliches Beispiel für die Tätigkeit, welche auf dem Gebiete der Spezialgeschichte unserer neuerworbenen Provinzen sich regt, ist Derichsweilers Geschichte Lothringens. Im Elsaß bemüht sich der Vogesenklub in seinen zahlreichen Sektionen durch Vorträge und Vereinspublikationen das Interesse für die heimatliche Geschichtsentwickelung wachzurufen und neu zu beleben. Zum Teil sind tüchtige Specialforschungen in der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins" nach dieser Richtung hin tätig gewesen.

In Lothringen ist es hauptsächlich die Gesellschaft für lothringische Geschichte, die Einheimische und Eingewanderte zu gemeinschaftlicher wissenschaftlicher Arbeit vereinigt. Gerade hier war es nicht leicht, die spröden Elemente zur Teilnahme an einer von deutscher Seite angeregten Unternehmung zu veranlassen. Aber sowohl das Interesse an den baulichen und künstlerischen Ueberresten des gemeinsamen Heimatlandes, als auch das schon vorhandene Gefühl für die Entwickelung der heimatlichen Provinz, die schon fast ein Jahrtausend eine eigenartige Geschichte gehabt hatte, halfen über Vieles hinweg.

Allerdings lag gerade hierin auch die Wurzel vieler Schwierigkeiten und Hindernisse.

Der Begriff Lothringen ist im Laufe der Geschichte für die verschiedensten Staatengebilde gebraucht worden.

Zuerst wurde er für das Gebiet angewandt, welches bei der Teilung der Länder Lothars I († 855) seinem zweiten Sohne zu Teil wurde. Dann verblieb der Name dem Teile Lothringens, der im Jahre 870 bei der Teilung an das deutsche Reich kam.

Während aber noch der Bruder Ottos des Großen, Bruno, Erzbischof von Köln, das ganze Lothringen vom Plateau von Langres aus bis nach Friesland beherrschte, ward nach seinem Tode Niederlothringen, das spätere Brabant, als selbstständiges Herzogtum abgetrennt: das lothringische Erzbistum Trier ward schon früh unabhängig von dem Herzogtum Lothringen, und so blieb der geographische und politische Begriff Loth-

*) Geschichte Lothringens: der tausendjährige Kampf um die Westmark. Von Hermann Derichsweiler. Wiesbaden 1901. C. G. Kunzes Nachfolger. (W. Jacoby.)

ringen auf das Land zwischen Vogesen und Argonnen beschränkt. Aber auch diese Landschaft bildete später keine politische Einheit mehr. Die Bistümer Metz, Toul und Verdun haben ihre eigene Geschichte gehabt.

Weiter bleibt zu beachten, daß innerhalb dieses Lothringens die Grafen von Bar, deren Hauptbesitz die Grafschaft Bar an der Aube war, im Gebiete des Herzogs von Lothringen zerstreut manche Besitzungen hatten, und daß auch noch sonst kleinere Territorien, wie die Grafschaften Dagsburg, Salm u. a. m. ihre gesonderte Geschichte gehabt haben.

Eine Gesammtgeschichte von Ober- und Niederlothringen zu geben, oder auch nur die Geschichte der wichtigsten Territorien von Oberlothringen (d. i. von dem heutigen Französisch- und Deutsch-Lothringen, sowie von den Mosel- und Saarlandschaften) zu bieten, konnte daher kaum in der Absicht eines Geschichtsschreibers wie Derichsweiler liegen. Die Einheit, welche ihm vor Augen schwebte, war das Gebiet der Länder, welche im späteren Mittelalter als Lothringen bezeichnet wurden: das spätere Herzogtum Lothringen mit der Hauptstadt Nancy südlich von den Bistümern Metz und Verdun.

Daß aber ein so kleines Gebiet keine selbstständige Entwickelung gehabt haben könne, war natürlich dem Verfasser der Geschichte Lothringens nicht entgangen.

Wenn er trotzdem es unternommen hat, eine Geschichte Lothringens in dem letztgenannten Sinne, d. h. des späteren Herzogtums Lothringen südlich von den Bistümern Metz und Verdun zu schreiben, so mußte er seinen Plan nach einer anderen Seite hin erweitern. Seine Geschichte Lothringens ist schon vom zweiten Drittel des I. Bandes (von I, 176) an zu einer Geschichte der Beziehungen Frankreichs und Deutschlands geworden, wobei natürlich die Geschichte des Grenzlandes beider Reiche oft genug im Mittelpunkte des Interesses stehen mußte.

Was also auf der einen Seite eine Schwäche des Buches ist, seine Beschränkung auf das kleine Ländchen an der oberen Mosel, ist auf der anderen sein Hauptvorzug: es hat zugleich eine Geschichte „des tausendjährigen Kampfes um die Westmark“ gegeben.

Eine solche Darstellung von dem Standpunkte eines Lothringers aus, von der oft wenig erfreulichen Warte eines Bürgers des Zwischenreiches, welches das Elend der großen Politik über sich ergehen lassen mußte, zu betrachten: das hat einen besonderen Reiz.

Eine solche Darstellung zu verfolgen, ist namentlich auch lehrreich für alle die, welche gewohnt sind, die Geschichte Deutschlands und Frankreichs mehr von dem Standpunkte der hohen Politik aus zu betrachten und abzuschätzen.

An dieser Stelle müssen einige Hinweise, in wie weit eine solche Betrachtung ersprießlich, ja zur Ergänzung des meist einseitigen nationalen Aburteilens erwünscht ist, genügen.

Die Lehre von den „natürlichen Grenzen“ Frankreichs, deren Ursprung man gemeiniglich erst für die Zeiten von Ludwig XIV. und noch später anzuerkennen gewohnt ist, wird man an der Hand dieser Geschichtsdarstellung Derichsweilers nicht allein bis in die Zeiten von Philipp II. (1180—1223) und Philipp IV. (1285—1314) zurückverfolgen können, sondern auch in den zahlreichen Uebergriffen der französischen Königsgewalt in die Verhältnisse aller im westlichen Deutschland liegenden Teile praktisch angewandt finden. —

Wir ersehen, wie wenig der Verlust Lothringens im 18. Jahrhundert (1766) ein Verlust für die Macht des deutschen Reiches gewesen ist, wenn wir lesen, daß schon Philipp IV. (1285—1314) die Entdeckung gemacht hatte, (vgl. Derichsweiler I, 142), daß nicht Rhone und Sâone die eigentlichen Grenzen Frankreichs seien, sondern daß die Sprachen, die Nationalität und die von Alters bestehenden Grenzen hierfür maßgebend seien*). Wir sehen, wie schon Philipp IV. als Schützer der „deutschen Libertät“ zahl-

*) fines regnorum distinguuntur per nationes patriae atque terras prout cuilibet ab initio (!) fuerint subjectae. Gemeint sind natürlich die Grenzen des alten Galliens, Alpen und Rhein.

reiche Bündnisse mit den rheinischen Bischöfen abschließt, seine Hand auf Flandern legt, zwischen den Parteien der Niederlande bei dem Streit um Limburg entscheidet. Er reißt Teile von Burgund an sich und faßt an der Maas in den Gebieten von Toul und Verdun festen Fuß. Unter seinen Söhnen und den ersten Valois erfolgt die verräterische Verbindung deutscher Fürsten gegen Kaiser Ludwig den Baier. Dann wurden Bundesverträge von den Bischöfen von Toul und Verdun mit dem französischen König abgeschlossen, und die lothringer Herzöge kämpften als treue Vasallen der französischen Könige in fast allen Schlachten der englisch-französischen Kriege.

Erst als der Herzog von Orléans (im Bunde übrigens mit den rheinischen Fürsten) sich des Herzogtums Lothringen bemächtigen wollte, wandte sich der Herzog von Frankreich ab; aber nicht an Deutschland, sondern an den Herzog Johann von Burgund! Als im 15. Jahrhundert die herzogliche Nebenlinie mit René von Anjou zur Herrschaft kam, suchte dieselbe stets engsten Anschluß an Frankreich. Nur durch volle Unterwürfigkeit entging das Herzogtum Lothringen dem Schicksale der Stadt Metz, welche durch Karl VII. und Armagnakenschaaren schwer bedrängt wurde (1443). Herzog Johann II. (1453—1470) „gehört kaum der lothringischen Geschichte an“. Er führte das Aufgebot seiner lothringischen Vasallen in die Normandie und nach Guyenne zum Kampf gegen die Engländer (I, 283), und ebenso war Lothringen zu den Zeiten Franz' I. (1515—1547) nichts Anderes als ein französischer Klientelstaat.

Das hinderte allerdings Heinrich II. nicht, am 14. April 1552 Nancy zu besetzen und zu erklären, daß die Sicherheit Frankreichs es nötig mache, Lothringen eine Zeit lang ganz in Besitz zu nehmen (I, 416) und den jungen Herzog gefangen nach Rheims zu bringen. Die Besetzung der lothringischen Bistümer Metz, Toul und Verdun führte nur zu neuen Demütigungen des Herzogtums Lothringen.

Wenn es tatsächlich die Hauptabsicht Derichsweilers war, eine Geschichte der Beziehung des deutschen Reiches und Frankreichs zu schreiben, so mußte er besonders eingehend die Geschichte des 17. Jahrhunderts darstellen.

Die Zeiten von Richelieu und Ludwig XIV. füllen denn auch fast den ganzen 2. Band (II, 1—494) aus; eine bloße Geschichte Lothringens in diesem Zeitraum hätte auf wenige Abschnitte beschränkt sein können.

Der so oft gepriesene Richelieu erscheint bei einer besonderen Betrachtung aller dieser kleinen Parteistreitigkeiten als ein recht kleinlicher Egoist. Nicht die „große Idee“, die Uebermacht des Hauses Habsburg zu brechen, ist die Haupttriebfeder seiner Handlungen, sondern höher als Alles steht ihm das Ziel, für seine Person die alleinige Herrschaft über das Gemüt des Königs zu gewinnen, diesen völlig zu beherrschen und durch ihn dann selbst vollständig Herr über Frankreich zu sein. Zu diesem Zwecke weiß er den König mit allen übrigen Familiengliedern zu entzweien. Des Königs Bruder Gaston, des Königs eigene Mutter müssen zeitweise den Hof meiden. Der Herzog von Lothringen wurde auf alle Weise gedemütigt, sein Land ward jahrelang besetzt und ausgeraubt. Der Herzog Karl IV. (1624—1675) mußte endlich selbst sein Land meiden, nicht minder sein Bruder, dem er die Herrschaft überlassen.

Mazarin setzte das Werk Richelieus fort. Nur indem sich die Herzöge von Lothringen (Karl V. 1675—1690; Leopold 1690—1729) an die Spitze der kaiserlichen Heere stellten oder mit dem Führer der Fronde gemeinsame Sache machten, konnten die lothringischen Fürsten vorübergehend in ihre Lande zurückkehren. Selbst bis über den Frieden von Münster hinaus blieb Lothringen in französischen Händen. Nur kurze Zeit nach dem pyrenäischen Frieden (1659) konnte der Herrscher in Lothringen verweilen, um — von Ludwig XIV. gezwungen zu werden, ihm seine Truppen zur Verfügung zu stellen.

1670—1698 war Lothringen eine französische Provinz und natürlich ebenfalls wieder während des spanischen Erbfolgekrieges, in welchem der Herzog als kaiserlicher Feldherr gegen Frankreich kämpfte.

Sein Sohn Franz (der spätere Kaiser Franz I.) verließ nach zweijähriger Regierung

Lothringen auf immer. Sein Nachfolger Stanislaus Leszinski war nur dem Namen nach Herzog. Er entsagte allen wesentlichen Rechten.

So war Lothringen schon mehrere Jahrhunderte vor der Einverleibung in Frankreich selten etwas Anderes als ein von Frankreich zertretenes und bedrücktes Feindesland, dessen Geschichte nur eine endlose Kette von Demütigungen war, dessen Schicksale kaum noch den Namen einer Geschichte verdienen.

Gegenüber diesen in ihren ewigen Wiederholungen zuweilen ermüdenden Darstellungen der politischen Verhältnisse durch Derichsweiler wäre eine größere Berücksichtigung der kulturellen Verhältnisse am Platz gewesen. Allerdings hätte diese sich nicht ausschließlich auf das Herzogtum Lothringen beschränken dürfen. Immerhin aber wäre eine besondere Behandlung der mittelalterlichen Kirchenbauten in Lothringen, der geschichtlichen und wissenschaftlichen Studien, der Entwickelung der Klöster daselbst sehr erwünscht gewesen.

Namentlich hätte die ältere lothringische Geschichte mehr in kürzeren sachlichen Essays behandelt sein sollen. Die zahlreichen kleinen Fehden aus dem 11. und 12. Jahrhundert haben meist nicht einmal eine lokale Bedeutung gehabt, wogegen die Entwicklung der Verfassungsverhältnisse, des Städtewesens, des Handelsverkehrs, der kulturellen Beziehungen von Frankreich zu Deutschland, sowie die Mittelstellung Lothringens zu Beiden eine geschichtliche Erörterung dringend verdienen.

Aus der späteren Zeit wäre namentlich die Stellung der lothringischen litterarischen Bestrebungen zu denen Frankreichs eingehender zu schildern gewesen. Auch hätten die reformatorischen Bestrebungen in Metz und einigen anderen Teilen Deutschlothringens eingehender behandelt, die Nachwirkungen der Aufhebung des Edikts von Nantes gründlicher geschildert werden sollen. Kurz, auch hier wäre statt der mehr chronologischen Reihenfolge bei der Schilderung der Zeitereignisse eine vorzugsweise sachliche Gruppirung am Platze gewesen.

Zu bedauern bleibt, daß Derichsweiler, welcher meist ein gesundes Urteil bei der Darstellung der oft verwickelten politischen Verhältnisse an den Tag legt, in einigen Punkten nicht die nötige Unbefangenheit gezeigt hat.

Unrichtig ist es, wenn aus dem Umstande, daß hie und da (so z. B. im Bistum Toul) im 14. Jahrhundert die Rechtsstellung der Bauern gebessert wurde, auf eine allgemeine Hebung des Bauernstandes und die Beseitigung der Unfreiheit geschlossen wird. „Wie sollten wohl die zahlreichen Seuchen, Kriege und Hungersnöte, die fast in jedem Jahrzehnt das Land verödeten, sich in dieser Hinsicht als Wohltäter der Bauern erwiesen haben" (I, 369)! Jedenfalls ist es verkehrt, bei diesen traurigen Wirkungen der schauderhaften Parteikriege, welche im 14. Jahrhnndert auch Lothringen verwüsteten, darauf hinzuweisen, daß sich der Wohlstand und die Rechtsstellung der Bauern „damals allenthalben in Deutschland gehoben hätte" (I, 370)!

Noch schiefer ist Derichsweilers Auffassung der Reformation. (I, 393 f.) Von einer historischen Berechtigung der kirchlichen Bewegung scheint er keine Ahnung zu haben oder er tut wenigstens so. Sie stellte nach ihm das kirchliche Leben und das Gewissen unter die staatlich polizeilichen Vorschriften. „Eine ungeheure Erregung der Leidenschaften, die das gesunde, überlegte Urteil verhinderte oder zurückdrängte, eine Verwirrung aller Begriffe von Erlaubt und Unerlaubt, von Recht und Unrecht . . . war das unmittelbare Erzeugniß der kirchlichen Neuerung" (I, 394)!

Bei solcher minderwertigen Auffassung der großen geistigen Revolution des 16. Jahrhunderts verkennt er natürlich die Triebfedern der Religionskriege des 16. und 17. Jahrhunderts völlig. Die Fürsten, welche sich gegen die willkürliche Unterdrückung der religiösen Freiheit auflehnen, sind ihm Rebellen, Kaiser Karl V. und Ferdinand II. sind ihm die wahren Vertreter nationaler Interessen. Sie allein haben die Würde und die Ehre des deutschen Reiches vor Augen. Der Sieg am weißen Berge ist ihm nichts Anderes als ein nationaler Erfolg: der Sieg des Deutschtums über die Czechen Böhmens!

Als die Folge dieser religiösen Einseitigkeit ist es ferner anzusehen, wenn Derichsweiler den Verlust von Metz, Toul und Verdun auf die Rebellion und den Verrat der protestantischen Fürsten zurückführt (I, 401 f.). Diese Städte standen ja, wie oben erwähnt, faktisch längst außerhalb des Bereiches des deutschen Reiches. Sie hatten mehrfach schon die französische Schutzherrschaft nachgesucht, ohne daß das Reich sich ihrer angenommen hätte. Seit Jahrhunderten hatten deutsche Fürsten mit ausländischen Königen, welche nach der Kaiserwürde oder nach politischem Einfluß in Deutschland trachteten, ähnliche Verträge abgeschlossen. Und da sollte das bei den schwer wegen ihres Glaubens bedrückten protestantischen Fürsten, welche um ihre Existenz kämpften, ein Verbrechen sein?

Obenein ist es völlig unhistorisch, daß Metz, Toul und Verdun der Preis für den Abschluß des Bündnisses gewesen seien. Der Bundesvertrag zwischen Heinrich II. und den deutschen Fürsten war längst vereinbart, ohne daß von einer Besetzung jener Städte die Rede gewesen wäre. Erst im letzten Augenblick, als die fürstlichen Abgesandten zur Unterzeichnung an den französischen Hof kamen, schlug Heinrich II. ein dahingehende Bestimmung vor. Die Bevollmächtigten gingen darauf ein, wurden allerdings auch nicht von ihren Fürsten desavouirt. Aber ihre Mitschuld ist doch unter dem Drange der Verhältnisse sehr gering, ja durch die Zwangslage, in der sie sich befanden, durchaus entschuldbar. Es kommt hinzu, daß auch die Absichten Karls V. keineswegs sehr idealer Art waren und von deutschem Patriotismus bei ihm keine Rede war. Es galt sowohl für Heinrich II., wie für Metz und Lothringen, die ehrgeizigen Absichten des Kaisers, auf ihre Kosten eine Verbindung seiner nördlichen und südlichen burgundischen Besitzungen (Franche Comté) herzustellen, zu durchkreuzen.

Die parteiischen Urteile Derichsweilers zeigen, wie verderblich der Einfluß einer ultramontanen Historiographie auf einen Mann eingewirkt hat, welcher sonst durchaus den offenen Blick des Historikers verrät. Denn im Uebrigen hat Derichsweiler bei der Beurteilung der oft verwickelten staatlichen und dynastischen Verhältnisse ein gesundes historisches Urteil gezeigt, ja durch die Klarlegung der überaus mannigfaltigen und verworrenen Verhältnisse, welche in den Grenzlanden zwischen Frankreich und Deutschland geherrscht haben, sich ein wirkliches Verdienst erworben.

Gemeiniglich ist das Urteil nicht nur der Geschichtsfreunde, sondern auch mancher Geschichtskundiger abhängig von den Urteilen, welche in den bedeutenderen allgemeineren Geschichtswerken gefällt werden, die von einer höheren Warte aus, das Kleinliche bei Seite lassend, die nationalen Ziele oder die schließlichen politischen Erfolge, welche erreicht sind, zum Maßstab des historischen Urteils erwählen. Es ist aber sehr wünschenswert, daß dem gegenüber auch das Kleinliche und Egoistische der Fürsten- und Diplomatengeschichte betont, die bedauernswerte Kehrseite der sogenannten großen Politik für das Volkswohl und den Kulturfortschritt dargelegt wird.

Wie ein Heinrich IV., wie ein Richelieu, die Beide sonst von der Geschichtsschreibung wegen des kühnen Flugs ihrer diplomatischen Ziele bewundert werden, oft gewissenlos mit dem Leben und dem Glück Tausender umgesprungen sind, das wird meist zu wenig beachtet.

Diese Kehrseite kennen zu lernen, dazu kann Derichsweilers Geschichte Lothringens, seine Darstellung „des tausendjährigen Kampfes um die Westmark“ mit beitragen. Das Werk ist mit großen Sachkunde, mit lebhaftem Mitgefühl mit den Leiden des lothringischen Volkes, in einer anziehenden Darstellungsweise geschrieben.

Ein bloßes Unterhaltungsbuch kann es nicht sein und darf es nicht werden. Aber den Altdeutschen, welche nach besserer Einsicht in die historischen Verhältnisse der Westlande streben, wird es hoffentlich bald ebenso erwünscht erscheinen, wie es den Einheimischen ein wertvoller Berater geworden ist.



Drei Balladen.

Nach dem Isländischen
Von

Richard Zoozmann.

— Berlin. —

Die Heimkehr.

„O Bruder, Du kommst aus der blutigen Schlacht,
So sag mir: was Guntram, der tapfre, macht?“

Viel rote Rosen brach seine Hand,
Da streckte der Tod ihn in den Sand!

„O weh mir! — und in der Morgenstund'
Sah ich im Traum ihn noch heil und gesund?“

Träume sind falsch! — so nimm einen Mann,
Der die lieblichsten Lieder singen kann.

„Ich will keinen Mann, der harft und singt
Und nervlosen Arms kein Gewaffen schwingt!“

O meine Schwester, so nimm einen Mann,
Der stolze Schiffe steuern kann.

„Das Meer ist kalt und treulos gesinnt —
Ein Tor! der da baut auf Welle und Wind.“

So wähl' ich Dir den starken Mann,
Der Schwerter und Spieße schmieden kann!

„Schwarz ist und rußig, der's Feuer beschickt —
Ich will keinen Mann, der sich krümmt und bückt.“

O, Schwesterlein, lieb-Engeltraut,
So werde des wackeren Jägers Braut.

„Ein Jäger ist flüchtig wie das Wild:
Haus und Herd ihm wenig gilt!“

So nimm einen Mann, der weise lebt
Und in alten Schriften nach Wahrheit gräbt.

„Liebe ist Wahrheit! was er auch spricht,
Bessere findet der Klügste nicht!“ — —

Wer war's, der hereingeschlichen kam
Und Engeltraut in die Arme nahm?

„O, Guntram! so hatte mein Traum doch recht?
Siegreich kehrtest Du aus dem Gefecht?“

O Du treue, Du liebe, Du starke Maid!
Dein bin ich und bleib' ich in Ewigkeit!



Das Gunnarlied.

(Aus der Njals-Sage.)

Gunnar schoß, von Feinden umringt,
Als ihm am Bogen die Senne zerspringt!

„Halgerd, nun rette mich aus Gefahr,
Lös eine Locke von Deinem Haar.

Sie sei an meinem Bogen der Strang —
Sonst bin ich geweiht dem Untergang!“

Mein goldenes Haar und das geb' ich Dir nicht,
Womit sollt' ich kränzen mein Angesicht?

Noch brennt mir im Herzen die Wunde genug,
Seit Deine Hand mir den Vater erschlug!

Da weinte Gunnars Mutter: — So nimm
Mein Haar, daß Dich's rette vor feindlichem Grimm!

„So fall' ich lieber durch feindlichen Grimm,
Eh daß ich ein Härchen am Haupte Dir krümm'

Der Mutter Haupt sei heilig dem Sohn —
Treuloser Gattin wird Schande zum Lohn!“

-⁕-

Das Würfelspiel.

Das Fräulein saß in des Schlosses Hallen
Und ließ die Würfel rollen und fallen.
Fünf Ritter hielten den Widerpart,
Bis jeglicher überwunden ward.

Von einem gewann sie Spangen und Decken,
Vom andern den Falken, vom dritten den Schecken;
Dem vierten nahm sie das Reiherbarett,
Dem fünften ein scharlachrotes Kollet!

Jung-Limik, ein Ritter schön und schlank,
Er sprach: Mir macht Euer Spiel nicht bang!
Als sechster wag' ich's einmal mit Euch —
Ich setze Schimmel und Sattelzeug!

Das Fräulein rief: „Ihr seid verwegen,
Doch setz' ich meinen Rappen dagegen!“ . . .
Es rollten die Würfel — das Fräulein lachte,
Als sie das Spiel zur Gewinnerin machte.

„Ei, ei, Jung-Limik, was sagt' ich Euch?
Zusammen gehören Rößlein und Zeug!“ —
Der Ritter sprach: Ihr sollt mich nicht schelten,
Jetzt mag es Acker und Wiese gelten!

„Ich setze Garten und Anger daran!“ . . .
Es klirrten die Würfel — — das Fräulein gewann.
Sie rief und lachte: „So mag ich's leiden,
Ein Rößlein muß Aecker haben zum Weiden.“

Jung-Limik ballte die Faust in Wut —
So gelt' es all' mein Hab' und Gut!
„Wohlan — ich setze alles daran,
Was ich bisher im Spiel gewann!“ . . .

Die Würfel fielen — o schlimmer Tag,
Dahin ist Alles auf einen Schlag.
Das Fräulein lachte: „So geht's in der Welt,
Zusammen gehören Gut und Geld!“

Der Jungherr saß da, zu Tode blaß,
Ihm bebte die Hand, seine Stirn war naß.
Er murmelt: Ich setze zum Letzten mein Leben!
Wollt Ihr dafür das Eure geben?

Das Fräulein erschrak — dann lacht' sie: „Wohlan!
Leben gegen Leben — Weib gegen Mann!" . . .
Und als man den Becher hob empor —
Jung-Limik gewann — das Fräulein verlor.

Sie rang die Hände . . . „Nehmt all' mein Geld
Und was Euch in meinen Schlössern gefällt,
All' mein Geschmeide, in Gold gefaßt,
Wenn Ihr die Freiheit mir dafür laßt!" . . .

Jung-Limik lachte: Mein Fräulein, mit nichten,
Wie könnt' ich auf solchen Gewinn verzichten?
Die Hochzeitsfackeln sollen uns flammen —
Denn Jungherr und Jungfrau gehören zusammen!





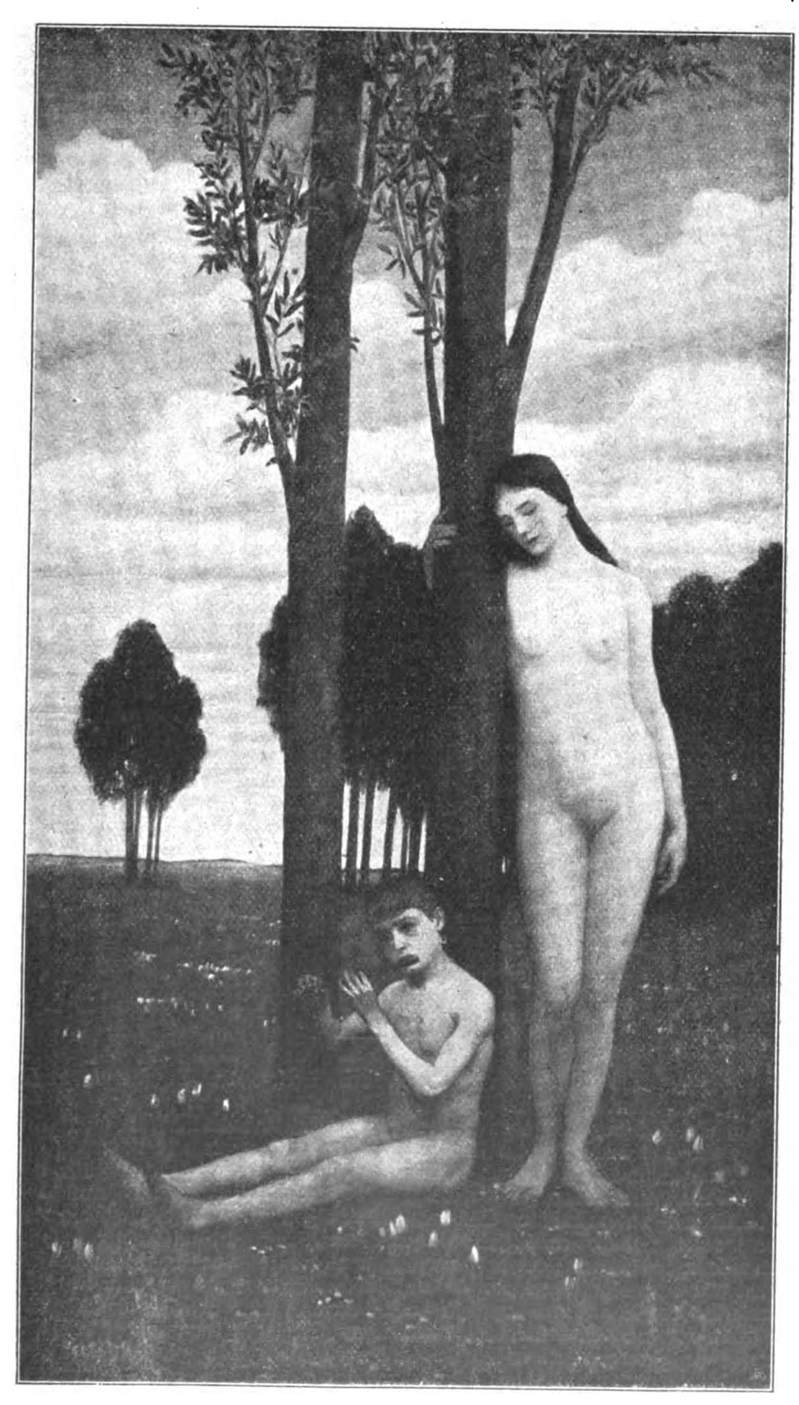
Illustrirte Bibliographie.

Die Kunst des Jahres. Deutsche Kunstausstellungen 1903. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. A.-G.

Geschilderte Musik ist — das weiß Jeder — ein recht unbefriedigendes, unzulängliches Ding; aber der Mangel, den hier Jeder ohne Weiteres zugiebt, haftet, wenn auch



Hermann Göhler: Träumerei.
Aus: Die Kunst des Jahres. Kunstausstellungen 1903. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.



Wilhelm Müller-Schönefeld: Schwermütige Weise.
Aus: Die Kunst des Jahres. Kunstausstellungen 1903. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.

nicht in demselben empfindlichen Maße, jeder Beschreibung eines Kunstwerkes an, obwohl wir heutzutage auf diesem Gebiete Meister besitzen, die nicht nur — wenn es sich um ein Gemälde handelt — alles Aeußere, Komposition, Zeichnung und Farbe, sondern auch die Seele des Kunstwerkes, seinen Gefühlswert in Worten wiederzugeben wissen. Aber nur um so mehr wird in dem Leser dadurch das Verlangen erweckt — und gerade in dieser Anregung liegt der Hauptwert solcher in Worten nachschaffenden Reproduktionen — mit eigenen Augen zu sehen, das Urteil des kunstverständigen Vermittlers mit dem selbst gewonnenen Eindruck zu vergleichen, um so jenes übernommene Urteil zu einem lebendigen Eigenbesitz zu machen, oder es mit der persönlichen Anschauung zu einem selbstständigen Urteil umzugestalten. So pflegt man heute auch kunstgeschichtliche Aufsätze nicht ohne beigefügtes Bildermaterial zu veröffentlichen, und gerade durch dessen Beifügung, die dank der hohen Entwicklung unserer reproduktiven Kunsttechnik in so überreichem Maße geschehen kann, können die Abhandlungen unserer Kunstkritiker und Kunsthistoriker erst ihren vollen Nutzen üben. Wie viel vermag doch auch unser Auge in einem Moment blitzartig aufzufassen, was eine seitenlange Beschreibung erfordern würde. Und wenn wir nun der verwirrenden Fülle von Eindrücken gedenken, die in unseren Kunstausstellungen Jahr aus Jahr ein auf uns einwirken, so müssen wir uns außer Stande fühlen, alles das, was des inneren Aufbewahrens aus irgend einem Grunde wert erscheint, tatsächlich in wünschenswerter Klarheit und Intensität uns gegenwärtig zu halten oder gar eine Uebersicht über die Totalität der Erscheinungen zu gewinnen. Hier ist das Wort, die Beschreibung — so unentbehrlich sie ist — unzureichend, bezw. zu umständlich. Und da kann nun die in großem Maße verwendete bildliche Reproduktion Wunder wirken. Wie viel Aufsätze müßte man lesen, um ein nur einigermaßen erschöpfendes und deutliches Bild von der Kunstproduktion eines Jahres zu erhalten! Nehmen wir das vom Bruckmann'schen Verlage in München herausgegebene Jahrbuch zur Hand, so können wir bequem in einer kleinen Stunde einen vollen Ueberblick uns verschaffen. Die Hauptwerke resp. die besonders charakteristischen Erscheinungen der Ausstellungen in Berlin (Secession), Dresden, München (Frühjahrs- und Sommer-Ausstellung der Secession; Jahres-Ausstellung im Glaspalast); Venedig (Fünfte Internationale Kunstausstellung); Wien (Secession, Ausstellung der polnischen Künstler-Vereinigung „Sztuka") sind hier vereinigt. Erwähnt sei, daß nicht nur Gemälde, sondern auch Skulpturen in diesem Jahrbuche Berücksichtigung gefunden haben. Die Phototypien lassen auf dem vorzüglichen Papier an Schärfe und Klarheit nichts zu wünschen übrig und geben eine genügende Vorstellung von den Originalen, so weit eine solche auf diesem Wege überhaupt gegeben werden kann. Natürlich können manche nur als Hilfsmittel der Erinnerung in Betracht kommen, daß aber einzelne der Reproduktionen den wesentlichen Gehalt und die Stimmung des Kunstwerkes in schöner Weise zu übermitteln vermögen, dafür mögen die von uns hier mit freundlicher Genehmigung der Verlagshandlung und der betreffenden Künstler wiedergegebenen Bilder von Wilhelm Müller-Schönefeld: „Schwermütige Weise" und Hermann Göhler: „Träumerei" Zeugniß ablegen.

Der Preis für das Werk ist mit 5.00 Mk. sehr mäßig angesetzt und wird ihm Eingang in weitere Kreise von Kunstfreunden und gebildeten Laien verschaffen.

—l—

Bunte Beute. Von Detlev von Liliencron. Verlegt bei Schuster & Loeffler. Berlin und Leipzig.

Ein altes schlesisches Volkslied lautet: „Ich bin halt so und bleib' halt so: Ich liebe meine Freunde und achte nicht die Feinde, von einer falschen Zunge denk' ich wie Goldschmieds Junge. Ich bin halt so, ich bleib' halt so." Das hätte Liliencron seinem neuen Buche als Wahlspruch voransetzen können. Bunte Beute ist vor Allem ein wertvoller Beweis dichterischer und männlicher Selbsttreue. Nicht Zeit noch Streit, nicht Rüge noch Ruhm, nicht Klatschsucht noch Kleinlichkeit haben dem liebenswürdigen Dichter auch nur ein Tüpfelchen von seinem Ich, von seiner Eigenart geraubt. Was er in dem herrlichen, von wahrem, warmem Patriotismus durchglühten Gedicht „Des großen Kurfürsten Reitermarsch" von Shakespeare sagt, gilt für Liliencron selbst. „Nichts ist Tendenz in allen seinen Werken. Sein Genie siegt über jeder „Schule" Konvenienz. Der heiligen Sterne Himmelsscenerien holt er herab und pflanzt Geleucht und Lenz in unsre Raps- und Runkelrübenprosa: Nam haec est nostra vita dolorosa!" Allein — und das ist

sein Hauptverdienst — er lehrt uns, daß die Kunst zwar nicht das Brot, aber der Wein des Lebens ist, er beschert uns Lebensfreude, er zeigt uns das Leben nicht als mater dolorosa, sondern sub rosa! Seine Muse gleicht noch immer dem taufrischen, rotwangigen, heiteren Naturkinde. Sie liebt nicht den gekünstelten Vor=, Seiten= und Rückschritt des Phrasentanzes, des modernen Totenreigens, sondern dreht sich ungenirt und ungeziert, lieblich und leicht links herum, rechts herum und lacht dem Publikum: „Pedde wi een af!“ Nur eine Probe seiner volkstümlichen Sangweise:

Nis van Bombell.

Das ist der Nis van Bombell,
Ein Seemann harsch und hell.
Er war eines Friesenbauern Sohn,
Diente auf Bombell in Clanxbüllkjon
Mit Greten um kargen Fraß und Lohn
Und blieb ein frischer Gesell.

Da kam der Steenbock marschirt
Und hat sich dort einquartiert
Von seinen Dragonern ein frecher Hund,
Dem stieß Nis sein Messer in den Schlund,
Weil er sein Greten fand zu rund.
Und Nis ist echappirt.

Nach Holland floh er dann,
Ward Matros und Steuermann,
Nach Indien fuhr er hin und her,
Durchfurchte die Meere kreuz und quer
Im Orlogsmars, in Jack und Teer,
Immer obenan.

Die Flotte, ohne Wahl,
Macht' ihn zum Admiral.
Da blieb er fürder auch nicht faul,
Schlug den Englischmann neunmal auf's Maul,
Entschlüpfte jedem Netz und Knaul
Geschmeidiger als ein Aal.

Als nun der Friedenstag,
Schreibt er beim Festgelag:
„Mien Greten, kenns mi noch? Man to,
So mak di glihks man op de Schoh
Un kam to mi un war mien Fro.
Dien Admiral inne Haag.“

Und Greten segelt geschwind
Mit dem nächsten Nordenwind.
Dann taten sich zusammen die Zwei,
Das gab eine Hochzeit, he, juchhei,
Der König schenkte sein Konterfei,
Und bald kams erste Kind.

Diese reine elementare Ursprünglichkeit, dieser unverwüstliche goldene Frohsinn ist um so höher zu schätzen, als L. weder im Leben noch in der Kunst den Glückssäckel des Fortunatus gefunden hat. Wohl könnte er mit Barrière bitter spotten: „La litterature est une belle branche à se pendre“. Aber trotzdem niemals der Lyriker weniger galt als heute, kann L. doch die ordinäre Angewohnheit Verse zu machen nicht lassen und findet gerade darin den besten Schatz und Trost: seinen köstlichen Humor. Wie tief ernst klingt z. B. sein mit wenigen Worten so viel sagendes „Armut, Einsamkeit und Freiheit“, und welch sonniges, weltüberlegenes Lächeln verbirgt es zwischen seinen Zeilen! Eines der glänzendsten Zeugnisse für die Jugend seines Herzens ist auch „Heimgang in der Frühe“. Aus dem reichen Inhalt sei nur hervorgehoben: Die zwei Sensen. Der Zug zum finstern Stern. Durch die Nacht. Der Feldblumenstrauß. Stapellauf. Mach es auch so. Lockung in die Ferne. Aussicht vom Schlosse. Martje Flors Trinkspruch. Der Teufel in der Not. Couplet. Märztag. Ott Stißen Prahlhans. Ein halb Schock Sicilianen. Mittagschläfchen. Die Mörderin. Eine Drehorgel zieht vorüber. Das verschüttete Dorf. Novemberabend. Ein Tag aus dem Leben des kleinen Herrn Wulff. Spruch. — In der Fülle des Schönen und Wahren, des Ernsten und Heiteren bietet das Buch wirklich eine reiche bunte Beute. Hoffentlich findet es die freudigste Anerkennung und den wärmsten Dank. Oder soll der Dichter Recht behalten: Dank heißt die Rose, die kaum Einer kennt auf Erden, weil sie blüht im Waldesdunkel, Nachts im tiefsten Waldesdunkel —?

N.

Wir Rheinländer. Eine Sammlung neuerer rheinischer Dichtungen, herausgegeben von Emil Schultze-Malkowsky. Krefeld und Leipzig 1903. Rheinische Verlagsanstalt G. A. Hohns Söhne. Gr 8°. 167 S. m. 1 Bilde. Geb. M. 3.—

Achtundzwanzig rheinische Dichter haben sich zu diesem Buche vereinigt. Der älteste von ihnen zählt 56 Jahre — Moritz Blaeschke —, der jüngste 22, — Alfons Paquet. Bei der alphabetischen Anordnung fügt es der Zufall, daß der Jüngste den unmittelbaren Vortritt vor dem Aeltesten hat, und da zeigt es sich, um wie viel lauter und heller die Stimme der Jugend ertönt, auch wenn manch ein falscher Ton mit unterklingt, um wie

viel frischer die Persönlichkeit von heute ihr Recht betont, als jene von gestern — und um wie viel mehr Raum man ihr gewährt. Die Alten erzählen, — die Jungen erleben. Daher spricht aus der Mehrzahl der Gedichte dieser Sammlung das unmittelbare Erlebniß.

Der Führer der jungen Gruppe ist Martin Boelitz, dessen Bild dem Buche beigegeben ist. Sein Erlebniß hat die reifste Kunst. Er bringt Gedichte von tiefem Reiz und Zauber. Ein träumerischer Sinn ist ihnen eigen, etwas Müdes, sonnig Verbleichendes, wie es der Abend im Hyde-Park malt:

Spätdämmerstunde, tiefe, wunderbare
Geheimnißvolle Künderin der Nacht,
Rosen im Haar, auf goldverbrämter Bahre
Wird nun mein toter Tag zur Ruh' gebracht.
— — — — — — — — — —
Aus tiefen Zweigen tönt das süße Rollen
Der Nachtigall laut durch die dunkle Flur,
Ich lausche, lausche heimatlos — verschollen —
Ein Mensch — ein Nichts — ein müder Herzschlag nur.

Oft gelingt ihm ein prächtiger herzerquickender Ton wie in „Mein Wesel“. Dann wieder erhebt er sich zu kämpfenden Trutzliedern, „Christus“, „Schlußklang“. Doch entfaltet sich seine reichste Begabung nicht im Kampf, sondern im Genießen jener Schönheit, über die Erinnerung die weißen Flügel breitet. So giebt „J'y pense“ ein Bild lebendigster Anschauung.

Fast scheint es, als ob die Dichter, die Martin Boelitz vorangehen und ihm folgen, alle mit ihm gemeinsam einen Familienzug trügen. Man glaubt oft, noch die Verse des Einen zu lesen, und liest schon die Verse des nächsten. Und weil sie Alle so jung sind, singen sie am liebsten vom Abend und vom Herbste. Peter Baum hebt den Reigen des Buches mit einem Klang feiner Schwermut in seiner „Erdenstimmung“ an.

„Woher ich komm', wohin ich geh',
Und was mein Weg ist, weiß ich nicht,
Aus tiefer Nacht, in tiefe Nacht
Und einen Tag im goldnen Licht . . .“

Theodor Etzel bietet zarteste, fast ein wenig zu süße Poesie in „April“, „Mai“, „Blüten“; — Otto Falkenberg heißempfundene, kraftvolle Gedichte, „Erlösung“, „Dämmerung“. Karl Maria findet nach manch suchendem Irren die vollendet schöne „Bitte“. Hans Heinz Ewers schlägt einen frischen erquickenden Ton an — seine Verse klingen wie gelbes Trompetengeschmetter durch die blaue Dämmerung der Träume. Sehr begabt scheint mir Richard Scheid. Ungewollt quillt ihm das Lied aus dem Herzen. Doch er macht leider nicht viel Federlesens damit. Neben Kiesgen, Kretzmann, Langewiesche, Lauff, Rehbein, Schulte vom Brühl, Bewer, Eschelbach, Eulenberg, Ferdinands, Friedrichs, Greeven, Kaiser, Uellenberg, Westenberger und dem Herausgeber sind zwei Frauen zu nennen: Miriam Eck und Carmen Sylva.

Mit dem trefflichen Gedicht „Arbeit“ von Max Wetter — von dem die biographischen Notizen der letzten Seiten nur den Namen zu nennen wissen — schließt das Buch und klingt damit in einer Erdenstimmung“ aus, wie es mit ihr begonnen.

Der Acker dampft, vom Berge gellt,
Wie ein Gebet in Angst und Not,
Ein wimmernd Glöckchen in die Welt:
„Herr, gieb uns unser täglich Brot!“

Die Rheinländer haben mit ihrer jüngsten Anthologie eine fesselnde Probe ihres Könnens gegeben. M. Stona.

Bibliographische Notizen.

Friedrich Nietzsche. Sein Leben und sein Werk. Von Raoul Richter. Leipzig, Dürr 1903. 288 Seiten. Preis 4 Mark.

Dies als Proben der feinsinnigen Charakteristik: „. . . Die originelle Mischung in Nietzsches philosophischer Persönlichkeit kommt erst dadurch zu Stande, daß der Stärke die Feinheit und Schärfe zur Seite tritt. Nietzsches Denkart gleicht hier dem Secirmesser des Anatomen, der Sonde des Arztes; haarscharfe Begriffsbestimmun-

gen, geschliffene Dialektik, ein Zerlegen komplizirter Seelenzustände bis in die feinen und feinsten Fäserchen, dazu ein unermüdliches immer tiefer und tiefer Bohren in den verborgensten Winkeln der menschlichen Natur; aber all das gewissermaßen spielend, mit einer Eleganz und Grazie der Arbeit, wie sie sonst nur den französischen Esprits zu eigen ist. Aber gleich folgt sein Gefühl dem Denken mit derselben Beweglichkeit, schillert in allen Schattirungen, schmiegt sich in der Temperatur bis in die Bruchteile von Graden dem jeweiligen Gedanken an, um dort, wo der Verstand nicht mehr weiter kann, die Führung zu übernehmen. Nur selten sehen wir in Nietzsches Schriften die Intensität oder die Feinheit seiner Geistesart allein an der Arbeit: aber oft glimmt das Feuer als verborgene Glut unter eiskalter Schale, oft auch verbirgt sich unter leidenschaftlichen Ergüssen der geistreiche Schalk, oft fließen beide zusammen zu jenen glühenden Spitzen, an denen die Nietzsche'sche Philosophie so reich ist."

Dann heißt es: „. . . Diejenige Stärke des Denkens, welche in der zeitweiligen Entsagung eigener Ideenproduktion und in ehrfurchtsvoller Unterordnung unter den Stoff besteht, diese eigentliche Gelehrtentugend hat Nietzsche nie besessen."

Raoul Richter behandelt Nietzsche besonders als Ethiker. Er läßt es sich angelegen sein, das Lehrgebäude, soweit davon bei einem so wenig baumeisterlich veranlagten Denker, wie Nietzsche es war, die Rede sein kann, sorgfältig zu trennen von der malerischen Bedingtheit dieses Gebäudes durch die so stark fühlbaren Abhängigkeits-Verhältnisse menschlich persönlicher Natur. Richter besitzt Geduld, Selbstzucht und Klarheit genug, um all das Ungeduldige, minder Klare und Rhapsodische seines Stoffes sauber heraus zu präpariren und seinen wilden Dichterdenker durch die formal exakte Behandlung, die er ihm angedeihen läßt, zum Gegenstand akademischer Diskussion zu machen. Das vorliegende Werk ist aus Leipziger Universitätsvorträgen hervorgegangen. H. L.

Die empiristische Geschichtsauffassung David Humes mit Berücksichtigung moderner methodologischer und erkenntnißtheoretischer Probleme. Eine philosophische Studie von Dr. Julius Goldstein. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung 1903.

Goldsteins Buch ist ein höchst schätzenswerter Beitrag zur Kenntniß der geschichtsphilosophischen Auffassungen der Neuzeit. Das kleine Werk ist so hübsch geschrieben, daß es den Leser, wenn man bei gelehrten Dingen einen so harmlosen Ausdruck gebrauchen darf, geradezu amüsiren muß. Alles Wesentliche wird mit Prägnanz und Gefälligkeit zur Darstellung gebracht. H. L.

Der alte Weg zum alten Gott. Gedanken und Betrachtungen über wichtige Fragen des christlichen Glaubens. Von Lic. Albert Bruckner. Mit Vorwort von Prof. Dr. Kirn. Schkeuditz-Leipzig, Verlag von W. Schäfer. 1903.

Ich habe dies Buch mit Freude an dem klaren, schlichten und schönen Vortrag der religiösen Gedanken, die den Verfasser erfüllen, gelesen. Vielleicht ist die Auffassung des Stifters der christlichen Religion, welche Bruckner giebt, ein wenig allzu orthodox kirchlich gehalten, sodaß Andersgläubige daran Anstoß nehmen könnten. Darauf läßt sich freilich erwidern, daß der Verfasser möglicher Weise sich nur an orthodoxe Christen wenden wollte. H. L.

Zur jüngsten deutschen Vergangenheit. Zweiter Band. Zweite Hälfte. (Innere Politik. — Aeußere Politik). Von Karl Lamprecht. Erste und zweite Auflage. Freiburg i. B. 1904. 761 Seiten. Preis 9 Mk., in Halbf. geb. 11 Mk.

Karl Lamprecht hat jetzt seine Ergänzungsbände zur deutschen Geschichte abgeschlossen. Er hat die jüngste Vergangenheit nach ihren entscheidenden Grundproblemen auf dem Gebiete der Politik, des Wirtschaftslebens und der Künste befragt, um nun an der Stelle, wo er sein Hauptwerk verließ, mit frisch gestählten Kräften fortfahren zu können. Ein seltsamer, eigenartig fesselnder Schriftsteller ist dieser große Historiker. Sein Stil ist schön, wenn charaktervolle Eigenart Schönheit ist. Seine Auffassungen sind tief, wenn der verknüpfende persönliche Geist Tiefe genannt werden darf. Er ist ein Mann, mit dem sich zu beschäftigen, reizvoll und gewinnreich scheint; wie sehr man sich im Einzelnen auch bis zur unbefangensten Kontradiktion hingezogen fühlen mag. Zürnen wird man ihm schwerlich jemals können. Der Anblick der frischen entwicklungsfrohen Anschaulichkeit stimmt auf alle Fälle fröhlich. H. L.

Cadinen. Sommeraufenthalt der deutschen Kaiserin. Mit allerhöchster Genehmigung zum Besten der durch die Wassersnot Geschädigten herausgegeben von Ottomar Anschütz. Verlag von Ottomar Anschütz, Kaufhaus für Photographie, Berlin W.

Einem schönen Zwecke verdankt dies

schöne Buch sein Entstehen, das uns einen wohltuenden Einblick in das intime Leben unserer Herrscherfamilie gewährt und, indem es uns die Kaiserin im Kreise ihrer Kinder, in dem idyllischen Leben ländlicher Zurückgezogenheit zeigt, gleichsam eine Ergänzung zu den zahllosen Bildern bietet, die unsern rastlosen, allen öffentlichen Angelegenheiten mit staunenswerter Hingabe sich widmenden Monarchen uns in der Ausübung seines verantwortungsvollen Berufes, in der Erfüllung seiner repräsentativen Pflichten, in den mannigfaltigen Betätigungen seiner vielseitigen Interessen und in den knapp bemessenen Stunden der Erholung und des Genusses zeigen. Von der Weite eines ungeheuren Wirkungsgebietes, von einer fast verwirrenden Fülle der verschiedenartigsten glänzenden Bilder, deren Mittelpunkt seine fascinirende Persönlichkeit bildet, wird gern das zerstreute, geblendete Auge in ruhiger Sammlung auf jenen kleinen, anheimelnden Kreis sich koncentriren in dem wir seine hohe Gemahlin als Mutter und als freundliche Gutsherrin wirken sehen in gewinnender Schlichtheit. Kein weltstädtischer Badeort, kein prunkvoller Besitz ist es, in dem die deutsche Kaiserin mit ihren Kindern ihre Sommererholung genießt: ein abgelegener, von der großen Verkehrsstraße entfernter Ort mit einfachen und doch anziehenden Naturreizen ist das bei Elbing gelegene Cadinen, dessen Gutsherr der Kaiser seit sechs Jahren ist, und in dem die kaiserliche Familie in einem bescheidenen Schlößchen, das nur gerade Platz für sie und ihre allernächste Umgebung bietet, haust. Wie man hier lebt, das zeigen die in diesem Album vereinigten schönen Bilder nach photographischen Aufnahmen, von denen einige von der Kaiserin selbst und den Prinzen Oskar und Adalbert herrühren, in anziehender Weise. Da sehen wir die Mitglieder der kaiserlichen Familie im herzlichen Verkehr miteinander sowie in ihrer zwanglos freundlichen Anteilnahme an dem Wohl der Dorfleute und der Arbeiter der Ziegeleien, in denen auf des Kaisers Anregung eine verheißungsvolle Kunstindustrie mit wachsendem Erfolge gepflegt wird. Da sehen wir die Kaiserin mit den Prinzen, der lieblichen Prinzessin bei dem Feste der Ziegeleiarbeiter sowie beim Kinderfeste; und auch das buntere Leben, das sich in Cadinen durch die Uebungen der Sanitätskolonnen und Kriegervereine des Stadt- und Landkreises Elbing entfaltet, sehen wir festgehalten. Wir dürfen einen Blick in die Schule und in das Arbeiter- und Krankenhaus werfen, und das Menschenleben wie das Tierleben in Cadinen hat dem Photographen eine Menge prächtiger Motive geboten, die er zu wahrhaft künstlerisch anmutenden Bildern gestaltet hat. Die an Thüringen gemahnenden einfachen Reize der Landschaft erfreuen unser Auge, der Zauber verschollener Zeit grüßt uns aus dem Bilde der Klosterruine, und mit wahrhafter Märchenromantik umspinnt uns der Anblick der 1000 jährigen Eiche. Die fernere Umgebung Cadinens ist mit stimmungsvollen Bildern vom Frischen Haff vertreten. — Möge das schöne und preiswerte Werk, das auch ohne seinen wohltätigen Zweck weite Verbreitung verdiente, den Erfolg haben, den ihm seine hohe Protektorin, die Kaiserin, in den in Facsimile dem Album vorangesetzten Zeilen wünscht. O. W.

Litterarisches Jahrbuch. Verbunden mit einem Schriftsteller-Lexikon. Unter Mitwirkung von Dr. Carl Busse, Paul Ehlers, Rudolf Friedemann, Dr. H. Handke, Dr. H. Mielke. Herausgegeben von Peter Thiel. Erster Jahrgang. 1902. Köln a. Rh., Verlag von Hourich und Bechstett.

Der vorliegende erste Band dieses verdienstvollen Unternehmens enthält eine Reihe zusammenfassender kritischer Aufsätze, denen Einzelbesprechungen der einschlägigen Litteraturerscheinungen jedesmal nachfolgen; auch bildet ein alphabetisches Verzeichniß der in der Zeit vom 1. Oktober 1901 bis 1. Oktober 1902 erschienenen Werke den brauchbaren Abschluß jedes dieser Teile (Lyrik, Roman, Drama, dramatische Musik). Ein ausführliches Schriftstellerlexikon (auf etwa 170 eng gedruckten Seiten) und eine historische Einleitung Handkes über die deutsche Volksseele und die moderne Litteraturströmung erhöhen den Wert des Bändchens. H. L.

Max Hesses Volksbücherei. Nr. 1. Die Ahnfrau. Nr. 8—9. Das goldene Vließ. Nr. 49—50. Selbstbiographie. Erinnerungen an Beethoven. Nr. 34. Der arme Spielmann u. A. von Franz Grillparzer. Leipzig, Max Hesses Verlag. (Jede Nummer 20 Pfg.)

Grillparzers Werken ist gewiß weite Verbreitung zu wünschen. Jeder Schritt hierzu ist mit Dank zu begrüßen. Man kann von dem großen österreichischen Dichter nicht nur in künstlerischer Beziehung reichen Genuß empfangen, sondern auch in sittlich, allgemein menschlicher Beziehung viel lernen

denn die starke Verstandeskraft, tiefe Herzensehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit des Mannes ermöglichen uns einen lehrreichen und genußvollen Einblick in mancherlei Seelenzustände und allerhand, wenn auch nicht immer direkt erfreuliche, so doch durch die klare Wiedergabe sieghaft überwundene irdische Lebensverhältnisse. Grillparzer hat so ungemein Schönes auch auf dem Gebiete der schriftstellerischen Prosa geleistet. Seine Selbstbiographie ist geradezu einzig in ihrer Einfachheit und edlen Würde, der redlichen Selbstkritik und mannhaften, kraftvollen Einschätzung des eigenen Wertes. Dazu ist es ja im höchsten Grade lehrreich und fesselnd, den Entwicklungsgang dieses reich begnadeten Dichters an der Hand seines schmucklos schönen Vortrags näher kennen zu lernen.

Die Novelle vom armen Spielmann hat wohl zu allen Zeiten die Herzen der Leser entzückt und gehoben. Es ist hier ein wundervolles Kunstwerk von unvergleichlichem Stimmungsdufte geschaffen. Wie sich das Ganze aus dem Trubel eines Wiener Volksfestes heraus entwickelt, zierlich, zart und fein, gleichsam wie eine Phantasie aus den Blättern des großen Plutarch des Volkslebens, der von „unbedeutenden" Menschen handelt, und wie der Dichter die eigne Person dahin zu setzen weiß, wo man sie am besten erträgt, indem er nämlich alles Licht der Liebe auf die Andern strömen läßt und sich im Schatten hält, keine Feder vermöchte das wohl zureichend zu schildern und zu würdigen; und nur die Feder eines Dichters wie Grillparzer konnte dergleichen erzeugen. H. L.

Die Hochwürdigen. Komödie in sechs Akten von Georges Ancey. Einzige berechtigte Uebersetzung von F. Gräfin zu Reventlow. Albert Langen, Verlag für Litteratur und Kunst. München, 1903.

Bei Tendenzstücken tritt oft eine gewisse Gefahr in Erscheinung: sie werden undramatisch; die Ansprüche, welche wir an ein Drama stellen, werden leicht vernachlässigt zu Gunsten der zu beweisenden Thesen. Diese Beobachtung muß man leider auch an diesem Stück bis zu einem gewissen Grade machen, und das erscheint um so bedauerlicher, da dasselbe den Erfolg, den es als Buch in Frankreich gehabt hat, durch viele Eigenschaften verdient.

Ancey ist ein feiner Beobachter und scharfer Satiriker, seine Charakteristik ist treffend, seine Kontraste wirksam. Der hier unternommene Angriff auf den Klerus — man mag über ihn denken, wie man will, — bedeutet um der rücksichtslosen Offenheit willen, mit der er geschieht, eine mutige Tat. Und dabei ist doppelt anzuerkennen, daß der Autor sich einer Uebertreibung nicht schuldig macht.

Das Stück ist mit großer Sorgfalt übersetzt, und man sieht wieder einmal recht, welche Schwierigkeiten gerade die französische Sprache hierfür bietet. — O. G.

Giordano Bruno. Ein Drama in fünf Aufzügen von Carl Hilm. Verlag „Renaissance" Otto Lehmann, Schmargendorf-Berlin.

„Dieses Buch ist nicht für die Vielen, die etwa meinen, sie könnten hier mit dem Dichter zur Kurzweil die Bahnen gehen, welche der Nolaner vorangeschritten. Für die Wenigen ist es, die ihm selber zu folgen gewußt," bestimmt der Dichter in der Zueignung. Darin liegt eine wohltuende Bescheidenheit, die von diesen „Wenigen" gewiß gern in gleicher Weise erwidert wird. Sie werden mit Dankbarkeit sich freuen über des Verfassers rührende Liebe zu einem großen Manne, die ihn zu einer Monographie begeistert hat, in welcher der Märtyrer der Wissenschaft, wie ein Heiliger von einer Aureole umgeben, zwischen allerhand Menschen sich bewegt und goldene Worte spricht. O. G.

Von Gespenstergeschichten, ihrer Technik und ihrer Litteratur. Von Dr. Benno Diederich. Leipzig, Verlag von Schmidt & Spring.

„Das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil" — sagt Goethe; dürfen wir uns da über die weitverbreitete Vorliebe für Gespenstergeschichten wundern, aus der auch nach dem Vorworte des Verfassers sein interessantes Werk hervorgegangen? Eine ausgedehnte Lektüre dieser von manchen über die Achsel angesehenen Litteraturgattung, in der es gleichwohl einige unsterbliche Meisterwerke in Vers und Prosa giebt, führte den Verfasser zu einer Sammlung von Musterschöpfungen und zu einer zunehmenden Kenntniß des Wesens und der Struktur der Gespenstergeschichten, die dann durch eine gründliche, zielbewußte Untersuchung vertieft wurde. Er guckte den Dichtern in die Werkstatt, sah ihnen auf die Finger, lauschte ihnen die Kunstgriffe ab und ergründete das Geheimniß der Wirkung ihrer Schöpfungen. Und schließlich giebt er, nachdem er den Meisterwerken in lehrreicher Weise die Leistungen der Stümper gegenübergestellt, das ernüchternde Schema, das Recept, nach welchen man mit

unfehlbarer Sicherheit eine packende Gespenstergeschichte zusammenbrauen kann — d. h. glaubt zusammenbrauen zu können! doch gemach! die Kenntniß der — künstlerischen — Gesetze schützt nicht — vor dem Mißlingen. Sie werden immer nur, wenn ein Meister sie handhabt und ihnen lebendige Gestalt giebt, ihre Wirkung tun. Interessant und nützlich wird aber dieser Einblick auch dem nicht produktiven, lediglich nach Erkenntniß verlangenden Geiste sein. Der Verfasser betrachtet selbst sein anregendes und fesselndes Buch, das neben seinem theoretischen Gehalt einen reichen und sorgfältig ausgewählten Stoff zum Lesen und Vorlesen bietet, als einen ersten Versuch, als eine noch weiter auszubauende erste Anlage. Vielleicht wird er späterhin z. B. zu einer genaueren Klassificirung der Gespenstergeschichten nach inneren Merkmalen und den Absichten und Zielen der Dichter kommen; und dabei wäre bei Manchem ausführlicher zu verweilen. Die Eigenart z. B. von Poes Gespenstergeschichten wie der „Ligeia" und „Morella" u. a., die als Symbolisirung eines psychischen Problems, als Versinnbildlichung einer psycho-psysiologischen Tatsache aufzufassen sind, verdiente eine besondere Beleuchtung. Dies und Anderes können wir aber getrost der Zukunft überlassen. Ein kleiner Fehler sei angemerkt. Mörike wird im Text wie im Register fälschlich mit ck geschrieben. Es ist Zeit, daß diese häufige Falschschreibung des Namens eines unserer größten Lyriker zur Unmöglichkeit wird.

O. W.

Maja Engell. Roman von Edith Nebelong. Stuttgart, Axel Juncker.

„Die Liebe meiner Jugend ist heute gestorben!"

Wie gefühlvoll könnte das klingen, und wie sentimental ist dieser traurige Satz schon behandelt worden in den mannigfaltigsten Variationen.

Hier hören wir andere Musik. Darinnen ist wahres Empfinden, mit allen Nüancen, mit aller Steigerung des Tempos und der Dynamik, hier zart, innig, — jubelnd, — und dort müde, trostlos, — tief traurig. Und dieses Empfinden ruht in einer Form, die künstlerisch abgerundet und durchaus originell ist. Und welch' vornehmer Realismus! Das ist alles bis in's Feinste beobachtet, unmittelbar erfaßt und mit einer Charakteristik wiedergegeben, die an moderne Instrumentalmusik erinnert. Und dann wieder werden wir tief beglückt durch liebe Melodien schöner Gedanken. Helene Klepetar hat das Werk vorzüglich übersetzt; sie muß der Verfasserin geistig nahe stehen und viel von deren künstlerischem Empfinden selbst besitzen. — O. G.

Der Synodale. Eine fast wahre Geschichte von Felix Freiherrn von Stenglin. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden. Preis Mk. 2,00. —

Eine neue Geschichte von Stenglin, — man hebe sie sich für eine besondere Stunde auf!

Ein Geistlicher hat von der Synode die Aufforderung erhalten, über die Zustände in Variétés, Animirkneipen und ähnlichen „Vergnügungslokalen" einen Bericht zu schreiben. An der Hand eines alten Schulfreundes, der übrigens den dort gebotenen Freuden durchaus nicht abgeneigt ist, begiebt er sich auf die Entdeckungsreise, die ihn zunächst mit gerechter sittlicher Entrüstung erfüllt. Im weiteren Verlauf aber wird der Pastor zu einer größeren Milde gestimmt, die sich wohl immer bei einer ernst eingehenden Prüfung einstellen dürfte, die aber doch auch nicht unbeeinflußt ist von einem gewissen sinnlichen Behagen, das er im Verkehr mit Mia empfindet, einem hübschen Mädchen, welches das Objekt seiner Untersuchungen geworden ist. Wie weit diese Untersuchungen gehen, darüber läßt uns der Verfasser zuletzt im Unklaren. Jedenfalls verläßt der Pastor das Sündenbabel Berlin in unbefleckter Reinheit und wird von Sandlage aus, wo er sicher wieder im Schoß seiner Familie sitzt, einen niederschmetternden Bericht an die Synode schreiben.

Wir staunen über die psychologische Feinheit, mit der der Verfasser seinen „Helden" zeichnet, einen eigentlich durchaus charakterfesten Mann mit ernstem Wollen und weitem Horizont, der sich aber in der veränderten Umgebung so gar nicht zurechtfinden kann, der die Versuchung wohl überwindet, aber sich doch gern ein Weilchen von ihr streicheln läßt. Das ist mit einer Präcision des Ausdrucks, mit einer zwar kaum merklichen, aber herb salzigen Satire geschrieben. Dazu kommt eine Schilderung des Milieus von geradezu verblüffender Echtheit. Aber unter diesen virtuosen Eigenschaften ruht ein fester Grund sittlichen Ernstes, der dem Buch doch erst seinen eigentlichen Wert verleiht. O. G.

In der Lunca. Rumänische Idylle. Von Carmen Sylva. Regensburg, W. Wunderlings Hofbuchhandlung.

Die Welt weiß, mit welcher Hingabe

und mit welchem Erfolge der auf den Thron Rumäniens gelangte Hohenzollernfürst und seine nicht nur den Adel der Geburt auf der leuchtenden Stirn tragende Gemahlin die hohe, schöne, aber auch unendlich schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe, die das Schicksal ihnen zugeteilt, gelöst haben, ein begabtes und strebsames, aber halb kultivirtes, wirtschaftlich schwaches und desorganisirtes und deshalb politisch bedeutungsloses Volk zu der Höhe der Gesittung, der Ordnung, des Wohlstandes und der militärischen und politischen Geltung emporzuführen. Ich glaube, eines der Geheimnisse dieses erstaunlichen Erfolges — doppelt erstaunlich und rühmenswert, wenn man die Verhältnisse der Nachbarländer betrachtet, — wird in schönster Weise durch diese poetische Schöpfung der gekrönten Dichterin enthüllt. Es liegt in der hingebenden Vertiefung in die Seele, das innerste Leben des Volkes, woraus das für seine Eigenart, seine Bedürfnisse und seine erziehliche Behandlung notwendige Verständniß hervorging und jene anfangs pflichtgemäße Liebe zu ihm die natürliche Wärme und Innigkeit erlangte, die wiederum eine Liebe wecken mußte, welche dem Herrscherpaar die Durchführung seiner Aufgabe ermöglichte. Die vorliegende Dichtung verrät, daß dieses, um das Volk in seiner echten Gestalt kennen zu lernen, gerade in jene Schichten hinabstieg, von denen die Fürsten gemeinhin fern gehalten werden. „In der Lunca“ — Lunca bedeutet Aue, Flußgelände, was immer das fruchtbarste Land in Rumänien ist, — führt uns zu den einfachsten Menschen mit primitivsten Lebensbedingungen, in homerische Verhältnisse: Ein rumänisches Hirtenpaar, das in inniger Liebe zu einander entbrennt —, einer Liebe, die das kahlste Leben in berauschende Poesie und die bescheidensten Dinge in Gold wandelt —, das dann den Neidern zum Trotz sich seines Glückes freut, bis das Schicksal grausam mit harter Hand hineingreift und vor der letzten Erfüllung der Tod sein düsteres Veto spricht und den vom Fieber erfaßten Liebenden hinrafft — das ist der ganze, schlichte Inhalt des Büchleins; aber eine Fülle von Poesie liegt darin, und die in monologischer Form durch den Mund des liebenden und trauernden Mädchens mitgeteilte rumänische Idylle von Soare und Evanghelu klingt in unsere Herzen mit dem Zauber eines innigen, wehmütig-süßen Volksliedes. Man vergißt die beiden lieben und treuen Naturkinder Soare und Evanghelu nicht. Zwei farbige Bilder zieren das splendide ausgestattete Buch. Sie rühren von dem rumänischen Maler Grigoresco her und stellen einen rumänischen Hirtenknaben und ein rumänisches Mädchen dar. Die Dichterin sagt von ihnen in der Einleitung: daß sie nicht als Illustrationen im eigentlichen Sinne des Wortes gemeint seien. „Ich habe sie für dieses kleine Buch chromolithographiren lassen, weil sie so ganz die Tracht und die Stimmung wiedergeben. Grigoresco hat sein Land studirt wie kein Anderer, und seine Bilder haben die ganze Glut unserer Sonne und die ganze Melancholie unserer weiten Ebene und gewaltigen Berge. Er hat diesen Naturkindern ihre Ruhe und edle Haltung abgelauscht. Sie haben dieselbe Grazie und dieselbe Unbeweglichkeit wie die Hirten der römischen Campagna; nur sind sie noch viel melancholischer, da das rumänische Volk so lange unter fremder Bedrückung geschmachtet hat und sich davon nur langsam erholen kann.“ Dieser Charakteristik braucht man kein Wort hinzuzufügen. Möge das rumänische Liebespaar Soare-Evanghelu, für welches seine königliche Dichterin um unsere Teilnahme wirbt, recht viele deutsche Freunde finden. O. W.

Verspielt. Novellen von Gerhard Borkman. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag. 1903.

Kleine, nette Erzählungen tragischen Inhalts, die uns eine müßige Stunde gern vertreiben helfen.

Die Schilderung des Milieus freilich, welche einzelner hübscher Züge durchaus nicht entbehrt, krankt an dem weitverbreiteten Leiden, daß sie nicht ganz echt ist. Diese Grafen und Barone mit ihren Monocles, parfümirten Taschentüchern und blasirt nachlässigen Bewegungen erinnern leider hie und da an die Helden gewisser Romane, die auf Nähmamsells ihren Eindruck nie zu verfehlen pflegen. Das ist hier um so bedauerlicher, als eine innere Vertiefung der Gestalten mit Erfolg angestrebt ist.

Es giebt so wenige Romane und Novellen, in denen die „gute Gesellschaft“ lebensgetreu gezeichnet ist, und das bedeutet im Gegensatz zu der umfangreichen Litteratur an guten Schilderungen niederer Kreise einen empfindlichen Mangel.

O. G.

Der Richter. Roman von Karin Michaëlis. Stuttgart, Axel Juncker Verlag, 1903.

Wir sehen hier Gestalten, deren Linien an die knochige Stärke Holbeins erinnern, Personen, deren Charaktere etwas von der

unmittelbaren Gewalt Shakespeares haben, inmitten einer Umgebung, welche mit Farben gemalt ist, die an die Lichtwirkungen bei Velazquez gemahnen möchten. Die Handlung ist von einem Realismus, der uns manchmal sogar zu stark erscheinen würde, empfänden wir nicht, daß eine elementare Kraft dahinter steht. Alle Töne sind echt und groß: rasende Geigen sinnlicher Leidenschaft, Posaunenstöße unerbittlichen Schicksals. Ueber dem Ganzen scheint eine Farbe zu glühen, die wohl ab und zu von andern verdrängt wird, die aber immer wieder mächtig zum Durchbruch kommt: ein tiefes, blutiges Rot, wie es in qualmenden Rauchwolken von Scheiterhaufen emporlodert, wie es in dem Blute des erschlagenen Mannes glänzt, den sein Weib umgebracht, wie es in der wilden Begierde eines schönen, sinnendurstenden Weibes heiß aufflammt.

Die Uebersetzung ist meisterhaft und zeugt von einer tiefen eigenen poetischen Kraft. —

O. G.

Der Schmetterlingskuß. Von Felix Hübel. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

Sentimentalitäten einer jungen Liebe, die ohne Hoffnung ist: man kennt die Tagebücher, die sie bewahren. Der Verfasser, schuldbewußt, entschuldigt sich: Ein Zwanzigjähriger ist es ja, der dies schrieb. Ich habe klügere und skeptischere Zwanzigjährige gesehen. Rückständigkeiten sucht man vergebens interessant zu machen. Oder man wende sich energisch ausschließlich an Backfische. Dann verstummt jeder Einwand. Und es bleibt nur ein Bedauern, daß ein Dichtergemüt sich hin und wieder zwecklos regte und hier und da ein süßes Leuchten über dürre Wege warf. A. K. M.

„Furor Teutonicus“ oder acht Tage in Berlin. Von Max Viola. Budapest, Carl Grills Hofbuchhandlung, 1903.

In launigen Versen, denen Heinrich Heines Muse unverkennbar Pate stand, besingt Max Viola:

„Im sonnigen Monate Juni war's,
Ich freute mich ungeheuer,
Da fuhr ich im Postzug nach Berlin,
Per Eilzug war's mir zu teuer . . .“

— wie es ihm in Berlin erging.

Besonders eindringlich wird der modernen Dichterschule nachgefragt. Mit glänzendem Witze versteht es Viola, die Dichter dieser Schule zu parodiren. Man kann sich dabei bisweilen eines doppelten Wohlbehagens erfreuen, des Wohlbehagens an der meisterhaften Parodie sowohl, wie an dem scherzhaft gegeißelten Vorbilde. Viola trifft mit unfehlbarer Geschicklichkeit die Achillesferse der Lächerlichkeit an jenen Gedichten, und dabei besitzen doch auch die zum Vergleich mitgegebenen Originale öfters einen gewissen Charme, der einem wohltut. Der Charme des Uebermuts — bisweilen freilich bis zum völligen Blödsinn (Heymel singt schließlich selbst: Es ist zwar eitel Blödsinn). Dann aber auch der Hoffmannsthal'sche Charme seltsamer, ganz wundersam eigenartiger, bleicher, absurd genialer Schönheit, die denn freilich, so sehr sie zur Parodie reizt, die Parodie immer wieder lächelnd geheimnißvoll überwindet.

H. L.

Aus Urgroßmutters Garten ein Frühlingsstrauß aus dem Rokoko. Von Arno Holz. Dresden, Carl Reißner.

Arno Holz, der moderne Revolutionär und Experimentator, hat ein Janusgesicht, das nicht nur vorwärts nach neuen Entwicklungspfaden ausspäht, sondern auch sehnsüchtige Blicke in die Vergangenheit sendet, aus denen der Duft von Lavendel und Muskathyazinthen, süße Träume weckend, herüberweht. So hat er uns, ein virtuoser Nachempfinder, Lieder auf einer alten Laute gesungen, und so hat er uns jetzt einen prächtigen Frühlingsstrauß aus Urgroßmutters Garten gepflückt. Die Zeit der Anakreontiker, die so zierlich tändelnde, so graziös leichtfertige Liebesliedchen zu singen wußten, so fein gespitzte und bunt befiederte Goldpfeile spielend vom schön geschwungenen Bogen entsandten, hat er wieder heraufbeschworen. Eine hübsch lackirte erdichtete Schäferwelt spiegelt eine schönere, poetische Wirklichkeit, die Helios und Luna zauberhaft bestrahlen, vor, und die Reize von Dorimenen, von Phillis, Selinden, Daphnen, Chloen und Doris wollen uns berücken, wie sie einst ihre als Damon, Thyrsis, Amaranth sie umwerbenden Dichter entzückt und zu keckem Verlangen entzündet haben. Und wunderbar mutet es an, wenn durch all dies lüsterne Tändeln, diese spielerische Empfindelei, dieses Silbergeklingel künstlich ciselirter und polirter Verse, diese geschniegelte Schäferwelt der Brustton echter Empfindung, der Lerchenschlag gesunden unverschnörkelten Naturgesanges aus dem Munde des jungen Goethe ertönt, der aus dem Banne der Uz, Gleim, Götz, Weiße, Hagedorn mächtig herausstrebt! Doch neben dem feinen klingt noch manch anderes Lied im volleren Ton, das uns nicht blos historisches Interesse einflößt, sondern heute noch mit seinem warmen Herzschlag echten Ge-

fühls und mit echt lyrischer Schöne Herz und Sinn und Ohr bestrickt, wie z. B. Jacobis schönes „Komm Liebchen! es neigen“ . . . Uebrigens wird hier mancher der berühmten, uns bis heute geläufig gebliebenen Dichternamen durch einen heute kaum noch bekannten mit einer überragenden Leistung in den Schatten gestellt. So trägt in der Behandlung des gleichen Themas der vergessene Leyding mit seinem knapp gefaßten und vortrefflich aufgebauten humoristischen Gedichte „Der Selbstmord“ den Sieg über Hagedorn davon, der in der „verliebten Verzweiflung“ die Pointe durch breittretende Wiederholung um jede Wirkung bringt. Von Offenfelder — wer kennt ihn heute noch! — finden wir ein reizendes Gedichtchen, mit meisterhaft zu schalkhafter Wirkung verwendetem Refrain. Und mit angenehmer Ueberraschung findet man hier die Quelle mancher bis heute — sei es auch in etwas variirter Form — in Umlauf gebliebenen Redewendung. Man lese z. B. Hagedorns Gedicht „Die Alte“ — in welchem wir übrigens bereits die „gute alte Zeit“ auf Kosten der Gegenwart gepriesen finden — daraufhin durch. Wer aber von der damaligen Gegenwart, die für uns die gute alte Zeit ist, ein lebendiges Bild haben will, der greife zu diesem Büchlein, das jene uns schon äußerlich, in seiner stilgerechten Ausstattung, von dem Einbande von imitirtem Pergament, dem farbig schillernden Goldschnitt und dem Vorsatzpapier an bis zu den alten Leisten und Vignetten und den Lettern, nahe bringt.

O. W.

Eine reiche Sammlung von Jugendschriften für Knaben und Mädchen im Alter von 8—15 Jahren bietet der Verlag von E. Kempe in Leipzig, in dem auch die bekannte, weit verbreitete „Jugend-Gartenlaube“ erscheint, in seiner farbig illustrirten Jugendbibliothek, von der jeder Band 3.— Mk. kostet. Hervorgehoben seien die Bücher: „Mancherlei Gaben“ mit Erzählungen von S. von Adelung, P. Benndorf, A. Brachvogel, Rob. Frohn, F. Gaudy, W. Gedon, Mundt von Pochhammer, Adolf Stifter u. A.; „Jugendbrunnen“ mit Beiträgen von P. Benndorf, F. Dornblüth, C. Lund, F. Schanz, C. v. Sarden, Aug. Thomas u. A., mehr noch als dieses wenden sich besonders an Knaben: das Erzählungen aus den deutschen Kriegen bietende Buch „Deutsche Vergeltung“, in welchem neben dem Verfasser der Titelgeschichte, H. von Osten, noch bekannte ältere und neuere Erzähler wie Stifter, Zschokke, Gaudy, Bube, A. Stanislaus, Stöber, G. H. von Schubert, O. Glaubrecht vertreten sind, sowie „Allzeit Kopf hoch“, dessen von J. Barre und anderen Autoren herrührender Inhalt den jungen Lesern leuchtende Vorbilder kraftvollen Strebens — unter denen auch der Trojaentdecker Heinrich Schliemann vertreten ist — aufstellt.

Zu diesen Büchern, die, wie die folgenden der Kempe'schen Jugendbibliothek, mit farbigen Bildern von leider nicht gerade hervorragender Schönheit und zum Teil nicht passendem Formate geschmückt sind, kommen noch ein paar alte liebe Freunde der Jugend, die schon Generationen entzückt haben und spätere Generationen entzücken werden; da tritt uns zunächst unser unsterblicher Robinson der Jüngere entgegen, den Otto Albrecht im Anschluß an Campe — doch unter Fortlassung der eingeschobenen, erziehliche Zwecke verfolgenden, aber von der leichtfertigen Jugend gemeinhin überschlagenen Gespräche des Vaters und der Kinder — neu herausgegeben hat; daneben tauchen die lustigen Helden deutschen Volkshumors auf: die sieben Schwaben, Münchhausen, Till Eulenspiegel, die Schildbürger in dem Buche „Deutsche Schwänke“, in dem sie freilich bei aller erheiternden Ungebundenheit ihren Ton auf den Umgang mit jugendlichen Lesern gestimmt haben. Das gleichfalls in dieser Sammlung erschienene und gleicherweise ausgestattete „Neue deutsche Märchenbuch“ von Ludwig Bechstein wird man wohl am liebsten in seiner alten lieben Originalgestalt mit den einfach schönen Holzschnitten von Ernst Preßler begrüßen, wie sie uns in der im Verlage von A. Hartleben, Wien erschienenen 71. Auflage der Volksausgabe (Pr. 1.20 Mk.) entgegentritt, der wir auch vor der vom gleichen Verlage herausgegebenen „Prachtausgabe“ (80. Auflage Preis 3.00 Mk.) den Vorzug geben, denn die dieser zu den Preßler'schen Zeichnungen beigegebenen Farbendruckbilder bedeuten keine Bereicherung des uns von Kindheit an in seinem alten schlichten Gewande lieb und vertraut gewordenen Buches.

Goethes sämmtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. Dreizehnter Band: Faust. Mit Einleitung und Anmerkungen von Erich Schmidt. 1. Teil. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. G. m. b. H.

Goethe. Sein Leben und seine Werke von Dr. Albert Bielschowsky. Zweiter Band mit einer Photogravüre (Goethe im 79. Lebensjahre von Josef Stieler). Erste bis dritte Auflage. München 1904. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

Grillparzers Werke. Herausgegeben von Rudolf Franz. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe in fünf Bänden. Erster Band. Leipzig, Bibliogr. Institut.

Guhlen, Freiherr von, Sine ira et studio. Militärische Betrachtungen (1900—1903). Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Hamsun, Knut, Munken Vendt. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Gertrud Ingeborg Klett. München 1904. Albert Langen.

Hansen, Carl, Henrik Ette. Geschichte eines Lebens. Dresden, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).

Hebbels ausgewählte Werke in sechs Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Richard Specht. Dritter Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandl. Nachfolger.

Hesses, Max, Volksbücherei. No. 61 bis 70. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Heyse, Paul, Romane. 34.—42. Lieferung. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. G. m. b. H.

Holz, Arno, Aus Urgrossmutters Garten. Ein Frühlingsstrauss aus dem Rokoko. Dresden, Carl Reissner.

Im Kränzchen. Erzählungen für die Jugend. Mit 10 feinen Farbendruckbildern. Leipzig, E. Kempe.

Iwan Bunin. Erzählungen. Deutsch von Georg Polonskij. (Internationale Novellen-Bibliothek Band 5.) München, Dr. J. Marchlewski & Co., Verlag slavischer u. nordischer Litteratur.

Jugendbrunnen. Erzählungen für die Jugend von S. Benndorf, Fr. Dornblüth, O. Glaubrecht etc. Mit 10 feinen Farbendruckbildern und vielen Holzschnitten. Leipzig, E. Kempe.

Karmen, Die „Wilden“. Aus dem Leben der Odessaer Hafenarbeiter. Einzig berechtigte Uebersetzung von Julie Goldbaum. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Kerl, Fr. A., Siebeneichen. Poetische Erzählung aus der Zeit Friedrichs I. Barbarossa. Berlin, Verlag der Hofbuchhandlung Karl Siegismund.

Keysser, Dr. Adolf, Die öffentlichen Bibliotheken und die schöne Litteratur. Mit besonderer Beziehung auf die Kölner Stadtbibliotheken. Köln, Verlag der M. Du Mont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Kohut, Dr. Adolf, Justus von Liebig. Sein Leben und Wirken. Auf Grund der besten und zuverlässigsten Quellen geschildert. Mit ungedruckten Briefen Liebigs, zwei Briefen Liebigs in Faksimile und 31 Original-Illustrationen. Giessen, Verlag von Emil Roth, 1904.

Kunst des Jahres, Die, Deutsche Kunstausstellungen. 1903. München, Verlagsanstalten F. Bruckmann, A.-G.

Leidfried. Von Liebe, Leid und Tod. Gedichte. Berlin, Verlag der Hofbuchhandlung Karl Siegismund.

List, Guido, Alraunenmären. Linz-Wien-Leipzig, Oesterreichische Verlagsanstalt.

Lohde, Clarissa, Flüchtiges Glück. Roman. Berlin W. 10, Richard Taendlers Verlag.

Loral, Hugo, Ende gut, Alles gut. Schauspiel in drei Aufzügen. Wien, VI 2, Ufergasse 14. Hugo Loral.

Lübke, Wilhelm, Grundriss der Kunstgeschichte. 12. Auflage (63.—68. Tausend) vollständig neu bearbeitet von Professor Dr. Max Semrau. III. Die Kunst der Renaissance in Italien und im Norden. Mit 5 farb. Tafeln, 3 Heliogravuren u. 489 Abbildungen im Text. Stuttgart, Paul Neff.

Ludwig, Otto. Das Märchen vom toten Kinde. — Aus einem alten Schulmeisterleben. Humoristische Erzählung. (Max Hesses Volksbücherei No. 65.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

Madjera, Wolfgang, Ahasver. Eine Tragödie in fünf Aufzügen. Wien, Oesterreichische Verlagsanstalt.

Mancherlei Gaben. Erzählungen für die Jugend von S. v. Adelung, P. Benndorf, A. Brachvogel etc. Mit 10 feinen Farbendruckbildern und vielen Holzschnitten. Leipzig, E. Kempe.

Marbach, Hans, König und Kaufmann. Historisches Drama. Dresden, Carl Reissner.

Marshall, Dr. W., Die Tiere der Erde. Eine volkstümliche Uebersicht über die Naturgeschichte der Tiere. Lieferung 13, 14, 15. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Meinhardt, Adalbert, Mädchen und Frauen. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Melschin, L., In der Welt der Verstossenen. Erzählungen. Aus dem Russischen übersetzt von G. Polonsky. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Mengs, Georg, (Gertrud Büstorff) Auf Bergeshöh'n. Roman. Zwei Teile in einem Bande. Berlin, Verlag von Otto Janke.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der spanischen Sprache von Dr. S. Gräfenberg unter Mitwirkung von D. Antonio Paz y Mélia. 35.—36. Brief, sowie mit Beilage 4, 5, 6 und Sachregister. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Meyers Volksbücher. No. 1359—1361: Gerstäcker, Mississippi-Bilder. No. 1362. 1363: Grillparzer, Ein treuer Diener seines Herrn. No. 1364. 1365: Grillparzer, Des Meeres und der Liebe Wellen. No. 1366—1368: Grillparzer, Das goldene Vlies. No. 1369. 1370: Grillparzer, König Ottokars Glück und Ende. No. 1371: Grillparzer, Die Jüdin von Toledo. No. 1372, 1373: Grillparzer, Ein Bruderzwist in Habsburg. No. 1374: Grillparzer, Der arme Spielmann. Leipzig, Bibliogr. Institut.

Meyr, Melchior, Ludwig und Annemarie. — Ende gut, Alles gut. (Max Hesses Volksbücherei No. 66—68). Leipzig, Max Hesses Verlag.

Müller-Amorbach, Wilhelm, Eine Geschichte aus dem Spessart. Mit Buchschmuck von J. Ulrich. Aschaffenburg, C. Krebs'sche Buchhandlung (W. Hausmann).

Napoleon I. kurz vor seinem Tode. Nach dem Journal des Dr. F. Antommarchi. Uebertragen von Oskar Marschall von Bieberstein. Erster und zweiter Teil (2 Hefte). Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.

Nietzsche, Friedrich, Nachgelassene Werke. Aus den Jahren 1872/73—1875/76. Zweite, völlig neugestaltete Ausgabe. 1. u. 2. Tausend. Band X. Leipzig, C. G. Naumann.

Nikel, Dr. Johannes, Zur Verständigung über „Bibel und Babel". Breslau, Verlag von Franz Goerlich.

Noë, Heinrich, Gasteiner Novellen. Inhalt: Denkwürdigkeiten eines Erzsuchers. — Etwas von der Schirm-Tanne. — Verirrungen. — Ein Abenteuer auf dem hohen Goldberg. Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Obst, J. G., Goldenes Buch der Erziehung. Wegweiser zur Pflege des gesunden und kranken Kindes vom zartesten Alter an, insbesondere für die Ausbildung der Geisteskräfte. Nebst Winken für die Berufswahl der Knaben und Mädchen, Auskünften über das Lehrlingswesen, den Staatsdienst, die Gehälter, sowie über alle den Militäranwärtern vorbehaltenen Stellen. Breslau, Verlag von Franz Goerlich.

Oeser, Hermann, Aus der kleineren Zahl. Novellen. Basel, Verlag von Helbing & Lichtenhahn.

Olfers, Maria von, Drei Märchen. Erzählt und mit sechs bunten Bildern geschmückt. Zweite verbesserte Auflage. Berlin W. 35., B. Behrs Verlag.

Osten, H. v., Deutsche Vergeltung. Leipzig. E. Kempe.

Paul, Adolf, Die Madonna mit dem Rosenbusch. Eine Alt-Lübsche Geschichte. Erstes Tausend. Hamburg, Alfred Janssen.

Poestion, J. C., Zur Geschichte des isländischen Dramas und Theaterwesens. Vorträge und Abhandlungen herausgegeben von der Leo-Gesellschaft. Wien, Verlag von Mayer & Co.

Photographische Korrespondenz. 1903. Oktober- u. Novemberheft. Wien, Verlag der Photograph. Korrespondenz.

Piper, Kurt, Fegefeuer. Gedichte. Leipzig und Berlin W. 9 bei Karl Henckell & Co. im Sonnenblumen-Verlag.

Popper, W., Fratres sumus. Novellen. Dresden, E. Piersons Verlag. (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler.)

Portig, Gustav, Die Grundzüge der monistischen und dualistischen Weltanschauung. Unter Berücksichtigung des neuesten Standes der Naturwissenschaft. (Sonderabdruck aus dem II. Band von „Das Weltgesetz des kleinsten Kraftaufwandes in den Reichen der Natur und des Geistes.") 1.—3. Tausend. Stuttgart, Verlag von Max Kielmann. 1904.

Przybyszewski, Stanislaw, Schnee. Drama in 4 Akten. München, Verlag Dr. J. Marchlewski & Co.

Quellwasser. Erzählungen für die Jugend. Mit 10 feinen Farbendruckbildern. Leipzig, E. Kempe.

Ri-Ra-Rutsch! Kinderlieder. Berlin, B. Behrs Verlag.

Richter, Ludwig, an Georg Wigand. Ausgewählte Briefe aus den Jahren 1836 bis 1858. Herausgegeben von Eugen Kalkschmidt. Leipzig, Georg Wigand.

Rosegger, Peter, Der Höllbart. Eine Erzählung. Mit des Dichters Bildniss, sowie einer Einleitung von Adolf Stern. (Max Hesses Volksbücherei No. 61—62.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

Samarow, Gregor, Um Zepter und Kronen. Zeitroman. 17. Tausend. Neue einbändige Ausgabe. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Schafheitlin, Adolf, Die Götterfarce. Ein reichsdeutscher Fastnachtstraum. Zürich, Verlags-Magazin (v. J. Schabelitz) Th. Schröter.
— Ginevra. Dramatisches Gedicht in 3 Akten. Zürich. Verlags-Magazin (v. J. Schabelitz) Th. Schröter.

Schanz, Frida, Huberta Soilacher. Waldgeschichte für Jung und Alt. Illustr. von W. Gause. Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Schlicht, Freiherr von, Ein Ehrenwort. Erzählungen aus dem Offiziersleben. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Schmitz, Oskar A. H., Halbmaske. Stuttgart Axel Juncker.

Schoenaich, A. v., Lose Skizzen aus dem Zarenreiche. Berlin 1904, Verlag der Hofbuchhandlung Karl Siegismund.

Schreibershofen, H. v., Mira. Roman. Berlin, W. X, Richard Taendlers Verlag.

Schullern, Heinrich von, Aerzte. Roman. 4. Auflage. Linz-Wien-Leipzig, Oesterreichische Verlagsanstalt.

Schuster, Dr. Georg, Die Geheimen Gesellschaften, Verbindungen und Orden. Dritte bis sechste Lieferung (3 Bände). Leipzig, Theodor Leibing.

Schweiger-Lerchenfeld, A. von, Die Frauen des Orients in der Geschichte, in der Dichtung und im Leben. Mit 11 farbigen, 15 schwarzen Vollbildern und ca. 350 Textabbildungen. Lieferung 11—15. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Sebastian Hensel. Ein Lebensbild aus Deutschlands Lehrjahren. Mit einem Vorwort von Prof. Paul Hensel. Berlin W. 35, B. Behrs Verlag.

Silvester, Ewald, Mein Lied. Gedichte. Berlin, Konkordia, Deutsche Verlags-Anstalt, G. m. b. H.

Smidt, Dr. H., Ein Jahrhundert römischen Lebens. Von Winckelmanns Romfahrt bis zum Sturze der weltlichen Papstherrschaft. Berichte deutscher Augenzeugen. Leipzig, Dyksche Buchhandlung.

Stein, Armin (Herm. Nietschmann), Arnold Strahl. Ein Schülerleben. Mit 3 Farbendruckbildern. Leipzig, Verlag von E. Kempe.

Stein der Weisen, Der, Illustrirte Halbmonatsschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. 12. bis 15. Heft. 16. Jahrgang. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Stifter, Adolf, Die Narrenburg. Erzählung. (Max Hesses Volksbücherei No. 64.) Leipzig. Max Hesses Verlag.

Stökl, Helene und Frau Juliane, Zur Freude. 150 Geschichten und noch eine. Zum Vorlesen, zum Nacherzählen für Mütter, Tanten und alle, die Kinder lieb haben, sowie zum Selbstlesen für artige Kinder. Mit einem Geleitwort von Peter Rosegger. Mit Illustrationen. Ravensburg, O. Maier.

Stosch, Albrecht v., Denkwürdigkeiten, Briefe und Tagebuchblätter. Herausgeg. von Ulrich v. Stosch. Mit dem Bildniss Albrecht von Stoschs. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Streckenbach, Joh., Civilis. Ein Bataverfürst im Kampfe mit Rom. Drama in fünf Akten. Breslau, Schlettersche Buchhandl. A. Kurtze.

Strobl, Karl Hans, Der Fenriswolf. Ein Provinzroman. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

Tavera, Dr. Ernst Schmit Ritter von, Geschichte der Regierung des Kaisers Maximilian I. und die französische Intervention in Mexiko 1861—1867. Mit 2 Planskizzen im Text und einer Karte. 1. u. 2. Band. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof-Buchhändler.

Terenda, Gottfried, Die weisse Frau. Drama in 3 Akten. Leipzig, Verlag von R. Maeder.

Theden, Dietrich, Leben um Leben. Roman. Berlin, Verlagsbuchhandlung Alfred Schall (Verein der Bücherfreunde).

Thiele, Dr. med. Adolf. Zur Philosophie der neuen Frauentracht. Mit Bildmaterial und Umschlag von Fidus. 2. Auflage. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

Tyrolt, Dr. Rudolf, Aus dem Tagebuche eines Wiener Schauspielers 1842—1902. Erinnerungen und Betrachtungen. Mit Porträt und 8 Kostümbildern. Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof-Buchhändler.

Vierordt, Heinrich, Meilensteine. Dichtungen aus dem Leben. Heidelberg 1904. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Prof. Dr. Friedrich Vogt und Prof. Dr. Max Koch. Geschichte der deutschen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Zweite neubearbeitete Auflage. Mit 141 Abbildungen im Text. 27 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich, Aetzung und Holzschnitt, 2 Buchdruck- und 32 Faksimile-Beilagen. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Wied, Karl, Leichtfassliche Anleitung zur Erlernung der türkischen Sprache für den Schul- und Selbstunterricht. Dritte, verbesserte Auflage. Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Witkowski, Dr. Georg, Ludwig Tiecks Leben und Werke. Mit zwei Bildnissen Tiecks und einer Handschriftprobe. Sonderabdruck aus: Ludwig Tiecks ausgewählte Werke in vier Bänden. Herausgegeben von Georg Witkowski. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Wolfgang, H., Lose Lieder. Leipzig, Oswald Mutze.

Wolzendorff, Dr. Gustav, Gesundheitspflege und Medicin der Bibel. (Christus als Arzt.) Studien und Betrachtungen. Wiesbaden, Otto Nemnich.

Zapp, Arthur, Mrs. Carry Redfield. Roman, Berlin W. X., Rich. Taendlers Verlag.

Zeyer, Julius, Geschichten und Legenden. Autorisirte Uebertragung von Paula Lokota und Paul Jos. Harmuth. (Internationale Novellen-Bibliothek, Band 7.) München, Dr. J. Marchlewski & Co.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.